Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Deutsches Museum.

Erster Band.

Jänner bis Junius.

1782.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION
Library
UNIVERSITY OF OXFORD

Inhalt
aller sechs Stücke des ersten Bandes.

Jänner.

Februar.

10. Gö=

März.

April.

12. Langs

Mai.

Junius.

Ver-

Deutsches Museum.

Erstes Stük. Jänner oder Eismond 1782.

I.

Antrittsrede zu Kassel am Geburtstage des Landgrafen,

von

Johann Müller *).

Wir feiern den Tag, welchem die Stadt Kassel ihren neuen Flor schuldig ist ihm haben die Künste und Wissenschaften einen aufgeklärten und eifrigen Schirmherrn; dieses Institut **) einen zweiten Schöpfer, der Soldat neuen Ruhm, der Bürger Wolstand, auch der Bauer die Erlassung der halben Kontribution, und Landräthe zu danken, alle einen milden Vater und Herrn, von welchem die Redekunst schweigt, weil die Historie spricht, und weil ein guter Fürst keine Lobreden bedarf; danken sollen wir ihm durch die Erfüllung seiner Absichten, loben dürfen wir ihn durch Theilnehmung. Denn die Schönheit eines Kör-

*) Diese Rede ist zwar schon gedruckt, wird aber nach der Bestimmung solcher Schriften nicht zu allen den Lesern kommen, die Hrn. Müllers Geschichte der Schweizer kennen, und gern mehr von ihm lesen möchten. Diesen glaube ich also einen Gefallen zu thun, wenn ich das Exemplar, welches ich von meinem Freunde erhalten, im Museum wieder abdrucken lasse. D.

**) Das Collegium Carolinum zu Kassel.

Körpers beruhet auf der glücklichen Zusammenordnung aller seiner Theile, die Schönheit eines gemeinen Wesens auf der betriebsamen und verhältnißmässigen Bestrebung aller Bürger auf gleichen Zweck gemeiner Wolfahrt.

Was im Staat Geschichtlehrer sollen und vermögen, davon haben die Alten durch den Lauf langer Jahrhunderte viele Beispiele auf unsere Zeit hinunter gesandt, Beispiele von so hohem Glanz und von solcher Geistesgrösse, daß man sie unnachahmlich nennen möchte, wenn irgend etwas grosses anderen als trägen Menschen unnachahmlich scheinen dürfte.

Zuerst haben graue Väter dem Kreis lauschender Enkel die Heldenthaten ihrer Voreltern überliefert, wodurch die Tugend erblich, die Geschlechter groß geworden, und in vielen Städten ohne Gesez, ohne Waffen, ihrer Väter wegen, zur Obermacht empor gestiegen. Als aber die Gewalt mit Verlauf der Zeit von den Besten an die Reichsten gebracht worden, sangen Dichter die Helden, zuerst um Brod, nachmals um Geld, und wurden die Musen feil: sie sangen, weil, da noch nichts geschrieben wurde, Sylbenmaaß und Wörterwahl das einige Siegel der ewigen Unveränderlichkeit ihrer Ueberlieferungen schienen. Das Glück dieser Gesänge gab der ganzen Menschheit eine neue Seele, grossen Männern die zweite Unsterblichkeit, und endlich aller Welt eine andere Form, und erhob ganze Nazionen aus dem Rang redender Thiere zu gesitteten Menschen, einige der leztern über alle andere Menschen. Denn, als die Griechen bemerkten, daß der über alle Furcht und Falschheit erhabene Achilles noch 800 Jahre nach dem trojanischen Krieg im Gedächtniß der Sterblichen lebe, war kein edeldenkender Mann, der von dieser Minute unseres Lebens, deren Verlängerung unmöglich ist, nicht gern die Hälfte aufgeopfert hätte, um bei seinen Enkeln, Freunden und Mitbürgern das ewige Andenken seines Namens zu stiften. Wer groß genug war,

war, so zu fühlen, handelte und sprach, gleich als vor den Augen aller Nazionen und Weltalter, mit Hoheit und Würde, liebte den Reichthum nicht wegen dessen Besiz, aber wegen seinem Gebrauch, genoß des Vergnügens, diente ihm aber nicht, und bewies in den damaligen grossen Gefahren, deutlicher als es in irgend einem Zeitraum ward, wie viel Seele und Geist, welche wir uns geben können, wider Macht und Ehren, die das Glük blindlings zuwirft, auszurichten fähig sind.

Vor der allerfeierlichsten Versamlung aller Archonten und Kriegsmänner, und aller aufgeklärten und heldenmüthigen Jünglinge von Athen las jener Halicarnassenser, der Vater der Geschichte, in dem acht und dreißigsten Jahr seines Alters, die Historie der Thaten, durch welche die Griechen das erste der Völker geworden. Wie wenn sie dazumal, wie sie an dem panathenäischen Feste demselben Jüngling begierig horchten, und von ihm zu thatenreicher Ehrbegierde aufs neue sich entflammen liessen, wenn sie gemuthmasset hätten, die Aufopferung deren, welche in den Thermopylen für die lacedämonischen Geseze umgekommen, die weisen Rathschläge ihres Themistokles, der Geist und Anstand, womit ihre Philosophen gelebt, gelehret und gestorben, würden von damals an in dem zwei und zwanzig hundert und sechs und zwanzigsten Jahr noch in unsern hyperboreischen Wäldern, wenn man anders deren Existenz wußte, alle wolgesinte Menschen rühren und entzükken! Wahrlich, die Zuversicht im Gedächtnisse der Menschen zu leben, (welche für woldenkende Gemüther grossen Reiz hat und für Tirannen wahrhaftig die einige übrige Schrekniß ist) wird um so viel zuverlässiger als die Historie älter, der Schauplaz der Welt aber grösser und belebter wird. Auch gewinnen alle Künste des Kriegs, des bürgerlichen und häuslichen Lebens durch dieses Magazin der Erfarung. Es ist bei den Alten und Neuen von allen den grossen Männern, deren jeder seinem

Jahrhunderte den Ton gegeben, genuzt worden: Hiedurch wird es gegen das Vorurteil seiner Unbrauchbarkeit gesichert, und fält ein solcher Vorwurf nur auf diejenigen Geschichtschreiber, die dieses Magazin aus Geiz oder Feigheit verfinstern, oder durch überflüssige Gelehrsamkeit unzugänglich machen, und auf solche Leser, welche Augen haben, aber nicht sehen, und lesen ohne zu denken.

Anstrengung der Arbeit, auserlesene Kentnisse und auszeichnende Einsichten, diese einigen Befriedigungsmittel derjenigen Ruhmbegierde, welche das historische Lob alter Helden entflamt, werden durch den gegenwärtigen Zustand aller Staaten unsern Jünglingen unentbehrlicher als jemals: denn wo ist ein Theil der Welt, oder ein grosser Staat, oder ein Zweig der Geschäfte, der nicht reif werde zu grossen bevorstehenden Veränderungen!

Eine Nazion wie die, welche von den Mauren ihres Roms den grossen Karthaginenser mit unverwirtem Blik gesehen, im Kampf zu Wasser und zu Lande mit aller ihrer Macht, um den Zepter, welchen sie von der Gränze der alten Welt über alle Meere hin an den Ganges und an den Ohio ausgestrekt, wider ein Volk, welches zu dienen verschmähet, weil es von ihr herstamt, und wider das erste und gewaltigste europäische Königreich; — dieses leztere gleich einem feurigen herzhaften Jüngling, der seine Gesundheit unüberwindlich glaubt, weil er nach hundert Ausschweifungen doch noch lebt — einige lange furchtbare Monarchien, deren alte Staatskörper nach und nach vertroknen oder sich auflösen; — andere, welche zu schnel gelebt haben; — einige gemeine Wesen, deren Grundvesten, bis die Gefahr sie wiederum stählt, wie Felsen verwittern oder in Lagunen faulen, oder in Morästen modern: Trümmer von einem andern, dessen fürchterlicher Umsturz die Welt bereits gelehret hat, frei sei nicht, wer niemanden gehorcht, sondern wer zu gehorchen weiß, wem er soll: jenes kalte Heldenland, welchem nach grossen

Par-

Parteiungen und langem Irren im Labirinth mannigfaltiger Geseze die Klugheit eines Einigen gegeben, was ihm fehlte, nemlich ein Haupt mit einem Kopf: ein Riese, der aus jahrhundertlangem Schlaf in des Boreas rauhen Hölen bei unserer Väter Gedenken sich urplözlich aufgeraft, hervorgebrochen, und alle die ihn sahen, erstaunet und geschrekt hat: ein anderer, welchen ein junger Arzt, von langen aufzehrenden Krankheiten kühn und schnell geheilt, in voller Jugendblüthe darstellen wil: zwischen beiden ein König, welcher alles durch sich ist, wil was er sol, und vermag was er wil: mitten auf dem Schauplaz ein grosser baufälliger gothischer Pallast mit vielen grossen und kleinen Zimmern, auf Säulen ruhend, von welchen viele gefallen sind, viele wanken; so ist Europa. Daß der hierarchische Koloß, der sein Haupt in den Himmel verbarg, indessen sein Fuß die Erde erschütterte, auf das Wort einiger Fürsten vor unsern Augen fält und bricht; daß zwei oder drei grosse Männer durch gute Kriegsregeln* zwei Millionen Menschen zum Zaum und Schrekken von 700 Millionen gemacht haben; daß der berufene menschliche Geiz zulezt Papier für Gold genommen und halb Europa bewegt und bereichert wird mit Geldern, die nicht existiren: daß einige Privatmänner, durch Fragen, durch Scherze, durch Sinnsprüche, durch stille kaum bemerkte Untersuchungen das ganze Reich menschlicher Kentnisse und Meinungen in Bewegung geschwemmt haben, dies zu sehen war uns und unsern Vätern vorbehalten: den Erfolg, welchen unsere Nachkommenschaft nicht stilschweigend bewundern, sondern mit fühlen wird, verhüllet unserm Blik die undurchdringliche Zukunft.

Das haben wir von unsern Vorältern vernommen und ist uns durch eigene Erfarung bekräftiget worden, daß bei jedem Glükwechsel — wie viel mehr bei Staatsveränderungen! — keiner dessen, was das Glük ihm ge-

geben, wol aber dessen sicher sei, was er selber in seine Seele gelegt hat.

Preiswürdig ist bei so gestalten Sachen, da man sich zu allem bereiten muß, daß des Herrn Landgrafen Durchlaucht besonders den Fortgang der Historie wünschen! Sie lehrt Jünglinge, den Weg der grossen Männer wandeln; ungeschärften Augen bleibt er verborgen wie der Weg des Adlers in der Sonne: Sie lehrt, über nichts erstaunen; und Geistes Gegenwart ist im Leben die Summe aller Weisheit, im Krieg der halbe Sieg: Die Geschichte ist eine moralische Gymnastik; wie Thucydides, wie Davila sie beschrieben, bestehet sie aus Aufgaben über Staat und Krieg, deren Auflösung den Geist in grossen Betrachtungen übt: Auch kan sie die Probeschule der jungen Gemüther sein. O Jüngling, wer du auch sein magst, wenn dich Leonidas, wenn die geliebte Schaar die bei Chäronea fiel, wenn die 300 Fabier, beide Decier und Arnold Winkelried ungerührt lassen, wenn du Hannivals lezten Kampf in dem Feld bei Zama, Cäsars Geist im Streit wider die sterbende Freiheit Roms, wenn du Heinrich bei Ivri und Friedrich bei Leuthen mit kaltem Blute sehen kanst, wenn Demosthenis und Chathams Donner dich nicht erschüttern, wenn du mit trokner Auge liesest, wie der Held bei Mantinea, der bei Lützen, der bei Quebek umgekommen, dann gehe hin, werde Vater von Helden, ein Held wirst du nie. Wenn du aber bewegt wirst, Landgrafen Philipp mit fast keinen Waffen als der Unüberwindlichkeit seines Muthes gegen eine emporkeimende Weltmonarchie für die deutsche Freiheit im Gefechte zu sehen, Hessen getrent, geächtet, erschöpft, verrathen, unter einem Kinde, durch eine Landgräfin behauptet, vergrössert, mit allen Kronen verbunden zu finden, wenn du gierig forschest, wie die Hessen am Aetna, wie sie auf dem Peloponnesus, wie unter Eugen in den Gefilden Hungarns, wie gegen die französische Macht, wie

wie sie in ganz Deutschland und jenseits dem Weltmeer — quae caret ora cruore nostro! — bald glorreich gefallen, bald ruhmvoll gesieget, dann stamst du von den alten Catten: Deine Adelprobe ist, daß du ihnen gleich siehst.

Wenn die Geschichtlehrer besagtermassen die Archive der Menschheit in Schulen für aufblühende Geschlechter verwandeln, wenn sie nach dem Vorbild, welches einer aus ihnen, der Kavalier Nani, hinterlassen hat, gleich als *Diktatoren* der Helden ihre Absichten durchdringen und ihre Verdienste messen, und als Richter der Vorwelt und Lehrer der Nachwelt gerechten Ruhm auf ewig weihen, erschlichnen aber auf ewig schänden und ächten, und wenn sie so dem Strahl gleich werden, der durch Auslöschung eines einigen Buchstabens aus Cäsar einen Gott gemacht, *) alsdann ist unser Dienst und Leben der ernsten Majestät unserer Muse würdig: im Staat aber, wo das Glük Thaten zu verrichten, vom Schiksal einigen wenigen Auserwählten vorbehalten wird, ist auch der kein verächtlicher Bürger, welcher durch die lebhafte Darstellung alter Tugenden derselben heiligen Zunder im Herzen der Jünglinge unterhält.

Allein indessen ich die hohe Gnade unsers durchlauchtigsten Herrn, hiezu mich berufen zu haben, dankbar verehre, und wünsche, daß der Erfolg dieser Entschliessung dem Glük der übrigen Anstalten dieses grossen Fürsten gleich werde, schrekt mich am Eingang der Laufbahn das weit vorgestekte Ziel: denn in vielen hundert *Jahren* ist nur wenigen Sterblichen gegeben, dasselbe zu erreichen. Mir bleibt keine Hofnung, ausser in der auf-

*) Aesar sol gallisch Gott geheissen haben. Vom Namen Cäsar an einem öffentlichen Denkmal zu Rom schlug der Stral den ersten Buchstaben aus. Dieses wurde für eine Erklärung Jupiters gehalten, daß Cäsar Gott geworden.

muntерnden Gnade Seiner Durchlaucht, und in dem Wolwollen derjenigen, die mit gleichem Gemüthe wie ich, und mit mehr Geschik die Erfüllung seiner Absichten zu ihrer Beschäftigung machen. Diesen empfehle mich die Güte meiner Sache und Absicht! Von ihrem weisen Rath geleitet und von ihrer Freundschaft beseelt, wird Arbeit mir zur Lust und Mühe ein Vergnügen werden:

Bella tunc et paces longum diffundam in aevum!

2.

Frankreichs Handel nach Hamburg, während zehn Jahren von 1767 bis 1776.

Im Jahr 1767 kamen 180 mit französischen Waaren beladene Schiffe nach Hamburg; nämlich:

Aus Dünkirchen 13. Havre de Grace 31. Rouen 10. St. Malo 5. Nantes 24. La Rochelle 7. Charente 3. Bayonne 6. Libourne 5. Cette 3. Marseille 5. Bourdeaux 68.

Die Waaren welche sie brachten, bestanden in Koffee, 21,612 Bariquen, in Zukker 32067 Bariquen, Indigo 676 Bar. Wein 26088 Bar. Brantewein 1138 Stükfaß. Oel, 449 Bar. Seife, 546 Küsten. Der sämtliche Werth derselben betrug 26,093,530 Livres.

Im Jahr 1768. Zahl der Schiffe 158, nämlich:

Aus Dünkirchen 12. Havre 29. Rouen 12. St. Malo 12. Morlaix 2. Nantes 17. Bayonne 5. L'Orient 2. La Rochelle 8. Bourdeaux 47. Libourne 3. Charente 1. Cette 5. Marseille 3.

Waa-

Waaren: Koffee 19,465 Bar. Zukker 24,556 Bar. Indigo 649 Bar. Wein 22,102 Bar. Brantewein 875 Stükfaß. Oel 658 Bar. Butter 772 Bar. Seife 183 Kisten. Sämtlicher Werth, 22,259,304 Livr.

Im Jahr 1769. Zahl der Schiffe 195, nämlich:

Aus Dünkirchen 12. Havre de Grace 35. Rouen 15. Morlaix 1. St. Malo 6. Nantes 25. L'Orient 1. La Rochelle 8. Bayonne 5. Bourdeaux 73. Libourne 2. Marseille 5. Cette 7.

Waaren: Koffee 23,219 Bar. Zukker 31,642 Bar. Indigo 675 Bar. Wein 26,825 Bar. Brantwein 2364 Stükfaß. Oel 305 Bar. Glaß 132 Ladungen. Sämtlicher Werth, 27,233,880 Livr.

Im Jahr 1770. Zahl der Schiffe 145, nämlich:

Aus Dünkirchen 6. Diepe 1. Rouen 10. S. Malo 7. Havre 27. Nantes 12. La Rochelle 7. Bayonne 9. Bourdeaux 53. Charante 2. Cette 3. Marseille 8.

Waaren: Koffee 19,941 Bar. Zukker 22,698 Bar. Indigo 708 Bar. Wein 26,238 Bar. Brantwein 434 Stükfaß. Oel 423 Bar. Glaß 307 Ladungen. Sämtlicher Werth, 21,479,702 Livr.

Im Jahr 1771. Zahl der Schiffe 178, nämlich:

Aus Dünkirchen 9. Dieppe 1. Morlaix 1. Havre 28. Rouen 8. Nantes 22. La Rochelle 8. Bayonne 9. Bourdeaux 70. Marseille 7. Cette 5. Libourne 2. St. Malo 8.

Waaren: Koffee 250,018 Bar. Zukker 32,927 Bar. Indigo 627 Bar. Wein 20,893 Bar. Brantwein

723 Stükfaß. Oel 452 Bar. Glas 214 Bar. Butter 1250 Bar. Sämtl. Werth, 25,766,128 Livr.

Im Jahr 1772. Zahl der Schiffe 209, nämlich:

Aus Dünkirchen 12. Dieppe 1. Rouen 10. Havre 23. St. Malo 8. Morlaix 3. Nantes 27. La Rochelle 11. Bayonne 10. Bourdeaux 89. Marseille 6. Libourne 3. Cette 6.

Waaren: Koffee 22,030 Bar. Zukker 27,484 Bar. Indigo 559 Bar. Wein 26,344 Bar. Brantwein 686 Stükfaß. Oel 1200 Bar. Glas 321 Ladungen. Butter 344 Bar. Sämtl. Werth, 23,773,953 Livr.

Im Jahr 1773. Zahl der Schiffe 209, nämlich:

Aus Dünkirchen 8. Dieppe 1. Havre 34. Rouen 5. St. Malo 7. Nantes 31. La Rochelle 11. Bayonne 9. Libourne 3. Bourdeaux 88. Marseille 6. Cette 6.

Waaren: Koffee 27,711 Bar. Zukker 28,050 Bar. Indigo 744 Bar. Wein 33,130 Bar. Brantwein 1943 Stükfaß. Oel 386 Bar. Glas 156 Ladungen. Sämtl. Werth, 27,656,113 Livr.

Im Jahr 1774. Zahl der Schiffe 185, nämlich:

Aus Dünkirchen 12. Dieppe 1. Rouen 8. St. Malo 1. Morlaix 2. Havre 35. Nantes 19. La Rochelle 9. Bayonne 6. Bourdeaux 76. Marseille 7. Cette 6. Libourne 3.

Waaren: Koffee 30,114 Bar. Zukker 21,380 Bar. Indigo 809 Bar. Wein 30,743 Bar. Brantwein 991 Stükfaß. Oel 2301 Bar. Glas 356 Ladungen. Butter 535 Bar. Sämtl. Werth, 27,324,329 Livr.

Im

Im Jahr 1775. Zahl der Schiffe 211, nämlich:

Aus Dünkirchen 15. Morlaix 2. Dieppe 2. St. Malo 3. Havre 36. Rouen 12. Nantes 18. La Rochelle 9. Bayonne 10. Bourdeaux 85. Marseille 8. Libourne 7. Cette 3. L'Orient 1.

Waaren: Koffee 30,549 Bar. Zukker 31,080 Bar. Indigo 783 Bar. Wein 25,454 Bar. Brantwein 597 Stükfaß. Oel 585 Bar. Glas 598 Ladungen. Butter 1102 Bar. Sämtl. Werth, 30,883,542 Livr.

Im Jahr 1776. Zahl der Schiffe 183 nämlich:

Aus Dünkirchen 9. Dieppe 2. St. Malo 5. Morlaix 1. Havre 44. Rouen 10. Nantes 11. Bayonne 13. Bourdeaux 67. Marseille 5. Cette 9. La Rochelle 7.

Waaren: Koffee 29,795 Bar. Zukker 20,211 Bar. Indigo 765 Bar. Wein 26,610 Bar. Brantwein 1167 Stükfaß. Oel 537 Bar. Glas 204 Ladungen. Butter 302 Bar. Sämtl. Werth, 25,487,665 Livr.

Nach diesen Angaben hat im Durchschnitt der Werth aller aus den genanten französischen Häfen nach Hamburg ausgeführten Waaren betragen,

von	Dünkirchen	260,178	Livr.
—	Dieppe	19,585	—
—	Havre	4,041,831	—
—	Rouen	3[illegible],857	—
—	Morlaix	4[illegible],545	—
—	St. Malo	648,830	—
—	Nantes	2,846,400	—
—	La Rochelle	802,374	—
—	Bayonne	392,202	—
—	Bourdeaux	14,983,519	—

von

von Marseille	475,361	Livr.
— Libourne	132,773	—
— Cette	72,067	—

Aus sämtlichen französischen Häfen aber im Durchschnitt jährlich 25,795,811 Livres, wovon Bourdeaux allein über die Hälfte gehört.

Diese Schäzung ist nach dem bei den französischen Zöllen angegebenen Werth der Waaren bestimt, welcher aber gewönlich kaum die Hälfte des wahren Werths erreicht. Man kan daher zuverlässig annehmen, daß der Betrag aller zur See jährlich nach Hamburg gebrachten französischen Waaren wenigstens 40 Millionen Livres ist. Ausserdem führet Frankreich auch noch einen ansehnlichen Handel mit Hamburg zu Lande, in Seide, und allen Arten von Galanteriewaaren, dessen Betrag man ohngefähr jährlich auf 5 Millionen Livr. schäzet.

Nach diesen zuverlässigen Angaben geht also jährlich bloß durch den Kanal von Hamburg und für die angeführten Waaren, aus Deutschland und einigen nordischen Landen, die durch Hamburg versorgt werden, gegen zwölf Millionen Thaler und ohne Zweifel zum grösten Theil in baarem Gelde weg, da der Produkte, welche Frankreich von uns bedarf, so wenige sind. So beträchtlich auch der Antheil Hamburgs an dem algemeinen deutschen Handel ist; so kan man doch nach den hier angegebenen Datis noch lange nicht auf den Betrag aller französischen Produkte, die jährlich nach Deutschland kommen, schliessen. Denn 1) sind hier noch nicht alle Waaren aufgeführt, die wir jährlich von Frankreich bekommen, z. E. Tücher, welches in manchen Ländern ein wichtiger Artikel ist. 2) versorgt ausser Hamburg auch Holland, so wie Bremen, Stettin, Lübek, Frankfurt ꝛc einen ansehnlichen Strich Deutschlands mit französischen Waaren. 3) Sehr viele deutsche Lande, besonders die grössere, führen izt einen direkten Handel mit Frankreich,

und holen sich die Produkte, die sie zu ihrer Konsumtion und Manufakturen gebrauchen, selbst, die sie ehemals durch die Zwischenhände der Hamburger und Holländer 2c. erhielten. Der Betrag dieser unmittelbaren Einfuhr in alle einzelne deutsche Staaten läßt sich schwerlich berechnen, aber er muß sehr beträchtlich sein, und bei den izigen Handlungsgrundsäzen der deutschen Regierungen noch immer mehr werden. Man darf daher aus dem verminderten Betrag der Einfuhr französischer Produkte in Hamburg (die sich vielleicht aus ähnlichen Tabellen von 30 — 40 Jahren ergeben dürfte) nicht auf eine algemeine Verminderung schliessen; denn was izt die deutschen Lande, jedes einzeln für sich holen, geht natürlich dem Hamburger ab, der ehmals für alle einkaufte. Vielmehr geht warscheinlich aus Deutschland mehr Gold nach Frankreich für dieselbe Menge Waaren, wenn jeder Staat seine Bedürfnisse unmittelbar holt, als ehmals durch die Hansestädte, welche den Preis mehr bestimmen konten, da sie die Bedürfnisse der Länder, welche sie versorgten, genauer kanten, und der französische Verkäufer mehr an sie gebunden war. Dagegen ist izt die Konkurrenz der Käufer grösser, die Kosten der Fracht, Assekuranz und Gefahr sind gewehrt, wie dieses Hr Prof. Büsch in seinen kleinen Schriften von der Handlung, Leipz. 1772. p. 121 2c. durch das Beispiel des Zuckerhandels, nach meiner Einsicht, vortreflich und ungemein deutlich entwickelt hat.

Während der zehn Jahre, nach welchen hier der französische Handel auf Hamburg beschrieben ist, befand sich Frankreich in dem volkommensten Frieden gegen alle Staaten von Europa. Der izige Krieg hat nun auch diesen Zweig seiner Schiffahrt und Handlung geschwächt, und besonders die Einfuhr der westindischen Produkte fast ganz gehemt. Zwar haben vermutlich auch während des Friedens nicht vorzüglich französische Schiffe die Produkte

ihres

ihres Landes nach Hamburg gebracht, sondern dieses wird mehr durch hamburgische und andre Schiffe geschehn sein.

Gewiß aber werden die französischen Schiffe während des Krieges nicht häufig es wagen, sich den Gefahren, die ihnen englische Flotten und Kaper drohen, auszusezen, oder sie finden auch vorteilhaftere Beschäftigungen, als die Fahrt nach Hamburg. Ich weiß nicht, ob die Schiffer der lezteren Stadt selbst sich während des Kriegs viel mit dem unmittelbaren französischen Handel abgeben dürfen, da mir Englands Kommerzverbindungen mit Hamburg nicht bekant sind, auf welche es hiebei vornemlich ankommen würde.

Frankreich schränkt den hamburgischen Handel mit seinen Feinden nach dem neuesten Kommerztraktat vom 1. April 1769 und desselben Art. 14—18 (s. denselben in Hr. Mosers Europ. Völkerrecht VII. p. 492) dahin ein, daß 1) alle eigentliche Kriegsgeräthschaften, aber nicht Schiffsbedürfnisse Kontrebande sind, 2) daß nach einem wirklich blokirten oder belagerten feindlichen Ort keine Schiffahrt statt finde, 3) daß alle dem Feinde gehörige Waaren auf Hanseestädtischen Schiffen konfiscirt werden, doch diese Schiffe mit ihrer übrigen Ladung frei bleiben, 4) alle den Hanseestädtischen Unterthanen gehörige Güter auf feindlichen Schiffen gleichfals konfiscirt werden. Man sieht, daß diese Bestimmungen sehr hart und dem hanseestädtischen Handel nachteilig sind, da nach denselben weder Freundes Schif des Feindes Gut, noch Freundes Gut des Feindes Schif befreien kan, und ein englisches Gut nach Hamburg, oder ein hamburgisches nach England nur dann mit Sicherheit vor dem französischen Kaper gebracht werden kan, wenn das Eigentum des Hamburgers an demselben bewiesen wird. Wenn in dem gegenwärtigen Kriege dieser Traktat streng beobachtet wird, (woran ich doch wegen der Seltenheit französischer Kaper in der Nordsee fast zweifeln möchte) wenigstens durch die

Mög-

Möglichkeit der Gefahren, welche er drohet, die Assekuranz erhöhet ist; so ist eine natürliche Folge, daß die Schiffahrt der übrigen neutralen Nazionen, welche nicht so drückende Verbindlichkeiten haben, der hamburgischen Abbruch thun müsse.

Dohm

3.

Die Kelle.

Die Kelle ist eine grosse unterirdische Grotte, eine Stunde von Ellrich. Hr. von Rohr hat sie in seinen Merkwürdigkeiten des Unterharzes beschrieben, aber freilich ohne Gefül für Schönheiten der Natur. Eine umständliche Beschreibung wäre hier wider die Absicht. Es mag genug sein, zu sagen, daß diese Höle in einem kleinen Eichen- und Buchenwalde liegt; womit eine Strecke von Bergen besezt ist, die, nach der Mittagseite, aus hohen weissen, sehr schroffen Felsenwänden bestehen, von deren Spize man eine sehr schöne Landschaft übersieht. Man erblickt die Höle selbst nicht eher, als bis man dem Eingange gegenüber steht. Allein um in die Höle zu kommen, muß man einen steilen Weg von etwa 100 Schritten hinabgehen. Das Portal der Höle ist ohngefähr 80 Fuß hoch, beinah eben so breit, oben mit herabhängenden Bäumen und Gesträuchen bekränzt, das Ganze eine steile Felsenwand von alabasterartigem Kalkstein, in einen halben Zirkel ausgehölt, und oben etwas gewölbt. Durch diese hohe, weite Oefnung sieht man von der Höhe in die Grotte selbst hinein. Ein schauerlicher Anblick! Durch das Portal und durch eine zirkelförmige Oefnung in der Kuppel der Grotte, von etwa 6 Fuß im Durchmesser, fält ein mäßiges Licht hinein; die Stralen

Stralen brechen sich auf der Fläche des Wassers, womit der Boden größtenteils bedeckt ist; nach und nach unterscheidet man die verschiedenen Gruppen und sieht im Hintergrunde einen gewölbten Felsen, der völlig der Beschreibung alter Dichter von dem Eingange zur Höll' entspricht. Die Gewölbe der Baumannshöle und andrer solcher unterirdischen Grotten in Deutschland, sind inwendig grösser und schöner; aber was den Anblick von aussen betrift, erreicht keine die Schönheit der Kelle. Reisende, die Italien gesehen haben, versichern, daß auch keine der welschen Hölen einen so romantischen Eingang habe. Da immer mehr Kalksteine herabfallen, so wird endlich einmal das ganze grosse Gewölbe zusammen stürzen. Die Oefnung, welche zu Tage ausgeht, ist umzäunt, damit das Vieh, welches hier weidet, nicht durchfalle.

Die Höle liegt kaum einen Büchsenschuß von Wülferode. Dies war sonst ein Dorf, ist aber jezt ein blosses Landhaus, das der Verf. der folgenden Ballade im Sommer bewont. Freunde, die ihn hier besuchen, pflegt er gewönlich nach der Höle zu führen, und unter den Buchen, dem Eingange der Grotte gegenüber, einen Nachmittag mit ihnen zuzubringen, denn bei dem schwülsten Wetter ist es hier kühl, und in der Grotte selbst läuft man grosse Gefahr, sich heftig zu erkälten. Bischofrode ist ein adliches Gut, gleich hinter dem Kellholze, das jezt dem Hr. Baron Spiegel zum Diesenberge, Domdechanten in Halberstadt, gehört, und Appenrode ein Dorf, eine halbe Stunde von Wülferode. Das Kellholz mit seiner Höle, liegt zwischen diesen 3 Orten in der Mitte. So viel war nötig, wenn fremde Leser die Ballade selbst verstehen solten.

Nur

Nur frisch, ihr Herrn und Damen! gleich
sind wir an unsrer Höle.
Seht da! — Nicht wahr, es fährt auch Euch
ein Schauer durch die Seele?
Wohlan! Nehmt Plaz! Warum ihr das
empfindet, sol't ihr hören;
erst aber lasset uns ein Glas
auf's Wohl der Todten leeren.

Nun! Sizt ihr alle? — Hört denn an!
Nicht lang vor Luthers Tode,
bewont' ein wakrer Edelmann,
Herr Veit von Wülferode,
das Haus, woher wir kommen; doch
lag freilich Muskateller,
nicht solcher Bleichert, damals noch
in dieses Hauses Keller.

Zwei Kinder hatte Veit. Sein Friz,
verlobt mit Fräulein Golze
zu Bischofsrod', des Vaters Siz,
gleich hinter diesem Holze,
kam oft auf dieser Stelle hier
mit seiner Braut zusammen. —
Doch, noch ein Glas! Mir fängt es schier
im Gaumen an zu strammen.

Nun! Eine Tochter hatt' auch Veit,
die *jung* zu einer Muhme
nach Dresden kam, wo Adelheid,
(So hieß sie) um die Blume
der Unschuld, sich, im Augenblik
des Taumels, ließ bethören.
Sie floh, doch Furcht hielt sie zurük,
zum Vater heim zu kehren.

Aus Appenrode kam von ihr
zum Bruder Friz ein Bote,
Sie harre bei der Kelle hier
Sein mit dem Morgenrothe.
Friz mit des Tages Anbruch fort,
und seht (den Plaz umzäunte
die Nachwelt) bei der Eiche dort,
saß Adelheid und weinte.

Sie schwieg, so viel auch Ungeduld
und Neugier Fragen thaten,
und ließ den Bruder ihre Schuld
erst nach und nach erraten.
Sie sank für Schaam in seinen Arm,
und floß in Thränen über,
und schluchste nur: „Erbarm, erbarm
auch izt dich mein, o Lieber!„

„Gieb dich zufrieden, gutes Herz!
Ich liebe dich noch immer.
Nur häufe Schmerzen nicht mit Schmerz
und stille dein Gewimmer.
Hier hast du meine rechte Hand,
dein Friz wird treulich sorgen
Für dich und deiner Liebe Pfand,
und alles bleibt verborgen.„ —

Gertrud von Golze gieng oft früh
in dieses Holz spazieren;
das Unglük mußt' auch heute sie
nah an die Kelle führen.
Hier hört sie eine Stimm' und spizt
das Ohr, schleicht durch die Hekken
sich immer näher hin, und izt —
denkt selbst Euch ihren Schrekken.

„Fü

„Für sie und ihrer Liebe Pfand
will Friz getreulich sorgen?
Bin ich bei Sinnen, bei Verstand?
Ist's Traum? ist's Nacht? ist's Morgen?
Sie stehen auf — sie gehen fort! —
Was thu' ich? Folg' ich ihnen?
Kan solch ein Scheusa' noch ein Wort
aus meinem Mund verdienen?„ —

Friz und die Schwester waren grad
an jenen Schlund, den oben
ihr im Gewölb der Höle saht,
als durch's Gebüsch gestoben
das Fräulein kam. „Ist das die Braut?„
Fragt hönisch sie und bitter,
indem sie auf die Schwester schaut,
und lächelnd sprach der Ritter:

„Ei, ei! das Horchen thut nicht gut!
Wenn ich mich nun beklagte?„ —
Sie aber stieß mit voller Wut
Ihm vor die Brust, und sagte:
„Fort Bösewicht! Bist du noch kühl
dabei, daß dein ich spotte?„ —
Friz wich zurük, und glitscht' und fiel
hinab in diese Grotte.

„Mein Bruder! ach! mein Bruder!„ schrie
das Fräulein Adelheide,
und sank erblassend in die Knie,
erdrükt von so viel Leide.
„Was? Er dein Bruder? Nun, so flieg
dem Teufel nach zur Hölle!„
Sprach Gertrud. Adelheide schwieg;
tod war sie auf der Stelle.

Gertrude floh durch Busch und Dorn;
Gewinsel aus der Höle
hielt hier sie auf; weg war ihr Zorn,
voll Mitleid ihre Seele.
Als sie herab zur Grotte sprang,
lag Friz von Wülferode
zerschmettert an der Erd' und rang
Zähnknirschend mit dem Tode.

„Friz, Friz, was machst du? kenst du mich
nicht mehr? Ich bin ja Trute!
Sieh auf! ich bin nicht bös' auf dich!
Was ist das? — Schwimst in Blute?„ —
Sie faßt ihn bei der Hand, doch schier
sank schwer wie Blei die nieder;
Friz schlug die Augen auf, sah stier
sie an, und schloß sie wieder.

Aus seiner Tasche hieng von Flor
ein Tuch, das sie ihm stikte;
Sie zog's, und ach! den Brief hervor,
den Adelheid' ihm schikte.
Das Fräulein las, sank hin und lag
die Händ' auf Friz gefaltet;
als sie erwacht' am Nachmittag,
war Friz bereits erkaltet.

Gertrude, fühllos, dumpf und krank
am Leib und an der Seele,
saß ohne Speis' und ohne Trank
drei Tag in dieser Höle.
Ihr Vater und sein Hofgesind
durchstöbert' alle Sträuche,
und fand zulezt das schöne Kind
im Schlaf' auf Frizens Leiche.

Sie

Sie blieb am Leben, doch betrog
die Hofnung manchen Freier
um ihre Hand. Das Fräulein zog
ins Kloster, nahm den Schleier,
und saß, wenn alles schlief, und wacht'
und weint' auf ihrer Zelle,
und starb. — Oft hör' ich izt bei Nacht
sie trauren in der Kelle.

Das Horchen thut, sprach Friz, nicht gut,
doch Eifersucht noch minder.
Drum, bitt ich, seid auf Eurer Hut,
ihr guten, schönen Kinder!
Denn vorgethan und nach bedacht
wie wir zu oft vergessen,
hat manchen in groß Leid gebracht. —
Doch, komt zum Abendessen.

Göking.

4.

Kurze Vergleichung der neuen preussischen, mit der neuen österreichischen Prozeßordnung.

Einem Deutschen, der sein Vaterland liebt, muß es der angenehmste Anblik sein, wann er seine Nazion von *einem* Grade der Kultur zum andern geschwinde fortgehen *siehet*, und doppelt groß muß sein Vergnügen sein, wann er bemerkt, daß die Fortschritte nicht bloß in Verfeinerung unerheblicher Dinge bestehen, sondern daß die Verbesserung auch solche Gegenstände trift, die die Grundpfeiler der Staaten ausmachen, die auf das Glük der menschlichen Geselschaft unmittelbaren Einfluß haben, und die

die dennoch bisher von manchen Nazionen, selbst von den polizierteſten, gar sehr vernachlässiget worden sind.

Daß die Gesezgebung über die Form der Rechtspflege in Civilsachen ein solcher grosser und wichtiger Gegenstand sei, bedarf keines Beweises; und daß dennoch die Gerichtsverfassung und die Prozeßordnungen fast durchgehends noch die Spuren einer grossen Barbarei an sich tragen, beweisen die Beispiele derjenigen Nazionen, die als die aufgeklärtesten in Europa bekant sind.

Von Frankreichs Civilprozeß ist die Verworrenheit, Langsamkeit, Kostbarkeit rc. überall bekant, und selbst in England, einem Lande, das wegen seiner Gesezgebung und wegen der dreisten Unparteilichkeit seiner Richter mit Recht so berühmt ist, muß der Kläger noch, beim Untergerichte 360 Rthlr. und beim Obergerichte 1200 Rthlr. Kostenvorstand machen, wovon die Advokatenrechnungen am Ende selten das geringste übrig lassen. In der That, eine Rechtspflege die viel zu theuer ist, als daß sie sich jederman verschaffen könte, und die folglich in den meisten Fällen wenig besser als gar keine ist.

Von Deutschlands Bemühungen, den sogenanten Reichsprozeß zu vervolkommen, fehlt es weder in diesem, noch in den nächstverflossenen Jahrhunderten an häufigen Beispielen. Vermutlich aber liegen in der Verfassung des deutschen Reichs so viel widerstrebende Hindernisse, daß es unmöglich ist, dem Ziele sehr nahe zu kommen.

Ein desto grösserer und gewisserer Erfolg hingegen läßt sich den Bemühungen versprechen, die einzeln von Deutschlands größten Häusern, zum Wahl ihrer weitläuftigen, in und ausser Deutschland gelegenen, und von den Reichsgerichten unabhängigen Staaten in diesem Stükke angewendet werden, und wovon eben jezt dem Publiko zwei neue Beispiele vor Augen liegen.

Fast

Fast zu gleicher Zeit sind in Deutschland in dem gegenwärtigen, deshalb merkwürdigen Jahre zwo ganz neue Prozeßordnungen erschienen, die eine für die österreichischen, die andere für die preussischen Staaten. Die Verordnungen, wodurch sie als öffentliche Geseze bekant gemacht und vorgeschrieben werden, sind der Zeit nach nur um wenig Tage verschieden. Die preussische ist vom 26sten April, und die österreichische vom 1sten May dieses Jahres. Die österreichische führet den Titel; „Algemeine Gerichtsordnung für Böheim, Mähren, Schlesien, Österreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Gerz, Gradiska, Triest, und die Vorlande. Die preussische macht von dem ersten Buche des Corp. jur. Frid. den 1sten u. 2ten Theil aus, und erstrekket sich auf sämtliche Länder, woraus der preussische Staat zusammengesezt ist.

Bei Vergleichung dieser beiden Geseze fält sehr bald in die Augen, daß sie ausser der algemeinen Absicht, das Glük der Völker durch Einführung einer bessern Rechtspflege zu vermehren, fast nichts gemein haben. Alles übrige, Veranlassung, Plan, Umfang, Einrichtung und Ausführung, sind sich in keinem Stükke gleich. Selbst der Standpunkt und das Ziel beider Verfasser sind so sehr verschieden, daß es natürlicher Weise blosser Zufall ist, wann sie irgendwo zusammen treffen.

Die nähere Veranlassung und Absicht des österreichischen Gesezes, ist (ausser dem angeführten Hauptendzwek eine reinere Rechtspflege zu bewirken) in der vorgedachten Verordnung vom 1sten May 1781. mit den Worten, „um in unsern gesamten deutschen Erblanden eine Gleichförmigkeit des Verfahrens einzuführen,„ angegeben.

Die Absicht des preussischen Gesezes hingegen gehet ungleich weiter, und ist theils in dem vorgedrukten Kabinetsbefehl vom 14ten April 1780, theils in dem Vorbe-

richte sehr umständlich angegeben. Denn alles, was jezt durch die neue österreichische Gerichtsordnung für die dortigen Lande geschiehet, ja noch ungleich mehr, war schon im Jahr 1748. für die preussischen Staaten durch und bei Einführung des jezt abgeschaften Codicis Fridericiani geschehen. Seit der Zeit hatte eine mehr als 30jährige Erfarung gewiesen, wie weit auf diesem Wege zu kommen möglich sei, und da solches nicht hinlänglich schien, da der Grad von Glükseligkeit, welcher durch die möglichste Verbesserung der alten gewönlichen Verfarungsart seinem Volke verschaffet werden könte, dem preussischen Gesezgeber noch kein Genüge that, so beschloß er, sich keine Schwierigkeit abschrekken, und kein Hinderniß seiner woltätigen Absichten, so sehr es auch durch Alter und Gewonheit geheiliget sein möchte, stehen zu lassen, sondern unverzüglich ein einfaches, dem Endzwek völlig angemessenes Verfahren, durch eine ganz neue Prozeßordnung einzuführen. Und dieses Unternehmen, wovon die Schwierigkeit unsäglich, und die Arbeit unermeßlich war, ist zu jedermans Erstaunen, in weniger als Jahresfrist völlig ausgeführet worden.

Da bei Entwerfung des österreichischen Gesezes die Absicht nicht war, das Verfahren in Prozeßsachen völlig umzuschmelzen, sondern nur das gewönliche in Uebereinstimmung zu bringen, so ist der Inhalt der neuen österreichischen Gerichtsordnung der gewönliche, älterer Prozeßordnungen, besonders in manchen Stükken des jezt abgeschaften Codicis Frid., jedoch mit einigen Veränderungen und besonders mit grossen Auslassungen und Verkürzungen.

Der Inhalt des preussischen Gesezes ist durchaus neu, aus keinem älteren Geseze genommen, sondern bloß von der Natur des Gegenstandes abstrahirt, und der Reichthum von Erfarungen ist allein dazu genuzt, um die Vorschriften zwar im Algemeinen möglichst zu simplificiren,

sie

sie aber auch zugleich den Ausnamen und besondern Fällen so genau und bestimt anzupassen, daß der Endzwek überall auf dem kürzesten Wege erreicht werden könne.)

Der Plan des österreichischen Gesezes, und die Folgeordnung der Titel scheint in manchen Stükken unbequem zu sein, welches ein Paar Beispiele deutlich machen werden. Die Lehre vom Verfahren in Konkursen ist zu den Aufordrungsklagen (Provocationibus ad agendum) gezogen, und dadurch von den genau damit verbundenen Materien, von Abtretung der Güter, von Behandlung der Gläubiger ꝛc. ganz getrennet worden. Der Titel, von der Befugniß zu klagen ꝛc. folgt erst nach, da im vorhergehenden das ganze, mündliche und schriftliche Verfahren, ja selbst die Lehre von der Wiederklage schon abgehandelt ist. Ferner der Titel von der Vorladung und Insinuation, der nach dem Gang der Sachen bald zu Anfange hätte stehen müssen, ist beinahe der lezte im ganzen Buche, u. d. m.

Der Plan des preussischen Gesezes scheint ganz aus der Natur geschöpft, und allenthalben mit philosophischer Genauigkeit angelegt zu sein. Ueberall, sowol im Ganzen, als bei den einzelnen Theilen, wird vom Algemeinen zum Besondern fortgegangen, und so ist im ersten Theile der ordentliche Prozeß nach allen seinen Gliedern und Abtheilungen volständig abgehandelt, und in dem folgenden zweiten Theile sind die besondern Prozeßarten, bei welchen ein etwas verschiedenes Verfahren statt findet, als so viel Ausnamen, begriffen, die Titel und Materien aber folgen gerade so auf einander, als beim wirklichen Verfahren die Sachen auf einander folgen, so daß in allen Stükken und bei allen Vorschriften die natürlichste Ordnung beobachtet worden ist.

Die Kürze des österreichischen Gesezes ist ausserordentlich. Das Ganze beträgt 437 §phen, wovon die mei-

sten so kurz sind, daß sie kaum drei oder vier Zeilen ausfüllen. Die Hauptursachen davon bestehen darinne; Erstlich, daß fast überall nur die ersten Linien angegeben, und nur das Allgemeinste vorgeschrieben, der ganze Detail hingegen der Willkühr der Richter und Advokaten, wie es scheint, gänzlich überlassen worden: so ist zum Beispiel die ganze Lehre von der Wiederklage in einem einzigen §phen von wenig Zeilen enthalten; ferner, daß bloß der ordentliche Prozeß abgehandelt, von allen den besondern Gattungen hingegen, die in der preussischen Prozeßordnung den ganzen zweiten Theil ausfüllen, gar nichts vorgeschrieben worden; endlich, daß auch beim ordentlichen Prozesse, einige Materien, zum Exempel die Lehre von der Intervention, Litisreassumtion, Renunciation, von Kautionen u. a. m. ganz weggelassen worden.

Die preussische neue Prozeßordnung ist in ihrer Art ebenfals ungemein kurz, doch ist diese Kürze bloß die Folge von der Simplifikation des Verfahrens, das sie vorschreibt, und von der logikalischen Strenge, womit die Vorschriften geordnet und ausgedrukt sind. Die Volständigkeit hat bei dieser Kürze so wenig gelitten, daß sie vielmehr sowol im Ganzen als in den Theilen ungleich grösser als in irgend einer der bisherigen Prozeßordnungen ist. Denn der Plan erstrekt sich so weit, daß jede Unterart der Prozesse, wobei nur ein etwas verschiedenes Verfahren statt findet, eine besondere ausführliche Vorschrift erhalten hat. Die Ausführung aber gehet so sehr ins Detail, daß um aller Ungewisheit möglichst vorzubeugen, bei jeder Materie die Regel und die Ausnahmen gleich sorgfältig abgehandelt sind.

Den Weg zu Entdekkung der Wahrheit zu erleichtern und zu verkürzen, ist die erklärte Absicht beider Gesezgeber; aber die Mittel, die sie dazu wählen, sind zum Theil völlig entgegengesezt. Der auffallendste Kontrast zeiget sich in diesem Stükke bei den Advokaten.

In

In dem österreichischen Geseze ist, wie vorgedacht, von jeder Materie nur das Algemeinste vorgeschrieben, alles übrige aber den Richtern und Advokaten überlassen. Da nun bekantlich bei dem gewönlichen, hier völlig beibehaltenen Verfahren, fast alles, was die Instruktion der Prozesse betrift, beinahe mit gänzlicher Ausschliessung des Richters, von den Advokaten allein abhängt, so läßt sich leicht einsehen, wie groß bei der Rechtspflege das Ansehen und die Gewalt der Advokaten in den österreichischen Landen sein müsse. Auch scheint sogar das Gesez den Advokaten mehr Wichtigkeit als den Richtern selbst beizulegen. Denn von den Richtern wird zum Beweis der Dienstfähigkeit mehr nicht als das gewönliche Universitätszeugniß, und auf den Fall, daß ihre Kentnisse nicht schon bekant sind, eine Prüfung erfordert. §. 430. 431. Die Advokaten hingegen sollen vor der Annehmung nicht allein aus der Theorie und Praxis aufs schärfste geprüft, sondern es sollen auch ihre Sitten und ihr moralischer Karakter genau untersucht werden, und noch überdem müßen alle, die den Rang eines Advokaten erreichen wollen, vorher die Würde eines Doktors der Rechte erlanget haben, ja, was am allermerkwürdigsten ist, so sol jeder, deßen Tauglichkeit in der vorgedachten Art ausgewiesen ist, ohne Rüksicht auf die Anzal der schon vorhandenen Advokaten, zur Advokatur unweigerlich zugelaßen werden. §. 410. 411. Alles zum offenbaren Beweiß, wie wesentlich notwendig die Advokaten in den Plan des österreichischen Gesezgebers gehören, und daß nach der dortigen Meinung, dieser Diener der Gerechtigkeit nie zu viel sein können.

Ganz anders und völlig umgekehrt verhält es sich in den preussischen Staaten. Der ganze Orden der Advokaten ist daselbst so unwiederruflich und so ganz ohne alle Ausname aufgehoben, daß die Vertilgung der Advokaten nach der Niederlage des Varus in dem nördlichen Deutsch-

Deutschlande nicht so volständig gewesen sein kan, als es die jezige in den gesamten preussischen Landen ist. Die wichtigen Gründe, welche den Gesezgeber zu dieser mit vieler Schwierigkeit verknüpften und in mancher Hinsicht sehr schmerzhaften Operation vermocht haben, sind in dem vorgedrukten Kabinetsbefehl und in dem Vorberichte so deutlich entwikkelt, daß schwerlich jemand der Ueberzeugung widerstehen wird, sie sei schlechterdings notwendig gewesen, wenn der vorgesezte gemeinnüzige Endzwek erreichet werden sollen.

Wann bei vorgedachtem Umstande beide Gesezgeber ganz verschiedene Wege eingeschlagen sind, so treffen sie hingegen in Ansehung eines andern Verkürzungsmittels der Prozesse, näher zusammen. Die Wirkung des ungehorsamen Ausbleibens oder Stilschweigens wird in beiden Gesezen dahin bestimmet, daß der Ungehorsame des gegen ihn behaupteten Umstandes für geständig oder überwiesen geachtet, und dem gemäß gegen ihn erkant werden sol. Preuß. Pr. Ord. P. I. T. VI. §. 5. Oesterreichische G. O. §. 29. et 36.

Doch gehen auch bei dieser Vorschrift beide Geseze im folgenden wieder von einander ab.

Das österreichische scheint sehr strenge, da es diese Wirkung in allen Sachen ohne Ausname gleich der ersten Vorladung beilegt, auch ausser der Appellation und Wiedereinsezung, welche leztere bloß dem Unschuldigen noch 14 Tage lang offen stehet, §. 372. kein Hülfsmittel dagegen verstattet.

Das preussische Gesez hingegen mildert die vorgedachte Wirkung, die nicht allein dem Mutwilligen sondern auch dem Nachlässigen so leicht gefährlich werden kan, auf zweierlei Art. Erstlich dadurch, daß in wichtigern Sachen über 50 Rthlr., und im ordentlichen Prozesse diese Wirkung erst der zwoten Vorladung beigeleget ist. Zwei=

Zweitens dadurch, daß gegen eine solche Kontumacialresolution ein eigenes kurzes Rechtsmittel angeordnet ist, wodurch der Prozeß ohne Weitläuftigkeit in den gehörigen Gang gebracht, und aller Nachteil in der Hauptsache zwar vermieden, der Ungehorsame und Nachlässige aber jedesmal mit einer seinem Ungehorsam und seiner Nachlässigkeit angemessenen Strafe beleget wird.

Die Vergleichung einzelner Vorschriften solchergestalt fortzusezen, würde zu weit führen, und um so mehr überflüssig sein, da sich leicht vermuten läßt, wie wenig die einzelne Theile übereinstimmen können, wenn die Anlage und Einrichtung des Ganzen, wie vorhin gezeiget ist, so weit von einander abstehen.

So viel ist allem Ansehen nach unwidersprechlich, daß beide neue Prozeßordnungen der deutschen Gesezgebung Ehre machen, nicht allein, weil durch beide, obgleich in verschiedenen Graden, eine reinere und kürzere Rechtspflege eingeführet wird, sondern auch weil in beiden, obgleich in verschiedener Art, dahin gestrebet wird, den Deutschen nicht länger in unsre Zeiten nicht mehr passende ausländische, oder auch, nur in den Zeiten des Faustrechts anwendbare einheimische, sondern wirklich deutsche und der Stufe der heutigen Aufklärung würdige Geseze zur Befolgung vorzuschreiben.

Die österreichische Gerichtsordnung zeichnet sich von dieser leztern Seite dadurch aus, daß die ganze juristische Terminologie in Prozeßsachen, in deutsche Ausdrükke verwandelt ist. Die preussische dadurch, daß die aus den barbarischen Jahrhunderten herstammende erborgte Form des gerichtlichen Verfahrens in ein ursprünglich deutsches, folglich nicht bloß auf deutschen Boden verpflanztes, sondern zuerst in und für Deutschland neu eingerichtetes zwekmässiges Verfahren verwandelt worden ist.

Dem

Dem österreichischen Geseze scheinen zwar noch viele von den Eigenschaften zu fehlen, welche eine Prozeßordnung haben muß, die ein völlig gereinigtes gerichtliches Verfahren einführen sol: es scheint eher eine Vorbereitung zu einer künftigen algemeinen Gerichtsordnung als ein solches Gesez selbst zu sein. Indessen ist doch offenbar, daß auch in diesem noch unvolständigen Zustande schon manches dadurch zu Verkürzung und Reinigung der Rechtspflege geschehen ist, und wie dreist dabei zu Werke gegangen sei, wie wenig selbst religiöse Vorurteile dabei geschont worden, beweiset allein die Vorschrift, daß künftig von allen Religionsverwandten bloß mit der Formel, so wahr mir Gott helfe, ohne allen weitern Zusaz geschworen werden sol. Das Werk im Ganzen gleicht einem uralten unregelmässigen Gebäude, das durch Wegreissung mancher Uebelstände, und durch Reparation und Reinigung des übrigen, vor der Hand und bis zum künftigen Hauptbau, so viel sich thun lassen, regelmässiger und bewonbarer gemacht, jedoch fast nirgends volständig ausgebauet worden.

Das preussische Gesez hingegen ist ein ganz neues, volständiges und vollendetes System des gerichtlichen Verfahrens in Civilsachen, das Deutschland vor allen übrigen Nazionen zum voraus hat, und das sicher in diesem Theile der Gesezgebung Epoche machet. Es gleicht folglich einem ganz neuen vollendeten Gebäude, das nach gänzlicher Niederreissung des alten, zwar auf der vorigen Stelle und mit Beihülfe einiger alten Materialien, jedoch nach einen ganz neuen regelmässigen Plane aufgeführt, und wozu selbst der Grund an allen Stellen, wo es die Natur des Bodens erforderte, so vorsichtig verstärkt worden, daß es, eben so grundfest als regelmässig, der Zeit trozen kan, und dem Bauherrn sowol als dem Baumeister, nicht allein die Bewunderung der Zeitgenossen zuziehet, sondern ihnen auch bei der Nachwelt unsterbliche Ehre bringen wird.

5.

Ueber das Schönfelder Lager bei Leipzig, unter dem Kommando Sr. Exzellenz des Herrn Generallieutenants Grafen von Anhalt vom 9ten bis 23sten Jun. 1781.

Leipzig, den 3ten Jul. 1781.

Was verlangen Sie von mir, lieber Freund! Ich sol Ihnen eine Beschreibung von unserm Lager und seinen Operazionen machen? — Sie muten mir da etwas zu, das ich gerne ablehnen möchte, wenn ich nicht wüßte, daß ich Ihnen dadurch ein Vergnügen raubte. Sie haben freilich nicht Unrecht, wenn Sie an mir viel Gefallen am Soldatenwesen bemerkt haben: aber das ist doch immer nicht genug, um eine Sache ganz richtig zu beurteilen; hierzu muß man notwendig Kenner sein. Und das bin ich nicht: ich bin nur Liebhaber. Gesehen hätte ich allenfals genug, aber auch das scheint mir noch nicht hinlänglich zu sein. Sie werden also, da ich Ihre Bitte doch nicht abschlagen kan, nicht sowol meine Bemerkungen als vielmehr das Resultat der Bemerkungen Kunstverständiger Kenner von mir erfaren.

Der 9te Jun. an welchem die Armee einrükken solte, rükte endlich heran. Viele Tage vorher sah man schon Vorboten auf der Lagerstätte, die seine Annäherung verkündigten. Ausser den militärischen Anstalten sah man eine Menge anderer, die auf das Bedürfniß und das Vergnügen der Truppen und der besuchenden Zuschauer abzielten. Schon von ferne sah man eine fast Stundenbreite Stadt von Buden und Zeltern sich erheben, in wel-

chen

chen man sich vorbereitete, die geschäftigen Krieger und ihre Bewunderer zu bewirten. Die Menge derselben war so groß, daß man vom vornemsten Gastwirt an, bis auf den untersten Bier- und Brantweinschenken immer einige hundert zälen konte, wovon die vornemsten 6 bis 8 Zelter aufgebauet hatten. In dieser Verfassung also befand sich die ganze Marketenderschaft, als am 9ten Jun. früh bei rechter Zeit die Regimenter sich zusammenzogen und auf dem Lagerplaze versamleten, die Garde du Corps aber ihr Standquartier in der Stadt nahm. Die Annäherung der Kavallerie und Infanterie von allen Seiten, und die langen Reihen von Rossen und Wagen, mit Kriegsgeräte beladen, machten in der angenehmen Gegend, die man zum Lager gewält hatte, ein sehr lebendiges und kräftiges Gemälde. Eine grosse Menge Volks umgrenzte die Gegend, und war begierig, eine so schöne und meisterlich geübte Armee unter der Anführung und den Befehlen eines so grossen und geliebten Generals; für welchen Se. Excellenz der Herr Graf von Anhalt von jedermann mit Recht erkant wird, wieder zu sehen. Ueberall sah man auf den Gesichtern patriotisches Vergnügen ausgedrükt, welches aus dem Troste entstand, daß, wenn ja Sachsen wieder in Kriege verwikkelt würde, sich von einer so wolgeübten Armee, unter den Befehlen eines so weisen und mutigen Feldherrn, und anderer würdiger Häupter, viel Schuz und Vorteil versprechen liesse.

Unsere Nazion, mein Freund, hat schon von Jahrhunderten den Ruhm, eine der tapfersten zu sein; ein Ruhm, der sich bei unsern Sachsen immer bestätiget gefunden, wenn sie recht gebraucht und nie mißbraucht worden sind. Wer sich in den Archiven unserer Kriegsbegebenheiten umgeschaut, wird meine Behauptung für nakte Warheit erkennen. Dieser nemliche Muth, diese nemliche Standhaftigkeit herscht noch immer in den Gemütern unserer Sachsen. Und es ist eine sehr weise Politik, daß man

man fast lauter Landeskinder und wenig Fremde zu Soldaten macht. Bei jeder Kompagnie werden nicht mehr als fünf Fremde angenommen; die übrigen sind lauter geborne Sachsen. Da die Bevölkerung unsers Landes ohnedieß sehr ansehnlich ist, so gereicht diese Einrichtung dem Staate mehr noch zum Vorteil als zum Nachteil. Es wird niemand zum Soldaten genommen, als wer nicht beweisen kan, daß er zu irgend einem Gewerbe oder Handwerke notwendig sei, daß er in keiner Verbindung, in keinem Dienste stehe. Bei der Kavallerie geben sich die jüngern Bauern alle freiwillig an, und die Obristen und Rittmeister haben fast nichts dabei zu thun, als die schönsten und brauchbarsten unter ihnen auszuwälen.

Dieß ist bei einer Armee schon ein sehr grosser Vorteil. Der Offizier kan sich, im Ganzen genommen, auf seine Leute weit mehr verlassen, und der Soldat weis, daß er nach Verlauf seiner Kapitulation, welche sechs Jahre dauert, wieder frei ist, wenn er nicht Lust hat, länger zu dienen. Uebrigens komt bei unserer Manschaft erstaunlich viel auf die Art an, wie man sie behandelt. Ohne der Lobredner meiner Nazion zu sein, glaube ich behaupten zu können, daß der sächsische Bauer oder gemeine Bürger weit gebildeter ist, als der Bauer und gemeine Bürger vieler anderer deutschen Staaten, ohne daß ihm dadurch die Tüchtigkeit zum Soldatenstande benommen wird. Er ist drum kein Weichling, im Gegenteil er ist von Natur arbeitsam, thätig und mutig; er ist drum nicht weniger folgsam, im Gegenteil, er ist biegsam und willig. Der Offizier, der ihn gut behandelt, kan mit Sicherheit auf seinen Gehorsam und auf seine Treue rechnen. Unter dieser Behandlungsart verstehe ich keineswegs eine alzu nachsichtsvolle Gelindigkeit: diese wäre der höchstnötigen Ordnung und der möglichen Volkommenheit in den Waffenübungen und überhaupt in der Disziplin schnurgerade zuwider. Strenge ist beim Militair-

stande sowol in den soldatischen Verrichtungen als auch in der eigentlichen Disziplin unumgänglich notwendig. Das sieht jeder Blinder ein, und darf kaum erinnert werden. Aber mürrische Strenge, tirannische Behandlung ist eben so zwekwidrig und bewirkt Furcht stat Liebe, Sklaverei stat Subordination, Erbitterung stat Ergebenheit. Wie nachteilig der Eindruk auf einer Seite, und wie vorteilhaft er auf der andern sei, ist bei Anwerdung der Truppen zu ihrer wahren Bestimmung in Kriegszeiten nur zu auffallend. Die Treue der Sachsen gegen ihre Offiziere, die sie väterlich und dem ungeachtet soldatisch gut behandelten, hat sich im lezten baierischen Kriege an den feindlichen Grenzen zur Gnüge gezeigt. Und welch ein Vorteil ist das, wenn ein kommandirter Offizier seinen Leuten trauen, und ihrer Treue und Folgsamkeit wie ihres Muths versichert sein kann! Strenge muß demnach zwar die Seele des Soldatenstandes sein, aber Strenge mit ernster Güte oder gütigem Ernste vermischt. Eine solche Behandlung verlangt der Sachse, und größtenteils genießt er sie auch wol: wenigstens scheint dieß unser System in der Kriegszucht zu sein. Ob nicht andere Völker wieder eine andere Behandlung verlangen, ist hier meine Sache nicht zu untersuchen. Freilich würde der Franzos nicht wie der Preusse behandelt werden dürfen, und der Preusse nicht wie der Franzos. Es läßt sich aber doch bei jeder Nazion immer ein Punkt ausfindig machen, wie viel Grad Güte mit so und so viel Grad Strenge verbunden werden könne, ohne dem militärischen Hauptgrundsaz und ohne der Menschlichkeit zu nahe zu treten. Und sobald dieser Punkt überschritten wird, es sei nun auf dieser oder jener Seite, so wird der Erfolg immer nachteilig sein. Manche glauben, man könne bei einer Armee nie zu viel Strenge herschen lassen, um einen gewissen Grad von Volkommenheit zu erreichen; ich gebe das zu, nachdem die Nazion ist, oder nachdem die verschiedenen Bestand-

teile

tile der Armee beschaffen sind, von der sie reden. Wenn aber mit minderer Strenge und mehrerer Güte bei einer andern Nazion das nemliche bewirkt werden kan, so wäre es ja unzwekmässig, wenn man diese Methode mit einer andern vertauschen wolte, die das nicht bewirkte. Wenn bei einem Volke natürlicher Muth und Willigkeit das nemliche bewirkt, was bei einem andern durch Furcht volbracht wird, wozu sol man eine natürliche Triebfeder unterdrükken, um eine künstliche dagegen an ihre Stelle zu sezen?

Ich wolte Ihnen, mein Freund, zur Einleitung gleichsam nur eine Idee von der Tauglichkeit unserer Nazion zum Soldatenwesen geben, und bald hätte ich mich in die Metaphisik dieser Kunst vertieft. Ich wil Sie nunmehro ins Lager zurükführen. Die Lage desselben war hinter Schönfeld, ohngefehr drei Viertelstunden von Leipzig. Der linke Flügel fieng sich bei Abtnaundorf an, und der rechte endigte sich beinahe hinter Sellerhausen. Die Gegend war sehr gut gewält, sowol für die Bedürfnisse der Armee, als für die kriegerischen Uebungen, die ihr Se. Excellenz der Herr Generallieutenant Graf von Anhalt anwies. Sie bestand aus 15 Bataillons Infanterie, und 19 Eskadrons Kavallerie, wovon aber die Garde du Corps abgerechnet werden muß, welch in den Vorstädten von Leipzig kantonirte, und zwo Eskadrons vom Regiment Goldacker, welche junger Pferde wegen in benachbarten Dörfern ebenfals kantonirten. Die Infanterie bestund aus 1 Grenadierbataillon Stiegliz, 1 Grenadierbataillon Häußler, und 1 Grenadierbataillon Pistoris, 2 Bataillons Regiment Churfürst, 2 Bataillons Regiment Churfürstin, 2 Bataillons Prinz Maximilian, 2 Bataillons Prinz Xavier, 2 Bataillons Prinz Klemens, 2 Bataillons Baron Riedesel. Die Kavallerieregimenter waren die Garde du Corps, Herzog Karl, General Goldacker, beide Chevaux legers Regimenter, Regiment Carabiniers, und Fürst Anhalt

Kürassiers. Dieß war die ganze Armee, so bei Schönfeld kampirte, aber nur die Hälfte von unserer gesamten Armee; die andere Hälfte hatte kurz vorher bei Grossenhayn unter dem Kommando des Generallieutenants von Benningsen kampirt. Von diesem Lager kan ich Ihnen nichts erzälen, weil ich nicht gegenwärtig war.

Es sah herlich aus, wie immer ein Regiment schöner als das andere herannahete. Die Kavallerie rükte, wie gewönlich, zuerst ins Lager. Hierauf marschirte die Infanterie Regimenterweise vor die Fronte des Lagers, und schwenkte sich mit solcher Ordnung und Genauigkeit, daß die ganze Infanterie in einer unabsehbaren Linie, Mann an Mann, dicht an einander zu stehen kam, ohne daß ein Glied nötig gehabt hätte, einen halben Schuh dichter an einander zu rükken. Dieß war gewiß schön zu sehen. Sie werden mir eingestehen, daß schon diese Schwenkung viel Uebung verrät. Als sie zum Abtreten und zum Aufschlagen der Zelter kommandirt war, verrichtete sie dieß mit solcher Geschwindigkeit, daß in Zeit von 6 Minuten das ganze Lager da stand. Nachdem alles fertig und eingerichtet war, dachte man an die Erquikkung des Körpers. Soldaten und Zuschauer eilten den Zeltern und Buden zu, und liessen sich da, jeder nach seinem Vermögen und Appetite, bewirten.

Noch saß der Schweis der Marschmanövres auf der Stirne des geschäftigen Soldaten, und schon tanzte er entweder mit einer Bekanten in einer Bierbude, oder unterhielt sich mit seinen Freunden, die gekommen waren, ihn zu besuchen, bei einem Kruge Bier, oder schob mit seinen Kameraden Kegel.

Auf diese Art, mein Freund, macht es Vergnügen, Soldaten zu sehen. So ein Anblik beweiset, daß der Soldat nicht übel gehalten wird, und daß er mit seinem Zustande zufrieden ist. Munterkeit und Frölichkeit herschte wäh-

während den 14 Tagen, welche das Lager dauerte, durch das ganze Lager. Die Bewoner von Leipzig und seinen Gegenden, wie auch die Fremden, welche von verschiedenen Orten gekommen waren, das Lager mit anzusehen, stimten mit ein. Es wurde häufig besucht, und niemand, selbst kein aufmerksamer Fremder gieng weg, ohne seine gänzliche Zufriedenheit darüber an den Tag zu legen.

Die ersten Tage wurden mit allerhand kriegerischen Uebungen zugebracht, welche alle sehr gut abliefen, und sowol den Offizieren als den Soldaten viel Ehre machten. Ich wil von diesen nur einer einzigen Bewegung gedenken, welche am 2. Jun. gemacht wurde. Es war folgende. Die ganze Infanterie marschirte in einer Kolonne rechts vorwärts ab, und zwar über 2000 Schritt, alsdenn schwenkte sie sich links wieder ein, und marschirte dem Lager parallel, so daß der rechte Flügel vor den linken Flügel des Lagers zu stehen kam. Auf einen Kanonenschuß machte die ganze Linie Halte, und schwenkte sich wieder links ein, so daß die Fronte gegen das Lager genommen wurde, wobei die Intervallen und geraden Linien auf das genaueste beobachtet wurden, welches alle Zuschauer in Erstaunen sezte, und von den Kennern als ein Meisterstük angesehen ward. Se Excellenz der Herr Graf von Anhalt war auch ausserordentlich damit zufrieden, und gab es Offizieren und Soldaten zu erkennen, welches er allemal nach jedem geendigten Manövre that. Dieß flößt neuen Muth ein, und natürlicher Weise werden Offiziere und Soldaten auf solche Weise sich doppelt bemühen, ihre Pflichten zu thun, wenn sie sehen, daß es erkant wird.

Ueberhaupt sind unsere Truppen sehr gut exerzirt, und man läßt nicht nach, sie immer mehr und mehr zu vervolkomnen. Ich sehe nur bei uns, was sich der Herr Oberste von Lindt, welcher das Regiment Churfürstin kommandirt, für Mühe giebt, um diesem Regimente die best-

bestmöglichste Fertigkeit zu geben. So lange es die Witterung der Jahreszeit erlaubt, läßt er seine Leute alle Morgen exerciren. Ohne Zweifel geschieht das bei andern Regimentern auch; und auf diese Weise darf man sich über die Leichtigkeit nicht wundern, womit sie alles machen. Das Exercitium ist übrigens äusserst einfach, wodurch wiederum viel gewonnen wird. Mit gestrektem ordentlichen Schritt macht die Infanterie in 1 Minute 80 Schritte, jeden zu fünfviertel Ellen gerechnet. Fünf bis sechsmal feuert sie ebenfals in 1 Minute mit kleinem Gewehr, mit Kanonen aber neunmal. Den lezten Tag wurden in 4½ Minute, aus 13 Kanonen gegen 500 Kanonenschüsse gethan. Dieß ist ausserordentlich. So weit hat es noch keine Artillerie gebracht. Ueberhaupt ist wol keine auf einen so vortreflichen Fuß gesezt, wie die unsrige. Dieß Kompliment machen uns auch alle Ausländer, und sogar unsere Nachbarn.

Doch ich eile nun zu der Beschreibung der Manövres, die vor unserm theuren Churfürsten gemacht wurden. Das erste war den 18ten Jun. 1781. am Tage der Revüe. Es bestand aus den wichtigsten militärischen Uebungen, sowol der Infanterie als der Kavallerie. Der Mann bekam 6 Patronen und die Kanonen auch 6 Patronen. Auf den ersten Kanonenschuß marschirte das ganze Corps Brigadenweise rechts vorwärts ab. Die Brigade des Obersten von Sydow war die Direktionskolonne. Die zwote und dritte Eskadron Garde du Corps, und die dritte und vierte Herzog Kurland, maskirten und dekten unter dem Obersten Herrn Grafen von Bellegarde den Marsch und nachherigen Aufmarsch der Infanteriekolonnen. Jede Kolonne Infanterie hatte eine Avantgarde vor sich.

Auf den zwoten Kanonenschuß wurde Halt gemacht. Auf den dritten machte jede Kolonne die Achtelsschwenkung links, und marschirte auf ihrer Tete in Linie auf.

Als die Linie bald formirt war, schikte der Herr Oberste Graf von Bellegarde die Eskadrons, so den Aufmarsch deken, wieder zu ihren Regimentern. Auf den vierten Kanonenschuß feuerte die Infanterie zweimal mit halben Divisionen. Auf den fünften Kanonenschuß feuerte sie zweimal mit ganzen Divisionen. Auf den sechsten Kanonenschuß avancirte die ganze Linie. Das zweite Bataillon von Prinz Klemens hatte die Direktion. Die Kavallerie sezte sich mit der Infanterie zu gleicher Zeit in Bewegung, mit 200 Schrit im Schritt, trabte 1000, galoppirte 500, und machte einen Choc von 100 Schritt. Bei der Kavallerie vom rechten Flügel hatte die dritte Eskadron Herzog Kurland, und auf dem linken Flügel die dritte Eskadron Fürst Anhalt die Direktion. Auf den siebenden Kanonenschuß machte die Infanterie Halt, und feuerte mit Bataillons zweimal. Auf den achten Kanonenschuß retirirte sich die ganze Infanterie en front: die Kavallerie en Echiquier mit geraden und ungeraden Eskadrons. Das Corps marschirte bis auf den Place d'Armes des Lagers, wo es rechts umkehrt machte. Auf den zehnten Kanonenschuß wurden die Kompagnien formirt, und auf den eilften marschirte das Corps rechts vorwärts ab, und bei Sr. Churfürstl. Durchl. vorbei. Ich wil Ihnen die Regimenter nennen; auf diese Art haben Sie sodan auch gleich die Ordnung, in welcher sie im Lager postirt waren; nur müssen Sie die Garde du Corps davon abrechnen. Diese als zum rechten Flügel gehörend, machte den Anfang, hierauf folgte das Dragonerregiment Prinz Karl, und das Regiment Karabiniers. Dieß war die Kavallerie vom rechten Flügel. Nun folgte das ganze Infanteriekorps. Zuerst 2 Grenadierbataillons Stieglitz und Pistoris, alsdann das Regiment Churfürst, Prinz Maximilian, Prinz Klemens, von Riedesel, Prinz Xavier, Regiment Churfürstin und 1 Grenadierbataillon Häußler. Die Kavallerie vom linken Flügel war das Regiment Fürst Anhalt, und das Regiment von Geldacker, wovon aber 2

Eskadrons, wie ich schon gesagt habe, kantonirten. Di Kavallerie kommandirte der Herr Generalmajor von Gold acker, und unter ihm die Brigadenobersten Graf von Bel legarde, von Zeschwitz, Graf von Bassewitz, von Dür feld und von Stein. Bei der Infanterie aber komman dirten die Brigadenobersten von Hartitzsch, Graf vo Brühl, von Sydow, von Boblick, von Lindt. In diese Ordnung vom rechten zum linken Flügel passirte die gan ze Armee vor Sr. Durchl. dem Churfürst die Revüe, wel cher mit ihr sehr zufrieden zu sein schien. Die Prinze führten ihre Regimenter selbst an. Ich muß Ihnen ge stehen, mein Freund, es ist eine Freude, diese schönen Re gimenter vorüber marschiren zu sehen. Die Leute sin fast durchgängig jung und wolgebildet, ihr Anzug i tüchtig militarisch, weder zu eng noch zu weit, weder z lang noch zu kurz; die Armatur ist in dem besten Stan de und die Pferde sind vortreflich. Es schien immer ei Regiment schöner zu sein als das andere, als sie so mi klingendem Spiel vorüber zogen. Die Menge der Zu schauer war groß. Der ganze Lagerplaz war mit Men schen umgeben. Der Anblik dieser Szene von so reiche Komposition, und die Stadt Leipzig im Hintergrunde, stel te dem Auge ein herliches Gemälde dar. Nach geen digter Revüe und dem Genuß dieses schönen Anbliks such ten sich Soldaten und Zuschauer in den Zeltern zu ver gnügen.

Den 19ten Jun übte sich die Kavallerie in mancher lei Bewegungen, welche vortreflich ausfielen. Den 20ste und 21sten Jun. aber waren die Hauptmanövres. Se Excellenz der Herr Generallieutenant Graf von Anhal zeigte sich in den Dispositionen derselben als ein Kriegs mann, der seine Kunst ganz versteht. Die ganze Arme stelte den 20sten Jun. eine Avantgarde von einer suppo nirten hinter Leipzig kampirenden Armee vor, welche Ordr hatte, bis an die Mulda vorzurükken, und ohngefehr zwi sche

schen Wurzen und Eulenburg ein Lager zu nehmen. Um 6 Uhr marschirte das Corps d'Armee nach dem Signal eines Kanonenschusses in 2 Kolonnen ab. Bei der Infanterie wurden 5 Patronen auf den Mann ausgegeben; von den 5 Divisionen aber, so die vordersten Flanken in jedem der vorkommenden Quarrees ausmachten, bekam der Mann 9 Patronen, die Kanonen erhielten 5 Schüsse.

Die erste Kolonne marschirte rechts ab, auf dem Wege nach Wurzen zu. Die zwote Kolonne marschirte auf dem Wege nach Tauche und nach Eulenburg links ab. Die Avantgarde der ersten Kolonne bestand aus drei Eskadrons Garde du Corps dem Regimente Herzog Kurland, und dem Grenadierbataillon Stieglitz, unter dem Obersten Grafen von Bellegarde. Dieser Avantgarde folgten das Grenadierbataillon Pistoris, und die Regimenter Churfürst, Prinz Maximilian und Klemens. Das Regiment Karabiniers machte die Arrieregarde dieser Kolonne aus. Die Avantgarde der zwoten Kolonne machten 2 Eskadrons Goldacker, das Regiment Fürst Anhalt, und das Grenadierbataillon Häußler, unter dem Generalmajor von Goldacker. Hierauf folgten die Regimenter Churfürstin, Prinz Xavier und Riedesel.

Als die erste Kolonne über Paunsdorf hinaus, und die zwote Kolonne gleich weit vorgerükt war, wurde angenommen, man erhalte die Nachricht, die ganze Armee des Feindes sei im Anmarsch, und man sehe bereits einige Teten seiner Kavalleriekolonnen. Nach einigen Kanonenschüssen wurde vom ganzen Korps der Kontremarsch mit rechtsum gemacht. Der Schluß der ersten Kolonne, welcher alsdann beim Rükmarsch den Anfang machte, marschirte auf dem Wege nach Leipzig, bis ihr der Ort zum Halten bestimt wurde. Die 8 Bataillons dieser Kolonne schwenkten sich rechts, und formirten dadurch auf einmal die Linie, dergestalt, daß sie den Ziegler Weg vor der Fronte behielt, und die Paunsdorffer Windmühle vor dem rech-

rechten Flügel hatte. Die Kavallerie dieser Kolonne sezt sich hinter der Infanterie, und zwar in Linie mit den Karabiniers, so die Arrieregarde gemacht hatten.

Die Regimenter der zwoten Kolonne marschirten mi der ersten Kolonne in Linie auf, und die Kavallerie sezt sich ebenfals hinter die Infanterie en Echiquier.

Als die Linie aufmarschirt stand, feuerte sie 5ma mit Bataillons, und hierauf formirte jede Brigade ei Quarree, welche sich alle nachher en Echiquier zurükzo gen. Das zweite und vierte Quarree zog sich 200 Schrit zurük, alsdann folgte das erste, dritte und fünfte Quarre so sich 400 Schritt retirirte, und endlich retirirten sic das zweite und vierte Quarree ebenfals 400 Schritt. Di Kavallerie retirirte sich Eskadronsweise en Echiquier blieb aber beständig hinter den Quarrees. Die Oberste liessen bald diese, bald jene Eskadron durch die Intervallen der vordersten Quarrees und vor demselben höchstens 100 Schritte attakiren, und zogen sogleich diese Eskadrons wieder zurük.

Hierauf wurde ferner angenommen, daß sich zwo Spizen von unserer Armee, die erste bei den Strassenhäusern, und die zwote bei Schönfeld zeigten. Da nun der Feind hierüber, wie man annahm, anfieng zu stuzen und zurük zu gehen, so marschirten diese Quarrees in Linie auf, und der Generalmajor von Goldacker marschirte mit seinem Regimente, dem Regiment Fürst Anhalt und dem Grenadierbataillon Häußler wieder auf dem Weg nach Taucha, um den Feind zu verfolgen und gefangen zu machen. Ein gleiches that der Oberste Graf von Bellegarde auf der Strasse nach Wurzen mit der Garde du Corps, dem Regiment Herzog Kurland, und dem Grenadierbataillon Stieglitz. Dieses machte den Beschluß des Manövres.

Am

Am 21. Jun. als am folgenden Tage stand das Corps d'Armee früh um 6 Uhr wieder in Schlachtordnung. Der Mann erhielt 8 Patronen. Auf den ersten Kanonenschuß marschirte das Corps in drei Kolonnen ab. Der rechte Flügel Kavallerie, so die erste Kolonne formirte, marschirte links ab, und der linke Flügel Kavallerie, so die dritte Kolonne ausmachte, marschirte rechts ab. Die ganze Infanterie formirte die zwote Kolonne, und der rechte Flügel marschirte links vorwärts, und der linke Flügel rechts vorwärts ab. Die Teten der Kavalleriekolonnen dirigirten ihren Marsch dergestalt, daß sie mit der Tete der Infanteriekolonne in Linie kamen, und marschirte in einer Distanz von drei Bataillons von der Infanterie entfernt. Alle drei Kolonnen schlossen sich während dem Marsch, welcher durch die Garde du Corps maskirt und gedekt wurde.

Auf den zweiten Kanonenschuß marschirten diese drei Kolonnen in 2 Treffen und einem Reserve auf, und alsdann zog sich die Garde du Corps durch beide Treffen hinter die Reserve. Das erste Treffen marschirte folgendergestalt auf. Das Regiment Prinz Klemens, und das zweite Bataillon Maximilian mit rechts um, auf die vierte Division des zweiten Bataillons Prinz Klemens und des Regiments Riedesel, und das erste Bataillon Prinz Xavier marschirte, mit links um, auf die erste Division des ersten Bataillons Riedesel auf. Das zweite Treffen formirte sich durch den Aufmarsch des ersten Bataillons Prinz Maximilian, und des Regiments Churfürst mit rechts um auf die vierte Division des ersten Bataillons Maximilian. Das zweite Bataillon Xavier aber und das Regiment Churfürstin marschirten mit links um auf die erste Division des zweiten Bataillons Xavier auf.

Die Reserve bestand aus den drei Grenadierbataillons. Das Bataillon Häußler marschirte mit links um, auf seine erste Division auf, und die Bataillons Pistoris und

und Stieglitz marschirten mit rechts um auf die viert Division des Bataillons Pistoris auf. Das Regimen Karabiniers stand auf dem rechten Flügel des ersten Treffens, und marschirte mit rechts um, auf. Das Regiment Herzog Kurland auf dem rechten Flügel des zweiten Treffens, und marschirte mit links um auf. Die Gard du Corps sezte sich hinter die Reserve.

Auf den dritten Kanonenschuß machte die Infanterie Halte, und feuerte 8mal mit ganzen Bataillons. Au dieses Feuer marschirten die Regimenter Herzog Kurlan und Goldacker aus dem zweiten Treffen sogleich im Tra rechts und links mit halben Eskadrons ab, schwenkten sic links und rechts in Linie mit den Karabiniers und Fürs Anhalt, und hierauf attakirte die ganze Kavallerie eine jeden Flügels zusammen, ritt ohngefehr 300 Schritt in Trab, 400 in Galopp, und endigte die Attake mit einen Choc von 400 Schritt. Als Halt kommandirt wurde, schwenkte sich die erste und zweite Eskadron Herzog Kurland links, und die zweite und erste Goldacker rechts, um dem Feind in die Flanken zu fallen, und alsdann hielten sie. Bei dem rechten Flügel hatte die erste Eskadron Karabiniers die Direktion, beim linken Flügel die vierte Eskadron Fürst Anhalt. Während dieser Zeit marschirte di Garde du Corps en masse hinter der Reserve durch di Mittel der Linie vor, und attakirte ebenfals bis in das Allignement der beiden Flügel Kavallerie. Die Reserv oder die drei Grenadierbataillons zogen sich ebenfals durc beide Treffen, folgten der Garde du Corps bis auf 300 Schritt Distanz, und die beiden Treffen rükten vor bis au 300 Schritt von den Grenadierbataillons. Der Herr Oberste von Lindt marschirte mit dem Regiment Churfürstin links ab, besezte die Anhöhe, so der attakirenden Kavallerie des linken Flügels im Rükken blieb, und hiermit endigte sich die Evolution oder das Manöver.

Sie

Sie werden sich nun hoffentlich von den Manövres unserer Armee einen Begrif machen können: aber ich wünschte, sie hätten auch die Ausführung mit angesehen. Alles geschah in der größten Ordnung. Die Bewegungen wurden mit einer bewundrungswürdigen Schnelligkeit gemacht, und dennoch in größter Stille. Die Offiziere waren vol Aufmerksamkeit und volzogen ihre Ordre aufs pünktlichste. Ja, ich wüßte nicht, daß ein einziger Fehler dabei vorgefallen wäre.

Wie sehr unser vortreflicher Churfürst damit zufrieden gewesen, läßt sich leicht glauben. Der ruhmwürdige Graf Anhalt hatte Ursache es doppelt zu sein, theils wegen der Zufriedenheit seines Herrn, und theils wegen der Applikation der Offiziere, und der willigen und muntern Thätigkeit der Soldaten.

Aber er war es auch, und ließ es jedweden empfinden, der sich ihm nahte.

Dieser grosse General ist sehr geliebt und verdient es auch. Die Art, wie er dem gemeinen Soldaten begegnet, ist höchst einnehmend. Wie er die folgenden Tage nach den Manövres die Regimenter musterte, und diejenigen, deren Kapitulation aus war, bei der Defilirung fragte, ob sie nicht längere Dienste nehmen wolten, so nahm er sie freundlich bei der Hand, und zog sie aus der Reihe heraus. So eine gute Behandlung richtet bei den Soldaten erstaunlich viel aus. Man sah es auch, was für einen Eindruk er auf sie gemacht hatte. Wenn er sich des Abends irgendwo blikken ließ, und er jeden freundlich grüßte und ihm zulächelte, geschah es oft, daß ganze Kompagniegassen auf einmal eine: Gute Nacht Vater Anhalt! ihm zujubelten. Der Abschied war ordentlich rührend. Der Graf gab jedem Offizier die Hand, und nahm von jedem insbesondere Abschied. Sind Sie nicht begierig, mein Freund, diesen Mann persönlich kennen zu lernen?

So

So viel ich mich erinnere, hätte ich Ihnen nun, so gut als es in meinem Vermögen ist, das Vornehmste von unserm hiesigen Lager gemeldet. Den Beschluß sollen zwo Anekdoten machen, die bekant zu sein verdienen, und die Ihnen gewiß gefallen werden. Die erste betrift eine schöne Handlung unsers Herzogs von Kurland. Dieser liebenswürdige Herr besuchte eines Tages sein Regiment. Als er an der einen Kompagniegasse vorbeigieng, trat ein alter Korporal zu ihm hin und fragte ihn, ob er sich unterstehen dürfe, etwas mit ihm zu reden. Als es ihm der Herzog mit der menschenfreundlichsten Art erlaubt hatte, sagte er zu ihm: Gnädigster Herr, ich bin jezo über 70 Jahre alt, und habe meinem Durchlauchtigsten Churfürst und Ihnen so viel Jahre treu gedient, ich bitte Sie nun unterthänigst um meinen Abschied. Der Herzog ließ den Obersten rufen und fragte ihn über das Alter des Korporals und über sein Verhalten während seines Dienstes. Der Oberste gab ihm das beste Zeugniß und bekräftigte, daß er, so lange als er ihn kenne, stets Ursache gehabt habe, mit ihm zufrieden zu sein. Sogleich grif der Herzog in seine Tasche und gab ihm ein ansehnliches Geschenk mit den Worten: Du solst deinen Abschied haben. Hierauf wendete er sich wieder zu dem Obersten und sagte zu ihm: Herr Oberster, lassen Sie ihm seinen Abschied ausfertigen, und lassen Sie ihm sein Pferd mit Sattel und Zeug; er hat sichs verdient. Und damit du siehst, sagte er, indem er sich zu dem alten Korporal wendete, daß treue Dienste nicht immer ganz unbelohnt bleiben, so versichere ich dir eine jährliche Pension. Stellen Sie sich den Freudentaumel des alten Korporals vor, mein Freund. Er bedankte sich so gut er konte; und der Herzog ging weg, mit dem Bewußtsein, eine edle Handlung ausgeübt zu haben.

Die zwote Anekdote ist nicht minder rührend, und beweist, was ich in meinem Schreiben mehr wie einmal

gesagt

gehat habe, daß sich der Offizier, durch eine gute Behandlung, die Liebe der Soldaten gewint, und auf ihre Treue rechnen kan. Ein Lieutenant von dem Regimente Maximilian war des Nachts, nebst noch andern Offizieren bestolen worden. Aber sein Verlust war beträchtlicher, als der andern ihrer. Er hatte eine gute Uhr und eine volle Börse verloren, in welcher sich seine ganze Baarschaft befand. Der Offizier, der als ein rechtschaffener Mann bekant war, wurde von jederman beklagt. Aber was that seine Kompagnie? Gerührt von dem Verluste ihres Lieutenants, versamlet und berathschlagt sie sich, ob es nicht anginge, daß sie ihm von ihrem geringen Solde ein Geschenk machen könte. Der Vorschlag findet durchgängig Beifal, wird für thunlich gehalten, und sogleich ins Werk gesezt. Jeder öfnet seinen Beutel, und gibt, und mit dieser kleinen Summe, von grösserm innerm Werthe als die größte Summe, werden ein paar Deputirte an den braven Offizier abgesendet. Dieser schlägt das gutherzige Geschenk aus, dankt ihnen aber mit dem gerührtesten Herzen für ihre Theilnehmung und für ihre edliche Absicht. Warum zwangen ihn doch die Verhältnisse, welche sein Stand zwischen ihm und seine Untergebene gelegt, dieses so gutgemeinte, so preiswürdige Geschenk abzulehnen? Warum verbot ihm seine Würde, es auszuschlagen, um es einmal seinen guten und treuen Soldaten vierfach wieder zu vergelten! — Gefält Ihnen der Zug? Doch wem wolte er nicht gefallen! — Vergessen Sie nicht, mein lieber Freund, daß ihn Sachsen, gemeine Sachsen, gemacht haben.

---

6. Von

6.

Von der Beschaffenheit des deutschen Adels, in alten und mitlern Zeiten. *)

Bei den zu gleichem Ungemache, aber, wie es scheint, zu keiner volkommenen Standesgleichheit gebornen Menschen, sind ohne Zweifel Stärke des Leibes, Fähigkeit des Geistes, Glük oder dessen Güter die ersten Quellen alles geselschaftlichen Unterschieds. — Hier verschwindet er mit seiner ersten Ursache; — dort erhält ihn das Vorurteil lange nach ihr. — Einige Völker kennen nur Reiche und Arme, Mächtige und Schwache; Verschiedenheit der Umstände, nicht des Ursprungs. — Die Einbildung anderer sezt auch eine Ungleichheit in der Abstammung ohne Rüksicht auf die Umstände; und so denkt sich das ganze nördliche Europa seit den entferntesten Zeiten einen erblichen Unterschied zwischen edel und unedel.

E

*) Diese Abhandlung ist aus einer Schrift genommen: Nachricht von dem pommerschen Geschlecht der von Slivin oder Schlieffen, welche zwar im Jahr 1780 gedrukt, aber blos für die ebengenante adeliche Familie und einige Freunde des Verfassers bestimt, für das ganze übrige Publikum aber Mspt. ist. Die in derselben behandelte Materie ist so interessant, und der Verf. hat sie mit so vielem Scharssin, so reifem Urteil und so durchdachter Gelehrsamkeit untersucht, daß die meisten Leser des Museums unstreitig sehr gern diesen Aufsaz hier lesen werden. Die vorigen, welche etwa die genante Schrift besizen, werden dem übrigen Publikum dies Vergnügen um so mehr gönnen, da auch sie, hier die Abhandlung noch volständiger finden. Denn der ganze Artikel von der Rechtspflege des Adels, und die geistvollen Bemerkungen über die ehemaligen Rechtskämpfe und noch fortdauernde Zweikämpfe, sind von dem Verf. handschriftlich nachgeschikt. D.

Er ist bei uns Deutschen älter, als unsre älteste Geschichte. — Diese reicht nicht viel weiter, als das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. — Um das Ende desselben beschrieb der Römer Tacitus die Sitten unserer Väter, die selbst noch nicht die Kunst zu schreiben verstanden, und er gedenkt des Adels; aber keines Geschlechts Nachrichten gehen so weit hinauf, und kaum lassen sich die Ahnherren einiger noch regierenden Häuser tausend Jahr später entdekken.

In diesem ersten Jahrhunderte hatten die alten Römer die Gränzen ihres weitläuftigen Reichs längst dem Rhein und der Donau, bis an die waldigten Gegenden ausgedehnt, in welchen unsere wilden, aber streitbaren Voreltern wonten, oder herumschweiften. Hierdurch und durch einige Einfälle, die diese etwas zuvor in jener Provinzen unternommen hatten, waren sie mit einander ungefähr eben so weit bekant geworden, wie in neuern Zeiten gewisse tattarische Horden mit den Russen.

Durst nach Eroberungen und Sklaven auf Seiten der Römer, Hang zum Rauben und zur Unabhängigkeit auf der Deutschen Seite, machten diese neuen Nachbarn bald zu unversöhnlichen Feinden. Kunst und vortrefliche Waffen stritten für die ersten; Volksmenge und Beschaffenheit der Gegend für die lezten. An Muth waren sie sich wol einander gleich; so waren sie es vielleicht auch an Siegen und Niederlagen, während ungefähr vierhundert Jahren, in denen sie wider einander fochten; bis erstere, durch andere Ursachen entkräftet, leztern endlich nachgaben, und geschehen lassen mußten, daß sie sich, als ein Strom der den Dam durchbricht, welcher die Anwoner lange vor dessen Fluten beschüzt hatte, in ihre Provinzen ergossen,

Gothen, Wandalen, Sueven Burgundier, Sachsen, Longobarden, Franken u. s. w. errichteten nun aus den

Trümmern des abendländischen Kaiserthums neue Königreiche; und breiteten in Italien, Hispanien, Britannien Gallien u. s. w. deutsche Sitten mit ihren Eroberungen aus. Der Adel zeigt sich bei ihnen in allen diesen Ländern unter der nemlichen Gestalt; sein alter Zustand in den einen, kan durch die Nachrichten aus dem andern erläutert werden; und seine ursprüngliche Beschaffenheit im deutschen Reiche hat dieses Aufklärungsmittels um so viel nötiger, da man sie daselbst häufig zu einer politischen Streitfrage gemacht, eben so oft aber mit Vorsaz in ein falsches Licht zu sezen getrachtet hat.

In dem eigentlichen Germanien unterwarfen die Franken sich alle dort zurükgebliebenen deutschen Stämme; sie gründeten eine Monarchie, von welcher Frankreich das heutige Deutschland, und Italien nur die vornemsten Theile waren; und einer ihrer Beherscher — Karl der Grosse — vertauschte im Jahre 800 den Titul eines Königs der Franken mit dem von einem römischen Kaiser, der nach Zerstükkelung dieser Monarchie auf dem Oberhaupte des deutschen Reichs haften geblieben ist.

Bis dahin war Deutschland fast wie heut zu Tag in eine Menge von kleineren oder grösseren Staaten verteilt gewesen, die ihre besonderen, und unsern jezigen Landesherren nicht ganz ungleiche Oberhäupter hatten. Es läßt sich also damals gar wol etwas ähnliches von einem Fürsten und Adelstand denken; denn wenn einige dieser Regenten erblich waren, wie nicht zu zweifeln ist, so hatten sie auch gewiß getrachtet, ihrem Geschlechte erbliche Vorzüge zuzueignen; und was die alten baierschen Geseze von dem dort regierenden Agilolfingischen Hause sagen, kan es beweisen. *) Aber der fränkische Staat, der alle diese besondern

*) De genealogia, qui vocantur Huosi, Throzza, Sagana Hahilingua, Aennion isti sunt quasi primi post Agilolfingos

sonderen Staaten verschlang, unterbricht den Zusammenhang der ehemaligen Verfassung mit der heutigen; er ist in Rüksicht auf sie der algemeinen Ueberschwemmung gleich, welche die Vorwelt von der Nachwelt getrent haben sol.

Die alten Regenten dieser Staaten verschwinden almälig aus der Geschichte; an ihrem Plaze erscheinen darin nicht erbliche Amtleute — Landpfleger während dem Frieden — Hauptleute oder Anführer im Kriege — Herzoge — Grafen — Voigte u.s.w. die der fränkische Monarch nach Wilkühr ein, oder absezte, wie der osmanische Padischah seine Bassen, wann ihn nicht, wie diesen öfters auch, die Umstände nötigten, behutsam zu verfahren.

Durch solche Umstände, und durch Blödsinnigkeit einiger dieser Monarchen aus dem ersten Stamme, war der vornemste Reichsbeamte, eine Art von türkischen Grosvezier, — der Oberhofmeister (Major domus) in seiner Würde erblich geworden, aber solche mächtige Diener konten nicht lange einen Herrn über sich erkennen. Der dritte dieser erblichen Oberhofmeister, Karls des Grossen Vater, Pipinus, ließ schon seinen König zu einem Priester scheren, sezte sich dessen Krone auf, und vererbte sie auf seine Nachkommen, bis ähnliche Fehler und ähnliche Um-

gos, qui sunt de genere ducali. Illis enim duplum honorem concedimus. Et sic duplam compositionem accipiant.

Agilolfingi vero usque ad ducem in quadruplum componantur, quia summi Principes sunt inter eos.

Dux vero qui praeest in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et debet esse; quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis; ut qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens, ipsum constituerent Ducem ad regendum populum illum. — Lex Bajuvariorum in Baluzii Capitular. T. I. pag. 106.

Umstände diesen, wie ihren Vorgängern, ein ähnliches Schiksal zuzogen.

Schon zu Tacitus Zeiten liessen sich unter den deutschen Völkern vier Klassen von Menschen bemerken: die Vornehmen (nobiles), die Freien (liberi), die Freigelaßnen (liberti), die Leibeigenen (servi) *). Unter der fränkischen Monarchie findet sich eben die Eintheilung wieder; die Sachsen nanten in ihrer Sprache die ersten Athelinge, die andern Frylinge, die dritten Lazzen, **) der alte Name der lezteren scheinet Eigene gewesen zu sein. Bei andern dem fränkischen Zepter unterworfenen deutschen Stämmen wird man Francos — liberos oder ingenuos — litos — und servos gewahr, welche mit den vorigen im Grunde einerlei waren.

Daß diese Franci den sächsischen Athelingen gleich geachtet wurden, beweiset eine Stelle aus den Kapitularen Karls des Grossen; ***) sie gibt auch zu erkennen, wie sich diese Klassen eine zu der andern verhielten; aber dies Verhältniß, und selbst die Bedeutung dieser Namen scheint in andern Zeiten anders gewesen zu sein. — Unsere Voraltern schrieben gemeiniglich damals noch nicht in ihrer Muttersprache, sondern in einem barbarischen Latein, das ihren Nachkommen öfters eben so unverständlich ist, als es dem Cicero sein würde.

So viel sich aus den lange vor Karls des Grossen Zeiten eingeführten Fränkisch-Ripuarischen, Salischen, Allemannischen und Baierschen Gesezen abnehmen läßt, gab es bei

*) Tacitus de Moribus Germ. cap. 25.

**) Nidhard — Lazzi sol hier ohne Zweifel wol so viel als Frylazzi in den allemannischen Gesezen heissen, welches einen Freigelaßnen bezeichnete.

***) Placuit omnibus Saxonibus, ut ubicunque Franci secundum legem solido, duodecim solvere debeant, ibi nobiliores Saxones solidos duodecim, ingenui, V. liti IV. componant. Baluzii cap. T. I. pag. 277.

bei diesen Stämmen eigentlich und ursprünglich nur zwei Hauptklassen: — die der Freigebornen, und die der Leibeigenen; — Franci und Liberi, oder Ingenui waren dem Anschein nach Unterabteilungen der ersten; Liti und Servi aber von der andern. Tacitus sagt ausdrüklich: die Freigelassenen wurden für wenig besser als die Leibeigenen angesehn. Ehen unter den Francis und Liberis sind nirgends verboten; nirgends finden sich Spuren, daß sie wären für ungleich gehalten worden; zwischen den Liberis und den Litis oder Servis aber waren sie unerlaubt, und, wann sie statt hatten, so folgten die darin erzeugte Kinder der ärgeren Hand, das ist, man rechnete sie zu der niedrigsten von den beiden Klassen, woraus die Eltern waren. Bei den Sachsen hingegen verheirateten sich die Athelinge auch mit den Frylingen nicht. *)

Unter den Francis und Liberis oder Ingenuis, den Athelingen und Frylingen findet sich der eigentliche Adel begriffen; es scheinet aber, daß bei den germanischen Völkern, wie bei so manchen andern, der allerwesentlichste erbliche Unterschied zwischen Unabhängigkeit und Knechtschaft gelegen habe, und daß ursprünglich die Grenzen des Adelstandes sich so weit, als die Klasse derjenigen Freigebornen erstrekte, unter deren Voraltern man sich niemand von knechtischer Abkunft erinnerte. **) Man fuhr bis in sehr späte Zeiten fort, den vornemen von Adel im vorzüglichen Sinne einen Freien, oder freien Mann (liberum, ingenuum) zu nennen. ***)

 Frei-

*) Adamus Bremensis ex Eginhardo.

**) Wann ein Leibeigener freigelassen wurde, so bekam er eine schriftliche Urkunde darüber; seine Nachkommen aber konten erst nach drei Generationen erben. — Ob dieses nicht die Veranlassung der spätern Adelsbriefe, und der Ahnenprobe sei, mögen andere erörtern.

***) Als zum Beispiel im eilften Jahrhunderte die Markgräfin Beatrix von Italien sich mit dem Herzog Gottfried ohne

Freigeborenheit (libertas ingenuitas) war die Sta[...]
deseigenschaft, welche auch die grössesten unter diesen Vö[...]
kern für die höchste Ehre hielten. Liegende Gründe u[...]
abhängig von jemand anders, als dem Monarchen bes[...]
zen oder nicht besizen, schuf vielleicht mit der Zeit zw[...]
Klassen aus einer; Reichtum und Armut, Beförderun[...]
und Zurüksezung erzeugten sonst noch manche andere U[...]
gleichheiten, die aber mit den Glüksumständen abwec[...]
selten.

So scheint zum Beispiel die Benennung nobili[...]
welche wir durch edel übersezen, vor Alters nicht mit d[...]

G[...]

ohne Genehmigung Kaiser Heinrichs IV. vermält ha[...]te, behauptete sie nichts widerrechtliches gethan zu habe[...] weil „ingenua ingenuo (nicht nobilis nobili) nupsi[...]set. —„ Lambertus Schaffnaburgensis.

Daß auch in der deutschen Sprache edel und frei vor A[...]ters eins für das andere genommen wurden, lehrt d[...] 49ste Kapitel des Schwabenspiegels bei dem Schilter:

„Get sich ain wip ze aygen diu Fri ist und treit alleben[...] Kint dem Kinde sol der mutter unedelen nicht schaden„ —

ohne Zweifel nimt Ulrich von Thurlin, Thorheim, od[...] Türkheim, ein Dichter des XIIIten Jahrhunderts, w[...]von die Kasselsche Bibliothek eine prächtige Handschri[...] besizt, frei in dem nämlichen Verstande, wann er sagt:

Ouch sazzen hi di wol gruzzen
moechten Mannes lip mit Minne,
swi si nicht weren Kuniginge
Si waren doch van Vrier art.

An einem andern Ort:

Nu hat ir in veneniſſe prisirrungen
ist Rittern i so wol gelungen
in unser cit des weiz ich nicht
un wenne daz iz numer me geschicht
Kunigen, Vürsten, Graven, Vrien &c.

Gebart, sondern mit Diensten und Aemtern, die damals noch nicht erblich waren, verknüpft gewesen zu sein. — In den Kapitularien Karls des Grossen und Ludewigs des Frommen unter andern heißt es: Comites — et Centenarii, et caeteri nobiles viri.*) Damals waren die Grafen, Centgrafen u. s. w. noch nicht Erbherren ihrer Würde, folglich ist ohne Zweifel solche Benennung nicht von der Abkunft, sondern von dem Amte zu verstehen; sie wurde nur nach und nach mit diesem erblich, und fing alsdann an, einen Länder- und Güterbesizer, der niemanden als dem Oberhaupte des Reichs unterworfen war, zu bezeichnen, er mogte sonst mächtig oder schwach, reich oder arm sein. Andere Namen unterschieden gleichwol schon zuvor die Herren von den Knechten, die Freigebornen von den Leibeigenen; sie hiessen vorzugsweise die Leute Leudes, die Manne homines, Barones (den Baro bedeutete anfänglich nur einen Mann überhaupt) mit der Zeit wurde die Benennung edel hinzugefügt, vermutlich weil die von Manne und Leute endlich auch andern Menschen gegeben wurden. — Die Eitelkeit sucht immer der Warheit zu widersprechen, daß die Natur den Königssohn wie das Hirtenkind behandelt.

Ein jeder freigeborner Hausvater war gleichsam das Haupt eines eigenen kleinen Staats. Er konte mit andern Krieg führen, Frieden schliessen, Bündnisse machen; denn das ein uraltes Herkommen ihn zu Fehden — zu dem so beschrienen Faustrechte, — welches fast bis an unsere Zeiten gedauert hat, berechtigte, zeigen die Verordnungen, wodurch Karl der Grosse sich bemühete sie einzuschränken. Ja! schon unter den Germaniern, die Tacitus beschreibt, erblikt man Spuren von Fehden.**)

 Die

*) Baluzii Capit. T. I. pag. 876. et 971.

**) Tacitus de Morib. Germ. cap. 21. Wir führen diese Stelle unten an.

Die Natur zwingt uns allerdings, wie Schaafe in Haufen zu leben; aber sie erlaubt uns nicht, wie ihnen, beisammen zu wonen, ohne einem andern unserer Art zu gehorchen. Keine Gemeinde kan lange ohne Vorgesezte bestehn. Bei unsern Vätern hatte also ein Aeltester (Senior) andere Freigeborne unter seiner Obhut; man nante diese seine Jünger (Iuniores), wie man ihn ihren Aeltesten hieß. Ohne Zweifel war er anfänglich von ihnen selbst gewälet worden; und als endlich Könige ihnen stat deren, Amtleute vorsezten, fuhr man noch lange fort, auch diese die Aeltesten (Seniores) zu nennen. *) In den neueren Mundarten der alten lateinischen Sprache hat der Titul Sennor, Signore, Seigneur, der jezt einen Herrn bezeichnet, keinen andern Ursprung; und wenn gleich mit der Zeit die monarchische Verfassung den freigebornen Hausvater zu einen Unterthanen des Staats umbildete, so blieben ihm doch bis zu der endlichen Abschaffung der Fehden noch manche Züge von einem blossen Bundesgenossen des gemeinen Wesens übrig.

Unter den fränkischen Beherschern waren die Besizungen der Freigebornen von zweierlei Gattung: Erbgüter (Haereditates) und Kriegspfründen (Beneficia), welche leztere wie die geistlichen Pfründen bei ihrer Erledigung jedesmal an ihre Verleiher zurükfielen. Es waren Krongüter, die der Monarch auf eine Zeit- oder Lebenslang unter der Bedingung verliehe, daß gewisse Heerdienste davon geleistet werden mußten. Die Ziameths und Timars bei den Türken sind etwas ähnliches. Dies ist der Ursprung der heutigen Lehne.

Diese Kriegspfründen behielten ihre Eigenschaft, nicht erblich zu sein, so lange die grössern Staatsbedienungen die ihrige behielten. Als aber Karls des Grossen Nach-

*) Siehe die Kapitularen der fränkischen Könige hin und wieder.

Nachkommen leztere nach und nach erblich werden lies-sen, so wurden erstere es almälig auch. Diese schwach-gehirnten oder der Nothwendigkeit nachgebenden Monar-chen streuten also gleichsam selbst den Saamen zu neuen Staaten im Staate aus, und brachten sich dadurch um die Krone.

Schon im neunten Jahrhunderte trente sich Deutsch-land sowol als Italien auf immer von Frankreich, und gingen in der Wahl ihrer Herren Karls des Grossen Stamm bald ganz vorbei. Der französische Thron selbst wurde ihm kurz darauf von dem mächtigen Lehnmanne, Hugo Capet, Grafen von Paris, entrissen, dessen Nach-kommen solchen noch besizen; und das grosse Kaiser-haus, wenn es nicht ganz erloschen ist, hat sich in den Haufen neuerer Fürstengeschlechter verloren, oder das Schiksal verbirgt dasselbe wieder in dem Privatstande, aus welchem es solches empor gehoben hatte.

Diese Absonderung Deutschlands von der fränkischen Monarchie, dieses Erblichwerden der grossen Staatsbe-dienungen und Kriegspfründen ist der merkwürdige Zeit-punkt, worin bei uns die Klasse der Menschen, die sich für besser geboren, als andere hält, ihre heutige Gestalt bekam; oder wenn man wil, die alte wieder erlangte; das ist, in welchem viele von Adel theils durch die Schwä-che des algemeinen Oberhaupts, theils durch andere gün-stige Umstände aus wilkürlichen Amtsträgern oder begü-terten Eigentümern erbliche Landesherren wurden; weit mehrere hingegen in ihrem alten Zustande der Abhän-gigkeit blieben, und höchstens nur den Herrn wechsel-ten.

Während der Zeit, da die Grossen des Reichs noch in den Schranken des Gehorsams erhalten werden kon-ten, die reichen Güterbesizer sich nicht in unabhängige Herren verwandelt hatten, und eine Landpflege noch zu keiner erblichen Botmässigkeit ausgeartet war, blieben die

Verweser der lezteren nur von Amtswegen Vorgesezte ihrer ebenbürtigen Kleinen, und diese sonst in keiner andern Abhängigkeit von ihnen, oder von jenen Reichen, als die, worin der Klient vom Patron, der Dürftige von dem Wolhabenden allenthalben lebt. Kaum aber hörte die Hand des Monarchen auf, stark genug zu sein, die einen von der Anmassung einer unverliehenen Gewalt abzuhalten, und dem andern die verliehene zu entziehn, wenn sie dieselbe mißbrauchten: so wurden die Grossen zu wirklichen Herren der Kleinen, und ihre in erbliche Staaten verwandelten eigentümlichen Güter oder anvertrauten Aemter, die sie durch das Recht des Stärkern um die Wette vergrösserten, wie sie konten, hingen fortan nur noch durch die Besizer, gleichsam als durch einen einzelnen Faden, mit der algemeinen Reichsverfassung zusammen.

Die Kleinen widerstanden dem Strome der Ueberlegenheit der Grossen Verhältnismässig mit ihren Glüksumständen. — Bei Ergiessung der Gewässer in unebenen Gegenden werden die Thäler am ersten überschwemt; die Hügel anfänglich nur umflossen, bis die anwachsende Flut almälig die niedrigsten von diesen, wie jene übersteigt, und nur die erhabensten als Inseln von ungleichem Umfange übrig bleiben läßt; — solch ein Ansehn gewann es mit den Besizungen des Adels in Deutschland.

Wer sein Eigentum gegen die Flut von dieser neuen Botmässigkeit zu beschüzen im Stande war, der fuhr fort ein unmittelbares Glied des Reichs zu sein; blieb das, was man vor Alters schlechthin einen Freien, in spätern Zeiten aber einen Freiherrn nante;*) wurde, wenn er einigermassen vermögend war, denjenigen gleich geachtet, die

*) Von dieser Art der Freiherrn giebt es in Deutschland keine mehr. Sie sind entweder ausgestorben, oder dem Mächtigern mit der Zeit unterwürfig geworden, oder sie haben höhere Titel angenommen.

ist mit irgend einer Staatsbedienung auch den Namen derselben in ihren Häusern erblich gemacht hatten; und verfehlte nicht, auf seiner Seite so viel andere sich unterwürfig zu machen, als ihm möglich war.

Wessen liegende Gründe aber diese Fluth verschlang, und wer dafür einem andern als dem Kaiser huldigen mußte, der wurde aus einem Ganz = oder Höchstfreien, ein Mittelfreier, ein Landstand aus dem Reichsstande.

So theilte sich unser Adel almälig in den höhern und den niedern, j: nachdem die Reichsstandschaft auf seiner Person und Gütern haften blieb, oder sie der Landsfähigkeit Plaz machen mußte: der eine erlangte grosse Vorzüge vor dem andern; aber der ursprüngliche Vorzug der Geburt blieb beiden gemein.

Noch abhängiger, als die Mittelfreien wurden diejenigen, welche Zwang oder Bedürfniß zu Dienstleuten, (ministeriales) der neuen Landesherren oder der Kirche machte; denn auch Priester hatten sich in mächtige Fürsten zu verwandeln gewußt. Daß edel (nobilis) seit dem Erblichwerden der Staatsämter einen unabhängigen Güterbesizer andeutete, und wie die minder Mächtigen, welche der Stärkere zu dieser Art von Gehorsam brachte, almälig eine geringere Klasse des Adels ausmachten, läßt sich schon aus der einzigen Urkunde über Heinrichs und Otto vom Barmstede Dienstmannschaft genugsam abnehmen, beide entsagten für sich und ihre Nachkommen ihrer Nobilität und Freiheit; *) gleichwol sieht man nach der

*) Nos Henricus et Otto milites fratres dicti de Barmstede renunciantes nobilitati et libertati nostrae spontanea voluntate facti sumus ministeriales Ecclesiae Bremensis beatae virgini Mariae, Sancto Petro Apostolo in Brema, et venerabili Domino nostro G. secundo Archiepiscopo Bremensi et ecclesiae suae Bremensi, facientes corporali-te-

der Hand die von Barmstede noch lange unter den ansehnlichsten des niedern Adels ihrer Gegend.

Dergleichen Dienstmannschaft erstrekte sich auch nur auf die Nachkommenschaft dessen, der sich dazu bequemte; die übrigen Personen seines Geschlechts betraf sie seinetwegen nicht; der Stamm behauptete öfters seine Unbiegsamkeit, wann schon einige seiner Zweige sich krümmen liessen. Linien von manchen alten ansehnlichen Dynastenhäusern stehen hin und wieder in dem heutigen niedern Adel zu entdekken, dieweil andere noch im höhern blühn. Mit der Zeit wuchs in den mehresten Gegenden die Uebermacht der Landesherren zu einer solchen Grösse an, daß die Verschiedenheit zwischen Dienstmännern und Mittelfreien nicht mehr zu merken war, oder andere Ursachen bewirkten diese almälige Vermischung, und mit der Verschiedenheit selbst verschwanden auch die Namen, welche sie bezeichneten.

Die Dienstmannschaft verband zu einer strengern Unterwürfigkeit als die Lehnspflicht; sie wurde weniger geschäzt, als die durch nichts, oder nur durch leztere beschränkte Freiheit; sie gereichte bei mehr als einer Gelegenheit zum Vorwurfe; sie sezte im strengsten Verstande

ter iuramentum sicut bremensis ecclesiae ministeriales facere consueverunt, iurantes nos ipsi ac ecclesiae antedictae sicut ministeriales fideliter perpetuo servituros. Uxores nostrae, liberi nostri iam nati, et adhuc nasciturι idem facient, quando praedictus Dominus noster Archiepiscopus, vel suus nuncius ipsos duxerit requirendos. In cuius rei testimonium praesentem schedulam conscribi fecimus, et sigillis nostris communiri in perpetuum roboris munimentum. Actum Bremae VII. Iunii Anno Domini MCCLVII. Pontificatus Domini nostri Archiepiscopi G. Secundi nostri anno XXXVIII. *Lindenbrog* Script. rer. germ. Sept. pag. 175.

de unter die Ebenbürtigkeit herab; *) und war gewissermaßen die alte Leibeigenschaft in einer anständigern Kleidung. Gleichwol entadelte sie nach unserer heutigen Art zu reden nicht, sondern hatte vielmehr den Adel zum Grunde; und man findet unter den Dienstleuten Personen aus dem Herren = sowol als aus dem Ritterstande; eben so wie heutiges Tages manchmal ein Fürst bei einem andern in Diensten steht, dessen Haus dem seinigen im Rang nachgeht; ja die mächtigsten Landesherren trugen kein Bedenken Dienstleute irgend eines Prälaten zu sein. **)

Der deutsche Monarch behielt in den wenigen Gegenden, um welche er nicht völlig durch seine Statthalter gebracht worden war, auch die minder Mächtigen von Adel in einer unmittelbaren Abhängigkeit, sie mogten erbliche Güterbesizer, oder Lehnträger, oder seine Dienstmänner sein; und diese fuhren fort nur ihn für ihren Herrn zu erkennen. zum Beispiel in den Cantons der Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein. — Was sich hingegen davon in dem Gebiet der unabhängig gewordenen Landpfleger verwikkelt fand, das konte ihm fernerhin nicht anders, als nur mittelbar gehorchen. Doch blieben die Vorrechte dieser sowol, als jener, noch immer sehr ansehnlich, so lange das Faustrecht ihnen Bünd=

*) Die Eltern der Elisabeth von Miltiz, Gemalin des Marggrafen Heinrichs von Meissen, waren Dienstleute dieser Art, und der Sohn, den dieser Fürst mit ihr erzeugt hatte, bedurfte im Jahr 1278. eines Reichsoberhauptlichen Freibriefes. *Weck. Hist. Dresd.*

**) Der Bischof von Bamberg zum Beispiel hat, wie der Kaiser selbst, den König von Böheim zum Oberschenken, den Churfürsten von der Pfalz zum Obertruchseß, den von Sachsen zum Obermarschall, den von Brandenburg zum Oberkämmerer. Die Landgrafen von Hessen sind Marschalle des Erzbischofs von Mainz.

Bündnisse zu treffen erlaubte, die Kriegsmacht des Staats aus ihnen allein bestand, und keine ordentlich besoldete Truppen die Nachfolger der neuen Landesherren in den Stand sezten, so unumschränkt zu sein, als sie wolten.

In Frankreich gingen ähnliche Veränderungen aus gleichen Ursachen vor, mächtige Vasallen gediehen dort, wie in Deutschland zu wahren Landesherren. Weil aber die Krone dort bei dem kapetingischen Mannsstamme erblich ist, und nicht wie hier aus einem Hause in das andere wandeln kan: so konte die königliche Gewalt ungehindert eine jede günstige Eräugniß nüzen, um ihr altes Uebergewicht wieder zu erlangen. Mit Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts war auch das Werk schon größtenteils vollendet, und die Gestalt des dortigen Adels derjenigen wieder ziemlich ähnlich geworden, die er zu Karls des Grossen Zeiten hatte. Deutschland aber ist dermalen das einzige Reich in Europa, dessen Stände noch wahre Landesherren sind. Anderwärts ist es niemand mehr, als der König selbst; alles übrige kan für weiter nichts als Güterbesizer, als Landsassen angesehen werden, denen der Monarch noch Titel vergönt, oder beilegt, womit keines der alten Vorrechte mehr verknüpft ist. Aber auch diese leeren Namen haben ihren Werth in den Augen des Thoren: — sie geben in den königlichen Kanzeleien den Stempel zu einem Papiergelde für die Eitelkeit ab, das im funfzehnten Jahrhunderte auch in Deutschland bekant zu werden anfieng. Doch scheint Karl der funfte, welcher zugleich König in Spanien war, wo es sehr gesucht wurde, der erste von unsern Kaisern gewesen zu sein, der es recht in Umlauf zu bringen wußte, und seine Nachfolger versäumen nicht, so viel volgültige Baarschaft dafür einzuwechseln, als sie können.

Mit unsern durch die Landeshoheit fast bis in die Reihe der Könige erhobenen Herzogen, Marggrafen, Fürsten,

sten, Grafen, und den ihnen gleichstehenden alten Freiherren, sind also diejenigen keinesweges zu vermengen, denen ein kaiserlicher Gnadenbrief eben diese Ehrennamen beilegt, ohne daß sie zum Besiz unmittelbarer Länder, oder zu einer Stelle im Reichsfürstenrath gelangen. Solche bleiben nach wie vor in der Klasse des landsässigen Adels, worin ihre Würden weiter nichts als neu erfundene Stufen sind, die unsere Voraltern später, als einige von ihren Nachbarn kennen lernten; — nichts als eine von den ausländischen Moden mehr, die man in ihrem Anbegin verlacht, die aber endlich so überhand nimt, daß der Weise selbst sich nach ihr kleiden muß, wann er nicht verspottet werden wil. Die gemeinen Adelsbriefe, ob sie gleich nur die Scheidemünze unter diesem Papiergelde sind, haben wenigstens den Nuzen, daß ihre Erwerber zu einigen Vorrechten des neuen Standes gleich, — und nach einigen Generationen zu allen gelangen. Dieser Nuzen aber mangelt den hohen Titelverleihungen.

Die Vorzüge, worin die Zeit jene höheren Standespersonen bestätiget hat, sind von einer Art, welche die königliche Gewalt nicht so willig, als ein Stük Pergament zu verleihen pflegt. Solche wesentliche Theile ihrer eigenen Grösse konten ihr nur abgenötigt werden.

Man muß aber nicht wähnen, daß die Staatsbedienungen, welche die Quellen dieser Vorzüge sind, von den fränkischen Monarchen nur den etwan noch vorhandenen Nachkommen der uralten deutschen Oberhäupter, oder andern Vornemen anvertrauet worden wären; und daß folglich zwischen den heutigen Landesherren und dem niedern Adel ein älterer Unterschied, als der Verfal des fränkischen Reichs zu suchen sei. Die ripuarischen Geseze beweisen, daß nicht allein Freigeborne ohne Unterschied, sondern auch Freigelaßne zu solchen Aemtern gelang-

langten *) und daß diese noch zu Karls des Grossen Zeiten nicht bloß einem der verschiedenen Stände zu Theil wurden, zeigt sich aus dessen Kapitularien. **)

Das grosse Vermögen der erblichen Güterbesitzer, die sich in ihren Besizthümern eben die Unabhängigkeit anmaßten, welche die Landpfleger in den ihnen anvertraueten Gegenden erlangten, konte, wie die Würde dieser, eben sowol ein sehr neues Werk des blossen Glüks, als eine alte Folge ihrer vornehmen Herkunft sein. — Wir sehen täglich Erscheinungen dieser Art; — und daß dieser

*) Si quis iudicem fiscalem, quem comitem vocant, interfecerit, sexcentis solidis multetur.

Quod si *regius puer* vel ex *Tabulario*, ad eum gradum ascenderit, trecentis solidis multetur &c. siehe das Ripuarische Gesez bei *Baluzio* T. I. pag. 39. et 40.

**) Qui hominem francum occiderit, solidos sexcentos componat ad opus dominicum, et pro fredo solidos ducentos componat.

Qui hominem ingenuum occiderit solidos ducentos componat, et exinde in dominico tertiam partem componat.

Qui lidum occiderit solidos centum componat, et exinde in dominico tertiam partem componat.

Qui servum occiderit solidos quinquaginta componat. Exinde in dominico sicut diximus, tertiam partem componat.

Si quis comes in suo comitatu occisus fuerit, in tres weregildos sicut sua nativitas est componere faciat.

Si quis missum dominicum occiderit, quando in missaticum directus fuerit in tres weregildos, sicut sua nativitas est, componere faciat &c. siehe *Capitularia Caroli magni apud Baluzium* T. I. pag. 511.

Qui per chartam ingenuus est, sic et debet in omnia pertinere sicut alii Franci ibid. pag. 512. — Hierdurch wird das bestätigt, was Tacitus auch schon lange zuvor angemerkt hatte. Libertini non multum supra servos sunt, raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur. Ibi enim et super nobiles ascendunt. Tac. de Mor. Germ.

dieser oder jener heutiger Landesherr zuverlässig von den uralten vorfränkisch=deutschen Oberhäuptern abstamme, ist eben so wenig zu erweisen, als dieser oder jener von Adel nicht daraus entsprossen sei. Allein was liegt daran? Die längst erlangten Vorzüge des einen werden hierdurch weder geschmälert, noch die Umstände des andern verbessert; genug daß zwischen dem hohen und niedern Adel, vornemlich zwischen dem mächtigen Fürsten und unvermögenden Landsassen dermalen bei uns ein grosser Unterschied besteht; es ist sehr gleichgültig, ob er ein wenig früher oder später den Anfang nahm.

Ostfrießland ist vielleicht diejenige Provinz des deutschen Reichs, wo dieser Unterschied am langsamsten zu Stande kam. Hier blieben die Athelinge der alten Sachsen unter dem Namen von Häuptlingen in ihrem ursprünglichen Wesen, bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, da endlich die von Gretsyhl, deren ältester bekanter Anherr ein edeler Bürger der Norden war, andere Ihresgleichen an Reichtum übertrafen, bei innerlichen Unruhen zu Landesherren der Provinz wurden, und sie nachmals als Grafen und Fürsten beherschten.

Die heutige Beschaffenheit des Adels in Polen, hat noch izo viel änliches mit dessen alten Zustande in Deutschland; — ob sie ein Ueberrest der uralten nordischen, oder der später nachgeahmten deutschen Sitten sei, läst man dahin gestelt sein. — Man kent in diesem demokratischen Königreiche *) nur noch zwo Hauptklassen der alten Eingebornen, nemlich der Freien oder des Adels, und der Leibeige-

*) Wir nennen es demokratisch, weil die Zahl des Adels daselbst so ungeheuer groß, und der größte Theil davon so arm ist, daß man ihn für das wahre Volk des Landes, seine Leibeigenen aber für solche Knechte nehmen muß, deren man auch in andern Demokratien nicht entbehren konte.

eigenen oder der Bauren. Das Befreien der Leibeigenen ist hier auch, aber sparsam üblich. Aus der Nachkommenschaft dieser Freigelassenen, und der von fremden Ankömlingen bestehen die Einwoner einiger Städte. Ihre Anzal hingegen ist in keinem Verhältniß mit den zwo Hauptklassen; die erstere von beiden hat alles, die leztere — nichts! — Die Menge der Edelleute in diesem Lande ist eben so groß, als es die Menge der Freien in Deutschland war, und ihr Vermögen ist eben so unterschieden. — Bei einem algemeinen Aufgebot ziehen jene noch heute, wie diese ehemals unter einem nicht erblichen Herzoge (Woiewoden) und Grafen (Starosten) ihrer Provinz ins Feld, dienen unter hundert tausend ihres gleichen zu Pferde, schwingen sich zu den höchsten Ehrenstellen des Staats empor, und erwerben unermeßliche Reichtümer, wann ihnen das Glük wohl wil, wo nicht, so geben sie sich einer bei dem andern in Dienste, oder kehren zu dem Pfluge zurük, den sie in der Dürftigkeit selbst führen müssen, und achten weder das eine noch das andere schimpflich. Noch haben die Geseze keinen erblichen Unterschied zwischen dem Magnaten, der Millionen besizt, und dem armen Landadelichen bestimt, welcher mit dem Säbel an der Seite — dies einzige Unterscheidungszeichen seines Standes — das Korn zum Markte führt, das er und die Seinigen im Schweiß ihres Angesichts gewonnen haben. — Der Arme kan heute des Reichen Diener, und morgen sein Befehlshaber sein. Er ist sein Diener, so lange er sein Brodt genießt; — seines gleichen sobald er sich auf eine andere Art nähren kan; — sein Oberherr, sobald ihm das Glük wohl wil.

Den Titel von Fürsten, Grafen u. s. w. führen in Polen zwar auch manche Häuser im gemeinen Leben, aus Nachamung von benachbarten Völkern, oder weil sie von alten polnischen regierenden Häusern abstammen; allein dies giebt ihnen keinen gesezmässigen Vorzug vor andern. Nach der Grundverfassung kan der Arme noch immer wie

der

der Reiche, Woiewode, Staroste u. s. w. ja König selbst werden. — Solten aber die Wojewodschaften, Starosteien u. s. w. erblich werden, wie die Herzogthümer, Grafschaften u. s. w. es in Deutschland geworden sind; so würden deren Besizer zu Herren des darin wonenden andern Adels werden, und aufhören seines gleichen zu sein.

Die Römer unterhielten immerwährende Legionen; wir haben sie hierin erst seit kurzem nachahmen können. Unsere Väter hatten während manchen Jahrhunderten zu wenig bares Geld, um ihre Regenten durch Steuern in den Stand zu sezen, Vertheidiger oder Unterdrücker des Staats zu besolden. Als aber endlich unter ihnen mehr davon in Umlauf kam, blieben sie doch eben deßwegen noch lange ohne beträchtliche Abgaben, weil kein hinlänglicher Haufen Söldner den Regenten in den Stand sezte, sie dazu zu nötigen.

Bei einem streitbaren Volke, wie sie, war jeder Freigeborne ein Krieger, sobald und so lange er Leibeskräfte dazu hatte. Er diente dem Vaterlande eine bestimte Zeit auf eigene Kosten; die Grösse seines unbeweglichen Eigentums, oder der verliehenen Kriegspfründen, waren der Maaßstab dessen, was er zu leisten hatte; die Menge der Leibeigenen, die etwa seine Besizungen nebst seinen Angehörigen ernären konten, bestimte die Anzal der Knechte, die ihn nach dem Heere begleiteten. Freigeboren sein hieß: das Leben für die Waffen empfangen haben; und die Wehrhaftmachung des Jünglings war eine der ältesten Feierlichkeiten unserer Väter.

Aber bei einem armen und in Künsten unerfahrnen Haufen konte eine volkommene Rüstung nur eine Ueppigkeit einiger wenigen Grossen sein; alle übrigen hatten auch in der That deren keine, so lange die alten Römer sie von ihren Provinzen abzuhalten vermochten. Ein langer Schild beschirmte den blossen Leib so gut er konte, und für das Haupt war eine Thierhaut ihre beste Sturmhaube.

(Die Fortsezung folgt.)

7.

Ritter Bayard,

genant der Ritter sonder Furcht und Tadel.*)

1.

Den edlen Bayard zu besingen
gefält mir baß,
als unsern Helden Weihrauch bringen.
Den grossen Helden unsrer kleinen Zeit
ist meine Leier nicht geweiht.

2.

Er war, wie die Franzosen sagen,
vom alten Stein, **)
der ganz verschwand in unsern Tagen;
der Väter Sitte hat ihn schon umwühlt,
die unsre hat ihn weggespült.

3.

Er hatte Mark in den Gebeinen;
sein Herz war gut.
Er wolte lieber sein, als scheinen.
Er fiel, wie wir, durch manche Leidenschaft;
doch hatt' er auch zum Aufstehn Kraft.

4.

Es hatte schon bei seiner Wiege
die Mutter oft
der Vorzeit Ebentheur und Kriege
ihm vorgesungen, ihm ein hölzern Schwert
geschenket und ein Schaukelpferd.

5. E

*) Le Chevalier sans peur et sans reproche.
**) De la vieille roche.

5.

Er spielte früh den kühnen Ritter.
Sein Schwesterchen
sang hinter ihres Bettchens Gitter:
Ein Riese feßle sie im Thurm', und schrie;
dann kam er und befreite sie.

6.

Den Jüngling härteten die Jagden
und das Turnier,
Und früh, doch ihm zu spät, die Schlachten.
Im Speergemenge war er laut und wild
und nach dem Siege stil und mild.

7.

Durch Thaten früh berühmt geworden,
empfing er früh
des Königs ersten Ritterorden.
Ihm waren Stern und Kette wenig wert,
viel seine Lanze, Roß und Schwert,

8.

Und viel der Wein und viel die Mädchen!
Wo ist der Mann,
den nicht bei irgend einem Fädchen
der Teufel halte? Unser Ritter war
bei Wein und Mädchen in Gefahr.

9.

Und, traun! ich will ihn deß nicht loben.
Doch, lieber Freund,
du wollest erst dein Herz erproben,
bevor dein Mund ein strenges Urteil spricht;
und stehest du, so falle nicht!

10.

Einst, als er glühte von dem Becher,
und um ihn her
erscholl der Rundgesang der Zecher,
da sandt' er seiner Knappen einen aus,
der trat in ein verarmtes Haus.

11.

Die Unschuld seufzte hier, verborgen
bei'm trüben Schein
des Lämpchens und bei trüben Sorgen.
Ein Mütterchen beweinte ihre Not
und Kinder schrien umsonst nach Brod.

12.

Gestüzt auf weiche Liljenhände,
wie Engel schön,
erwartet sehnsuchtsvoll ihr Ende
die älteste Tochter. Nicht ihr eigner Schmerz,
der andern Not frißt ihr das Herz.

13.

Die schien dem Knappen eine Beute
für seinen Herrn.
„Mein schönes Kind! Du kanst noch heute,
wilst du nur artig und gefällig sein,
das ganze Haus von Not befrein.„

14.

„Wie so, mein Herr?„ — „Kom mit zum Ritter,
so schenket er
dir dieses Gold.„ — Wie vom Gewitter
getroffen, sank mit thränenvollem Blik
schön Dortchen in den Stul zurük.

15.

Es rang das Mütterchen die Hände;
schön Dortchen schrie:
„O Mutter Gottes! wende, wende
von mir die Schmach, von diesen ihre Not!
Gieb ihnen Speise, mir den Tod!„

16.

Es rang das Mütterchen die Hände;
die Kinder schrien
um Brod, wie übertünchte Wände
so blaß und heiser schon vom langen Schrein;
nur Dortchen konte sie befrein.

17.

Schön Dortchen gieng. So geht das Lämchen
zur Schlachtbank hin.
Im Herzen loderte das Flämchen
bestürmter Tugend. Reue hieß sie stehn,
das Mitleid hieß sie weiter gehn.

18.

Sie schleicht hinein in Bayards Kammer,
wie Leichen blaß,
doch rührend selbst durch ihren Jammer.
Der Ritter rollt die Augen groß und hell,
und faßt sie bei der Hand, und — schnell

19.

Fleugt auf die Thür': „Erbarm', erbarme
des Kindes dich!„
Fleht laut die Mutter, schlingt die Arme
um Bayards Knie. „Erhör', erhöre mich!
Erbarme meines Kindes dich!„

20.

Sie wirft das Geld zu seinen Füssen:
„ Das ich es nahm,
will ich mit meinem Tode büssen!
Will hören meiner armen Kinder Flehn,
will langsam sie verschmachten sehn.„

21.

Er schlägt die Faust sich an die Stirne:
„O weh! o weh!
Verzeih, du edle, schöne Dirne!
Mich strafe dieses Engelangesicht,
mich diese stille Thräne nicht!„

22.

„Du, gute Mutter, geh in Frieden
mit Dortchen heim!
Dir bleibe dieses Gold beschieden!
Du solst nicht hören deiner Kinder Flehn,
nicht langsam sie verschmachten sehn!„

23.

„Doch weil ich dich beleidigt habe,
mein schönes Kind!
So nim von mir zur Morgengabe
dreitausend Pfund. Dein Wandel müsse rein,
dein Leben immer glücklich sein!„

24.

O, leb' in diesem deutschen Sange,
du edler Mann!
Wenn du in deinem Lande lange
vergessen bist, wo Chartres Lorbeern pflanzt
und wo der grosse Vestris *) tanzt.

Fr. L. Graf zu Stolberg.

*) Der gröste Tänzer dieses leichten Jahrhunderts. Er soll gesagt haben: die Welt besize nur drei grosse Männer, den grossen Friedrich, Voltaire und — ihn.

8. Schrei=

8.

Schreiben an den Herausgeber.

Ich schikke Ihnen hierbei die mir mitgetheilten Einwürfe eines Ungenanten aus Tirol, meinen Versuch eines neuen Beweises für die Unsterblichkeit der Sele betreffend, zurük. Etwas Neues, was mir nicht schon von andern, besonders von dem Hrn. Prof. Schwab in Stutgart, wäre eingewandt worden, habe ich nicht darin gefunden. Der Man scheint indes von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelt zu sein; und in sofern ist er mir ehrwürdig.

Man hat mich seit einiger Zeit mit so vielen gedrukten, noch mehr aber ungedrukten Einwürfen wider meinen armen kleinen Versuch beehrt, daß mir der Muth, sie alle zu beantworten, auch alsdan wohl entfallen müßte, wenn ich auf der Welt nichts weiter, als dieses, zu thun hätte. Nun sind aber, wie Sie wissen, meine unmittelbaren Berufsgeschäfte allein schon so verwikkelt, so mannigfaltig und so belastend, daß sie die ganze ungetheilte Thätigkeit eines Mannes erfodern, der sich zu rühren weiß.

Und der unwilkürlichen zeitversplitternden Zerstreuungen, der täglichen unvermeidlichen Unterbrechungen, der Krankheiten u. s. w. sind so viele! So sehr ich daher auch mich der Gefahr aussezen werde, von einigen für dis, von andern für das angesehen zu werden: so muß ich doch den Kampfplaz räumen, und es Ihnen, liebster B., überlassen, dasjenige Publikum, welches meinen Aufsaz und die Bestreitung desselben seiner Aufmerksamkeit werth hält, von dieser meiner nothgedrungenen Entschließung — alsfals auch durch den Abdruk dieses Briefes — zu benachrichtigen; damit wenigstens niemand, der die Güte hat-

te, zu meiner Belehrung das Seinige beizutragen zu wo
len, sich durch mein Stilschweigen für verschmäht halt
möge.

Und weil ich eben ein Paar Viertelstunden Zeit
meinem eigenen beliebigen Gebrauche erbeutet habe:
wil ich sie dazu anwenden, noch zu guter Lezt ein Pa
Anmerkungen für meine Herrn Gegner beizufügen, d
Sie denn auch wohl die Gefälligkeit haben werden,
dieselben gelangen zu lassen.

1. Es gehört nicht wesentlich zu der Grundlage me
nes Beweises, daß ich mit Andern, die sämtlichen Wirku
gen der den Menschen belebenden Kraft — der Sele
unter den algemeinen Nahmen Vorstellungen zusamm
faßte, und dem zufolge die Sele selbst eine Vorstellung
kraft nante. Man nenne sie, wie man wil, ich wer
nie ein Wort darüber wechseln. Aber das gehört wesen
lich dazu, daß diese Sele, so wie jede Substanz überhau
selbst die unendliche götliche Substanz nicht ausgeschl
sen, nur eine einzige, im eigentlichsten Verstande einfac
Kraft sei, wir mögen den Wirkungen oder den Modifil
zionen derselben so viele besondere Nahmen geben, als n
wollen. Wer von dieser Wahrheit oder von diesem Irthu
sich nicht überzeugen kan, der sehe meinen Versuch als u
geschrieben an: denn für ihn ward er nicht geschrieben

2. Wenn ich die menschliche Sele zur Leiter brau
te, um auf derselben zu der unendlichen götlichen Subst
hinaufzusteigen: so geschahe dieses nicht, weil ich die
Uebergang für einen Beweis hielt; sondern es gescha
deswegen, weil ich diesen Weg, zu meinem Ziele zu gela
gen, am gebahntesten fand, und mir daher einbildete, d
er vor allen andern Wegen den Meisten meiner Leser we
am meisten gefallen würde. Alles, was in unsern gewöh
lichen natürlichen Theologien von Gott prädiziert wird,
ja, mit Weglassung der Schranken, von der menschlich

S

Sele abgezogen worden. Ich selbst bedurfte dieser Abstrakzion zu meiner dermaligen Absicht nun eben nicht; aber ich glaubte ihrer für viele meiner Leser zu bedürfen. Es war genug zu meinem Beweise, wenn ich erhärten konte, daß Gott nur eine einzige unbegränzte und unveränderliche Kraft oder Substanz sei; denn daß aus dieser einzigen Grundwahrheit alles dasjenige gefolgert werden könne, was meine Theorie Eigenthümliches hat, davon habe ich in meiner Antwort auf die Einwürfe eines Ungenanten (Siehe Museum fünft. St. 1781.) eine zureichende Probe gegeben. Ich gebe daher jenen Uebergang, als wirklich unbeweisend, sehr gerne preis, wenn man mir nur diese einzige Grundwahrheit lassen wil, daß Gott Eins und unveränderlich sei. Wer aber von dieser Wahrheit oder von diesem Irthume sich abermahls nicht überzeugen kan, auch den muß ich bitten, meinen Versuch für ungeschrieben zu halten; denn auch für diesen ward er nicht geschrieben.

3. Wenn der schwache Sterbliche es wagt, sich mit seinen Gedanken in den Ozean der götlichen Volkommenheiten zu stürzen: so muß er alle Begriffe von dem, was endlich ist, dahinten lassen, damit er nicht in Gefahr gerathe einen Tropfen für das Weltmeer — seines Gleichen für Gott zu nehmen. Auch muß er bei diesem kühnsten Fluge, den wir mit unsern Gedanken anstellen können, nicht mit Fleisch und Blut, oder, welches in diesem Falle einerlei ist, nicht mit dem Dichter zu Rathe gehn, um denjenigen Begrif von Gott, der unsern individuellen Bedürfniß am angemessensten, für unsere schwache sinliche Denkungsart am behaglichsten wäre, schon zum voraus festzusezen: denn sonst würde es ihm gehen, wie es dem großen Haufen der Menschen von jeher gegangen ist, er würde sich einen Gott erdichten, der seine eigenen Schwachheiten, seine eigenen Leidenschaften, vielleicht gar seine eigenen Laster an sich trüge. Man sehe die Geschich-

te! —

te! — Dis ist alles, was ich auf den im neunten Stükke des disjährigen Museums enthaltenen Einwurf des Hrn. D. zu erwiedern habe.

4. Noch eine Anmerkung, und ich bin am Ende. Ich hatte in dem Vorberichte zu meinem Versuche die, meiner Meinung nach, algemein bekante und algemein eingestandene Bemerkung gemacht, daß man aus den moralischen Eigenschaften Gottes zwar wohl als Dichter oder Redner Wahrscheinlichkeiten zur Ueberredung, nicht aber als Weltweiser Gründe zur Ueberzeugung schöpfen könne. Ich glaubte hiermit etwas so altes und bekantes zu sagen, daß ich es für die überflüssigste Sache von der Welt hielt, auch nur ein Wort zur nähern Bestimmung und Erläuterung desselben hinzuzufügen. Aber wie hatte ich mich geirt!

Einige, die am gelindesten mit mir verfahren wolten, begnügten sich mit der Anmerkung, daß man bei dieser Stelle meine sonstige Bedachtsamkeit durchaus vermisse. Andere hielten sich für nothgedrungen, mich beim Publikum anzuklagen, daß ich den festen Grund unserer Ueberzeugung (die moralischen Eigenschaften Gottes nemlich) wegräumte, und an dessen Stelle verrieselnden Sand (nehmlich die Unveränderlichkeit des götlichen Verstandes) zusammen trüge. Einige endlich verkanten und mißdeuteten mich und meine Meinung so sehr, daß sie jene Aeusserung grade zu für ein Geständniß ansahen: daß ich die moralischen Eigenschaften Gottes — seine Weisheit, Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit — für unbewiesen, für etwas problematisches hielte. Ich erschrekke, indem ich diese Worte abschreibe, vor den ungeheuren Mißdeutungen, denen ein Schriftsteller ausgesezt ist, sobald er es wagt, die Heerstrasse des altäglichen Denkens und Schreibens auch nur um ein Paar Fingerbreit zu verlassen; und ich schäme mich in die Sele derer, die mich in diese demüthigende Nothwendigkeit versezt haben, erst ein Bekent-

kentniß ablegen zu müssen, daß die vorbenanten moralischen Eigenschaften Gottes mir eben so ausgemacht, als mein eigenes Dasein, sind.

Freilich kan man aus der Weisheit, Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes mit unwidersprechlicher Bündigkeit den Vorsaz festsezen, daß er in jedem Falle weise, gütig, gerecht und heilig handle: aber darf man zu diesem algemeinen Vordersaze, wenn von einem wirklichen Beweise, nicht von bloßen Wahrscheinlichkeiten die Rede ist, nun auch mit eben der Zuversicht den Untersaz und die Schlußfolge hinzufügen: mir — schwachen, blödsichtigen, im Finstern tappenden, nur ein Sandkorn übersehenden Erdwurme — scheint dis und das weise, gütig, gerecht und heilig gehandelt zu sein: also muß es auch Gott so geschienen, also muß auch Gott so gehandelt haben? Und wer sagt Dir, Kurzsichtiger! daß das, was dir in Beziehung auf dein Sandkorn höchst weise zu sein scheint, nicht vielleicht in Beziehung auf das Weltal höchst ungereimt sein würde? Wer sagt dir, daß das, was dir in deiner Maulwurfshöhle als höchstgütig vorkomt, nicht vielleicht in den Augen dessen, der das Ganze übersieht, als höchst grausam erscheinen mag?

Wir wollen nur bei unserm Falle stehen bleiben. Dir und mir scheint freilich in diesem Leben viel Gutes unbelohnt, viel Böses unbestraft zu bleiben. Dir und mir muß es daher freilich auch so vorkommen, als wenn die götliche Gerechtigkeit noch nicht befriediget sei, und wir werden daher beide auf die wahrscheinliche Vermuthung gerathen, daß noch ein anderes Leben bevorstehe, in welchem die Knoten des gegenwärtigen sich entwikkeln werden. Aber wie viel fehlt daran, daß diese wahrscheinliche Vermuthung, ohne die Darzwischenkunft einer götlichen Offenbahrung, wirkliche Beweiskraft habe? Wie? wenn es gar nicht wahr wäre, daß hier in diesem Leben irgend etwas wirklich Gutes unbelohnt, irgend etwas

wirklich Böses unbestraft geblieben sei? Wie? wenn der unbelohnte Gute, nicht der Gute wäre, der er uns zu sein scheint, sondern nur die Larve desselben trüge, und wenn der unbestraft gebliebene Böse, bei allem Anschein von Ruchlosigkeit, vielleicht ein edlers Herz im Busen trüge, als der äusserlich Heilige, der ihn nur gar zu gern in den ewigen Schwefelpfuhl hinabgestoßen sehen mögte? Oder wie? wenn dieses Leben schon der fünfte und lezte Akt des ganzen Schauspiels, also die endliche Entwikkelung solcher Knoten wäre, welche in ehemaligen Perioden unsers daseins geschüzt worden? Wenn dis also der Himmel, dis die Hölle wäre, worin wir für ehemalige Tugenden oder für ehemalige Laster verhältnißmäßige Belohnung oder Strafe empfingen? Ich sage dieses nicht — man merke wohl! — weil ich Gründe habe zu glauben, daß dem allen wirklich so sei, sondern weil ich keine, von den moralischen Eigenschaften Gottes hergenommene — man merke wohl! — Vernunftgründe habe, womit ich beweisen könte, daß ihm nicht so sei.

Man nehme jede andere moralische Eigenschaft Gottes, um einen Beweis für die Unsterblichkeit der Sele darauf zu gründen: und man wird finden, daß man diese Eigenschaft selbst und zwar, so wie Gott, ohne alle Einschränkung besizen müsse, um mit Ueberzeugung daraus schließen zu können, daß Gott vermöge derselben so oder so verfahren müsse. Hatte ich also Unrecht, zu behaupten, daß aus diesen moralischen Eigenschaften zwar wohl der Dichter und Redner Wahrscheinlichkeiten zur Ueberredung, nicht aber der Weltweise Gründe zur Ueberzeugung schöpfen könne? Und hatte ich Unrecht, unsere neuere Philosophie für kränkelnd *) zu halten, da

ds=

*) Man vergesse nur nicht, daß einer gar wohl die Krankheit eines andern bemerken könne, ohne deswegen selbst völlig gesund, oder gar der Arzt zu sein, der den andern zu kuriren sich erbietet; und man wird in diesem

Ur=

öffentliche Lehrer derselben auf berühmten Universitäten mich wegen einer Behauptung belangen können, welche der gesündern Philosophie lange vor mir eine ausgemachte Wahrheit war?

Oder bin ich etwa der Erste gewesen, der dieser Beweisart die logikalische Bündigkeit abgesprochen hat? Hat nicht Bonnet z. B. in seinem Buche über die Wahrheit der kristlichen Religion, welches mir nicht zur Hand ist, eben daßelbe mehr als einmahl gethan? Hat nicht Hr. *Hisman* selbst in seinem Magazine für die *Philosophie* folgenden Ausspruch des würdigen Sulzers übersezt, ohne ein Wort darwider einzuwenden, nachdem er fünf Seiten vorher mich um eben dieser geäusserten Meinung willen als einen Neuerer angeklagt hatte, „der den festen Felsengrund wegräume, und verrieselnden Sand an dessen Stelle zusammentrüge?„ Man höre:

„Alle Philosophen, welche bisher diesen Gegenstand behandelt haben, nehmen zu den moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens ihre Zuflucht, um aus ihnen die Wahrscheinlichkeit eines neuen Körpers herzuleiten, mittelst dessen die Sele fortfahren wird, zu leben und zu empfinden. Diese Weltweisen glauben, die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des höchsten Wesens lassen uns nicht voraussezen, daß die Sele nach dem Tode in dem tödlichen Schlummer bleibe, in welchen sie durch die Zerstörung des Körpers verfallen wird. Hieraus schließen sie, ohne weitern Grund, der Schöpfer werde für die von ihren bisherigen Körpern abgeschiedene Selen neue Körper bilden. Ich gestehe gern, daß mir dis Raisonnement,

Urtheile keinen Eigendünkel finden. Auch versteht es sich von selbst, daß man einen Körper krank nennen kan, wenn gleich nicht alle, sondern nur einige Glieder desselben aufgehört haben gesund zu sein.

ment, wie viele andere Beweise dieser Art, nicht bündig genug zu sein scheint. Ich bin weit davon entfernt dasjenige, was uns eine gesunde Metaphisik von den moralischen Eigenschaften Gottes lehrt, zu bezweifeln. Wenn ich aber gleich von der grenzenlosen Güte und Weisheit dieses Wesens, von welchem alles abhängt, auf eine unüberwindliche Weise überzeugt bin: so würde ich doch die Behauptung nicht wagen können, daß diese Eigenschaften wegfallen müßten, wenn die Sele nach diesem Leben nicht mittelst neuer Körper in ein ander Leben übergehen solten. Was könte mir auch die Kühnheit einflößen, mit welcher ich entscheiden könte, was di über alle meine mangelhaften Begriffe erhabene Wesen thun könne oder nicht, was sich für dasselbe schikke oder nicht schikke?„

Genug! denn ich schäme mich, vor den Augen eines unpartheiischen und einsichtsvollen Publikums über eine so handgreifliche Sache auch nur ein Wort mehr zu verlieren.

Man wird doch die glükseelige Epoche der Wissenschaften anfahen, da die Freunde derselben im lebendigen Gefühl ihrer eignen Fehlbarkeit dem irrenden Bruder ohne gegenseitiges Murren und Schelten die brüderliche Rechte bieten und alle, Hand in Hand gelegt, auf ihr gemeinschaftliches erhabenes Endziel losgehen werden. Bis dahin muß jeder, der den Frieden liebt, seine Bemerkungen, sobald sie von dem Gewöhnlichen abweichen, in sich selbst verschliessen, wodurch unser Fortgang in nützlicher Erkentniß auf eine bejammernswürdige Weise gehemt wird. Denn, wenn unser Straucheln uns zum Verbrechen angerechnet werden sol, wer wird es wagen auf irgend einem ungebahnten Wege, auch nur einen Schritt aus der Stelle zu gehn? Vermutlich nur der, welcher noch nie ohne Leiterband und Führer ausgegangen, und daher auch noch nie gefallen war. A.

t

die Entdekkungen, welche dieser machen wird, mögten den auch wohl von sehr geringem Belang sein.

Wachen Sie, liebster Freund, daß wenigstens Ihr Museum an dem in unserer Gelehrtenrepublik noch immer herschenden Unfuge niemals Antheil nehme; und lieben Sie

Ihren liebenden

Campe.

9.

An einen Freund, zum Neujahrstage.

Freund, deine Hand! und in dem vollen Druck
das ganze Maaß der Wünsche meiner Seele;
nicht aus Gewonheit, nicht im Modeschmuck —
o, würde jeder wahr, den ich dir noch verhehle!
So viel geübte Lippen sind
mit eitlen Wünschen heut beschäftigt,
und was ihr Mund so warm bekräftigt,
ist leerer Hauch, ist Wind.
Nicht so der besten Wünsche Fülle,
um die mein Herz' mit brünstigem Gebet,
nicht heute nur, nein öfters in der Stille
zum guten lieben Himmel fleht.

Freund, was uns glücklich macht hieni den,
ist Glaub' an eine Vorsicht, die uns liebt.
Kein andres Glück gleicht diesem innern Frieden,
den sie nur dem geprüften Liebling giebt.
Der Glaub' an sie versüßt uns unsre Freuden,
wenn wir in ihr die Geberin erkant;
und reicht sie uns den bittern Kelch der Leiden,

wir trinken ihn, er komt aus ihrer Hand.
Wahr ist's, er schmeckt uns anfangs bitter,
allein, was heilsam ist muß öfters widrig sein.
So folgt auf Ungewitter
der schöne Sonnenschein:
Die Fluren stehn in neuem Glanze,
gelinder weht die Dunstentladne Luft,
ein jedes Blümchen giebt dann lieblicheren Duft
und winkt erfrischt dem andern froh zum Tanze.

So schärfen Leiden die Empfindbarkeit
des Herzens, sind der Freuden Würze.
Das Herz, das nie geklagt, hat sich noch nie gefreut;
den Wert des Glüks erhöht Bewustsein seiner Kürze.
Oft ist geheimer, tiefempfundner Schmerz,
in welchem wir die Hände matt gewunden,
Beseligung für unser Herz
und weckt Empfindungen, die wir noch nie empfunden.
Wer glücklicher in seinem Busen ist,
ob der, der alles auf der Wage
des Leichtsinns wiegt, kein größres Glück vermißt,
kein Leiden fühlet, oder der, den jede Plage
gedoppelt trift, der jeden Zwist
und jeden Gram und Kummer in sich frißt,
jedoch, wo andre nichts empfinden, ganze Tage
sich wieder freuen kan: das ist zwar nun die Frage.
Man spricht dawider und dafür,
auch ist sie kützlich zu entscheiden.
Des erstern Leben ist ein Lustrevier,
und doch würd' ihn der leztre nicht beneiden;
ich mindstens nicht. Ich preis' ihn zwar beglückt,
doch freilich nur, so oft ich einsam traure;
fühlt aber sich mein Geist von Seligkeit entzückt,
dann weis ich nichts von Gram, und ich bedaure
den armen Glücklichen, der nichts als lachen kan.

Freund,

Freund, etwas noch bleibt weichen Seelen eigen:
Die Hofnung. Sie bestreut des Lebens Bahn
im Unglük noch mit blütevollen Zweigen.
Auch deines Lebens Bahn ist angefüllt
mit Blumen; hast nur eine kleine Strecke
zu wandeln noch, bis sich des Nebels Decke,
der sie dir noch verbirgt, im Sonnenschein enthüllt.
Dann siehst du sie in ihrem vollen Schimmer;
Entzücken eilt dir zu, und Leiden trift dich nimmer.
Auch bist du's wert, so ganz beglückt zu sein.
Drum hoffe, Freund! Du must noch glücklich werden,
und wird dein Wunsch erhört, so fehlt dir nichts auf Erden,
So viele Güter sind schon dein.
Du hast ein edles Herz, wie wenig deines Gleichen;
denn Edelmut wohnt selten bei den Reichen.
Wer kan und will, wie du, ist doppelt reich,
und groß ist es, nach schönen Trieben handeln.
Ein solches Herz ist milden Wesen gleich,
die, wohlzuthun, still unter Menschen wandeln.
So mancher freut sich deiner heut,
der ohne dich vielleicht nicht glücklich wäre;
er denket der vergangnen Zeit
und segnet dich mit einer frommen Zähre.

Wie glücklich bist du, lieber Freund!
O, litt' ich nur, ich würde dich beneiden!
So schwer dir auch noch izt dein Leiden scheint,
so wirst du sehn, es dient zu höhern Freuden.
Dies denk' und hoff' ich fest, o, hoff' es auch mit mir,
und leide noch getrost, und danke Gott dafür!

B.

10.

Berichtigung eines Konstanzer Wochenblatts un andrer Reichszeitungen.

Bei den so mannichfachen Verbindungen unter de verschiednen Staaten, und bei den unzäligen Zeitung und öffentlichen Blättern solte man kaum glauben, d man noch zu unsrer Zeit in einem deutschen Lande si oft ganz widersinnige Begriffe von dem macht, was dem andern vorgeht, und besonders wenn es Dinge b trift, die ihrer Natur nach algemein bekant sein müsse Ein neuerliches Beispiel hat mich belehrt, daß die möglich sei. Wer solte wol noch nicht wissen, daß au England, in keinem Lande, die Freiheit zu schreiben, denken und zu lesen, weniger beschränkt sei, als in d königl. preuß. Staaten. So schwer es in manchem La de sein mag, die Bücher anzugeben, die nicht verbo sind; so viel Mühe wird man hier haben, die weni verbotenen aufzuzählen, und bei denselben allemal ei sehr auffallenden Grund in einer offenbaren Verlez der Sitten, der algemeinen Religionsgrundsäze, oder dem Staat schuldigen Ehrfurcht finden. So algen bekant dieses ist, und so dankbar die preußischen Un thanen dieser, während der ganzen izigen Regierung, unterbrochnen Freiheit geniessen, und sehr oft schle Schriften eben deßhalb weniger lesen, weil sie diesel lesen dürfen; so hat man doch in verschiedenen Rei zeitungen das ungereimte Gerücht verbreitet, die Sc ten, welche nach dem Tode der grossen Kaiserin Kön in Wien gedruckt worden, wären in Berlin verboten den. Zum Beweis dieser unwarscheinlichen Behaup kan ich das mit gnädigster Obrigkeitlicher Erlaubnis

dr

druckte Konstanzische Wochenblatt No. 29. vom J. 1781. den 23sten Heumonat, anführen, wo man von Wort zu Wort folgendes liest:

„Zu Berlin ist durch eine öffentlich bekant gemachte Verordnung, allen Inwonern der königl. preußischen Staaten verboten worden, ein einiges Werk oder Schrift, so seither dem Todesfall der unsterblichen Maria Theresia in Wien gedruckt worden ist, zu verkaufen oder zu lesen, bei Vermeidung schwerer Geldstrafe.„

Es bedarf wol kaum der Versicherung, daß in Berlin an ein solch Verbot nicht gedacht ist, und daß man in den Verzeichnissen der hiesigen Buchhandlungen mehrere in Wien seit der bemerkten Zeit gedruckte Schriften angezeigt findet. Jeder Vernünftige schäzt hier den Werth der Regierung der erhabenen und wolthätigen Monarchin; man sieht hier mit Vergnügen die ersten Früchte der verstatteten grössern Freiheit, und hoft, daß sie mit der Zeit noch reifer sein werden. Aber die vielen elenden Gedichte auf den grossen Todesfall, das erbärmliche Geschmiere über Stubenmädchen 2c. (von dem man in dem neuesten Stück der alg. deutsch. Bibl. eine sehr merkwürdige Anzeige findet) — welcher Mann von Geschmack, er lebe in Wien oder in Berlin, wird die nicht verachten? Wenigstens der bessere Theil des Publikums ist, dem Himmel sei Dank! hier schon zu weit, als daß man ihm dergleichen Sächelgen noch verbieten dürfte, — obgleich freilich manche unsrer izigen späten Früchte der Preßfreiheit den Wiener Erstlingen ziemlich gleich kommen mögen! —

Berlin, d. 26sten Nov. 1781. D.

II.

An des königl. Großbrittannischen Hofrath Hrn. Selchow, Hochwohlgeb. zu Göttingen.

P. P.

Ewr. 2c. haben im vierten Stück des fünften Theils Ih rer juristischen Bibliothek eine Rezension der hiesigen neu Prozeßordnung eingerückt. Die darin geäusserten Einwe dungen und Bedenklichkeiten zu beantworten, ist hier w der der Ort noch meine Absicht. Diese Beantwortun wird in dem bei Deckern herauskommenden Briefwech über die Justizreform ihren Plaz finden; und das Publ kum wird alsdann urteilen können: ob nicht manche Ge genstände sich aus einem ganz andern Gesichtspunkte ze gen, wenn man sie bei dem Lichte betrachtet, welches E farung und Menschenkentniß dem praktischen Rechtsgeleh ten verschaffen; oder wenn man sie durch das Ferngla theoretischer Spekulazionen sich vorstelt.

Die Veranlassung, Ewr. 2c. mit gegenwärtige Schreiben zu behelligen, ist bloß persönlich, und betrift d Stelle der Rezension, wo ich den Lesern als Verfasser d neuen Prozeßordnung bekant gemacht werde.

Ich will nach der leicht zu errathenden Quelle dies Nachricht so wenig haschen, als nach den Bewegung gründen, die man gehabt haben mag, sie Ew. 2c. zur Ei rückung mitzuteilen. Ich begnüge mich vielmehr vor nur damit: öffentlich und feierlich hiedurch zu erkl ren:

Daß gedachte Nachricht gänzlich falsch und erdicht sei; daß die bei der ganzen Prozeßordnung zu Grunde liegende Idee schon im Jahre 1750, folgli zu einer Zeit, wo ich die Kinderjahre noch nicht z

rückg

rückgelegt hatte, entstanden; daß solche schon damals bei einigen einzlen wichtigen Fällen, so wie nachher, besonders in Merkantil= und Unterthanenprozessen, durch die darüber in den Jahren 1766 und 1770. ergangnen Verordnungen, mit dem besten Erfolge zur Anwendung gebracht worden; daß eben der erhabne Geist, welcher diesen großen Plan zuerst entwarf, ihn auch nach der Zeit, in allen seinen Theilen, so wie er itzt der Welt vor Augen liegt, ausgebildet habe; daß er *also* die Ehre davon mit niemand, und am allerwenigsten mit mir theilen dürfe; und daß mein ganzes Verdienst bei der Sache bloß darin bestehe, daß ich, unter seinen Augen und besondrer Anleitung seit 16 Jahren zu Geschäften formirt, gebraucht worden bin, den größten Theil der in der Prozeßordnung vorkommenden von ihm suppeditirten Materialien unter seiner Direktion, in Ansehung des Styls und der Fassung zu bearbeiten.

Alles dieß sind Wahrheiten, die, wenn es nötig wäre, Aktenmäßig bewiesen werden könten. Jeder Unparteiische, welcher den jezigen Chef unsrer Justiz zu kennen das Glück hat, und welcher weiß, daß er es ist, durch den die ihrer Vortreflichkeit wegen nun schon algemein, auch ausserhalb Landes, bekante landschaftliche Kreditsysteme in Schlesien und andern Provinzen gegründet worden, wird Ew. rc. diese Fakta willig und aus ganzer Ueberzeugung bestätigen.

Ew. rc. ersuche ich daher ergebenst, dieser meiner *feierlichen* Erklärung in eben der kritischen Schrift, wodurch *jene* ungegründete Nachricht verbreitet worden, einen Plaz zu gönnen, und glaube, die Gewährung dieser Bitte mir von Ihrer unparteiischen und gewissenhaften Billigkeit zuverläßig versprechen zu können. Ich bin rc.

Berlin, den 12. Dez. 1781. Suarez.

12.

Auszüge aus Briefen.

I.

Anspach, den 10. Nov. 1781

Der Verfasser der Nachricht von dem Opfer der Kün und Wissenschaften, an dem Geburtsfeste der Gräfin von J hat noch nicht alle Aktenstücke von der Feier dieses Tag in Händen gehabt, sonst würde er noch des folgenden g dacht haben, das unter dem Titel: Minerva. Festa all gorica rappresentata nel grand teatro di Stutgard p ordine di sua altezza serenissima il duca regnante Wirtemberg e Teck &c &c. per celebrare il giorno nascita di sua eccellenza la contessa di Hohenheim, giorno X di Gennaro MDCCLXXXI. zu Stutgard gedru ist. Ich habe bei der Rezensirung dieses Stückes eben wenig als der Verfasser der Nachricht von dem Opfer die Person zum Gegenstande, der zu Ehren diese allegor sche Vorstellung aufgeführet ist; sondern werde mich, w jener, blos an den Dichter derselben halten, und mit ei gen Worten untersuchen, ob er die Kunst zu loben, und d dramatische Form, welche er dazu gewählet hat, versteh oder ob auch er, wie der Verfasser des Opfers, seine S che plump gemacht, und den Schein der Schmeichelei a sich gezogen habe? Denn ich bin mit meinem Vorgäng volkommen der Meinung, daß man verdiente Personen en weder mit Würde oder gar nicht, und unverdiente niema loben sol, ohne mich weiter mit ihm darum zu bekün mern, zu welcher Klasse diese oder jene gelobte Person g höre; denn bei solchen, die Aufsehen in der Welt mache ist diese Untersuchung ganz unnötig, da das Publikum sch weis, woran es ist, wenn auch keine Silbe davon gedruc sein solte. Von manchem Fürsten ward nie ein Lob g

schri

schrieben, den ganz Deutschland als einen edlen Herrn kennt. Von andern stehen dagegen Karakterschilderungen in hundert öffentlichen Blättern, wovon der klügste Theil des Publikums kein Wort glaubt.

Bemerken Sie zuförderst, daß der Verfasser unserer Minerva die Frau Gräfin nur Exellenz nennt, und doch hat ein Titel im italienischen noch weniger zu bedeuten als im deutschen. Ich bin indeß nicht Kenner genug von der ital. Sprache, um zu wissen, ob sich das Erlaucht, dessen sich der Autor des Opfers bedienet hatte, genau im Welschen ausdrücken lasse.

Wahrscheinlich ist dieses Schauspiel von Zöglingen aus der herzoglichen Militärakademie aufgeführet worden, denn die Namen der Schauspieler, welche voran gedrukt stehen, sind alle Deutsche. Ich wil sie Ihnen mit den Rollen, die sie gespielt haben, hieher sezen:

Minerva : : Jgfr. Sandmayer.
Jupiter : : Hr. Renneau.
Apoll : : Hr. Gauß.
Neptun : : Hr. Schweizer.
Merkur : : Hr. Cuvie.
Iris : : Jgfr. Roger.
Polyhymnia Jgfr. Huth.
Der Oberpriester
des Schiksals : Hr. Haller.

In der That können Sie sich keine Vorstellung davon machen, wie weit es diese Zöglinge in den Künsten der Oper gebracht haben. Ich bin darüber erstaunt, als ich sie auf dem kleinen Theater eine Operette aufführen sah, worin Gesang, Musik und Tanz mit einander wetteiferten. Die Aktion hingegen war durchgehends zu steif, vielleicht weil es ihnen an guten Mustern darin fehlt. Das Schauspielhaus, welches nahe an der Militärakademie steht, ist inwendig viel schöner, als man es von aussen vermutet. Die Logen sind gut dekorirt, das Parterre mit gepolsterten Bänken versehen, und das Ganze ist im italienischen Geschmak.

schmak. Auf diesem Theater wird blos von den Zöglingen gespielt. Doch zu unserm Stücke.

Nach Donner und Erdbeben und dumpfem Getöse der erschütterten, wankenden Erdkugel (sordo fremito dello scosso, vacillante globo) öfnet die Erde ihren Schlund, aus welchem Enzeladus und eine Menge anderer Riesen hervorsteigt und den Göttern in einem Chore droht, sie vom Himmel herabzustürzen. Sie thürmen Felsen auf Felsen, um damit in den Olymp eine Sturmleiter zu machen. Die Götter ergreifen die Flucht. Jupiter allein weis sich für Angst nicht zu retten und nimt den Kopf zwischen beide Hände. Sie werden denken, das Stück neige sich zur Farce, allein ich rathe Ihnen nicht, den Mund zu einem Lächeln zu verziehen, denn unser ernsthafter Italiener würde das sehr übel nehmen. Aus Jupiters Kopfe dringt eine düstre Wolke hervor, die Vulkan — mit der Axt entzwei hauet. Minerva erscheint mit der Aegide; die Riesen stehen da, wie versteinert. Ha, ha! denkt Jupiter, nun hat es nichts zu sagen, und schießt mit einem Pfeile unter die Riesen, daß diese über die Felsenberge herabpurzeln.

Im 2ten Auftrit irren die Musen und Künste weinend und bestürzt unter den traurigen Trümmern majestätischer Gebäude einer alten zerstörten Stadt in Thessalien umher, weil die Wuth der Riesen den Parnaß und Pindus in wilde Einöden verwandelt hat. Merkur begegnet ihnen: „Ei! sagt er, laßt das Heulen gut sein, denn die, welche Euch allein volkommen beglücken kan, ist schon geboren.„

Nata è già felici appieno
chi di farvi ha sola il vanto.
Cessi, o Muse, il vostro pianto!

und geschwind troknen sie sich ihre Thränen ab.

Im 3ten Auftritte stehen sämtliche Götter und Göttinnen um Jupiter her, der ihnen zwar einen derben Auspuzer darüber giebt, daß sie ihn dem Zorne der Riesen allein und

und unbewafnet überlassen hätten; aber mir deucht mit Unrecht! denn es stand ja nur bei ihm, gleich den andern davon zu laufen. Weil indeß Minerva noch zu rechter Zeit das ihrige gethan hat, so ist er so dankbar, sie zu sich auf den Thron zu erheben. Apoll und Iris; Neptun und Merkur (die vorhin auch davon gelaufen waren) fangen, als wahre Hofleute, gleich an, ihr schönes Herz und ihre Weisheit zu bewundern.

Im 4ten Auftritte sieht man die unterirdische Wohnung des Priesters des Schicksals. Die Musen und Künste gehen feierlich um den Altar, die Priester umwinden ihn mit Kränzen und zünden Rauchwerk an; Donner und Bliz verkünden die Erscheinung des Oberpriesters; er komt, begeistert, mit sträubenden Haar, aus der Höle hervor, tritt unter den erschrockenen Haufen, und prophezeit aus den Büchern des Schicksals, daß eine Unsterbliche (donna immortel) den Musen und Künsten einen schönen Siz auf diesen (welchen?) Ufern bereiten werde. Der Oberpriester kehrt in die Höle zurück; diese schließt sich; an ihrer Stelle erscheint in der Tiefe ein stralender Thron, und Minerva besteigt ihn. Apoll und Polyhymnia halten einen Lorbeerkranz über Minervens Haupt, die Musen und Künste huldigen ihr.

Der 7te Auftritt zeigt uns ein unangebautes dürres Gestade in Thessalien mit halb zertrümmerten Hütten: die Bewoner dieser felsigen Gegend flechten Körbe aus Weidenruthen, machen aber dennoch Musik dazu, wiewol in einem kläglichen Tone (flebil suono). Sie beschweren sich über ihr Elend gegen die Götter; Iris steigt auf einem Regenbogen zu ihnen herab und verkündiget ihnen, daß eine Göttin an ihr Ufer kommen werde, an der sie sehen sollen, wie sehr sie der Himmel noch liebe. Und siehe! da komt Minerva von vier weißen Pferden gezogen mit Apoll im Wagen gefahren. Jupiter und Merkur lassen sich vom Himmel auf Wolken nieder, Neptun mit einem Gefolg von Tritonen und Nereiden steigt aus dem Meere; Jupiter stelt

stelt Minerven (die Ceres wär ihm vielleicht lieber gewesen) dem unzufriednen Landvolke vor und Er (was sol also Minerva?) verwandelt in einem Augenblick das unfruchtbare Gestade in eine prächtige Stadt. Die Götter werden von Jupiter aufgefordert, die neue Stadt zu beschenken. Wer ihr das Schönste giebt, nach dem soll sie genant werden. Apoll und die übrigen Götter treten, wie Kammerherren und Kammerjunker, ehrfurchtsvoll zurük, und überlassen der Dame vom Hause — von der Juno ist kein Wort gedacht, weil sie der Verf. dießmal nicht brauchen konte — diese Ehre. Allein Neptun verleugnet seinen Karakter als rauher Seemann nicht; er schlägt die Erde mit seinem Dreizak; ein Pferd springt daraus hervor, mit der Ueberschrift: Alla guerra! uns dünkt aber, man solte bei einem Pferde wol eher an jeden andern Gebrauch denken, wozu es nüzlich sein kan, als den: zum Kriege! und die Bürger der neuen Stadt hätten es wol füglicher vor den Pflug spannen können. Minerva schlägt die Erde mit ihrem Spiesse, worauf ein grünender Oelbaum emporsteigt, der einen Altar beschattet, welcher die Inschrift hat: Alla pace! Die Götter und Göttinnen loben den Frieden in einem Wechselgesange, der noch das Beste im ganzen Stück ist, weil er die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte faßt. Jupiter entscheidet den Streit zum Vorteil Minervens, läßt um den Altar und Oelbaum einen majestätischen Tempel entstehen, und singt, ex abrupto, eine Arie, des Inhalts: Es lebe die schöne Sele, die das freundliche Schiksal uns heute vom Himmel gesandt! Sogleich bringen zwei Genien eine durchsichtige Ziffer vom Himmel, die den Namen Franziska von Hohenheim vorstelt. Alle handelnde Personen, zu denen sich die nach ihrer Landesart reich gekleideten Thessalier schlagen (man weis aber nicht, wie sie auf einmal zu den reichen Kleidern gekommen sind) staunen die Ziffer an, und i sentimenti del commun giubilo da tutti esprimonsi colla maggior vivacita, in folgendem Chore:

Leb'

Leb' ihr Name, leb ihr Tag!
Leben sol die schöne Seele
die, um unser Glück zu gründen,
uns der grosse Zevs gesandt.

Wir fangen hierauf, wie gewönlich, an zu tanzen.

Sie werden fragen: Was hatten die Riesen mit der ganzen Sache zu thun? Aber da fragen Sie mich zu viel, denn kein Mensch kan begreifen, wozu der grosse Lärm im Anfange am Ende dient. Die Allegorie ist im Ganzen genommen, erbärmlich erfunden, denn sie hinkt bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fusse. Ich glaube sehr gern, daß man dieses während der Vorstellung vergessen hat, weil der Verfasser den Augen und Ohren so viel zu sehen und zu hören giebt, daß einem der Kopf schwindeln mögte. Allein, wenn einmal so viel Geld zu einem Wettstreite der schönen Künste ausgesezt war, so hätten wir wünschen mögen, daß nach dem vorüberrauschenden Vergnügen der Vorstellung selbst noch ein besseres Denkmaal von diesem Tage übrig geblieben wäre, als dieses Italieners festa allegorica.

II.

Rom, den 19. Sept. 81.

... Man ist hier äusserst unzufrieden mit dem heiligen Vater, der alles Geld zur Bereicherung seiner Neffen braucht, und nichts als Papier fürs Geld giebt. Auch ist die Not darum sehr groß. Vor zween Jahren fand man leicht Münze, und konte wenigstens so viel man brauchte für 2 Proz. bekommen. Jezt, und besonders seit zween Monaten, seitdem der eine Neffe geheiratet hat, ist es weit ärger geworden, und nun sol noch für ihn ein Herzogthum gekauft werden. Nicht einmal bei den Wechslern kan man mehr Münze bekommen, und man muß froh sein, wenn man sie für 3 Proz. erhält. Alles wird theuer Das Oel, eine Hauptsache für den hiesigen gemeinen Mann, ist in den 4 Jahren, die ich hier bin, von 5 bis auf 8 ½ gestiegen. Ich mache mir fast Hofnung eine Rebellion zu erleben. Gerechtigkeit wird gar nicht mehr gehandhabet. Der Pabst verbietet es sogar dem Gou-

Gouverneur, wenn dieser eine Mordthat bestrafen wil. Dieser hat schon aus Ueberdruß dreimal seinen Abschied gefordert und ihn nicht erhalten. Jezt ist er unter dem Vorwand, seine Güter zu besuchen, *) weggereiset, und wird nicht zurükkommen. Seiner Abreise zu Ehren sind in der vorgestrigen Nacht zwei Menschen ermordet. — —

13.

Rezept zu einem Augenwasser.

Der Herr Ritterschaftsdirektor von Pfuel, hat auf die von mir im 5ten Stücke des Museums vom vorigen Jahre, an ihn gethane Aufforderung, die Güte gehabt, mir das Rezept zu dem Augenwasser mitzuteilen, dem ich so viel gutes zu danken habe. Der Hr. v. P. glaubt zwar, daß das Rezept bei denen kein grosses Glück machen werde, die ihren Beifal nicht dem simplen und planen, sondern nur den Schwierigkeiten und der Kunst zu schenken gewont sind; daß ihnen die Spezies zu einfach scheinen, das Ganze zu sehr nach Hausmitteln riechen, und ihr Urteil höchstens dahin ausfallen werde: Es könne nicht schaden, aber auch gewis nicht viel helfen; die Genesung würde viel eher haben bewirkt werden können, wenn man dieses hinzugesezt, oder jenes davon abgesondert hätte, u. s. w.

Wenn es dem Augenwasser so geht, dann hat es das Schiksal aller Schriftsteller, sonderlich aller Dichter, denen es so unendlich viel Mühe kostet, ihren Werken den Anstrich zu geben, als wenn jeder Leser es eben so gut hätte machen können, wenn gleich nur wenige die Schwierigkeiten des ersten Versuchs überwinden würden. Vielleicht hat es dem Erfinder dieses Augenwassers viele Mühe gemacht, ehe er durch die Zusammensezung so simpler Mittel eine für den Leidenden so grosse, und in ihren Wirkungen so unschäzbare Wirkung hervorbrachte. Allein wenn

*) Er ist ein Neapolitaner.

wenn ihn auch selbst ein blosser Zufall darauf geleitet hätte, so solt' er dennoch von mir noch in der Erde Dank haben, daß er diesen Zufall zum Besten andrer Menschen nuzte. Was liegt mir daran, ob ich durch das Resultat eines langen Nachdenkens und hundert mißlungener Versuche, wovon nur der lezte glükte, ob durch eine mühsame Zusammensezung künstlicher, oder durch ein einfaches Mittel geheilt werde? Genug, wenn ich geheilt werde. In die Grösse des Danks gegen den Erfinder, und in die Bewunderung seiner Kunst, kan das eine oder das andre zwar Einfluß haben; das ist aber auch alles. Allein so ist der Mensch; ein Ding hat bei ihm nur so lange grossen Werth, als es theuer oder selten, oder mit dem Schleier des Geheimnisses umhült ist, wenn seine Wirkung auch nach wie vor immer die nemliche bleibt. Hätte ich das Rezept, welches der Hr. v. P. mir überlassen hat, um damit als einem wol erworbenen Eigentume, nach Gefallen umzugehen, nach dem Beispiele mancher Aerzte, für mich behalten wollen; hätte ich das Augenwasser darnach verfertigen lassen, für Geld verkauft, und um einen Preis der kostbare Ingredienzen vermuten lies; hätte ich endlich, so wie die englischen Aerzte, (und noch neuerlich D. Steers sein Opodeldoc,) ihre Medikamente als Geheimnisse auf den Umschlägen zu der monthly review und dem gentlemen Magazin anpreisen, auch mein Augenwasser ausposaunt, die Kuren die es gethan und nicht gethan, mit wahren und erdichteten Belegen bekant gemacht: Wer zweifelt, daß ich nicht in kurzer Zeit ein artiges Vermögen in einer Nazion damit hätte erwerben können, die den Quaksalbern noch immer ihre Universalmedizinen abkauft, ob die Quaksalber gleich sich selbst scheuen, ihre Namen im Publikum Preis zu geben? daß sie indeß guten Markt machen müssen, läßt sich schon aus dem einzigen Umstande schließen, daß sie ihre Nachrichten alle Vierteljahre von neuem in die Hamburger Zeitungen sezen lassen, obgleich deren Verfasser für ein Avertissement von der Länge, halbe

be Pistolen und Dukaten nehmen; es müßte denn sein, daß sie mit den Quaksalbern, wegen alter Verwandschaft, es billiger machten als mit den Gelehrten. Ob ich mir's also zum Verdienst anrechne, daß durch meine Vermittelung das Rezept bekant wird? Ich hoffe, selbst mein Feind werde mich nicht in dem Verdacht haben. Hier ist das Rezept selbst:

„Man nimt fünf Loth weiß Kupferrauch; für zwei Gr. weisses ungesalzenes Rosenwasser (nicht völlig ein halbes Maas) und zwölf hart gekochte Eier. Das Gelbe von den Eiern wird rein heraus gemacht und zurükgelegt, weil es gar nicht zu dem Augenwasser gebraucht wird. Das Weiße von diesen Eiern wird ganz fein gehakt. Der Kupferrauch wird auf einer eisernen Schippe über Kohlen gebrant. Wenn die Blasen niederfallen, muß es gleich mit einem Messer abgemacht und klein gestossen werden. Alsdann wird es zugleich mit dem gehakten Eiweis in einen zinnernen Napf gethan, das Rosenwasser darauf gegossen, der Napf mit einem Teller zugedekt, und so läßt man ihn einige Stunden stehen, doch muß die Masse oft mit einem Löffel umgerührt werden. Hernach wird alles durch ein Tuch gerungen, in eine Bouteille gefült, und acht bis zehn Tage lang, des Winters auf den warmen Ofen, des Sommers an die Sonne gesezt, und oft umgeschüttelt. Die Bouteille muß aber zugepfropft sein. Das, was beim Ausringen in dem Tuche zurükbleibt, läßt man lieber in die Erde vergraben, damit nicht ein Thier etwa gelegentlich davon fresse.„

Von dem kleinen Vorrat, den ich noch von diesem Augenwasser besaß, ehe ich das Rezept selbst erhielt, habe ich dem Hrn. Rath Campe zu Hamburg und dem Hrn. Regierungsrath Seyd zu Laubach in der Wetterau, jedem ein Gläschen voll geschickt, weil mir jener schrieb, daß er seine Augen noch immer nicht ganz nach Wunsch gebrauchen könne, und dieser, daß er seit einigen Jahren vergebliche Mittel wider eine Entzündung der Augen gebraucht habe.

be. Ich ersuche beide, den Erfolg von dem Gebrauche des übersandten Augenwassers durch das Museum bekant zu machen. Andern, von denen ich bei der Zurückkunft von meiner Reise Briefe um Mittheilung dieses Augenwassers gefunden, hab ich nicht damit dienen können, weil ich selbst keins mehr besaß. Jezt werden sie nicht nötig haben, sich an den Hr. v. P. oder mich deshalb zu verwenden, da nach dem Rezept jeder es allenfals selbst machen kan. Doch warne ich jeden, nur dann Gebrauch davon zu machen, wenn seine Augenkrankheit der meinigen änlich ist, denn dieses Augenwasser sol kein Universalmittel vorstellen. Vielleicht ist es kein neues Mittel, sondern nur in Vergessenheit gekommen. Wäre dieses, (denn ich sehe nicht ein, warum der Erfinder, der nie Eigennuz damit verknüpft hat, es geheim gehalten haben solte?) so wird sich ja wol ein Arzt finden, der es nachwiese. Es wäre mir dennoch lieb, daß es bei dieser Gelegenheit wieder bekant und von neuem gebraucht würde. Solte das Rezept aber noch nirgend gedruckt sein, so wäre das Publikum dem Hrn. v. P. desto grössern Dank schuldig, daß ers durch mich hat bekant machen lassen wollen. Da nicht alle (die an den Augen leiden) das Museum lesen, und doch manchem ein sehr grosser Dienst mit diesem Augenwasser geschehen könte, so wünschte ich, daß andre Journale und Magazine das Rezept dazu, nebst einem Auszuge aus dem Briefe des Hrn. von P. in so weit solcher den Gebrauch betrift, abdrucken lassen, und vorerst nach der Geschichte der Augenkrankheit des Hrn. Präsidenten v. Pfuel und meiner selbst, bis mehrere Kuren davon bekant geworden sind, die Fälle bestimmen mögten, worin man es ohne Gefahr und mit wahrscheinlicher Hofnung eines guten Erfolgs gebrauchen kan.

Ich war erst Willens, dem Hrn. v. P. den Vorschlag zu thun, nicht das Rezept bekant zu machen, sondern durch einen dritten das Augenwasser verkaufen zu lassen, und an diesen Kommissionair alle Augenkranke, die sich Nuzen davon versprechen konten, durch ein Avertissement zu ver-

weisen

weisen, das einkommende Geld aber lediglich dazu an; wenden, armen Blinden ihren Zustand erträglicher zu m chen. Allein ich bedachte bald, daß vorzüglich nur Gelel te und Männer, die in solchen Bedienungen stehen, wo sie übertrieben, selbst bei Lichte, arbeiten müssen, an d Augen leiden, und beide Klassen mögt ich nicht gern Kontribution sezen. Solt ich aber jemals zu einem R zept von einem Digestiv oder Pulver kommen, das i Ausschweifungen in der Diät noch besser als das Unz sche wieder gut machte, so kan man sich sicher drauf v lassen, daß ichs entweder, um das Rindfleisch, in Rücksi auf die Armen, in manchen Städten nicht noch theurer zu m chen, ins Feuer werfen, oder durch meine Pulver d Schlemmern so viel Geld abnehmen werde, daß ich Hospital stiften kan, worin ich zur Ehre der deutsch Schlemmer, auf ihre Kosten, alle gute Köpfe, die Deuts land jezt darben und sich die Augen aus dem Kopfe schr ben läßt, werde unterhalten können. So wie über d Hauptthüre des Lazarethauses für die Garde in Potsda ein Wundarzt in Stein ausgehauen ist, der einen S daten verbindet, so würd ich in dem Frontispiz mein Hospitals ein Paar reiche Fresser, die lauter Gold auf Weisen des Landes herabvomirten, aufstellen lassen, we sie die mehrsten von meinen Digestiven verbraucht h ten.

Gökingk.

Druckfehler.

Die Ueberschrift der Bemerkungen über das Pa und Wiener Theater Nov. 1781. No. 5. und Dez. N ist durch ein Versehen in Beitrag zur Geschichte der d. S bühne verwandelt.

Gedruckt in Ifens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Zweites Stück. Februar oder Thaumond 1782.

I.

Graf Gleichen.

Eine Ballade. 1781.

1.

Heut leg' ich die heilige Harf' aus der Hand;
ich habe mit klingenden Saiten bespannt
die Leier der Lieder und Mährchen.
Wol thut nicht immer der Nachtigall Sang.
Bald sing' ich zur Harfe melodischen Klang,
bald trillr' ich von Aenchen und Klärchen.

2.

Ich gieße nicht Wasser in glühenden Wein;
ich trinke das glühende Rebenblut rein,
und labe mich dann an der Quelle.
So pflegen die Deutschen. Es trillert und singt
der Franzmann zum Dudelsack, mischt, wann er trinkt,
zum schäumenden Weine die Welle.

3.

Gern ließ' ich ihn mischen und trillern gar gern,
Wenn am Rhein und am Main die Frauen und Herrn
dem ewigen Trillern nicht lauschten,
nicht gegen ein Liedchen, mit Flitter durchwebt,
gern deutsche Gesänge, von Wahrheit belebt
und von heisser Empfindung, vertauschten.

4.

Wol rauschen die Ströme, wol toset das Meer
mit schäumenden Wogen, ob voll sei, ob leer
von Menschen die hallende Küste.
So strömt des begeisterten Dichters Gesang;
und horchten nicht Menschen dem zaubernden Klang,
so säng' er der lauschenden Wüste.

5.

„Auf, Fürsten und Grafen von altem Geschlecht!
Auf, rüstige Ritter mit Knappen und Knecht,
die Macht des Kalifen zu fällen!„
So ermahnte die Deutschen der Priester in Rom
von der Donau Sonnebegegnendem Strom
bis hin zu den baltischen Wellen.

6.

Graf Gleichen entriß sich dem weinenden Blick
des Weibes, und kehrte gleich wieder zurück,
noch Küsse der Liebe zu holen.
Sie stand in der Laube bei'm murmelnden Bach,
sie weinte mit fliegenden Haaren ihm nach
und bethaute die jungen Violen.

7.

Sie fiel um den Panzer ihm, küßte sein Haupt;
wie die Rebe den stattlichen Ulmbaum umlaubt
und ihn kränzt mit der goldenen Traube,
so schlang sie sich dicht um den trauten Gemahl,
so umwehten die goldenen Locken den Stal
in der Blütenumdufteten Laube.

8.

Nun scheidet er wieder; sein mutiges Roß
enteilt, wie ein Adler, dem thürmenden Schloß:
und erreichet die reisigen Schaaren

der narbigen Knappen, die, alle vol Mut
und dürstend, wie Wölfe, nach feindlichem Blut,
sein harrend, voll Ungeduld waren.

9.

Sie fochten, wie Löwen, im blutigen Krieg.
Verkündet vom Schrecken, begleitet vom Sieg,
erhub sich das Fähnlein von Gleichen.
Sie stürzten, aus Eifer für's heilige Grab,
manch Kind der Beschneidung vom Sattel herab
und bedeckten den Jordan mit Leichen.

10.

Er sprengte voran auf hungarischem Roß;
da traf in die Seit' ihn ein scharfes Geschoß
aus tönendem Bogen geschnellet.
Gleich eilte die Schaar der Barbaren herbei
und jauchzte, mit trozendem, lauten Geschrei,
sie habe den Löwen gefället.

11.

Noch grif er zum Schwerte; noch dräute sein Blick;
da sank ihm ermattet die Rechte zurück,
und es band ihn mit eisernen Ketten,
vor den Augen der Christen, ein grimmer Barbar.
Es strebte vergebens die reisige Schaar,
den blutenden Helden zu retten.

12.

Bedeckt mit dem Staub' und dem Blute der Schlacht,
ward Gleichen zum stolzen Kalifen gebracht,
an Händen und Füssen gebunden.
Es wichen voll Ehrfurcht die Türken zurück.
Er rollte die Augen mit flammendem Blick,
wie ein Keuler umgeben von Hunden.

13.

Es freute sich trozend der Soldan und sprach:
„Wie, folgen dem Gleichen die Knappen nicht nach?
Oder wilst du bei mir sie erwarten?
Du solst mir indessen im Rittergewand,
sobald du geheilt bist, mit kriegrischer Hand
die Nelken und Lilien warten.„

14.

Bald ward er geheilet; dann ward er gebracht
in des Soldans Serail, wo mit herschender Pracht
die blöde Natur sich vermählte.
Sie bebte, von Marmelkaskaden verscheucht;
Sie athmete ängstlich im Schmucke gebeugt,
den der üppige Soldan ihr wählte.

15.

Als Sklave war Gleichen noch Retter. Er riß
von seufzenden Zweigen die Fesseln und ließ
in die wehenden Lüfte sie streben.
Er öfnete freiere Wege dem Quell;
durch duftende Blumen ergoß er sich hell,
umschattet von hangenden Reben.

16.

Wann der Morgen den Himmel mit Rosen umwand,
trug Gleichen ein Körbchen mit Korn in der Hand,
und es folgten, wie ehmals die Knappen,
Fasanen und Pfauen und Tauben ihm nach;
und pfif er, so hüpften die Fischlein im Bach,
die goldenen Körner zu schnappen.

17.

Oft dacht' er im dunklen Akazia-Gang,
oft unter den Pappeln der Quelle entlang,
oft bei babylonischen Weiden

das Weib seiner Jugend; und streckte den Arm
gen Abend, und thät mit verzehrendem Harm
den reisenden Kranich beneiden.

18.

Ihm folgt' in den dunklen Akazia-Gang,
ihm unter die Pappeln der Quelle entlang,
ihm bei babylonischen Weiden
das Auge Selinas. Sie streckte den Arm
nach ihm aus, und thät mit schweigendem Harm
das Weib seiner Jugend beneiden.

19.

Selina war Tochter des Soldans. So schön
war am Nil und am Jordan nicht eine zu sehn,
als Selina in knospender Blüte.
Wo nehm' ich die Pinsel, zu malen den Mund,
die Händchen so klein, und die Brüste so rund
und die Augen von schmelzender Güte?

20.

Sie hatt' ihn schon oft aus dem Fenster gesehn,
gewünscht, und vermieden, hinunter zu gehn,
und konte sich länger nicht halten.
Sie eilte den Windelgang wankend hinab,
sank blaß in die Blumen, als sänk sie in's Grab,
und fühlte sich plözlich erkalten.

21.

Im Herzen, es brant' ihr im Herzen die Glut.
Es drang ihr zum Herzen das strömende Blut
und entfloh den erbleichenden Wangen.
Nun lag sie auf Veilchen und zitternd und schön
wie der Mond in dem Quelle des Thales zu sehn,
voll Liebe, voll Angst und Verlangen.

22.

So eben kam Gleichen, und trug in der Hand
eine Urne voll Wasser, das lechzende Land
zu erquicken und hangende Rosen.
Da ward er das schönste der Mädchen gewahr.
Es schienen mit ihrem Kastanienhaar
die freundlichen Weste zu kosen.

23.

Ein Muselmann hätte sich schüchtern entfernt.
Es hatte der Ritter die Furcht nicht gelernt;
Er nahte sich frei und bescheiden.
Sie öfnet den feuchten und schmachtenden Blick,
springt auf, wie ein Reh, und sinkt schreiend zurück,
und wähnet von hinnen zu scheiden.

24.

Er sprizt ihr in's Antliz vom lebenden Quell.
Ihr Busen wird frei und ihr Auge wird hell
und erfüllt sich mit thauendem Sehnen.
Sie stammelt und zittert, wil reden, bleibt stum,
sieht an den Geliebten, und wendet sich um,
und benezet die Veilchen mit Thränen.

25.

Er flüstert gar freundliche Reden ihr zu.
Sie horchet, und sauget verräthrische Ruh
und den Wein und den Mohnsaft der Liebe.
Sie reichet ihm, seufzend und lächelnd die Hand.
Er denkt an sein Weibchen im heimischen Land
und schwöret ihm ewige Liebe.

26.

Doch hebet er freundlich Selina empor,
verschliesset und öfnet ihr Augen und Ohr,
und führet, im rötenden Schimmer

des

des Abends, sie näher an's prächtige Schloß.
Sie windet mit Thränen vom Ritter sich los
und schleichet in's einsame Zimmer.

27.

Und schleicht in Gedanken ein Mädchen ihr nach,
so weis auch das Mädchen, daß jeglichen Tag
die schöne Selina den Garten
besuchte. Sie wachte mit Hahnenschrei auf,
und konte nicht ruhig den steigenden Lauf
Aurorens am Himmel erwarten.

28.

Es faßte der Ritter den edlen Entschluß,
für tändelnde Worte, für Aeugeln und Kuß,
Sie heilige Wahrheit zu lehren.
Es entströmte die Rede des Heiles ihm hell
und heiß, wie aus Bergen ein heilender Quell,
und es ließ sich Selina bekehren.

29.

Nun sann er bei Tage, nun sann er bei Nacht
auf Mittel, das Mädchen der eisernen Macht
der Barbaren durch List zu entziehen.
Gern trozte sie Wetter und Wogen und Wind.
Doch sagt mir, wie könte das liebliche Kind
mit dem Ritter als Jungfrau entfliehen?

30.

Es fühlte sich dazu der Edle zu schwach.
Hier zische kein heuchelnder Frömler ihm nach! —
Er wählte mit Demut von zweien
das kleinste Versehen, und wuste, die Not
hebt, selten doch manchesmal, eignes Gebot;
Er thät die Holdselige freien.

31.

Sie entrannen, und fanden ein fertiges Schif,
das gleitend mit ihnen die Wogen durchlief
und sie heim in die Christenheit führte.
Sie schwebten selbander mit Wonnegefühl
auf rauschenden Wogen, bis endlich ihr Kiel
das schaumige Ufer berührte.

32.

Sie reitet ein Maul und er reitet ein Roß.
Sie reisen und reisen. Nun sieht er sein Schloß
dem Nebel des Abends entsteigen.
Er höret die Glocken des Thurmes; er sieht
den Bach und die Laube; der Nachtigall Lied
begrüßt ihn von duftenden Zweigen.

33.

Es wehen die Zeiten der Jugend ihn an;
es schmelzet die Sehnsucht des Weibes den Mann
und Erin'rung der zärtlichen Klagen
bei'm Abschied. O weh ihm! Er fürchtet den Gruß
des Weibes. Was wird nach dem feurigen Kuß
der Anblick Selinas ihr sagen?

34.

So denkt er, und denkt, und erreichet das Schloß,
und entschwingt sich mit bebenden Knieen dem Roß,
und ereilet mit zagender Freude
der treuen Geliebten bekantes Gemach.
Es schleichet und zittert Selina ihm nach
verhüllet im Schleier von Seide.

35.

Er findet im nächtlichen Trauergewand
die treue Geliebte. Sie hielt in der Hand
die Wehmuterregende Laute.

Sie

Sie sah nach dem Bildniß des Ritters, und sang,
und entlockte der Laute den traurigsten Klang;
als sie plözlich den Ritter erschaute.

36.

Es entstürzte die Laute der Hand, und sie schrie,
und fiel um den Hals ihm. Er herzete sie
und nezt' ihr die Lilienwangen
mit glühender Thrän', indeß an der Wand
die bebende Fremdling erwartungsvoll stand,
und sie tausend Gefühle durchdrangen.

37.

Sie fasset ein Herz nun, und stürzet sich hin
zu den Füßen des Weibes: „o Gräfin! ich bin —
mehr konte die Arme nicht sagen.
„Wer ist sie?„ — „Ist Tochter des Soldans, entwich,
ward Christin und Flüchtling aus Liebe für mich,
thät vieles erdulden und wagen.„ —

38.

Nun wuste sie Alles. Es hub sie ihr Sinn
schnell über die Zweifel der Eifersucht hin.
Sie konte nicht Gleichen verkennen.
„Kom, Tochter des Soldans! Enthülle dich frei!
Wir lieben von nun an auf ewig uns drei!
Nicht das Bett, nicht das Grab soll uns trennen!„

39.

Das wurden die ehlosen Mönche gewahr.
„Was,„ munkeln sie, „werden die Laien nun gar
zweiweibig sich gegen uns brüsten?„
Sie klagen's dem Bischof; der thät ihn in Bann
und rüstete Volk; denn es ließ sich der Mann
die Habe des Grafen gelüsten.

40.

Da flüchtete Gleichen zum Vater in Rom.
Der heilige Vater war sanft und war from,
und sagte, nach reifem Erwägen:
„Ich werde nicht lösen mit frevelnder Hand,
was der Himmel so wunderbar selber verband.
Sohn, scheide mit Frieden und Segen!„—

41.

Als froh zu den Seinen der Glückliche kam,
da freute sich månniglich, wer es vernahm.
Es besuchten ihn Herren und Frauen,
und wünschten von Herzen den Liebenden Glück.
Der Bischof zog Banstral und Fehde zurück
und leere habsüchtige Klauen.

42.

Die Freude bewonte das selige Haus;
es schlichen, verscheuchet, die Sorgen hinaus,
wie Schatten vor flammenden Kerzen.
Es liebten die Weiber sich zärtlich und treu.
Sie blieben dem Herzen des Liebenden neu,
und liebten ihn wieder von Herzen.

43.

Es daucht' ihm im Bette der Soldan nicht reich.
Der Soldan scherzt nur mit Einer zugleich;
ihn küssen die Liebenden Beide.
er wandte sich links, er wandte sich rechts;
es strömte die Fülle des edlen Geschlechts
durch keuscher Umarmungen Freude.

4

44.

Es entsprossen zwei Kinder ihm jegliches Jahr,
bis das Alter ihn krönte mit silbernem Haar;
und als er von hinnen thät schriden,
da folgten in Kurzem die Weiber ihm nach,
und wie er bei beiden im Ehebett lag,
so liegt er im Grabe bei Beiden.

Fr. L. Graf zu Stollberg.

2.

Von der Beschaffenheit des deutschen Adels, in alten und mitlern Zeiten.

(Fortsezung vom vorigen Stück S. 67.)

Reuter gab es in den Heeren der fränkischen Monarchen nur wenige.*) Lange zuvor sol deren zwar der Sueven König Ariovist in dem seinigen 6000 gezählt haben, wie Cäsar sagt; aber wenn hier kein Irthum in der Zahl liegt, so erpreßte dieser Fürst die Pferde wol grössenteils in Gallien, wo er diesem römischen Feldherrn begegnete; denn hier machte damals schon die Reuterei nebst der Geistlichkeit den ansehnlichsten Stand im Volke aus;**) bei den Franken hingegen scheinen die Vornehmen

*) Agathias Procopius und andere versichern es ausdrücklich. — Von den Deutschen überhaupt sagt Tacitus ... equi non forma non velocitate conspicui ... in universum aestimanti plus penes peditem roboris. cap. 6.

**) In omni Gallia eorum hominum qui aliquo sunt numero atque honore genera sunt duo, nam plebs pene servo-

men selbst in einer gewissen Menge erst durch ihr Eroberungen zu Streitrossen, und guten Rüstungen gelangt zu sein. Daher kam es ohne Zweifel, daß, als endlich die Reuterei sich bei ihnen vermehrte, solche blos aus dem Adel bestand; so wie sie noch jezund in Polen bei einem algemeinen Aufgebot daraus besteht. Unter Karln den Großen fängt sie an, sich als ein besonderer Körper zu zeigen. Bei den Friesländern, deren Gegend vor andern zur Pferdezucht reizen konte, ist am ersten die Rede davon *). Unter seinem Enkel, Karl dem Kahlen, wird auch bei den eigentlichen Franken der Reuter gedacht; **) der große Haufe aber diente damals noch zu Fuß. Die Grafen werden angewiesen, in ihren Distrikten darauf zu sehen, daß bei dem Aufgebot jedermann ein Schild, einen Spies, oder einen Bogen mit zwei Strängen, nebst zwölf Pfeilen führe. ***) Keines Gauls wird gedacht, und einen Panzer (bruniam) zu haben, war nur für den Besizer von zwölf Hufen (mansos) Pflicht.

Das

servorum habetur loco, quae per se nihil audet, nulli adhibetur consilio, de his duobus generibus alterum est Druidum, alterum Equitum. Caesar de bello gallico libr. V.

*) De Fresonibus volumus, ut Comites et Vasalli nostri, qui beneficia habere videntur, et Caballarii, omnes generaliter ad placidum nostrum veniant bene preparati. Reliqui vero pauperiores sex septimum praeparare faciant, et sic ad condictum placitum bene praeparati hostiliter veniant. Cap. Reg. franc. apud Baluz. T. I. p. 460.

**) Ut pagenses franci, qui Caballos habent, vel habere possunt cum suis comitibus in hostem pergant. Bal. cap. reg. franc. T. II. pag. 186.

***) . . . comes provideat quomodo sint parati, id est Lanceam, scutum, aut arcum, cum duabus cordis et sagittis duodecim de his uterque habeant &c. Baluz. cap. reg. franc. T. I. pag. 509.

Das Kriegsheer überhaupt genommen, scheinet also damals elend genug bewafnet gewesen zu sein. Noch schlechter zeigt es sich von dieser Seite im zehenden Jahrhunderte, unter K. Heinrich dem ersten; nachdem die häufigen Einfälle der Normänner, Ungarn, u. s. w. das Land zu Grunde gerichtet, folglich die Mittel sich gehörig zu rüsten, seltener gemacht hatten.

Diejenigen Kriegsleute (milites) die in seiner Geschichte zum Unterschiede von andern, gerüstete (armati) benennet werden, waren, wo wir nicht irren, von eben der Art, als die, welche in spätern Zeiten den Kern der alten Kriegesverfassung ausmachten; es scheinet damals deren nur noch sehr wenige gegeben zu haben. In einer entscheidenden Schlacht gegen 200000 Slaven zum Beispiel, konte man den Feind mit nicht mehr als 50 dieser gerüsteten auf der Seite angreifen lassen; sie trugen aber doch den Sieg davon. *)

Als Kaiser Otto der Große seines Vaters Heinrichs des Ersten Nachfolger im Reich geworden war, mußte sich deren Anzal auch noch nicht sehr vermehrt haben; denn nur hundert derselben begleiteten ihn gegen seinen aufrührerischen Bruder; gleichwol schlug er dessen überlegene Macht durch sie; der Bruder hatte vermutlich ihrer noch weniger. **)

Es darf nicht befremden, daß eine Handvoll dieser gerüsteten, den ungeheuresten Schwarm von nackenden Streit-

*) Witekindus Corbeiensis.

**) Witekindus Corbeiensis — er enthält noch einen Umstand, der die damalige Seltenheit dieser Gerüsteten in Deutschland andeutet. — Hugo der Große Graf von Paris, dem Kaiser Otto I. den Krieg ankündigte, ließ ihm entbieten, daß er mit so vielen Helmen empfangen werden solte, als er niemals gesehn hätte, und der Kaiser versezte hierauf, seine Strohhüte würden ihnen überlegen sein.

Streitgesindel zu überwältigen vermogte, wenn sie sic damals schon so gut, wie in spätern Zeiten, mit Eisen fe zu machen wusten: denn Schwerd, Spieß oder Pfeil kon ten selten weder Roß noch Mann verlezen.

Der Nuzen einer solchen Rüstung war zu augen scheinlich, als daß man nicht hätte äusserst trachten solle sich damit zu versehen. Ihr Gewicht sezte aber den Be siz eines Pferdes voraus. Die gerüsteten Reuter nahme also an Menge in dem Verhältniß zu, wie bessere Zeiten die Mittel mit dem Nötigen sich zu versehen, gemeine werden liessen. Sie wurden als die Stüze des Vaterlan des betrachtet; der Adel diente endlich blos zu Pferde folglich gediehe ein Reuter oder Ritter bald zu einem übe alles ehrwürdigen Geschöpfe; nur ihn bezeichnete hinfo Vorzugsweise die lateinische Benennung miles, die vo mals einen Krieger ohne Unterschied bedeutete. Die al Feierlichkeit der Wehrhaftmachung wurde nach und na durch neue Zusäze verherlichet, und so entstand die höchs Ehrenstufe der damaligen Zeit — die ritterliche Wü de.*) Man muste gewönlicher Weise edel sein, um sie e langen zu können **) Der niedere Adel war dazu w der höhere berechtigt, der eine und der andere strebte m gleichen Eifer darnach.

Der erwälte römische Kaiser, Wilhelm Graf v Holland hielt sich zu der allerhöchsten weltlichen Wür in der Christenheit unfähig, bevor er nicht die ritterlic überkommen hätte.***) Ein jeder Ritter konte diese ein

*) Ihr alter Name war Schildesambt.

**) Das bloße Verdienst erwarb sie manchmal a durch ausserordentliche Thaten, und den Adel mit ih

***) Die Erzälung von diesem Umstande verdient hie gesezt zu werden, weil sie uns am besten lehrt, mit n für Gepränge dergleichen Ritterschläge volzogen w den.

— — Q

einem andern ritterbürtigen erteilen, man suchte aber vorzüglich sie von der Hand der berühmtesten Krieger zu erhalten.

Gekrönte

-- Quoniam idem adolescentulus (Wilhelmus) electionis suae tempore fuit armiger, ideo cum repentina festinatione praeparata sunt omnia quaecunque sibi fuerint necessaria, ut secundum ritum Christicolarum imperatorum miles fieret, antequam Aquis grani diadema regni susciperet... Itaque praeparatis in ecclesia Coloniensi omnibus, post evangelium solennis missae praefatus Wilhelmus armiger coram Cardinali (Petro Capucio) productus est per regem Bohemiae dicentem in hunc modum: Vestrae reverentiae, pater almifluae, praesentamus hunc electum armigerum devotissime supplicantes, quatenus vestra paternitas votivam eius professionem accipiat, ut militari nostro collegio dignanter adscribi valeat. Dominus autem Cardinalis in pontificalibus assistens ornamentis, eidem dixit armigero secundum etymologiam eiusdem nominis, quod est miles. Oportet unamquemque militare volentem esse magnanimum, ingenuum, largifluum et strenuum; — cum devota recordatione dominicae passionis missam diurnatim audire; pro fide catholica corpus audacter exponere; sanctam ecclesiam cum ministris eius, a quibuscunque grassatoribus liberare; viduas, pupillos et orphanos in eorum necessitate protegere; injusta bella vitare; iniqua stipendia renuere, pro liberatione cujuslibet innocentis duellum inire; tyrocinia non nisi causa militaris exercitii frequentare; imperatori romanorum, seu ejus patricio reverenter in temporalibus obedire; rempublicam illibatam in vigore suo permittere; feudalia bona regni vel imperii nequaquam alienare; ac irreprehensibiliter apud Deum et homines in hoc mundo vivere. Haec statuta militaris regulae, (inquit Cardinalis ad Wilhelmum) si devote custodieris, et pro posse sive nosse diligenter adimpleveris, scias te mereri temporalem honorem in terris et post hanc vitam requiem aeternam in coelis. His autem expletis dominus cardinalis conjunctas manus ejus tyronis clausit in missali super lectum evangelium, ita dicens. Vis ergo militarem ordinem in nomine domini

Gekrönte Häupter selbst nahmen sie willig von ein Helden aus dem niedern Adel an; Franz der erste K nig von Frankreich wolte sie von Niemand anders, als d tapfern Bayard empfangen; welche ritterliche Eifersu aber zwischen diesem Monarchen, und Kaiser Karl d fünften noch im sechszehnten Jahrhunderte herschte, ist a der Geschichte bekant. Ja man findet in Urkunden, d Personen vom höhern Adel, die nicht Ritter waren, s nach den Rittern von dem niedern unterschrieben. *)

ni suscipere devote, et regulam tibi verbotenus expli tam pro tua possibilitate perficere? Cui respondit arm ger: volo! Dominus autem Cardinalis subsequent exinde professionem eidem armigero dedit, quam idem armiger palam omnibus in hunc modum leg Ego Wilhelmus Hollandiensis, militiae princeps fac que imperii vasallus liber, jurando profiteor regulae m litaris observantiam in praesentia Domini mei Petri Georgii ad velum aureum diaconi Cardinalis et apos licae sedis legati per hoc sacro sanctum evangelium qu manu tango. Cui Cardinalis: Haec devota profes peccatorum tuorum sit vera remissio. Amen! His itaq dictis Rex Bohemiae grandem ictum dedit in collo ronis; ita dicens: Ad honorem omnipotentis Dei militem ordino ac in nostro collegio te gratulanter cipio, et memento, quod salvator mundi coram Ar pontifice pro te colaphisatus et illusus coram Herc rege chlamide vestitus et derisus, et coram omni pop lo nudus et vulneratus in cruce suspensus est cujus o probria te meminisse suadeo, cujus crucem acceptare consulo, cujus etiam mortem ulcisci te moneo. Q bus ita solemniter adimpletis, novus tyro, post pict missam cum stridentibus buccinis, perstrepentibus tym panis, et tinnientibus cymbalis contra filium regis B hemiae tribus vicibus commisit hastiludium et exin cum gladiis dimicando tyrocinium explevit &c. *Ioann de Beka chron.* Episcop. Vltraject. pag. 77.

*) In den Tradit Corbei. — pag. 903 lautet eine U kunde also: — nos bodo miles, nobilis de Homburg &c. testes...., aderant Gerhardus de Gandersheim, Her

Jenen gab man den Titel Junkherr (Domicellus): Diese hingegen wurden auch von Königen Herren (Domini) genant.

Was in den Zünften *) die Lehrlinge gegen die Meister sind, das waren die Wapener, Knapen, Edelknechte (armigeri, famuli servientes) in Ansehung des Ritters. Sie mußten von Adel sein wie dieser; ihre Ehrerbietung gegen ihn, der Unterschied der Achtung, welche er und sie im gemeinen Leben genossen, war unendlich; selbst zum Streit durften sie nicht so wol gewafnet sein, als er. Hier fochten sie an seiner Seite, und unter dem Fähnlein, das öfters seine Lanze zierte, **) wann er Mittel genug besaß, dergleichen Spiesgesellen zu unterhalten; fehlte es ihm aber daran, so konte er selbst unter dem Panier des Reichen dienen, und Sold von ihm annehmen, oder dessen Lehnmann werden, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. ***) Dies Fähnlein (lat. pendo franz. pennon) eines bloßen Ritters, endigte sich in einer Spize, so lange er keine bestimte Anzal Lehnleute hatte, oder andere Ritter besolden konte; sezte ihn aber das Glück dazu in den Stand, so zeigte er seinen Vorsaz dem Kriegs-

cus Reibo, Wasmodus de Hastenbeck, Hartungus de Elze milites, patruelis noster Henricus de Homburg &c. famuli. Man weiß, daß die Dynasten von Homburg aus dem höhern Adel waren, und es giebt viele dergleichen Beispiele.

*) Auch diese sind sehr alt.

**) Das Sper hilt einen kleinen Vanen — — Thurlin.

***) Daß die von Adel in Deutschland wie anderwärts, nicht allein Lehnleute vom Landesherrn, sondern auch öfters einer von dem andern waren, ist eine bekante Sache; und was in Pommern z. B. die Borken, die Wedeln, die Eichstädte, die Manteufel, u. a. m. für Geschlechter ihresgleichen dazu hatten, zeigt Micrälius.

Kriegsherren oder dessen Feldhauptmann an, mit Bi
sein Fähnlein in ein Panier zu verwandeln.

Ein geringer Schnitt, der die Spize davon trenn
machte es dazu, und schuf einen Bannerherrn aus d
Ritter. Dieser Unterschied ist von der Zahl derer,
ehemals unter dem Adel nur so lange erblich waren,
die Glücksumstände unverwandelt blieben; und darum
sich in der französischen Sprache noch dies Wort er
ten. — cent ans banniere, cent ans civiere. *)

Als Angrifswaffen führte der Ritter, das Schw
den Speer oder die Lanze; manchmal auch einen W
spieß, und was man sonst in dieser Art hatte. S
Schirmrüstung waren der Schild, der Helm, und in
ältesten Zeiten ein aus metallenen Schuppen, Ringen
Maschen (Squamis, circulis, maculis) gemachtes Pan
hemd (Pancera, Brunia lorica), das man vor Alters

R

*) Du Cange differt. IX. sur l'histoire de St. Louis. —
gab aber auch Bannerherschaften, das ist Länder
Güter, denen das Recht oder die Pflicht das Panie
führen, anklebte, und deren erbliche Inhaber solches
ihre Nachkommen brachten. Von dieser Art sind
vornehmsten Provinzen und Herrschaften Deutschla
und deßwegen werden deren Besizer vom Kaiser
jezund mit der Fahne beliehen.

Der Verfasser des Sachsenspiegels sagt deshalb, lib. 3.
60. „der Kaiser leihet allen geistlichen Fürsten Lehen
dem Scepter, und allen weltlichen Fürsten Fahnl
leihet er mit den Fahnen.„ welches der Verfasser de
genanten Schwabenspiegels libr. 1. fast mit eben
Worten wiederholt: „der Kaiser soll leihen allen ge
chen Fürsten ihre Rechte mit den Scepter, und
weltlichen Fürsten mit den Fahnen.„ Darauf grü
sich der Unterschied zwischen Scepterlehen (feuda Sce
und Fahnlehen (feuda vexilli;) jene sind geistliche (e
siastica feuda) diese weltliche Lehen (feuda regalia
laria.)

Ringe, bald Halsberge, bald Brunne, bald Harnisch nannte.*) Ein mit Baumwolle, Flachswerk oder Lumpen durchnehter Wambs (Wambasium gambeso) wurde gewöhnlicherweise darunter angelegt, um den Streich des Gegners zu entkräften. War er zu dünne, so konte er zu nichts helfen; war er dicke genug, so muste er die Bewegung des Arms überaus erschweren, und den ganzen Mann ungelenk machen. Eben deßwegen scheint man diesem Panzerhemde in spätern Zeiten endlich den aus ganzen Eisenstücken gemachten Harnisch vorgezogen zu haben, der des hinderlichen Wambses nicht bedurfte, ja selbst den Schild entbehrlich machte. Der Krebs diente ohne Zweifel dieser neuen Rüstung zum Muster, und sie trug auch bei uns noch im sechszehnten Jahrhundert dessen Namen.**)

Ein sehr wesentliches Stück des Rittergeräthes, ob man es gleich keine Waffen nennen konte, waren der Gürtel (cingulum militare) und ein paar goldene oder übergoldete Sporen; sie waren das rechte Würdezeichen, welches ihre Träger gemeinhin auch mit in das Grab nahmen. Bei den Gebeinen König Bernhards von Italien, Karls des Grossen Enkels zum Beispiel, fanden sich die Sporen noch im vorigen Jahrhundert; und das Stück derselben, welches man zu Autun unter der Asche der unglücklichen Brunihild Königin von Austrasien bemerkte, solte vielleicht nur ihre edle Abkunft, nicht aber die Art ihrer Hinrichtung andeuten.

Die verblechten Handschuh waren zwar nur ein Theil der zuvor erwähnten Schirmrüstung; aber wir müssen ihrer doch besonders gedenken, weil der von der rechten Hand nicht allein eine natürliche, sondern auch eine

*) Französisch cotte de mailles, Haubert, Brugne.
**) Siehe Leonhards Frunsbergers Kriegsbuch.

eine moralische Bestimmung hatte. Er war nämlich d. gewönlichste Unterpfand, der annehmlichste Bürge für d. gegebene Wort. Forderte einer den andern zum Str. heraus, so warf er ihm den Handschuh hin; hierdu. verband er sich zu erscheinen; der Gegner aber dadur. daß er ihn aufrafte. Wurde jemand im Zweikampf o. in einer Fehde überwunden, und unterwarf er sich d. Bedingungen, die ihm der Sieger vorschrieb: so dient. sein Handschuh, sein rechter Sporn, öfters auch s. Schwerd zu Geisseln. *)

Das Streitroß war verpanzert, war gleichsam u. verwundlich, wie sein Reuter. Aber so schwere Waff. dieser auch trug, so leistete er doch das, wozu uns. Dragoner eigentlich bestimt sind, und welches sie selt. thun, — er fochte zu Fuß wie zu Pferde — ja er . stieg die Sturmleiter; und ein Heer von solchen Kriege. konte vor Erfindung der Kanonen unter einer klugen A. führung unüberwindlich sein, wenn ihm eine gesunde T. tik bekant gewesen wäre.

Wer solte wol glauben, daß die damaligen G. bräuche erlaubt hätten, auch unter diesen edelen und üb. alles geehrten Helden die nötige Mannszucht, folgl. die gröste Fertigkeit in der Taktik, durch ein Mittel e. zuführen, welches nach den heutigen Sitten auch für d. geringsten unserer Offiziere eine solche Beschimpfung i. daß sie nur mit dem Blute des Empfängers oder Ert. lers ausgelöscht werden kan? Es war nemlich ganz g. wönlich, daß ihre geheiligte Person mit Schlägen zu Gehorsam gebracht wurde, und selbst bei den Tur.

*) S. das Leben des Ritters Sebastian Schärtels. . seiner Zeit war es Sitte, daß der Ueberwinder Han. schuh und Sporn dem Besiegten selbst abnahm; d. Schwerds ihn aber durch jemand der Seinigen entg. ten ließ.

ten waren zu diesem Ende eigene Prügelknechte bestellt. *)

In dem Wörterbuche der Sitten ist ungewönlich, mehrenteils gleich bedeutend mit unanständig; und was würden wir izt sagen, wann ein grosser Fürst, ein ehrwür-

*) Siehe Rurners Turnierbuch — der historische Theil dieses Werks ist ein so grosser Betrug, daß er sich von selbst widerlegt, wenn er mit der wahren Geschichte verglichen wird; aber in Ansehung der Turniergebräuche kan man ihm Glauben geben, weil der Verfasser noch zu den Zeiten lebte, da diese Ritterspiele im völligen Schwange waren, und weil er selbst das Amt eines Herolds verwaltete, dessen Pflicht eigentlich darin bestand, diese Gebräuche aus dem Grunde zu kennen. Die Turniergeseze bestimmen dem Uebertreter Schläge an mehr als einem Ort. Der Prügelknechte geschieht bei Gelegenheit des 1403 zu Darmstadt gehaltenen Turniers Erwänung, da die Hessen und Franken im Ernst an einander geriethen. Der noch übliche Ritterschlag scheint seinen Ursprung in dieser Gewonheit zu haben, und der Bannerherr von Joinville, der im dreizehnten Jahrhundert einen Kreuzzug nach dem Orient that, erzält, wie etwas ganz unbefremdliches, daß, als einst zwei Ritter aus seinem Gefolge sich in seiner Gegenwart mit einander bei den Haaren zu raufen anfingen, er dem Urheber einen derben Streich auf den Rücken gegeben, und fortgestossen hätte. — Et quant il eut ce dit il faillit sur le Chevalier, et le print par les cheveux. Et quant j'apperceu l'outrecuidance d'icelui Chevalier, qui devant moi avait print aux cheveux l'autre mien Chevalier, je lui donnai un coup de poing entre les épaulles, et il lessa fors le Chevalier, qu'il tenait aux cheveux. Et je lui dis, qu'il sortist hors de mon logis, et que jamais ainsi m'aist. Dieux, il ne serait de ma maison. Adonc s'en alla de hors celui Chevalier à grant deul menant. Et s'en alla vers Messire Gilles le Brun qui étoit lors Connestable de France: lequel s'en vient tantoust à moy, me prier que je voulisse reprandre celui mon Chevalier, et que grant repentence avait il de sa folie.

diger Prälat, oder vornehmer Kriegsbedienter auf öf
licher Landstraße einen Hund zur Strafe tragen müs
Gleichwol wissen Geschichtskundige, daß noch zu K
Friederich Rothbarts Zeiten der Erzbischof von M
und der Pfalzgraf bei Rhein dazu verurteilt wurden. *)
Unsere Glückseligkeit beruhet auf richtigen Begriffen
Ehre und Schande, von Tugend und Laster; diese ve
dern sich aber bei uns wie die Mode; — und wir
ten auf unsere Vernunft noch stolz sein?

Ein jedes Handwerk wil seine Uebung haben;
kan sich durch Scherz zum Ernst geschickter macher
Dies gebar die Turniere und andere Ritterspiele. —
und wo sie am ersten aufkamen, weis man nicht.
bloße Waffenübungen betrachtet sind sie wol nicht
jünger, wie der Gebrauch der Waffen selbst, und i
ältesten historischen Denkmälern findet man Spuren
von. König Heinrich der erste wird für den Ur
derselben in Deutschland gehalten, er scheint auch i
That sie geboten zu haben. **) Allein in der Ges

lie. Et je lui dis, que je n'en ferais je rien
Joinville l'histoire de St. Louis pag. 106. Aus
Stelle läßt sich abnehmen, daß weder die beiden
ter sich nach diesen Thätlichkeiten miteinander
bracht haben, noch daß der vom Joinville geschl
Genugthuung dafür begehrte; folglich daß wede
eine noch das andere damals für nötig ge
wurde.

*) Der geistliche Herr erhielt seines hohen Alters
Nachsicht; der weltliche aber schlepte wirklich den
eine Meile Weges auf dem Rücken. (Im Jahr
von Bünau Leben Kaiser Friedr. I. S. 55.

**) Rurner, Münster und Modius sollen uns nich
führen; aber ältere Chroniken versichern es, u
noch ältere corveyische Mönch Wittichind sagt von
in exercitio quoque ludi tanta eminentia sup
omnes, ut terrorem coeteris ostentaret. — Diese

te der germanischen Völker ist lange vor seiner Zeit die Rede von Lustkämpfen.*) Zu brausenden Schauspielen hingegen, die ihre eigene Geseze, und Kunstwörter, und Gepränge, und Zunftalbernheiten hatten, wurden sie allem Ansehn nach erst von unsern schon aus Franken zu Franzosen, gewordenen Nachbarn erhoben. Gottfried von Preuilly, welchen die Chroniken derselben zum Erfinder der Turniere machen, **) schuf sie gewis nicht erst im eilften Jahrhunderte, sondern gab ihnen höchstens nur ein vaterländisches Modekleid. Eben so zierlich gekräuselt, so neuaussehend werden seine Landesleute vielleicht die Taktik, die sie izt von uns zu erlernen bemühet sind, dermaleinst unsern Nachkommen wieder verhandreichen.

Deutschlands Ehrfurcht vor Frankreichs Grillen ist vielleicht eben so alt, als die Eroberung Galliens durch unsre Voraltern. — Die deutschen Wilden, welche sich dieser römischen Provinz bemächtigten, wo Künste blühe-

le kan wol von keinem andern, als von einem kriegerischen Spiel zu verstehen sein.

*) Schon im fünften Jahrhunderte scheint der Gothen König Theodorich zu Rom, und Karls des Grossen Enkel im neunten zu Strasburg Turniere gehalten zu haben.

**) Les anciennes chroniques en attribuent l'invention à Geoffry Seigneur de Preuilly.... Celle de Tours rend ce Temoignage de lui: Anno 1066. Gaufridus Pruliaco, qui torneamenta invenit, apud Andegavum occiditur. Et celle de St. Martin de Tours: Anno Henrici Imp. 7. et Philippi regis 6 fuit proditio apud Andegavum, Gaufridus de Pruliaco et alii Barones occisi sunt. Hic Gaufridus de Pruliaco Torneamenta invenit. Du Cange VIme dissert. sur l'histoire de St. Louis par Joinville pag. 166. Diese Dissertation verdient gelesen zu werden; sie ist ausser dieser französischen Originalausgabe, auch deutsch in Pistorii amoenitatibus zu finden.

ten, und Wissenschaften noch nicht ganz erstorben waren, zogen das was sie dort fanden, dem was sie kannten, vor schmelzten ihre Sprache, ihre Gewonheiten mit der dortigen zusammen; und der Dünkel nahm bei ihnen noch schneller als die Verfeinerung der Sitten zu. — Ihre Brüder, die Wilden, die ihre alte Heimat nicht verlassen hatten, wurden von ihnen verspottet, — fanden sich gedemütigt, — ahmten nach; — und fahren seit fast anderthalb Jahrtausenden fort nachzuahmen, gleich als ob sie noch Wilde wären, gleich als ob sie nicht von Zeit zu Zeit mehr nüzliche Sachen erfunden hätten, als jene. Aber das Nüzliche wird gemeinhin nur von den wenigen Klugen geschäzt; den übrigen Theil der Menschen rührt das Schimmernde weit stärker; und durch die Kunst, dem Unerheblichen ein wichtiges Ansehn zu geben, ein bloßes Nichts in ein gefälliges Etwas zu verkehren, kurz durch die glückliche Gabe zu zieren, hat sich der Franzos über die Einbildung so mancher anderer Völker eine Gebieterschaft herbei gezaubert, wovon die Geschichte in der Maße kein Beispiel liefert. — Babilon beherschte vor dem alten Rom ein grosses Reich durch Waffen; Bagdad vor dem neuen durch Aberglauben: nur die Monarchie der Mode, wovon Paris die Hauptstadt ist, hat ihres gleichen nie gehabt.

Die Sazungen dieser fantastischen Selbstherscherin sind öfters ungereimt, wie die von einem tollen eigensinnigen Despoten es zu sein pflegen; jedoch werden sie zufälliger Weise manchmal auch zweckdienlich, und man muß gestehen, daß die Neuerung, welche die Mode in den alten Kriegsübungen gebar, keine geringe Wirkung hatte.

Das Wahre reizt selten, bevor die Hand des Wahns es geschmückt hat. — Die zu feierlichen Schauspielen gewordene Turniere brachten eben durch ihren blendenden äusserlichen Schein den Rittergeist auf seinen höchsten Gipfel. —

Gipfel. — Die grösten Fürsten besuchten sie; alles was vornehm war, schien sich hauptsächlich in der Absicht dabei zu versamlen, um einander an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Das schöne Geschlecht, diese Sele der Geselschaften! floß hier vom Vergnügen gelockt, grossenteils von noch brennendern Trieben angespornt, wie nun bei einem im Ruf stehenden Gesundbrunnen, Haufenweise zusammen. Es gewan das Ansehn, als ob die Eitelkeit sich nur des Vorwandes des Nüzlichen bediente, damit sie in ihrem ganzen Staate einherrauschen könte; denn diese Zusammenkünfte waren weniger eine Gelegenheit im Kämpfen geschickt zu werden, als sehn zu lassen, daß man es sei. Wie unabläßig hingegen, mit welcher Anstrengung der Leibes- und Selenkräfte, mußte sich in der Zwischenzeit nicht der edle Jüngling üben, um auch im Angesicht von solchen Zuschauern die höchste der damaligen Ehren — einen Preiß von einer reizenden Hand — zu gewinnen? und schwerlich rasten die Griechen wütender nach olimpischen Spielen, als unsre Ahnherren nach Turnieren.

Doch diese ehrwürdigen Lanzenbrecher der Weilandszeit, die wir uns gemeinhin so rauh, so ausschliessend stolz auf körperliche Vorzüge, so wenig lüstern nach angenehmen Kentnissen vorstellen, haben gleichwol einen erleuchteten Periodus gehabt, worin sie sich angelegen sein liessen, den Musen, wie den andern Damen zu dienen, und auf dem geflügelten Pferde des Parnassus, wie auf ihrem Streitrosse Ruhm zu erjagen.

Vor andern sieht man in diesem von solchen Kämpfern unerwarteten Wettstreit die Deutschen, und die Bewoner der südlichen Gegenden des heutigen Frankreichs, welche damals noch zum deutschen Reich gehörten, dermassen früh miteinander weteifern, daß hiebei nicht weniger als bei Turnieren die Frage entsteht, wer von beiden Urheber oder Nachahmer sei, und ob unsere schwäbischen

singer die Troubadours der Provenzalen, oder diese jene erweckt haben?

Von beiden sind noch Gedichte aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert vorhanden. Die einen und die andern waren von der edelsten Geburt. Kaiser, Könige und Fürsten liessen sich herab, Minnesänger oder Troubadours zu sein — wenigstens wie sie, zu reimen. *) Ein Kaiser Heinrich zeigt sich an der Spize der oberdeutschen Musensöhne, wovon die Zeit uns noch etwas übrig gelassen hat. Dagegen weiß man, daß Kaiser Friedrich II. seiner vaterländischen Sprache eben so ungetreu wurde, als der preußische König gleiches Namens; er dichtete wie dieser in der Mundart der Troubadours, und einige Verse, die noch von ihm übrig sind, bezeugen, daß er die französischen Ritter und provenzalischen Sänger vor andern schäzte.

Plas me el Cavalier Frances
E la donna Catalana
E l' ovrar Genoes
E la danza Trevisana
E lon cantar Provensales &c. **)

Die entzückende Kraft, welcher die ganze fühlende Natur ihre unaufhörliche Verneuerung zu danken hat — Liebe! — fand den Ritter durch Erziehung zu der wärmsten Empfindung ihres Zaubereinflusses vorbereitet. Sie theilete mit der von ihm erkanten Gottheit die Inbrunst seines sonst andächtigen Herzens; er empfahl sich in Gefah-

*) Siehe die Zürcher Samlung von Minnesängern. — Die 140 Dichter, wovon sie etwas enthält, sind fast alle — vielleicht alle — aus fürstlichem Geblüt, oder von Adel.

**) Voltaire aus Nostradamus; dieser aber nennt den Kaiser Friedrich I. s. l'histoire des Troubadours par l'Abbé Mignot.

fahren seinem Schuzengel vielleicht nicht so oft als seiner Geliebten; ihr Bild machte ihn auf dem Schlachtfelde, ihre Gegenwart in den Turnierschranken zum Helden: verliebt, so wie gottesfürchtig und tapfer zu sein, war für ihm eine Wohlstandspflicht des Zeitalters, worin er lebte. Es hatte ohne Zweifel seine Heuchler, wie das unsrige; eine wahre Leidenschaft hingegen muste notwendigerweise den höchsten möglichen Grad der Heftigkeit damals erreichen, wo so manche übertriebene Wahnbegriffe die Einbildung zu einer wahren Schwärmerei hinauf täuschten. Die mehresten Gesänge dieser edlen Barden waren also auch ihrem theuresten Abgott geheiligt.

Sie haben uns jedoch nicht blos Liebeslieder, sondern auch epische Gedichte hinterlassen. Kunst war ihnen unbekant. Nichts destoweniger liefern sie uns hin und wieder die schäzbarsten Abschilderungen der damaligen Sitten, die wir in der gleichzeitigen Geschichte vergebens suchen — sie sind unsere Homere. — Aber wir erblicken nur das Ende von dieser poetischen Reihe; ihr Anfang verliert sich in dem entferntesten Alterthum. Man hörte schon den wilden Germanier merkwürdige Thaten besingen, ehe er noch das Mittel kante, sie dem Auge so wie dem Ohr zu erzälen. Das Andenken unbekehrter Helden erhielt sich ohne Zweifel noch in dem Gesange ihrer schon getauften Nachkommen, als der Mönch Ottfried im neunten Jahrhunderte versuchte, biblische Geschichten in deutsche Reime zu kleiden, damit die weltliche ruchlose Unnüze, wie er sie nante, aus dem Gedächtniß der Gläubigen vertilget würden. *) Seine und seiner Nach-

*) Karl der Grosse, den doch ein Theil der römischen Kirche, als einen Helligen verehrt, dachte nicht so monachalisch, er ließ vielmehr eine Samlung der alten deutschen Gedichte machen, um sie für die Nachkommen zu erhalten; aber die Geistlichen waren glücklicher sie zu vernichten, als er sie zu retten; seine Samlung hat unsere Zeiten nicht erreicht.

Nacheiferer fromme Mühe fand sich nur alzusehr durch Erfolg gekrönt; nichts blieb von einheimischen Ossianen übrig. Legenden der Heiligen erlangten dagegen ein ausschliessendes Recht, unsere angeborne Neugier nach dem Seltsamen zu sättigen. Alte Erretter des Vaterlandes wurden almälig über ausländische Wunderthäter vergessen. Hermans grosser Name verschwand vor dem noch grössern Rufe irgend eines Entteufelers der Besessenen, und wenn man ja noch berühmte Krieger in Versen prieß, so waren es mehrenteils nur die, welchen man beimaß, daß sie unzälige Heiden erwürgt oder bekehrt, die boshaftesten Anschläge eines Schwarzkünstlers gegen die Christenheit durch Hülfe der Himmelsbewoner vereitelt, oder eine entführte Prinzeßin aus der Gewalt eines buhlerischen Unholden erlöst hatten.

Allein es scheint über uns verhängt zu sein, daß wir den Geistlichen aller Zeiten nicht weniger Gutes zu danken, als Böses vorzuwerfen haben sollen. und wenn Ottfried Schuld daran war, daß wir nicht mehr wissen, wie die Ueberwinder des Varus die Niederlage seiner damals noch zu siegen gewonten Römer besungen: so ist gleichwol das von diesem Mönch deutsch gereimte Evangelium eines der ältesten dichterischen Ueberbleibsel heutiger Sprachen, und die Veranlassung zu dieser heiligen Arbeit berechtigt uns Deutsche, unsere geharnischten schönen Geister der folgenden Zeit für keine Nachamer der Franzosen zu halten, vielmehr zu glauben, daß diese noch in Germaniens Wäldern gelernt hatten, sowol Poeten- als Heldenlorberkränze zu suchen. Freilich übersezten wir aus angeborner Nachamungssucht einige provenzalische Abendtheuer; allein wir haben auch dergleichen Originale. Ja das Leben des heiligen Anno, Erzbischofs zu Cöln, das bereits den Karakter der spätern Romane hat, ist älter als alles, was wir von den Provenzalen kennen;

und

und gleichwol belehrt es uns, daß es schon vor der Zeit änliche Gedichte weltlichen Inhalts gab.*)

Die Italiäner, deren Lehrmeister die Provenzalen sind, dürfen uns hiervon die Urheberehre noch weniger, als diese streitig machen. Dante, ihr erster merkwürdiger Dichter, ist nur ein Zeitgenosse der lezteren unsrigen aus dem schwäbischen Zeitpunkte, in welchem wir uns dem Tempel des guten Geschmaks mit vorzüglich grossen Schritten näherten, und vielleicht die Provenzalen übertrafen.

Nicht blos die Poesie, worin auch ein gefühlloser Unwissender sich hervor thun kan, wurde damals von unserm Adel geschäzt: sondern die Gelehrsamkeit selbst reizte sein Bestreben. Man kennt die Lebensumstände der Schriftsteller dieses schönen Zeitpunkts entweder gar nicht, oder

*) Wir horten je dikke singen
von alten Dingen
Wi snelle helede vuhten
wie sie veste Burge brechen
Wie sich liebin wiuniscefte schieden
wie riche Künige alzo gingen
Nu ist cit daz wir denken
wie wir selve sulen enden
Christ der unser hero gut
wi manige ceichen her uns vure dut
Als er ufft in Siegeberg havit gedan
durch den diurlichen man
den heiligen Bischoff Annen &c.

Schilters antiquit. germ. T. I.

Bekantlich ist das Leben des heiligen Anno aus dem eilften Jahrhunderte; dahingegen haben wir von provenzalischen Dichtern nichts älteres, als aus dem zwölften, und unsere Minnesänger Wolfram von Eschilbach und Heinrich von Veldig waren fast Zeitgenossen von Wilhelm Herzog von Aquitanien, dem ersten der Troubadours, von welchem noch etwas vorhanden ist. S. l'histoire des Troubadours par l'Abbé Mignot.

oder man findet, daß sie von vornemer Geburt, obgleich Geistliche waren.*) Wir Deutschen strebten nicht ganz vergebens nach mehr als einer Art von Ruhm; aber unser damaliger Versuch, aus der Barbarei der Zeit hervorzubrechen, war wie ein Bliz in der Nacht, der nur die Dunkelheit trennt, ohne sie zu zerstreuen. Den Italiänern hingegen gelang es, ein dauerhaftes immer zunehmendes Licht anzuzünden, dessen Schein endlich alles erleuchtete. Sie waren an Kentnissen bald reicher als wir; sie schwungen sich in der Dichtkunst zu der fast unerreichbaren Höhe ihres vortreflichen Ariosts und Tasso hinauf: wir sunken bis in den unsaubersten Abgrund der sogenanten Meistergesänge herunter.

Pegasus wurde aus einem Ritterpferde zum Miethgaul des Handwerkers.**) Der glücklichste Anfang von Aufklärung hatte bei uns das Schicksal der alzuzeitigen Frühlingsblume, die ein zurückkehrender Frost vernichtet. Zwei Jahrhunderte der dickesten Finsterniß folgten auf diese anmutige Helligkeit; unser Adel verwilderte von neuem; sein nicht ohne Großmuth, ohne rühmlichen Nacheifer schwärmender Rittergeist brante bei ihm aus; die Sitten wurden rauher, wurden niederträchtiger; er unterließ in den Vorzügen des Geistes eine Ehre zu suchen. Stolz auf Unwissenheit trat bei ihm an die Stelle seiner ehe=

*) Man gehe sie zum Beispiel in Hambergers Nachrichten von der Mitte des zwölften, bis in die zwote Hälfte des dreizehnden Jahrhunderts durch, das ist, von Wibald und Otto von Freisingen, bis zum Albrecht von Bollstädt sonst Albertus magnus genant: so wird man nicht allein hiervon überzeugt werden, sondern auch sehen, daß dieser ohngefähr hundertjährige Zeitraum mehr Schriftsteller hervorbrachte, als die 250 darauf folgenden Jahre.

**) Der bekante Hans Sax zum Beispiel war ein Schuster; aber seine Naturgaben erhoben ihn weit über seine anderen Standesgenossen.

ehemaligen Wißbegierde; so herab gewürdigt gelangte er an das Ende seiner Ritterzeiten, die unsern Tagen am nächsten sind. Er würde vielleicht in diesem schändlichen Zustande der Wiedervertierung noch lange beharret haben, wenn nicht das Algemeinerwerden der Wolhabenheit nach und nach zwischen ihm und dem Pöbel einen hochachtungswürdigen Mittelstand herfürgebracht hätte, der durch einen andern Weg ihm an Ehre gleich zu kommen, und durch die wahren Vorzüge der Gelehrsamkeit den Abgang des vermeinten Vorzugs der Geburt zu ersetzen bemühet war.

Dieser bebauete das wüstgewordene Feld der menschlichen Kentnisse schon fleißig wieder, als jener sich grossenteils nur noch aufs Rauben legte. Zu unserm Trost ging es den Franzosen nicht besser, und unser unrühmliches Ausarten mochte vielleicht weiter nichts, als eine Nachamung sein. Italien war es, das endlich sie und uns in das Heiligthum des guten Geschmacks zurück rief; nur krochen wir, dieweil sie flogen; bis zulezt ihr Spott nicht minder, als ihr Beispiel unsere Langsamkeit beflügelte, und wir auf ihren Fußstapfen auch dahin eilten. Aber Italiens Ariosts und Tassos Helden sind noch eben solche Wiegande, solche Rechen, solche Degene,*) die in den schönen Tagen unserer Ritterzeiten von ihres gleichen besungen wurden.

Wenn damals ein auszuführender Streich, oder die Besorgniß vor feindlichen Angriffen, oder eine Feierlichkeit, oder Müßiggang irgendwo ritterliche Geselschaften versamlete, und der unwilkommene Gast — lange Weile — sich in ihren Versamlungen, wie in den unsrigen einschlich, so ertönte die Burg, die Herberge, oder das

*) So nanten wir ehemals unsere vor andern scheinenden Kämpfer; ihre Benennungen haben sich aus unserer Sprache, wie sie selbst, aus unsern Zeitalter verloren.

das Feld von dem Liede des handvesten Abendtheuersängers. Der Laut seiner Geige, seiner Leier, seiner Cimbel vereinbarte sich mit dem Schall seiner unverzärtelten Stimme; und die vor Thatkraft glüenden Zuhörer fühlten sich übermenschlich von einer wahren Wuth begeistert, grosse Thaten zu verrichten, schrecklich die Beleidigungen, die Untreue zu rächen, alles für die Ehre, für den Freund, für die unterdrückte Unschuld, für das gegebene Wort *) zu wagen, und durch tausend männliche Volkommen-

*) Deutschlands Geschichte liefert uns ein so grosses, so schönes Beispiel der ritterlichen Redlichkeit, wenigstens eins aus den Ritterzeiten, daß es den Regulus und seine Vaterstadt eifersüchtig, Karthago aber schamroth machen könte. Der römische König Ludwig von Bayern, hatte seinen Gegenkönig Friedrich von Oestreich bei Ampfingen überwunden und gefangen. Nach einiger Zeit erhielt dieser von jenem unter gewissen Bedingungen wieder die Freiheit, und versprach in sein Gefängniß zurückzukommen, im Fall er solche etwa nicht erfüllen könte. Dieser Fall traf wirklich ein; sein mächtiger Anhang, der sich troz der erlittenen Niederlage stärker, als der von seinem Gegner fühlte, erlaubte ihn nicht das Versprochne zu leisten. Friedrich nahm keinen Anstand, lieber sein Schicksal wieder in die Hände seines Nebenbuhlers an der Krone, welchen zu überwältigen er allen Anschein vor sich hatte, zu überliefern, als sein Wort zu brechen; und Ludwig dachte edel genug, ihn von Stund an wie seinen vertrautesten Freund zu behandeln, ja sogar ihm selbst die Vertheidigung von Bayern gegen seinen eigenen Anhang aufzutragen, als er durch andere Händel sich genötigt sahe, anderwärts hinzueilen. — Solch ein edler Zug von wechselseitiger Großmut tröstet ein wenig über die Menge von treulosen Handlungen, die die Jahrbücher aller Völker beflecken, und wir wollen hoffen, daß der erste grosse epische oder dramatische Dichter, den Deutschland hervorbringen wird, bei diesem Zuge fühlen werde, was er seinem Vaterlande schuldig sei.

menheiten den Beistand wolthätiger Zauberwesen, wie das Herz der Schönen zu erringen.

Als solch ein schöner Geist erscheint Völker der Cume Widdelaere in Chriemhildenrache. Diese Frucht des dreizehnten Jahrhunderts ist ohnstreitig ein deutsches Originalgedicht, und seine Sprache durchgängig rein; nur wird hier, wie in andern, welche bloße Uebersezungen sein können, von Turnieren mit altfranzösischen Worten geredet. Die Ausdrücke — Buhurt — Buhurdiren — (Bouhourd Bouhourder) — Tioste (jouste) — Truonzun (troncon) *) können ihr Vaterland nicht verleugnen, und sie bestärken unsere Meinung, daß Frankreich zuerst nötige Waffenübungen in rauschende Schauspiele verwandelt habe. Solte inzwischen ein braver deutscher Patriot diese Ehre niemand anders als seinen Landesleuten gönnen, und zu deren Rettung Bouhourd oder behourd von dem veralteten einheimischen Worte hurten (stossen) ableiten wollen, dem sei von uns im voraus der lauteste Beifall entgegen geklatscht.

Wenn es noch zweifelhaft ist, ob wir Deutschen Nachamer oder Erfinder der Turniere sind, so kan wenigstens nicht in Abrede gestelt werden, daß der höhere und der niedere Adel ohne Unterschied dabei zugelassen wurde; nicht blos der wirkliche Ritter, sondern ein jeder Ritterbürtiger war dazu berechtigt, wenn ihn keine schlechte Handlung verächtlich gemacht hatte, und er nur vier Ahnen beweisen konte. **) — Aber diese vier Ahnen waren gleichwol

*) Chriemhildenrache S. 44. 45. der gehörnte Siegfried, den unser Pöbel liest, ist eine Verunstaltung des Gedichts von den Niebelungen, zu welchem sie gehört.

**) Siehe die Turnierbücher. — Wir haben schon erwähnt, daß man ihnen in Ansehung der Gebräuche Glauben beimessen könne, wie wenig sie auch solchen in Rücksicht auf die Geschichte verdienen.

wol eben so viel Riegel, womit die Eitelkeit dem bloß[en]
Verdienst die Thür der Vorzüge versperte.

In dem weitläuftigen Reiche der ritterlichen Würd[e,]
welches sich über die Grenzen von Europa erstreckte, [*)]
entstanden mit der Zeit besondere Rittergesellschaften, [so]
wie nach und nach aus einer grossen Monarchie kleine[re]
Staaten entstehn.

Die alten Ritter von der runden Tafel kennen wi[r]
nur durch fabelhafte Ueberlieferungen oder Gedichte. —
Aber die im eilften und zwölften Jahrhunderte gestiftete[n]
Maltheser und deutsche Orden blühen noch.

Ihre Statuten sind für das Verdienst noch demüti[-]
gender, als die Geseze der Turniere; es muß dem Zufal[-]
le sechszehn Ahnen zu danken haben, wenn es nicht aus[-]
geschlossen werden sol. — Kriegerische Zünfte wie sie hä[t-]
ten billig stat dessen den Beweis von eben so viel ver[-]
richteten mänlichen Thaten erfordern müssen.

Die Geistlichkeit beherzigte anfänglich weit mehr, al[s]
der Adel, daß alle Menschen Brüder sind. Allenthalbe[n]
brauchte man lange Zeit nur rechtgläubig zu sein, u[m]
Prälat werden zu können; und der Sohn des geringste[n]
Handarbeiters kan noch jezund den päbstlichen Stuhl [zu]
Rom mit der dreifachen Krone auf dem Haupte beste[i-]
gen. In Deutschland aber wurden die Hochstifter gege[n]
das Verdienst ohne Geburt endlich eben so ungerecht, als d[ie]
Ritterorden jedoch diese sowol, als die gröste Anzal vo[n]
jenen, stunden und stehen noch dem niedern Adel wie de[m]
höhern offen; worauf kan sich also der ursprüngliche Ge[-]
burtsunterschied zwischen dem einen und dem andern grün[-]
den, den so manche neuere Publizisten haben behaupte[n]
wollen?

S

*) Die Sarazenen oder Araber in Asien liessen sich soga[r]
von den Christen zu Rittern schlagen; siehe l'histoire [de]
St. Louis par Joinville.

Es ist wahr, in den mitlern Zeiten wurde der Titul nobilis, welchen wir durch edel übersezen, gemeiniglich und im eigentlichen Sinn nur dem höhern, und nicht dem niedern Adel beigelegt; *) vermutlich weil ersterer sich solche Aemter erblich zugeeignet hatte, deren Inhaber die altfränkische Höflichkeit dies Ehrenwort widmete; etwa so wie wir heutiges Tages das von Excellenz einigen vornehmen Staats- oder Kriegsbedienten geben. Allein der niedere Adel wurde damals durch den Abgang dieses Ehrenworts eben so wenig von der Klasse der Menschen ausgeschlossen, die wir jezo edel nennen: als der Handwerker darein versezt worden ist, seitdem ihn eine höchstlächerliche Gewonheit in Briefen Hochedelgebohrner heisset: — eben so wenig als die landsäßigen Edelleute im dreizehenden Jahrhunderte noch mit dem Fürsten zu vergleichen waren, ob sie sich gleich wie er in den Urkunden von Gottes Gnaden nanten. **)

Ein wichtiger Vorzug, oder eine rühmliche Obliegenheit des Adels war ehemals die Rechtspflege, ungelehrte Krieger konten Richter sein, so lange als es blos gesunder Vernunft bedurfte, um den Zank nach vaterländischem Brauch zu entscheiden, und spizfindige, für ein ander Volk, für eine andere Himmelsgegend zusammen gestoppelte undeutsche Geseze, bei uns Recht und Unrecht noch in kein so künstliches Gespinste von trüglichen Aehnlichkeiten beider, verwickelt hatten, daß Billigkeit eben so leicht dadurch irren, als Arglist täuschen kan.

Mehrenteils einfach, oft rauh, wie die Sitten der Zeit, war das rechtliche Verfahren des zu Schild und

 Helm

*) Doch war es auch in den ältesten Zeiten nicht ganz ungewönlich, daß dieser überhaupt unter solcher Benennung mit verstanden wurde. — Siehe Scheidts Abhandlung vom höhern und niedern Adel S. 7. folg.

**) Siehe Beispiel hievon beim Scheidt mantiss. Docum. Nro. CVII. CVIII. et CIX.

Helm gebornen Voigts, und der Beisizer seines gleichen Was durchzusehen stand, schlichtete derselbe kurz und gut was undurchdringliche Dunkelheit umhülte, suchte ma nicht allein durch Eide, die damals noch kräftiger ware als jezt, durch Gottesurteile überhaupt, sondern au durch ein hiezu gehöriges ganz mänliches Mittel — d Rechtskämpfe — zu entschleiern.

Solche waren ohne Zweifel Kinder des uralt Faustrechts, gleichwie die zufälligen Zweikämpfe, jene si nun mit dem Faustrechte dahin, diese noch übrig: bei erforderten Ebenbürtigkeit der Streiter. Oft veranlaß das Vorurteil der Ehre die zufälligen Zweikämpfe; no öfter machte es dieselben notwendig. Adel von jehe nachmals Kriegerwürden hoben in diesem Falle den Un terschied zwischen vornehm und geringe; groß konte so der Abstand von einem zum andern sein. Ehre bestim die Grenzen; verlezte der Geringe diese zuerst, so durf Gewalt ohnmächtige Frechheit züchtigen; sobald sie hi gegen der Vorneme überschritt, trat derselbe zu dem a dern auf die Stuffe der ursprünglichen Gleichheit hera und seine eigene Faust mußte die Sache entscheiden.

Macht hat sich bisweilen Ausnamen gegen Schw che erlaubt, nicht Gustaph Adolph, der aus Uebereilun die Ehre eines seiner Hauptleute verlezt hatte. Schar Geseze sind endlich wieder Selbstrache ergangen; ab troz den Ausnamen und dem Verbot herschen jene B griffe mit den Zweikämpfen noch bei allen Völkern Eu ropens, und wenn zu unsern Tagen in Frankreich ei grosser Prinz von königlichem Geblüte die alte ritterlic Genugthuung einem beleidigten Edelmanne nicht versag te, wer dürfte wol, ohne feiger zu scheinen, auf Gebur stolzer thun, als ein Kapetinger, dessen Haus seit neu Jahrhunderten eine der ersten Kronen ziert?

Bei dem heutigen Mangel solcher Triebfedern, die dem alten Griechen und Römer, oder Mohameds begeisterten Jüngern Muth zu grossen Sachen einwirkten, war es für die Erhaltung des nervigten Karakters der spätern Europäer ein Glück, daß Verordnungen gegen diese tief eingewurzelte Sitte nicht genug vermogten. Wie lästig auch die Händel, die der Franzose Ehrensachen heißt, im geselschaftlichen Leben fallen, so sind sie doch überhaupt betrachtet, mehr heilsam als schädlich. Entschlossenheit, Selbstachtung, Bedacht auf Achtung von andern, Mässigung gegen dieselben wird dadurch genärt; ja so lange die Sitte besteht, so lange die genau damit verwebte Ehre noch etwas ist, wird der einzelne Bürger des Staats, der Angesehene wenigstens, auch in der monarchischen Verfassung noch immer etwas bleiben, und manche Schlägereien des gemeinen Mannes selbst, verraten augenscheinlich noch jezt, wie sehr die Denkart der höhern Klassen auch in diesem Stücke zu der niedrigsten hinunter gewirkt, mithin auf die ganze Masse der Nazion Einfluß gehabt habe. Freilich wäre es zu wünschen, daß der Mensch nur Friedenstugenden bedürfte; allein der Urheber der Dinge hat dieses nicht gewolt, und so lange man mit Wölfen umgeben bleibt, ist es gefärlich, zum Schaafe zu werden.

Jene Sitte war also ein sehr brauchbares Gewächs unsers Bodens, das minder die gänzliche Ausrottung, als das Anbauen zu einem vernünftigen Zwecke verdiente. Unsere obersten Gesezgeber hätten für sich selbst manche gute Früchte davon samlen können; aber diejenige von ihnen, die es ganz zu vertilgen bemüht gewesen sind, haben sich kurzsichtiger gezeigt, als Lykurgus, als selbst der einfältige Karaïbe. Dieser weiß ein gesundes Brod aus dem Maniock zu rösten, der ohne Zubereitung ein tödtliches Gift ist. Jener gebot seinen Lacedemoniern das Balgen, und wußte demselben Schranken zu sezen.

Beherscher der Völker, noch erwärmt uns ein Funke der alten Rittergesinnung mitten durch seinen Aschenhaufen, der Kurzsicht Händewerk! noch hilft er uns zu Thoren verwandeln, die ihr Blut freudig für eure Zänke vergiessen, gleich als ob sie noch die unsrigen wären; aber täglich verglimt er mehr und mehr; zu euerm eigenen Schaden laßt ihr ihn erlöschen. Eure Vorfahren hatten Unrecht, diese schöne Glut ganz dämpfen zu wollen; überhandnemend konte sie wie ein ander Feuer verderblich werden; gemässigt wird sie, wie dieses zu tausend Dingen nüzen, die tausendfach den Baum bezalen, der das Feuer kostet.

Wie alt aber der Adel in Deutschland immer ist, wie lange derselbe sich auch in befolenen Gerichts- oder zufälligen Zweikämpfen, oder Thurnieren, oder Fehden mag hervor gethan, oder sonst andere ritterliche Abendtheuer gesucht haben, so sind dennoch die Geschlechtsnamen neu, und die erblichen Wopen noch neuer.

Der höhere und der niedere Adel begnügte sich lange mit dem blossen Taufnamen; und wenn die Rede von verschiedenen Personen war, welche eben denselben führten, so wurden sie durch Nebenbenennungen unterschieden, die öfters gar seltsam klangen. Bald war es der Winckler, der Rothbart, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Reuß, die Maultasch, bald der Alte, der Junge, der Schwarze, der Weisse, endlich auch der von hie oder von dort. Auf diese Art gingen mit der Zeit die Namen der Länder und der Güter zu ihren Besizern über, und wurden almälig auf die Nachkommen wie das Eigentum selbst vererbt, aber auch jene zufälligen Benennungen kamen öfters von dem Vater auf den Sohn und so führte sich der Geschlechtsname ein.

Das Beiwort von stand ganz natürlich davor, wenn man sie dem Eigentum abborgte; wurden sie von ander

Un

Umständen entlehnt, so bediente man sich anfänglich dessen nicht. Es ist erst in sehr neuen Zeiten das Kennzeichen des Adels geworden, und manche Familien verschmähen es noch, als die Borken in Pommern, die Riedesel in Hessen, die Plüge in Sachsen u.s.w.

Vor dem eilften Jahrhunderte findet man in den Urkunden keine Geschlechtsnamen des niedern Adels. *) Sie zeigen sich in den Chroniken einiger Stifter und anderer geistlichen Geselschaften zwar hin und wieder etwas früher; aber diese Chroniken sind öfters lange nach den Vorfällen, wovon sie handeln, geschrieben worden, und ihre Verfasser können Ursachen gehabt haben, diesen oder jenen Geschlechtsnamen in entferntere Zeiten zu versezen. Die Namen waren also in ihrem Anfange nicht so unwandelbar als heute. Wenn sie von Gütern angenommen wurden, entstanden bei der brüderlichen Theilung für das nämliche Geschlecht, eben so viel neue, als besondere Erbteile aus besondern Oertern gemacht werden konten; und die Gewonheit nur Taufnamen zu führen, hatte in manchen Gegenden Deutschlands noch im vierzehnten Jahrhunderte nicht ganz aufgehört.

Die erblichen Wapen, welche, wie gesagt, nicht völlig so alt als die Geschlechtsnamen sind, wurden eben so langsam algemein, und waren der Veränderung nicht weniger unterworfen.— Die mehresten Gebräuche bei den Menschen kommen nur nach und nach auf, zwischen dem ersten, welcher deren einen einführt, und dem leztern, der ihn annimt, verlaufen manchmal Jahrhunderte.

Fast bei allen Völkern machten die Kriegsleute ihre Waffen bisweilen durch gewisse Merkmale kentbar. —

*) In Estors Ahnenprobe S. 425. wird angemerkt, daß Henricus de Siena der erste ist, der sich darin mit einem Geschlechtsnamen zeigt, er komt 1062. vor.

Die Rüstung, worin unsere alten Ritter gleichsam massir waren, erforderten solches schlechterdings; ohne Kennzei chen dieser Art war es nicht möglich, den einen von den andern zu unterscheiden; sie liessen sich am besten au Schild und Helm anbringen, und dies ist die Veranlas sung zu dem Gebrauch der heutigen Wapen. Aber sol che Kennzeichen waren die heutigen Wapen noch nich selbst.

Dieser ihre Eigenschaft ist, erblich und unwandelba zu sein; jene waren weder das eine noch das andere Diese sind mit der Zeit Wahrzeichen eines ganzen Ge schlechts geworden; jene waren es anfänglich nur für ei ne einzelne Person, und vielleicht manchmal nur für ein einzelne Gelegenheit. Am warscheinlichsten ist es, das die eigentlichen Wapen zuerst in den Kreuzzügen aufkamen Solche Züge aber waren ursprünglich eine fremde Thor heit, welcher die Franzosen den ersten Schwung gaben ob wir Deutschen uns gleich dazu, wie zu so manche andern, bald verführen liessen; und die Wapen sind allem Ansehn nach auch eine französische Mode.

In der ersten Morgenröte der vaterländischen Ge schichte erblickt man schon die Germanier mit farbigte Schildern, *) die Gallier mit gehörnten, oder sonst fürch terlich gestalteten Helmen. **) Ihren späteren Absprög lingen jenseits des Rheins hingegen scheint es vorbehal ten gewesen zu sein, diese rohen Waaren mit dem ihnen eigenen Geschmack zu verarbeiten, und bei den nach ihren Possen durstenden Nachbarn abzusezen. Ihr schöpferi sche

*) Tacitus cap. 6.

**) Diodorus libr. V. — Aeneis utuntur galeis, cum ma gnis adpendicibus, ad prolixam ostentationem facti aliis namque cornua adfixa sunt, aliis avium aut quadru pedum formas expressas habent. — Es ist bekant, da die griechischen Schriftsteller die Gallier und Deutsche fast immer vor eins nehmen.

scher Geist in Werken dieser Art, leuchtet alzu augenscheinlich aus dem zu einer Kunst erhobenen Unsinn der Heraldik hervor, als daß wir es wagen dürften, ihnen die Ehre der Erfindung streitig zu machen.

Wer bei uns den Wapen bis in die Zeiten ihres ersten Anfangs nachspüren wil, der findet in dieser irrewegvollen Wildniß keinen sicherern Wegweiser, als die alten Siegel, welche die Zeit noch verschont hat. Ein bewährter Autor legt deren almälige Entstehung folgendergestalt vor Augen.

In den ältesten Zeiten unsers deutschen Vaterlandes, die sich aus den Urkunden entwickeln lassen, siegelten die Kaiser und Könige ohne ein Wapen zu haben, und man sahe auf ihren Siegeln nichts, als ihr Bildniß . . .

Vor dem eilften Sekulo findet man wenig herzogliche, und vor dem zwölften fast gar keine gräfliche Sigilla, die nicht einigem Verdacht unterworfen sein solten: aber auch die Herzoge liessen sich damit begnügen, daß sie sich zu Pferde zeigten, und bald eine Fahne, bald ein Schwerd, bald einen Schild in der Hand führten. In etwas spätern Zeiten waren die Schilde und Fahnen mit einem Symbolo, welches ihr Wapen vorstellete, allererst ausgezeichnet. — — —

Als ihnen nun die mächtigen Grafen dieses nachmachten, so kamen die Wapen auch almälig auf den niedern Adel. — — —

Familienwapen durfte sich niemand eigenes Gefallens nehmen, sondern mußte sie entweder vom Kaiser oder seinem Landesherrn erlangen. — — — — — — Sothane erlangte Wapen wurden so hoch gehalten, daß man sie als einen Partem bonorum ansahe; sie waren daher im Commercio, und man findet, daß Luthold von Regenspurg sein Wapenkleinod den Brakenkopf, an Burggraf Friedrich von Nürnberg verkauft hatte, wor-

 über

über nachmals ein grosser Streit zwischen denen Grafe von Oettingen und Burggrafen von Nürnberg entstan den u. s. w. *)

Von dem niedern Adel sind zur Zeit noch keine äl tere Siegel bekant, als von 1220; **) in diesem Jah hu

*) Die Urkunde des Verkaufs des Brakenkopfs lautet i Pistorii amoen. T. VIII. wie folget:
Allen die diesen Brief sehent oder herent lesen, kund ic Lutolt von Regensperg frie in Constenzer Bisthumb un Bergien offentlich an diesem Briefe, daß ich dem edle Herrn Friederich von Gottesgnaden Burggraffen z Nirnberg verkoft han, und ze koffene geben han rech und redlich min Kleinod das Brackenhobt um sechs und dreißig Mark guten Silbers, mit solchen Gedinge, da der vorgenannte Herre Burggraff Friederich von Nuern berg und si liebes rechten Erben mir ich der vorgenant Lutolt von Regensberg und mins Lebes rechten Erben und darzu Herr Duthelm von Krenkingen frie, min lie ber Oheim diewile und er lebt, und en kein sin Erb und nieman anders firbas, dasselbe Kleinod das Bracken hobt firen soln, man soll mich ech des vorgenanten Sil bers Wehren, und richten über acht Tage die nachster nach der Pfingstwoche, so nun nehest künftig ist. Be schehe deß nicht, daß ich des vorgenanten Silbers all gleich mit gewehret würde, zu vorgenanten Zil, so sol Ulrich von Merckingen zu Constenz leisten in rechte Geselschaft ane Gefehrde, und soll aus der Leistunge ni kommen, unz ich des vorgenannten Silbers altklich ge wehret würde, und zeinen offenen und gewehren Urkun de des vorgeschrieben alles, so han ich diesen Brief be siegelt offentlich mit minen Ingesegelt, und mit der edlen Herren Grafen Wilhelm von Montfort, und Herren Heinrich von Tenzen, frien, unserm lieben Oheimb, die an diesem Brief gehencket sind, diß beschah zu Balba, in der Burg, und wäre diße Brieff geben, da man zahlt von Gottes Geburt drizen hundert Jar, darnach in den siebenzehenden Jare an dem Sonnentage ze usghende Osterwoche.

**) Estors Ahnenprobe p. 445.

hunderte scheinen sie überhaupt noch selten gewesen zu sein. Nichts ist hingegen gewönlicher, als daß sich der von Adel des Siegels eines Landesherrn, eines Dohmkapitels, eines andern seines gleichen u. s. w. zu Bekräftigung der Urkunde bedient; weil er, wie er sagt, kein eigenes hat. — Beispiele hiervon sind unzälich. Im vierzehnten Jahrhunderte werden zwar die Wapen (in Siegeln wenigstens) häufiger; aber noch nicht algemein. Manche alte adeliche Geschlechter hatten derer dem Ansehn nach im funfzehnten noch keine.

Im Jahr 1304. sagte Iohann miles de Bekendorp. Sigillo proprio nunquam usi fuimus, neque sumus neque etiam id habemus. *)

Im Jahr 1399. bediente sich der Braunschweigische von Adel Albert Rust, und 1416. Heinrich von Winxler des Siegels der von Münchhausen und von Mandelsloh; weil sie, (Rust und Winxler) kein eigenes hatten. **) Aber noch lange nach der Zeit, da die Wapen schon in den Siegeln vorkommen, findet man sie nicht durchgehends unveränderlich. — Viele von dem höhern sowol als von dem niedern Adel führten andere, als die, welche ihre Nachkommen beibehalten haben. Sie wurden in einem Hause früher, in dem andern später erblich. Wer alte Urkunden gesehen hat, ist hiervon überzeugt.

Im Jahr 1230. verabredeten sich zween Brüder, Grafen von Hohenlohe, daß sie beide des Vaters Wapen führen wolten; ***) und weil hierüber eine Verabredung nötig war, so konte es damals noch nicht überal der Gebrauch sein.

Ferner

*) Scheidt am angeführten Orte.

**) Treuer Geschlechtshistorie derer Herren von Münchhausen p. 50. u. 56.

***) Estors Ahnenprobe p. 437.

Ferner 1270. bekräftigten zwei von Hardenberg eine Urkunde mit Siegeln, die ganz ungleiche Wapen enthalten.*) In der Folge kommen von diesem ansehnlichen niedersächsischen Geschlechte wieder andere vor, und dessen heutiges Wapen ist diesen allen unähnlich.**)

Im Jahr 1274. haben der Vater, der Sohn, die Mutter von dem Herrngeschlecht von Brauberg deren ganz verschiedene.***)

Im Jahr 1327. zwei Gebrüdere von Steinau dergleichen.****)

Im dreizehnten Jahrhunderte führte das österreichische Geschlecht von Petau ein anderes als im vierzehnten.

Da

*) Siehe Kuchenbecker von den heßischen Erbhofämtern.

**) Siehe Hahrenbergs hist. eccles. Ganders.

Man findet in alten Siegeln öfters, daß anstatt der Kleinodien, die im Schilde geführt zu werden pflegen, der Helm darin gesezt ist: folglich könte man einwenden, daß die Zahl der verschiedenen hardenbergischen Wapen sich auf drei herunter sezen lasse. Allein auch das Helm-Kleinod ihres jezigen Wapens ist gleichfals von den ältern unterschieden.

***) Siehe *Gudenus* cod. dipl. T. II. pag. 290. Herr Bodmer merkt in der Vorrede zu seinen Proben der alten schwäbischen Poesie von dem Minnesinger Reimar von Zweter, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, eben dasselbe an. „Ich weiß nicht (sagt Herr Bodmer) wie es gekommen, daß er das Wapen seines Vaters nicht beibehalten hat, er führte einen schwarzen Reichsadler, auf dessen beiden Flügeln oben zween kleinere Adlersköpfe stunden; in seines Vaters Wapen gieng ein Balke die Länge hinunter, und vier Balken durchkreuzten denselbigen.„

****) Siehe Schannat in Buchonia veteri.

Dahingegen sieht man damals einen von Herberg das erste Petauische führen. *)

In den Jahren 1334—37. 38. haben die von Gandersheim ganz ungleiche Wapen; **) eben so führen 1277 und 1335. die Grafen von Woldenburg ***) — 1392. die von Werberg — 1415 und 1420. die von Griesberg deren verschiedene. ****)

Das pommersche Geschlecht der von Bugenhagen in eben dem Jahrhunderte ein anderes, als jezt. *****)

Das dermalige Wapen des mecklenburgischen Geschlechts von der Lühe hat mit seinem ehemaligen nicht die mindeste Gleichheit. ******) Ja das Wapen des deutschen Reichs selbst, der doppelte Adler, ist nicht älter als

*) Siehe Duellius hist. ord. equit. Teut.

**) Siehe hist. eccl. Gand.

***) Siehe hist. eccl. Ganders.

****) Historia eccles. Ganders.

*****) Jankens Leben Dr. Bugenhagen pag. 3.

******) Pistorii amoenitat. &c. in der Vorrede des VIIten Theils pag. 26.

Der würdige königl. Pr. Kammerherr und Johanniter-Ordensritter von der Osten, auf Plathe in Pommern, welcher sich durch mühsame Samlungen von Geschlechtsnachrichten um den Adel seines Vaterlandes viel verdienter gemacht hat, als es der grösseste Theil desselben zu erkennen versteht, ist so geneigt gewesen, uns ein drittes Wapen der von der Lühe kennen zu lehren, welches den beiden sonst bekanten, und in Westphals monum. inedit. cimbr. und in secunda Luhiade beim Pistorius befindlichen, gar nicht gleicht. Er beschreibt es, wie folgt:

„Ein unten spiziger Schild, ganz blau, darin eine goldene Sonne, so wie man selbige vorstelt, mit einem Gesicht und vielen Stralen; auf dem gekrönten Helme stehen drei Reiherfedern, davon die mittelste weiß, die zwei andern roth mit goldenen Streifen sind; die Helmdecken erscheinen auf beiden Seiten, blau, roth und gold.„

als das vierzehnte Jahrhundert; *) und der unterbr ne Gebrauch desselben fängt erst mit der Zeit Karls fünften an. Man könte Folianten anfüllen, wenn alle änliche Fälle samlen wolte.

Die Schliessen führten allem Ansehn nach vor Jahr 1444 auch noch nicht das Wapen, dessen sie damals zu bedienen anfingen; und es scheint, daß adelichen Häuser vor Zeiten so lange mit diesen W zeichen abgewechselt haben, bis ein Höherer, dem es kam, solche zu verleihen, oder irgend eine merkwürd Gelegenheit, oder ein vieljähriger Gebrauch sie auf mer bestimte. Es ist also ein nicht minder grundlo als algemeiner Wahn, daß bei alten Geschlechtern g ches Namens die Verschiedenheit der Wapen gegen Einheit des Ursprungs zeuge.

Da man nun bei dem niedern Adel vor dem e ten Jahrhunderte keine sichere Spuren von den heu gen Geschlechtsnamen, vor dem zwölften keine von d sen jezigen Wapen findet, und beide noch lange herna in vielen Häusern sich von Zeit zu Zeit verändert h ben: so folgt hieraus, daß das eilfte und zwölfte Jah hundert der Zeitpunkt sei, über welchen fast kein ein ges adeliches Geschlecht sein Altertum hinauszuführen ve mag, und daß alle die schönen genealogischen Ableitu gen, die höher hinauf anfangen, nichts als Träume od Ränke der betrogenen, oder betrügen wollenden unwisse den Eitelkeit sind.

*) Siehe des Hrn. von Herzbergs dissertation, sur l anciens Sceaux &c in der histoire de l'academie royal des Sciences de Berlin année 1752.

3. Nach

3.

Nachrichten von Herrn Pater Trunk in Manheim.

Jedermann, glaube ich, wird begierig sein, einen Mann näher kennen zu lernen, der als ein leidendes Opfer der Wahrheit anzusehen ist. Sein rechtschaffenes Herz konte unmöglich anders als aus Ueberzeugung handeln. Er sah, daß der Aberglaube nicht nur der Religion überhaupt, sondern auch der katholischen Kirche insbesondere schade. Er suchte also so viel als möglich, die abergläubischen Meinungen seiner Zuhörer auszurotten, und ihnen gesundere Begriffe von ihrer Religion beizubringen. Daß daran kein geistlicher Stolz, keine Reformationssucht, keine Begierde sich einen Namen zu machen, Theil gehabt, beweiset sein einfacher stiller Lebenswandel zur Gnüge. Ich habe den ehrwürdigen Mann persönlich kennen lernen, und ihn als einen Mann von sanftem guten Karakter ohne Prätenzion und Eitelkeit gefunden. Wahrheit, Güte und Simplizität machen die Harmonie seiner Gesichtszüge aus. Verdient er in irgend etwas einen Tadel, so wäre es darüber, daß er, in Rücksicht auf sich, nicht klüglich gehandelt, indem er wol hätte einsehen können, daß er allein kein herschendes Vorurteil werde ausrotten, und dem Volke vernünftigere Begriffe beibringen können. Aber das ist ein Tadel, der einen rechtschaffenen Mann nicht trift. Ueberhaupt kömt in solchen Punkten alles auf die leichtere und ernstere Art zu denken an. Dem einen scheint es eine Thorheit, sich Verantwortungen auszusezen, und der andere würde sich für einen Heuchler und für einen niederträchtigen Mann halten, wenn er zu Dingen schwiege, die

die sein Gewissen empören. Von dieser leztern Art Pater Trunk. Ich habe die Nachrichten, die ich von liefern werde, theils von sehr glaubwürdigen Männe theils aus seinem eigenen Munde bekommen, aber o daß er meine Absichten, sie bekant zu machen, gewußt h Auf diese Weise können sie ihm nicht nur nicht nachte sein, sondern sie werden seinen wahren Karakter, und ne reine und uneigennüzige Art zu handeln, in ihr ge riges Licht sezen.

Pater Trunk ist im Jahre 1727. zu Werth an der Tauber geboren, und bis in seine Studienja zu Miltenberg am Main, im Mainzer Gebiete, erzo worden. Im Jahr 1747. trat er zu Mainz in den suiterorden. Nachdem aber der Orden aufgehoben wo den war, so ward er Prediger in der Stadtpfarkirche Manheim, wo er zwei Jahre blieb. Hierauf kam er Pfarrer nach Bretten, und verwaltete sein Amt vier u ein halbes Jahr. Seit seiner Verfolgung aber wo er im katholischen neuen Bürgerhospital zu Manheim, u lebt von 200 Gulden, die ihm der Kurfürst als jährli Pension reichen läßt.

Sein unverdorbenes und zur Heuchelei nicht gew tes Herz, hatte schon in jüngern Jahren oft in der S le über den in der Religion eingerissenen, so schädlic Aberglauben getrauert. Er nahm sich daher vor, in nem künftigen Amte die Bahn der Wahrheit zu geh und die abscheulichen Gotteslästernden Irtümer, wo man das Volk in der Dumheit zu erhalten suche, Irtümer zu behandeln, und sie nach und nach auszur ten. Sobald er seine Pfarrei angetreten hatte, hielt es für seine Pflicht, Andächtelei und Aberglauben sei Zuhörern verächtlich zu machen, und ihnen hingegen Ausübung eines thätigen Christentums Anleitung zu geb wozu ihm die Sonn- und Festtägigen Evangelien und katechetischen Hauptstücke öftere Gelegenheit gaben.

Die Kapuziner, die mit ihm als Jesuit, seiner Predigten wegen schon unzufrieden waren, wurden es nun noch mehr, weil er Andächtelei und Aberglauben anzugreifen wagte, welche, ohne ihrem Interesse nahe zu treten, nicht wol angegriffen werden können. Besonders erbitterte sie eine Predigt vom Fegfeuer, bei welchem sie ihre Suppen am fettesten zu kochen pflegen. Sie sahen diese Predigt nicht anders als eine Sprüze an, durch welche es ganz ausgelöscht zu werden bedroht würde. Bei sobewandten Umständen war freilich grosse Not vorhanden: denn wie wichtig ihnen die Erhaltung des Fegfeuers sein müsse, das läßt sich aus der sogenanten Armenselenlitanei, die bei den Armenselenbrüderschaften, welche die Kapuziner aus leicht zu erratenden Ursachen ebenfals haben, öffentlich vorgelesen wird, zur Gnüge ermessen. Wie einträglich lautet nicht das Gebet: Daß Gott diese leidenden Selen von ihrem schrecklichen Kerker, von den scharfen Flammen, von den abscheulichen Finsternissen, von den entsezlichsten Aengsten, von ihrem Heulen und Wehklagen, von ihren Ketten und Banden erlösen wolle! Und wie viel mag erst das Gebet für jene Selen eintragen, die im Fegfeuer die Allerverlassensten sind! — Welcher vernünftige Katholik muß hier nicht einsehen, daß das Volk ordentlicherweise über diesen Punkt bei der Nase herumgeführt wird.

Da Herr Pater Trunk, als Katholik, das Fegfeuer nicht leugnen durfte, so suchte er wenigstens seinen Zuhörern jene irrigen Begriffe davon zu benemen, die auch keineswegs zu den Glaubenssäzen der katholischen Religion gehören, sondern hauptsächlich erfunden worden sind, die Einfalt, die mit allem Fleis in Religionssachen nur an die Sinlichkeit gewönte Einfalt des Volks, zum Mitleiden gegen die armen Selen zu bewegen, damit es sein Geld zu Stiftungen und Messen für die Geistlichen und Mönche hinwerfe. Er lehrte daher das Volk: Gott

habe nicht geoffenbaret, und die Kirche nicht entschiede[n], ob ein Ort unter der Erde sei, wo alle Selen, die no[ch] zu leiden haben, wie man sich einbilde, versamlet werde[n] und welchen Ort man das Fegfeuer nenne: Was es fe[r]ner, da die Selen von den Körpern ganz abgeschiede[n] sein, zu ihrer Bestrafung beitragen könne, daß dieser O[rt] unter der Erde sei? Unterirdische Löcher sein freili[ch] schrecklich, häßlich, stinkend; das sei aber nur für Me[n]schen, die aus Sele und Leib bestünden, nur für Wesen welche Augen, Nasen, Ohren und fühlendes Fleisch hä[t]ten, empfindlich, nicht aber für Geister, für die von Kö[r]pern getrenten Selen, für Wesen, die nicht sehen, rieche[n] und fühlen können: Wir wüßten auch nicht, ob unte[r] dem Fegfeuer ein wirkliches Feuer zu verstehen sei, un[d] könten also nicht so zuverläßig beten, daß sie Gott vo[n] ihren Flammen erlösen wolle; Feuer sei etwas körperliche[s] und könne keinen Geist berühren noch quälen; oder wen[n] es auf die Selen wirken solte, so müßte Gott eines d[er] größten Wunder thun: Gott habe das aber nicht vo[n] nöten, sondern habe unzälige andere Mittel, diese Sele[n] zu peinigen, wenn er es thun wolle: Im Fegfeuer sei keine Finsternisse: Nur lebende Menschen, wie uns, kön[ne] ein finsteres Loch quälen, so wie uns hingegen das Lic[ht] erfreue; ein Geist aber, der mit keinen körperlichen Au[gen] versehen sei, achte weder das Licht noch die Finste[r]niß: Zwar habe ein Geist auch wol Finsterniß vor sic[h], aber diese bestehe blos in der Ungewisheit und Dunke[l]heit des Verstandes: Doch diese Finsterniß sei es w[ol] nicht, von welcher man bete, daß sie Gott erlösen wolle. Uebrigens verursache sie auch den armen Selen kein Le[i]den; denn ihre Erkentniß von Gott, vom Himmel, vo[n] den wichtigsten Wahrheiten, von der Sicherheit ihres Heil[s] sei weit grösser und heller, als die unsrige auf Erden. Die armen Selen ängstige nichts, denn wofür solle ihn[en] angst sein? man habe sie ja gelehrt, sie sein ihres Hei[ls]

vo

volkommen versichert, sie sein also überzeugt, daß die ganze Gewalt der Hölle sie nicht drum bringen könne: Die armen Selen erhüben weder Geheul noch Geklage, sie sein ja Heilige, in den Willen Gottes ergebene Selen, die ihr Unverdienst, und die Billigkeit der gerechten Strafe Gottes auf das volkommenste bekennen und erkennen; je ruhiger sich Menschen bei Widerwärtigkeiten und Drangsalen in den Willen Gottes ergeben, je aufrichtiger sie dieselben, als wolverdiente Strafen für ihre Sünden ansehen, desto standhafter und gelassener dulden sie dieselbe, desto ruhiger schicken sie sich darein, desto weniger klagen sie; solte man nun dieses von den Heiligen im Fegfeuer nicht noch viel eher erwarten können: Es gebe endlich keine verlassenen Selen im Fegfeuer; es werde ja bei Auslegung des katholischen Glaubensbekentnisses gelehrt, daß sie alle mit uns zur Gemeinschaft der Heiligen gehören, und folglich auch aller der Messen, Rosenkränze, Walfarten, alle des Fastens, Betens, Almosengebens und aller guten Werke überhaupt, die in der kathoiischen Kirche geschehen, teilhaftig werden, u. s. f.

Diese Predigt mochte nun freilich den guten Kapuzinern ein grosser Dorn im Auge sein. Sie sahen ein, daß diese vernünftige Lehre ihren Einkünften höchst nachteilig werden könte, und suchten also diesen für sie nicht gleichgültigen Folgen in Zeiten vorzubeugen.

Als Pater Trunk den Sontag nach der gehaltenen Predigt auf die Kanzel kam, fand er auf derselben einen zusammengelegten Bogen Papier, als wenn es etwas zu verkündigen wäre: er öfnete es unter dem gewönlichen Gesang vor der Predigt, und erkante die Hand des damaligen Präses der Kapuziner, des Pater Franz. Die erste Zeile so ihm in die Augen fiel und die aus den Worten bestund: Daß ein Fegfeuer sei, beweiset der heilige Augustinus, belehrte ihn gleich von dem Inhalte dieses Aufsazes: er las nicht weiter, und stekte die Schrift

in die Tasche. Sie solte eine Widerlegung seiner vor Tagen gehaltenen Predigt sein, in welcher er, der römi schen Lehre gemäs, in zween Theilen abhandelte, man sol le den leidenden Selen im Fegfeuer zu Hülfe komme weil sie es würdig und bedürftig wären. Als er den a dern Tag zur Messe kam, (denn der Pfargottesdienst wu de damals in der Kapuzinerkirche gehalten) legte er d Schrift des Pater Präses auf das heimliche Gemach de Kapuziner, und lies ihnen melden, eine so schöne Abhan lung verdiene in keiner schlechtern Bibliothek aufbewah zu werden.

Nicht lange darauf begerte das Referendariat v Bruchsal seine gehaltenen Predigten und sonderlich d vom Fegfeuer. Pater Trunk trug sie selbst hin, und übe gab sie dem geistlichen Rathe, Herrn Schmidt, ehemalig Prof. iur. canon. zu Heidelberg. Dieser sagte ihm, d viel Klagen über seine anstössigen Predigten und Christe thumslehren beim Vikariat wider ihn einliefen, und g ihm Verweise darüber, ohne daß er ihm auf sein Anhalt sagen konte, worin sie eigentlich bestunden. Zum Bew se lies er ihn einen Brief lesen, welcher offen auf seine Tische lag, und der nur erst ein oder zween Tage vorh von dem Vikariat zu Speier eingelaufen war. T darinn enthaltene Beschuldigung war: man vernem die Protestanten gehen so häufig in seine Predigte und man müsse deswegen Acht auf ihn haben. gab hierauf zur Antwort, er hätte das für gut geh ten: auf diese Art sähen die Protestanten auch, d die Katholiken Christum und die Schrift, aber nicht Ab glauben predigten, und lernten dadurch von der kath schen Religion eine bessere Meinung hegen, als sie bis gehabt haben mögten. Der geistliche Rath deutete i hierauf an, daß ihn der Fürst, wenn noch einmal wi ihn Klagen einkämen, nicht ferner in seiner Diöces dul

wi

würde. Der Wahrheitliebende Pater antwortete, er wolle lieber die Pfarrei gleich aufgeben, denn wenn Anklagen genug sein ihn zu verurteilen, so würde er, wenn er seinem Amte nach Pflicht und Gewissen Gnüge leisten wolte, mit aller möglichen Behutsamkeit nicht verhindern können, daß dumme und unruhige Köpfe Klagen wider ihn führten.

Nach einiger Zeit schickte man seine Predigten und unter denselben auch die vom Fegfeuer wieder zurück, und ließ ihm durch den Sekretär des geistlichen Raths melden, man habe in seinen Predigten nichts anstössiges gefunden, allein die Predigt vom Fegfeuer sei seinem Auditorium nicht angemessen; er solle sich vor solchen hüten, sonst würde man es ahnden müssen. — Dieses schien den guten Pater so viel als nichts gesagt.

Unterdessen wurde der obbenante Kapuziner Präses befördert, und wurde Guardian zu Lohr am Main; und Pater Trunk hatte auf einige Zeit Ruhe. Sie dauerte aber nicht lange; denn sein Feind verhielt sich dort auf eine solche Art, daß der Kurfürst von Mainz für gut fand, ihn aus seinen Bistümern zu verbannen; und da die Kapuziner nicht wußten, wo sie mit ihm hin solten, so machten sie ihn wieder zum Präses in Bretten. Mit seiner Ankunft fieng auch das unruhige Leben unsers Paters wieder an. Jezt aber hatte er nicht nur den Pater Präses wider sich, sondern auch den dortigen Beamten, der sich aus einer wol zu eröfnenden Ursache von ihm beleidiget glaubte. Der Kapuziner war der Beichtvater seiner Frau: er machte daher gemeine Sache mit ihm, und gebrauchte ihn, wie in jener Fabel der Affe, zur Kaze, mit deren Pfote er die Kastanien, nach welchem ihm gelüstete, aus den glühenden Kolen heraus holte.

Der Kapuziner brachte nunmehro die Klagen wider ihn auf, die in zwo kleinen Schriften unter folgendem Titel

mit Beantwortung derselben, der Welt vor Augen geleg worden sind: Religionsklagen gegen Herrn Pate Trunk, katholischen Pfarrer in der kurpfälzischen Ober amtsstadt Bretten, samt Beantwortungen, herausge geben und mit Anmerkungen begleitet von einem Lieb haber der Wahrheit 1779 und Religionsklagen u s.w Anderer Theil 1780. Als er hierauf sahe, was sie fü einen Aufstand erregten, und er merkte, daß es seine Betteleien in der Stadt und den dasigen Gegenden se nachteilig sein könte, wenn man ihn für den Urheber di ser Religionsklagen hielte, so legte er sich aufs leugnen und schob Alles auf den Beamten: dieses haben glaub würdige Leute aus seinem eigenen Munde gehört. De Beamte wolte es aber ebenfals nicht gethan haben, un schob Alles auf den Kapuziner. Indessen hatte einer viel Schuld als der andere, denn der Kapuziner hatte d Klagen ausgeheckt, und der Beamte sie an das Vikari zu Speier eingeschickt. Beides ist nach der Zeit hinläng lich bekant geworden. Daß sie der Beamte eingeschic bewies ein Brief aus sicherer Hand von Bruchsal; un daß sie der Kapuziner verfertiget hat, können so viel Ze gen wider ihn beweisen, als er Pfarkinder in das Klost zu sich kommen lies, und ihnen diese Klagen gegen Pat Trunk zur Unterschrift vorlegte. Er sagte unter ande zu einem Bürger: es sei eine Teufelslehre, die Pat Trunk bisher eingeführet hätte; Luther selbst hätte nicht ärger gemacht: wehe ihren Kindern, wenn diese verfluchten Lehren einsaugten! und wehe ihne wenn sie ihre Kinder noch länger so unterweisen lie sen! — Durch dergleichen Deklamazionen glaubte ihn desto sicherer zum Aufruhr und zur Unterschrift se ner Klagen zu bewegen. Die Sache ist wahr, und di ser Bürger hat sich erboten, diese Handlung des Kapu ziners, wenn es verlangt würde, mit einem Eide zu be stätigen. Einen andern Bürger, einen der ältesten un rechtschaffensten Männer in Bretten, lies er vier bis fünf

me

mal zu sich kommen, und suchte ihn mit vielem solchen Ungestüm zur Unterschrift der Klagen zu bewegen. Da er ihn aber unbeweglich fand, warf er das Papier mit Unwillen auf sein Schreibepult, und hieß ihn auf eine grobe Art aus seiner Zelle gehen.

Die Klagen wurden eingeschickt, und sowol der Kapuziner als der Beamte schmeichelten sich um so mehr eines glücklichen Erfolgs, weil der Fürst von Bruchsal damals noch ein grosser Kapuzinerfreund war, und der Kapuziner Guardian in Bruchsal, Pater Salomon, alles bei ihm galt.

Es erfolgte bald eine Kommission gegen Pater Trunk, diese Klagen zu untersuchen, ohne daß er das geringste davon wuste, ja, er erfuhr nicht eher etwas davon, als bis sein Kapellan vorgefordert wurde, von seines Kollegen Lehre Rechenschaft zu geben. Als die Herren Kommissarien nach dem Hause zugiengen, wo sie ihr Inquisitionsgericht halten wolten, traten sie im Vorbeigehen auf einige Augenblicke bei Pater Trunk ein, ohne auch da noch etwas von der Ursache ihres Hierseins merken zu lassen.

Der Beamte nahm die Kommißion an, ohne die Genemigung der hohen Regierung begehrt zu haben.

Man denke, wie man sich mit dieser Kommission übereilt hatte. Sie war bestimt, Klagen zu untersuchen, denen man gleich, wenn man nicht von heftigen Leidenschaften verblendet war, auf einen Blick ansehen mußte, daß es Schmähungen, Wortverdrehungen und wenigstens von dem Kläger mißverstandene und übel verdaute Sachen waren. Hätte es dem Vikariat beliebt, ihn selbst vorher entweder schriftlich oder mündlich über diese Klagstücke zu vernehmen, so würde es für beide Theile anständiger, leichter und sicherer gewesen sein, und man wäre dann vielleicht auf den Grund der Sache gekommen, und hätte die Kommission unnötig gefunden. Ihre Forderung

derung war sonderbar. Es solten sogleich Leute, die oft in der ersten Stunde nach einer Predigt oder Christenlehre nicht mehr, oder doch nicht recht mehr, oder doch gewis nicht mit solcher Genauigkeit, als es von einer Inquisition verlangt wird, mehr wissen, was sie in der Predigt oder Christenlehre gehört haben; solche Leute solten stehenden Fusses über Sachen verhört werden, die Herr Pater Trunk vor vielen Wochen und Monaten gesagt hatte; über Sachen, die selbst sein Kapellan, der doch in allen seinen Katechesen gewesen, und auf alle seine Lehren sehr aufmerksam gewesen war, nicht alle mehr sogleich zu beantworten wußte, und welche zu berichtigen Pater Trunk selbst nicht wenig Zeit bedurfte.

Diese Kommission war also völlig unnötig und unnüz. Uebrigens war sie auch immer eine grosse Beschimpfung für den Pater Trunk, und ein Aergerniß für alle Religionsgemeinden. Einsichtsvolle Männer erstaunten darüber, daß dieser und die folgenden Schritte des speierischen Vikariats unter einem so vernünftigen und menschenfreundlichen Vorsteher, als der dasige Herr Weihbischof ist, haben geschehen können. Allein was solte er in seiner Verfassung thun? Und wie konte er sich einem Exjesuiten, der als Offizial im geistlichen Rathe sizt, widersprechen, welcher durch das, was er gegen das Herz Jesu gelästert haben solte, aufgebracht, sich einmal in den Kopf gesezt hatte, das Herz Jesu und die Andacht gegen dasselbe, auf eine nachdrückliche und exemplarische Art an ihm zu rächen? Dieses ist kein Geheimniß gewesen, und man kan es auch leicht aus der Antwort abziehen, welche dieser Offizial den Deputirten der katholischen Bürger aus Bretten, die um Bestrafung des boshaften Anklägers, und um Satisfaktion für ihren Selsorger beim Vikariat anhielten, gegeben hat. Seine Rede war: warum sie sich die Mühe gäben daher zu kommen: die Klagen sein ja alle nicht der Mühe werth: nur der einzige Punkt

vom

den Herr Jesu könne ihm ein wenig Verdruß machen? diese Brüderschaft sei von der Kirche genemiget, und der jezige Pabst sei selbst darin.

Der Kommissarius war Herr Landdechant Habermehl, Pfarrer zu St. Peter in Bruchsal, und sein Aktuarius Herr Grosse, Pfarrer zu Helmsheim, beide die allerdevotesten Diener des Beamten zu Bretten, des Pater Trunks ärgsten Feindes. So lange ihre Kommission dauerte, wohnten und assen sie bei ihm, und binnen dieser Zeit kam der Kapuziner, sein Ankläger, fast nicht aus dem Hause des Beamten, welcher Amtsschreiber war, und dem Herr Habermehl ein Kind über die Taufe gehoben hatte. Dieser Mann hatte einen so schlechten Begrif von Trunks Predigten und Christenlehren, daß er nach der Predigt vom Fegfeuer öffentlich gesagt: Heute hat Doktor Luther wieder gepredigt: und nach der Christenlehre vom vierten Gebot vor der Kirchthüre geäussert: Pater Trunk habe das vierte Gebot aufgehoben, und führe die vierte Religion in der Pfalz ein.

Die Kommissarien waren in ihrem Verfahren, wie leicht zu denken ist, sehr parteiisch. Sie zeigten deutlich, daß es ihnen nicht um die Wahrheit, sondern um Verläumdungen des rechtschaffenen Paters zu thun war. Wenn jemand Gutes von ihm sprach, so wurden sie zornig, und wiesen ihn zur Thüre hinaus. Sie legten den Leuten ordentlicherweise auf die Zunge, wie sie gegen ihn reden solten, und fuhren diejenigen mit harten Worten an, die sie nicht verstehen wolten. Sie legten den Leuten verschraubte Fragen vor, wodurch sie leicht verwirrt werden konten; sie machten sie vertraulich, sprachen ihnen zu, sie solten nur reden, wie man es ihnen vorgelesen hätte, Pater Trunk habe nichts dabei zu befürchten; es könne ihm nichts schaden; es habe weiter gar nichts zu bedeuten; er hätte ganz Recht; er würde sich ohne Anstand rechtfertigen. Kurz, sie gaben sich alle Mühe, die

Leute gleichsam zu der Aussage, die sie gern hören wolte
zu zwingen. Als ihn sein Kapellan, aus Ueberzeugung se
nes Gewissens, verteidigen wolte, fuhren sie ihn sehr wil
und grob an: sie warfen ihm vor, er habe in christl
chen Lehren auch schon anstößige Dinge vorgebrach
da er doch damals nur erst eine einzige christliche Lehr
und zwar über die ersten Worte des Vater Unser geha
ten hatte, die ihm gewis keine Gelegenheit geben konte
anstössige Glaubenssäze zu lehren; sie ermahnten ihn m
beigefügter scharfer Drohung, er solte hübsch die alte
Predigtbücher lesen, und sich begnügen das zu prediger
was er darin finden würde, und die Neuigkeiten gar
unterlassen. Nach der Kommission wurde das alles na
türlicherweise bekant. Man sah nur zu deutlich, aus wa
für Bewegungsgründen sie angestelt worden war, und riet
ihm, gegen eine so parteiische Kommission zu protestirer
Er that es in einem Memorial an den Bischof selbst: abe
es half nichts.

Zulezt wurde auch er vor die Kommission gefordert
Er fand es aber, der Umstände wegen, für gar zu erni
drigend für sich, und ließ die Kommissarien ersuchen, da s
doch vor dem Pfarhause vorbei gehen müßten, ihn in sein
Wonung zu besuchen, und ihm ihr Vorhaben zu eröfner
Sie thaten es. Auf jede Klage forderten sie nun ein
Antwort: er sagte ihnen aber, das sei nicht gleich mit J
und Nein ausgemacht; es komme auf seine schon lan
vorgetragene Lehre und eignen Worte an, an welch
sich wieder zu erinnern er Zeit und Nachdenken brauche
er verlange, daß man ihm die Klagpunkte vorlege, um si
schriftlich beantworten zu können. Man wendete vor, e
sei dieses bei den geistlichen Gerichten der Gebrauch nicht
er solte sich nur die Mühe nicht geben es zu begehren,
sein Ansuchen würde ihm gewis abgeschlagen werden. Pa
ter Trunk appellirte an den Bischof. Hierauf pakten si
zusammen und giengen.

De

Der Bischof bewilligte ihm sein Ansuchen. Nunmehro sezte er seine Rechtfertigung auf, wie sie in den zwo angezeigten Schriften steht, und schickte sie an das Vikariat. Einige Monate vergingen, ohne daß er Antwort erhielt. Schon glaubte er Genugthuung gegen seine Verläumder erwarten zu dürfen, als einmal an einem Samstage Vormittags einer von den beiden Kommissarien, Herr Grosse, mit einem Klerikus aus dem Seminarium von Bruchsal, als Aktuarius, zu ihm kam, und als Abgeordneter des Vikariats ihm ankündigte, daß er in der morgenden Predigt, zwei Stücke, nemlich 1) was er von dem Herz Jesu, und 2) was er von dem Anfange des vierten Gebots geredet, öffentlich als übellautend, anstössig, verdächtig im Glauben, und kezerisch widerrufen solte! Er gab ihm eine Viertelstunde Bedenkzeit, ob er sich zum Widerruf entschliessen wolle oder nicht, und wies ihm den Befehl, wofern er sich innerhalb dieser kurzen Zeit zum Widerruf nicht entschliessen würde, ihn auf der Stelle zu suspendiren. Hierauf deutete man ihm den fernern Befehl vom Vikariat an, noch vor Abend einen schriftlichen Aufsaz von sich zu geben, wie er seinen morgenden Widerruf einrichten wolle, den sie selbst mit anzuhören den Auftrag hätten.

Nachdem er sich wieder allein überlassen war, und der Sache ruhiger nachdenken konte, kam ihm dieser Widerruf so unnötig, so unnüz, so ärgerlich, so äusserst beschimpfend vor, daß er sich unmöglich dazu verstehen konte. Einen Widerruf in Dingen, wodurch er keine Glaubenslehren verlezt haben konte, weil beide Stücke keine Glaubenslehren betreffen, einen öffentlichen Widerruf in Dingen, die er, wenn sie auch anstössig gewesen wären, das ganze Jahr hindurch in Predigten und Katechesen Gelegenheit genug gehabt hätte, dem Volke ohne Aufsehen, ohne Aergerniß, und viel bescheidener, nüzlicher und nachdrücklicher auszureden: hätte den das Vikariat, wenn man mehr

mehr auf den gemeinen Nuzen, als auf seine Unterdrückun und Demüthigung, mehr auf Bescheidenheit und Sanf muth, als auf Gewaltsamkeit bedacht gewesen wäre, hä te den das Vikariat unter bewandten Umständen forder sollen? Hätte es nicht die Bescheidenheit, nicht die na türliche, und noch mehr die evangelische Menschenliebe e fordert, die Art, seinen Fehler zu verbessern, wenn ma ihm einen vorzuwerfen gehabt hätte, selbst vorzuschre ben? Aber man dachte nicht so: man verlangte eine Widerruf; einen Widerruf vor Leuten, dir durch sein Lehre nie geärgert worden waren; die bereits angefan gen hatten selbst zu denken, und den Grund seiner Lehr mit Vernunft zu prüfen und einzusehen; die gewünsch hatten, schon in ihrer Jugend so unterrichtet worden z sein; die nicht eher dran gedacht hatten, daß er sie übe gelehrt haben solte, als bis sie von andern Kapuziner gleichsam dazu aufgefordert worden waren, die sich äu serst verwunderten, als sie von einem Widerrufe hörten und sich nicht vorstellen konten, was er den eigentlich wi derrufen solte, einen Widerruf bei solchen Leuten, wo e gewis das größte Aergerniß erwecken mußte! einen Wi derruf, der zu nichts dienen konte, als sich seinen Fein den, seinen ungerechtesten und rachgierigsten Feinden blo zu stellen, und sich verächtlich zu machen! — Um sic gegen eine so erniedrigende und abscheuliche Handlung s cher zu stellen, entschloß er sich, seine Zuflucht zu seinen gnädigsten Landesherrn zu nehmen, und reisete noch selbig Nacht nach Manheim ab, wo er der kurfürstlichen hohe Regierung eine Schrift übergab, welche die Klagen de Kapuziners und seine Rechtfertigung, so wie sie hernac gedruckt wurden, enthielten, und worin er unterthänig bat, den schimpflichen und thörichten Widerruf zu vermit teln. Von derselben Zeit an gieng er nicht mehr na Bretten zurück, sondern blieb in Manheim.

Seine Feinde suchten hierauf auszuspreagen, die kath lische Pfargemeinde zu Bretten sei selbst nicht mit ih

B

zufrieden; sie sei seine Anklägerin, und wolle ihn von der Pfarrei haben: allein sie schickte ihre Deputirten mit einer von der ganzen katholischen Bürgerschaft unterzeichneten Bittschrift einmal an das Vikariat nach Speier, zweimal an den Bischof, zweimal an die hohe Regierung, und eine ließ sie dem Durchlauchtigsten Churfürst bei einem Fußfalle in eigne Hände überliefern, in welchen allen sie um seine gänzliche Restituirung anhielten. Sie that dieses auf eignem Antrieb; und nicht, wie der Beamte vorgab, auf Anstiften des Kaplans. Dieser unterstüzte sie blos in ihrem billigen und gerechten Vorhaben, theilte ihnen seinen Rath mit, und half ihnen ihre Schriften gehörig einrichten. Den Beamten verdroß das freilich, weil er seinen Plan rückgängig zu machen suchte; er verklagte ihn daher bei der Regierung als einen Aufwiegler der Gemeinde, und brachte ihn in das Seminarium nach Heidelberg. Er ist aber seitdem schon lange wieder bei einem rechtschaffenen Pfarrer als Kaplan angestelt.

Einige Zeit nach dem Weggang des Pater Trunks von Bretten, schickte das Vikariat den nemlichen Pfarrer, Herrn Grosse dahin, obgedachte zween Punkte, anstatt seiner, öffentlich auf der Kanzel zu widerrufen. Die Leute wären, wo nicht alle, doch gewiß der größte Theil derselben, bei seinem Auftritt auf die Kanzel, zur Kirche hinausgegangen, wenn es nicht der Beamte durch Bestellung der Kirchthüren hätte verhindern lassen. Alle diese Sachen haben die Bürger kein Bedenken getragen, öffentlich auszusagen.

Das Vikariat von Speier hielt bei hoher Regierung um Pater Trunks Auslieferung an: aber man schlug dieses Ansuchen ab. Ein gewisser geheimer Rath meinte, er müsse ihn bereden, selbst nach Speier an das Vikariat zu gehen: er sagte ihm alle Sicherheit zu: Der Herr Weihbischof wollte selbst das Protokol bei seinem Verhör führen; er solle nur Abbitte thun; schriftlich von sich geben,

ben, daß er die beiden Brochuren, Religionsklagen u. s. w. nicht habe drucken lassen; und den Inhalt derselbe in einer gedruckten Schrift selbst widerlegen: Alsdan solle es keinen Anstand haben, seine Pfarrei wieder zu er halten. Pater Trunk hinterbrachte dieses, auf eignes An rathen des geheimen Raths, dem Vicekanzler. Diese gab ihm zur Antwort: dies sei alles nicht nötig, er soll nur hier bleiben, und ruhig und unbekümmert sein.

Als man sah, daß er nicht zurück kam, nennte ma ihn einen widerspenstigen, und gegen seine rechtmässig Obrigkeit, den Bischof, ungehorsamen Mann, und ga vor: wann ihm ja der Widerruf zu hart angekomme wäre, so hätte er sich nur an den Fürsten von Bruchsa wenden dürfen, durch welchen die Sache hätte vermittel werden können. Wie seltsam! Wenn ihm das Vika riat den Weg zur Vermittelung hätte offen lassen wollen warum hätte es ihm den Widerruf so spät, einen halbe Tag vorher, ankündigen lassen? warum hätte es ihn, wenn er sich nicht stehenden Fusses dazu entschliessen wür de, mit der Suspension bedrohen lassen? warum wolt es den Aufsaz noch den nemlichen Tag, an welchem er de Widerruf vortragen wolte, aus seinen Händen haben? — Was hätte sich übrigens von Seiten des Fürst-Bischof von Bruchsal hoffen lassen? Gerade zu eben der Zeit wo ihm von Trunks Sache gesprochen wurde, erklärt er, daß er unlängst einen Kapuziner habe öffentlich wider rufen, ihn, zum Widerruf, sogar auf die Kanzel führen und von der Kanzel weg aus seinem Bisthume fortschaffe lassen. Was würde wol da für den armen Trunk fü eine Vermittelung möglich gewesen sein?

Ein zweites Vorgeben von Seiten des Vikariats war um doch auch einen Schein von Klugheit und Sanftmut auf seiner Seite zu haben, man habe zwar einen Wider ruf von ihm verlangt, man habe ihm aber freigelassen den Widerruf nach seinen Gefallen einzurichten: er hätt

auf eine Art machen können, daß es niemand gemerkt hätte. Wie sonderbar! Wenn man gern gesehen hätte, daß niemand etwas von seinem Widerrufe gemerkt hätte, warum ließ man ihm denselben durch öffentliche Kommissarien ankündigen? warum that man es nicht durch einen Brief? warum mußte es gleich den andern Tag geschehen? warum ließ man ihm nicht frei, es in andern Predigten und Katechesen bei sich ereignenden schicklichen Gelegenheiten zu thun? warum ließ man ihm eine Schrift, in welcher die zween Punkte des Widerrufs mit vielen Worten verkezert wurden, vorlegen, um darnach seinen Widerruf einzurichten? warum hieß man die Kommissarien dem Widerrufe öffentlich beiwohnen? — Und bei solchen beinahe spanischen Inquisitionsumständen hätte er den Widerruf so einrichten können, daß man es nicht gemerkt hätte? —

Während seiner Entfernung von der Pfarrei sezte das Vikariat, obschon der Kapellan alles allein hätte versehen können, einen Pfarrverweser, Herrn Menges, den Kapellan des obgemeldten Pfarrers Grosse, welcher ebenfalls ein grosser Klient des Beamten war. Dieser unterstand sich, Herrn Pater Trunks Bücher zu durchsuchen, und fand sein Notatenbuch, in welches er alles, was ihm sonderlich während dem Lesen gefiel, und was er nicht gern vergessen wolte, aufzuschreiben pflegte. Er fand Dinge darinn, von welchen er glaubte, daß sie dem Beamten höchst wichtig und angenehm sein müßten, weil sie ihm Gelegenheit geben könten, seine Rache an ihm zu befriedigen. Er stal also das Buch weg, und trug es dem Beamten ins Haus.

Unter vielen andern Notaten hatte Pater Trunk 1) verschiedene abgeschmackte Anwendungen und Verdrehungen einiger Schrifttexte aus namhaften katholischen Predigern darin aufgezeichnet; 2) hatte er unter einen fürtreflichen Spruch des heil. Bernards über die Worte:

Viele

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwält, g
schrieben, der Heilige habe den Spruch nicht verstanden
sonst würde er nicht so augenscheinlich falsch erkläret h
ben; 3) hatte er verschiedene Berechnungen von Ablässe
gemacht, die theils für sich selbst lächerlich waren, thei
auf unglaublich viele Jahrtausende hinaus liefen, und a
einmal mit einander verdient werden konten; 4) hatte
Einwürfe angemerkt, welche die Protestanten gegen d
Messe machen, aber nicht beigefügt, aus welchen Schri
ten er sie gezogen habe.

Alles dieses fand nun der Beamte in seinem Buch
und glaubte voller Freude, Wasser genug auf seine Müh
le gefunden zu haben. Sogleich rottete er sich mit den
Pfarrverweser und den Kapuzinern zusammen, und nu
ward eine Scharteke wider ihn geschmiedet, in welch
sie ihn als einen Lästerer der heiligen Kirchenväter, als e
nen Verächter des Ablasses, als einen Verspotter d
Messe, mit seiner eignen Handschrift überzeugen, und a
solchen Mann der Welt bekant machen wolten. Aber e
Manheimer Kapuziner erzälte in einem der vornehmst
Häuser, daß schon vierzig Exemplare abgeschrieben w
ren, die hin und wieder ausgestreut werden sollten. P
ter Trunk zeigte dieses der Regierung an, und begehr
sein Buch zurück. Die Regierung schickte hierauf de
Beamten den gemessenen Befehl zu, die Scharteke z
unterdrücken, die Exemplare einzuziehen, und Trunk
Buch nach Manheim zu schicken. Dieser Befehl kam den
Beamten freilich zu ungelegener Zeit: aber was halfs
er mußte ihn volziehen.

Nach geendigtem Pfarrjahr ließ Pater Trunk sein
Möbeln, die er durch einen mit einer Bittschrift erhalte
nen Befehl der hohen Regierung dem dortigen Beamte
aus den Klauen reissen mußte, durch einen nach Brette
geschickten Bevolmächtigten abholen. Sogleich macht
der Beamte einen Bericht nach Bruchsal, daß man sic
der

den bereit halten möchte, die Fuhre anzuhalten, um ihn dadurch zu Bezalung der Kommissions- und Vikariatskosten zwingen zu können. Aber man paßte in Bruchsal vergebens, und der Beamte in Bretten wütete beinahe, als er die Fuhre einen andern Weg nehmen sahe; denn Pater Trunk hatte dem Bevolmächtigten befolen, seine Sachen ganz auf pfälzischem Boden nach Manheim zu bringen. Er war auf keine Art schuldig, die Kommissionskosten, die sich auf 75 Fl. beliefen, zu bezalen; denn die Kommission war von der hohen Landesregierung nicht gut geheißen: übrigens war sie auf keine Weise nötig; jedes vernünftige Kind konte den Klagepunkten des Kapuziners ihre Falschheit und Schmähsucht gleich ansehen; man hätte den ganzen abgeschmackten Mönchshandel mit einem einzigen Briefe, oder mit einer freundschaftlichen und bescheidenen Abhörung seiner selbst über die Klagstücke abthun können, und hätte nicht nötig gehabt, um zweier einziger elender, keine Glaubenslehren betreffender Punkte willen, die man unter den 42 Klagen des angestifteten Mönchs ahndungswürdig gefunden haben wolte, einen so greulichen Lerm, einen so schreienden Skandal vor Christen und Juden zu erregen, als durch diese Kommission erregt worden ist. Allein mit einer bescheidenen, freundschaftlichen, evangeliumsmässigen Abthuung der mönchelnden Klagen wäre dem Interesse und der Rachsucht der Kapuziner, dem Hasse des Beamten, und dem Neide mancher Geistlichen, wegen seiner dem Volke einleuchtenden und ihnen ungewonten Lehren, nicht gedient gewesen. Wer sieht hier nicht die Unbilligkeit einer solchen Behandlung und Zumuthung ein! Auf diese Art könte man ja jeden ehrlichen und rechtschafnen Mann um Ehre und Vermögen bringen, wenn man ihm gleich auf die Klagen eines dummen Bösewichts, und auf Anstiften eines rachsüchtigen Beamten eine Kommission auf den Hals schicken dürfte. Wenn die Kommissionskosten bezalt werden solten, warum fordert man sie vom Pater Trunk, welcher ja der unschuldige

Theil ist, weil man unter 42 Klagen wider ihn nur z einzige anstössige gefunden hat? Warum fordert m sie nicht vielmehr von seinem Kläger, der unter 42 Kl punkten in 40 als ein Lügner, Wortverdreher, Verläu der befunden worden? Und wenn er ja Unkosten zu t gen schuldig sein soll, kan man von ihm mehr als zw zwei und vierzig Theile fordern, da man ihn nur aus Klagen in zwo einzigen strafbar gefunden hat?

Um aber endlich vor diesen geistlichen Feinden Ru zu bekommen, bat Trunk in einer unterthänigen V stellung die Regierung, seine zu Bretten von dem Bea ten mit Arrest belegten Bestallungsfrüchte verkaufen, u die Kommission nebst der Speierischbischöflichen Kanzlei dav bezalen zu lassen, wobei aber der Beamte neue Schikan zu machen suchte.

Zu der nemlichen Zeit bekam der gute Pater a das Wormsische Vikariat auf den Hals. Dieses schic ihm den Befel zu, so lange keine Messe zu lesen, bis seine Dimissorialien eingeliefert hätte. Er schrieb dar nach Bruchsal; er hielt zu Speier bei dem Herrn Weih schof mit einem ehrerbietigen Schreiben darum an; bat den Fürstbischof selbst in einer untertänigen Supp um dieselben: umsonst, sie wurden ihm von allen Sei so lange verweigert, bis er die Kommissonskanzleikosten zalt haben würde, die ihm damals gleich abzutragen möglich waren; nunmehro aber aller Wahrscheinlich nach bezalt sein werden.

Dies sind die Nachrichten, die ich von diesem Le träger der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geben ka Ich hoffe, sie sollen keinem Freunde der Wahrheit un teressant sein.

---

4. S

4.
Selmar und Selma.

Unter den Unsterblichen, Freundin, unter den Unsterblichen scheußt hoch empor die Pflanze der Liebe, blühet und trägt ambrosische Früchte. Ihres Samens wehen gütige Hauche des Himmels herab auf uns, und wenn er in edle Herzen fällt, so scheußt auch in ihnen ein lebendes Pflänzchen hervor. Eine solche Pflanze pflegen mit Sorgfalt die Unsterblichen, lassen Seufzer über sie wehen, lassen ihre hangenden Blätter triefen von Thränenthau, richten sie auf mit mildem Sonnenschein, lächeln ihr in freundlichem Mondenlicht und wenn sie schöne Blüten trägt, verpflanzen sie sie in die Gefilde des Himmels.

Selmar und Selma liebten, wie selten Sterbliche geliebt haben. Izt zürnte Selma zum erstenmal; aber wer bei einer solchen Liebe zürnt, deß Zorn faßt Wurzel in dem feinsten Geäder des zürnenden Herzens.

Sie floh ihn; er folgt' ihr nach. Er entschuldigte sich, rechtfertigte sich und bat um Verzeihung zugleich; aber Selma zürnte. „Du kontest mich beleidigen!„ — „Du kontest mich verkennen!„ — So beschuldigte einer den andern.

Im Augenblick des aufwallenden Zornes rief Selma die Unsterblichen an: „rettet mich vor meinem Beleidiger! rettet mich vor meiner eignen Schwäche! bringt mich, wo Selmar mir nicht folgen kan!„

Sie rief's und sank auf den Boden und fiel in Betäubung. Wie war ihr, da sie erwachte! Sie fand sich in einem Paradiese. Ströme wanden sich zwischen Wiesen und Hainen. Hier stürzten Wässerfälle von Felsen ins Thal, wo blöckende Heerden irrten in wankendem Klee: dort wiegten auf überhangenden Ufern sich duften-

de Bäume über den klaren Strom und unten saugt Vergißmeinnichtchen Leben aus den äussersten spielend Wellen. Eine ruhige Seele hätte sich in sanfte Empfi dungen einwiegen lassen vom Geräusch der Wogen, v des Geißblatts wehendem Duft, hätte sich in süsse Selb vergessenheit einsingen lassen von der sanften Nachtiga Ein Liebender mit seiner Liebenden vereint, hätte mit la gen Zügen Entzückungen getrunken; aber Selma traur Getrennt von Selmar, hatte sie ihm gleich vergeben.

„O Selmar! Selmar!„ jammerte sie mit fliege den Haaren am Ufer des Stroms, „o Selmar! die stre gen Himlischen erhörten meine Bitte. Ich bin getren von dir! fühle fern von dir, hier im Paradiese, mich i einer Wüste! O, wär' ich mit dir in Lybiens sandige Oeden, ich wäre selig, wenn ich dir Kühlung zuwehe könte! O, wär' ich mit dir in Grönlands schneeigt Ebenen, ich wolte für dich Feuer anzünden, ehe du uns Lager verliessest, und selig sein bei dir! Ich habe di fliehen wollen; nun sind wir getrennt! Du siehst mi nicht! hörst meinen Jammer nicht! weinst glühende Thr nen und dünkest vielleicht mich glücklich ohne dich!„

So klagte sie, und sank ans Ufer hin, unter e ner hangenden Maie. Sie weinte, bis die Quellen ih rer Thränen versiegten und stiller, härterer Gram sie er grif. Die Unsterblichen hatten sich der Thränen gefreut die Unsterblichen liebten Selma und nährten ihren stillen härteren Gram.

Indessen wandelte Selmar einsam in einer Wüste. Er ging seiner Selma immer nach und fand seine Selma nicht.

Sein Glieder ermatteten; er warf sich hin in den heissen Sand und weinte, wie ein Kind, das schon lange dürstet nach der mütterlichen Brust.

„Nimt sich Niemand meiner an? Menschen ver= lachten mich; werden keine Geister mich hören? Ist hier

hier ein Geist in dieser Wüste, o, so erscheine mir, lieber Geist! führe mich zu Selma!„

Da schwebte aus den Tiefen ein Geist hervor. Selmar fuhr einen Augenblick zusammen; er furchte sich nicht. Jeder Hofnung abgestorben, kante Selmar die Furcht nicht mehr.

„Ich soll dich zu Selma führen? Nein, Sterblicher, das darf ich nicht! Sie selbst hat sich in eine Insel hineingebannt, wo du ihr nicht folgen solst. Vergiß sie; sie verdient es! Ihr zürnen die gerechten Götter; denn sie trat dein Herz mit Füssen. Die gerechten Götter werden ihr im Tode zürnen!„

„Nein, Geist; sie trat nicht mein Herz mit Füssen!„ fiel Selmar heftig ein. „Aus Liebe zürnte sie und izt„ —

Und izt„, sagte der Geist, „lebt sie herlich und in Freuden, mit Jünglingen, bei denen sie dich vergißt. Wilst du sie sehen?„

Und der Geist zauberte hervor ein falsches, täuschendes Gesicht. Selmar sah Selma. Nicht seine mehr, hing sie am Arm eines schimmernden Jünglings. Ihm sang sie in weichen jonischen Tönen ein bulerisches Lied; ihn lud sie unter die dunkelsten Schatten blühender Stauden, wo goldne und purpurne Trauben über Zweige hingen, welche einer Felsengrotte zur Hülle dienten und mit Kühlung sie umwehten.

Selmar hörte, sah, liebte, verzweifelte!

„Nicht lange„, sagte der Geist, „wird sie dich so verhöhnen. Ihre Stunden sind gezählt. Der Tod wird diese Blume pflücken, ehe sie der Mittagssonne entgegen blüht, und dann„ —

„Und dann„? fiel Selmar mit Ungestüm ein.

„Dann„, sprach der Geist, „ist sie ein Raub der Vernichtung. Denn wer die Liebe entheiligt, den halten die Unsterblichen des Lebens nicht wert, es sei denn„ —

Hier schwieg der Geist.

„Es sei denn„? rief mit verdoppeltem Ungest
„es sei denn„? rief Selmar mit fragender Wut, „
denn? was?„

„Dir„, sagte der Geist, „lassen die Götter
Wahl. Du kanst sie retten, kanst für sie dich in den
grund der Vernichtung stürzen; aber sie erfährt n
was du für sie thust.„

„Ich kan? Sie erfährt nicht? — O desto be
So quält doch der Vorwurf sie nicht. Wo ist der
grund der Vernichtung? Ich stürze mich hinein!

„Hier ist er!„ sagte der Geist, und schnell ö
sich im stäubenden Sande strudelnd ein tiefes Loch.

Es stürzte der Jüngling sich hinein — aber
empfingen Melodien des Himmels. Sie und Düfte
Himmels begleiteten seinen sanften, auf sichtbarer Ge
rosenfarbenen Fittigen ruhenden Fall.

Er fühlte sich unsterblich, fiel — und fiel —
fiel zu den Füssen Selmas, an der hangenden Me
weinte mit ihr Thränen der Wonne, Thränen,
selbst Liebende hienieden nicht weinen, und lebet nun
ihr das Leben der Himlischen.

Fr. L. Graf zu Stolberg.

5.

Der Springbrunnen zu Herrnhausen.

Aus einem Briefe an H** nach Genua.

Montag, den 23sten Oktober 1780

Als ich heute früh bei meinem Kaffee Ihre Briefe
der vornahm, und darin weiter voran las, fiel mir
der erhabenen Beschreibung des Schafhauser Rheinfalls
Was meinen Sie wohl? — Sie werden lachen und

Betrachtung sich von mir weg wenden. Aber ich kan nicht helfen. Es fiel mir der grosse Herrnhauser Springbrunnen dabei ein. In der Vergleichung allerdings nur Puppenwerk; aber ich hatte keinen Rheinfall an der Seite, als ich ihn sah, und so hat er einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Es traf mich wie eine unerwartete Himmelserscheinung, als ich auf einmal vor Herrnhausen, über alle das hohe Gebüsch und die alten majestätischen Bäume her, den mächtigen Wasserstrahl erblickte, wie eine Dampfsäule aus einem feuerspeienden Berge. Ich rief aus, und wußte nicht, was es war. Von denen Empfindungen, die mich nach der Reihe ergriffen, von diesen allen war nie ein Bild in meiner Seele gewesen. Taumelnd kam ich dem Sprunge näher, und hörte das Zischen und Prasseln und Schnauben der gen Himmel sprühenden Fluth. Es ist eine Schnelligkeit, es ist eine Höhe, es ist eine Gewalt, wovor einem die Sinne vergehen. So stürzt kein Strom von Felsen herab, wie dieser schäumend in die Höhe tobt, und den Himmeln ihre Wasser zu bringen scheint, ja, den Himmeln, die in diamantnem Regen ihren Dank dafür sanft auf ihn herab rieseln, und ihre Krone, den glänzenden farbigen Bogen, hinsenken zu seinen Füssen. In Wahrheit, mein Lieber, ich war ausser mir vor erstaunender Lust, und irrte in einer sonderbaren Beklemmung um an dem ungeheuren Becken, gezogen bei allen meinen Sinnen, wie ich kaum es Ihnen sagen darf; sprachlos, entzückt, wie zur Hälfte verwandelt, und ganz heiß von Begierde — verschlungen zu sein von der hellen Fluth, und aufzufliegen, und zu verschwinden im Aether

---

6.

Heinse in Rom.

Den 15. September

Ich bin ganz Toskana die Kreuz und die
durchzogen, schon ein Paar Wochen in Rom — un
be Ihnen, Herzensmann, noch nicht geschrieben
aber ich kan mich noch nicht mittheilen; der Sachen
allzu viel, und das Ganze zu groß, und mein
gebietet mir, wie ein Tirann, mich dem Gesez des
schweigens des Urphilosophen zu unterwerfen.
haben Sie Geduld! ich sehe schon alles in lieblicher
in mir aufgehen; und der Himmel wird seinen Seg
ben, daß es zur glücklichen Reife gedeie.

Wie oft ich Sie, und euch Lieben alle so sehnlic
mir gewünscht habe, muß Sie von mir angewandelt
ben von dem adriatischen Meer und dem Po aus,
den Höhen von Bologna und Florenz und den waldic
Gebirgen zu Vallombrosa, von Luka, Pisa, Livo
und den freudigen Hügeln zu Siena. Nichts aber h
nen so starken Eindruck auf mich gemacht, als Rom.
war mir, wie ich anlangte, als ob ich mich der eig
chen Herschungssphäre näherte. Die triumphirende
ungeheuer lang und breit, um den wilden Tyberstrom
um, mit den gebietrischen Hügeln vol stolzer Paläs
babylonischen Gärten, und despotischer Tempel mit
melhohen Kuppeln, an dem prächtigen Amphitheater
Gebirge von Frescati und Tivoli; die Brückengewölbe,
menden Thore, flammenden Obelisken, bemoosten
mit Grün überzogenen Ruinen alter Herlichkeit, und
kühle Rauschen von Schritt zu Schritt von tausend
aber tausend lebendigen Springbrunnen, wie in den qu
reichen Alpen drin, und manche männliche und weib

antike Gestalt mit heissem Blick und warmen Gebärden im Helden- und Siegerinnengang auf den weiten Pläzen und in den unabsehlichen Strassen, erweckten eine Wunderempfindung von einer neuen Natur in mir, die ich noch nicht gehabt hatte.

Es war schon gegen Abend, als ich mit meinem Felleisen im Wirthshaus am spanischen Plaz in Ordnung war. Ich konte keinen Augenblick länger bleiben, und ging sogleich aus, kaufte mir einen Plan von Rom; zog ohne alles weitere Geleit durch die Spazierfahrt der Kutschen im Corso, strich über den schönen Plaz Colonna, über Monte Citorio, und kam noch im seligen Licht der untergehenden Sonne an und in die Rotunda.

Der Raum darin allein reißt ohne Wort und Feier einen Menschen von Gefühl zur Anbetung hin, und entrückt ihn aus der Zeit in die Unermeßlichkeit. So bald man hineintritt, fängt man an zu schweben; man ist in der Luft, und die Erde verschwindet. Das Licht, das einzig oben durch die blaue heitere himlische weite Rundung in die reine Form hereinleuchtet, hebt auf Flügeln mit schaueriger Leichtigkeit in die Höhe. Kein Tempel hat je so etwas süsses banges erquickend unendliches in mir erregt; ich sehnte mich frei zu sein, und oben in Genuß und Ruhe. Der hohe Kreis korinthischer Säulen umgab mich wie jungfräuliche Schönheit; und Raphaels Brustbild, und Annibal Caranis Brustbild, die hier begraben liegen, und unseres Mengs seines blickten mich an wie Unsterblichkeit.

Ich wäre so gern die ganze Nacht da geblieben, aber man wolte schliessen, und ich mußte fort. Kurz, es ist der vatikanische Apollo unter den Tempeln, und nach ihm macht keine Kuppel mir mehr viel Freude; sie kommen mir alle als todte Nachahmungen vor ohne Zweck. Der Portikus mit sechszehn hohen und starken Granitsäulen aus einem Stück und dem schroffen Dreieck von Erzdach davor ist ganz Majestät, so wie das Inwen-

dige mit den schlanken schönen Marmorsäulen, alle aus einem Stück, lauter Himmel ist. Es ist das volkommenste Kunstwerk unter allen Gebäuden, die ich kenne, und die erhabenste Idee eines Sterblichen. — Aergern muß man sich noch nach der Lust über die Kindereien, daß die Päbste die Balken von Bronze davon weggenommen und Kanonen daraus gegossen, und dafür ein Paar Thürmchen darauf gekleistert, und acht und zwanzig Wagen mit Märtirerknochen hineingefahren haben. Gegen alle Götter mußte freilich wenigstens eine Legion Heilige einquartiert werden. — An dem Hauptaltar ergänzte man gerad das Kapital an einer Säule, das der Bliz voriges Jahr abgeschmettert, der oben zur Oefnung hereingefahren, eben als der Priester daran Messe las. Ich wünschte, bei dem grossen Schlag und Schauspiel unter allen den erschreckten wegfahrenden Gestalten zugegen gewesen zu sein.

Die Sonne war untergegangen; ich strich weiter fort durch die Strassen mit meiner Karte, und statt daß es dunkler werden solte, machte der volle Mond an dem heitern Himmel den Abend fast wieder heller. Das Gewimmel neuer Menschen in den Strassen, die schönen Palläste, und mancherlei Gesang und Gespräch und Gestalt und Leben in der erquickenden Kühle nach dem heissen Sonnenbrand ergözten davor meine Sinne. Ich kam bald ans Kapitol; ha, welch ein Anblik! Da wars stil bis auf das Rauschen der Brunnen. Ich grif die Sphinxen an der Stiege hinauf an; die Bildsäule von Rom ohne Kopf und Arme fiel mir ins Auge, und nun stand ich oben vor dem Kastor und Pollux mit ihren Pferden und den Trophäen des Marius, und in der Mitte des Plazes vor der metallnen Statüe zu Pferd des Antonins. — Ich dachte weder an Pabst und Kardinäle mehr, und mein Geist war unter Triumphen von Scipionen und Cäsaren. — Stolzer Hügel, höchste Glorie von Menschenherzen, Ziel der Edlen, unter hundert Völkern und Nazionen für den

Grö-

Größten erfaßt zu werden, und sich's zu fühlen. Stolzer kleiner Hügel, wogegen die höchsten Gebirge des Erdbodens plattes Land sind. —

Ich wandelte leise und schwebend an dem Plätschern des Brunnens und dem Nil und Tyger vorbei nach dem foro boario, und befand mich mitten unter Ruinen von Tempeln und Triumphbögen. Es war schauerig still und melancholisch im Mondschein; ich merkte wenig Menschen, und die Schatten von den Bäumen machten alles geistig. Meine Phantasie bildete sich die Gestalten der Tempel von Jupiter maximus und tonans, die Tempel des Saturnus, des Friedens und der Fortuna, und meine Augen sahen gerührt die einzelnen Trümmern, und suchten die tarpejischen Felsen.

Immer weiter und weiter, und nun lagen die ungeheuren Massen des Colisäums vor mir in luftiger Rundung — Ruinen, wogegen alles Stehende klein wird; Ruinen, wovon man noch eine Stadt erbauen könte, so viel auch davon schon ist erbaut worden. Den Kopf vol Vorstellung von den Spielen der Weltbezwinger kam ich an St. Johann im Lateran, und lenkte nun um nach Maria Maggiore, und es war gerad Mitternacht, als ich oben alla trinita de' Monti vor dem spanischen Plaze mich befand, und das ganze Rom überschaute. Wenn man sich so seinen Sinnen überläßt, und in der täuschenden Dämmerung dasteht, scheint es wirklich vom Schicksal bestimmt zu sein, die Erde zu beherschen, es sei mit Legionen oder mit Zaubersprüchen. Und wer weiß, ob die Römer wenn — — — und — — — nicht statt der Messer wieder das Schwert ergreifen, die Schlüssel des Himmelreichs in die Tiber werfen, und mit Kanonen donnern?

Künftig einen Haufen mehr von meiner Reise und von Rom u. s. w.

Gleim

7.

Gleim

(welchem der vorstehende Brief von desselben Besitzer mitgetheilt worden)

an Herrn Wilhelm Heinse.

Im November 1

Und also, Bester, gehest Du,
Wo Cäsar ging, und Scipio,
Und Attikus, und Cicero,
Und mein Properz, und mein Tibull,
Und mein Terenz, und mein Catull,
Und mein Vitruv, und all die Meinen,
Die mich begleiten, mir erscheinen,
Wann ich, erkrankt von Timonie,
In meinem kleinen Sans Souci
Der Menschen und der Welt vergesse,
Bei Helden stehe wie bei Göttern,
Und steh' und stuz', und ihre Grösse
Mich fragen macht, was ich und Du
Für Helden sind?
Ich steh, und messe,
Geb' auch wol uns ein Endchen zu,
Bei jenen Alten groß zu sein;
Find aber immer, daß wir klein,
Wir alle, die wir uns bestreben,
Ein halbes oder ganzes Jahr
Nach unserm Tode noch zu leben,
Wir alle sind, und alle die,
Die Lebenslang, mit Angst und Müh
Seit jenen schönen goldnen Zeiten
Quintilians, (der, grundgelehrt,
Mit seinem Beifall den beehrt,
Der ihn verdient,) nach Ewigkeiten,
Und Kränzen, oder Kronen strebten,
Und göttlich sangen, oder lebten.

O 2

O Du, mein Lieber, kriechen wir,
Auch unsre Helden zu vergöttern,
Wir andern, wie das kleine Thier,
Die Raupe, kriecht auf Rosenblättern,
Auf den Ruinen grosser Geister
Nur darum, daß wir unsre Meister
Erkennen sollen? Und warum
Sind wir nicht selbst die grossen Geister
Zu Rom, im Kapitolium?
In welches Du, mein Lieber, Du,
Mein Theurer, bist hinein gekrochen,
Mit deinem erst geflickten Schuh
Auf deinen Zweien; und dein Herz
Fing bei dem Anblick an zu pochen,
Und mit dem tiefsten Seelenschmerz
Hast Du gesucht und nicht gefunden
Den Geist der Römer, diesen Geist,
Der uns in den geweihten Stunden
Der Ruhe zum Olimpus reißt?

An Deiner Stelle hätt' ich nicht
Die Seelenschmerzen ausgehalten!
Ich hätte von dem Geist der Alten,
Der oft mit heimlichen Gewalten
Mich treibt, und mir an's Herze spricht,
Mich leiten lassen, hätte Sturm
Gelaufen auf die sieben Thürme!

Zwar hätten Donner oder Stürme,
Wie einen Käfer oder Wurm,
Geworfen mich auf jenen Plaz,
Auf welchem izt Orakel tönen
In's Ohr der Männer und der Schönen,
Anstatt der Leier des Horaz.

Zwar hätte mich der Vater Pabst
Mit seinem Segen nicht gesegnet,

Zwar hätt' es Kiesel wol geregnet
Auf meinen Kopf, dem Deinen Segen
Du, mein Getreuer, oft schon gabst;
Was aber wäre dran gelegen?

Sind mir die Götter ungeneigt,
Ist keiner Helfer zum Erfüllen
Des Wunsches, der zu ihnen steigt;
Je nu! so hab' ich meinen Willen
Dem Schatten Kato's doch gezeigt.

Zeig ihn, mein Sohn! wo nicht, so weile
Nicht lange da, wo Donnerkeile
Zeus nicht mehr wirft; wo seine Pfeile,
Die kleinen treffenden, nicht mehr
Ein kleiner Amor, unermüdet,
Von einer Grazie begrüßt,
Auf Brutus und auf Kato schießt;
Und wo nicht mehr Vulkan sie schmiedet,
Und wo nicht mehr die Schmiede raucht,
In der die Pflegerin der Liebe
Dem Sohn, dem kleinen Herzensdiebe,
Die Spizen gern in Honig taucht!

Zeig ihn! wo nicht, so bitt' ich, weile
Nicht länger da, wo Furcht und Graus
Dich überfält bei dem Geheule
Der Geister, die der Pallas Eule
Verscheuchten einst vom Kapitol,
In eines armen Dichters Haus!
Von Deinem grossen Seelenschmaus
Gesättigt, laß, mein theurer Lieber,
Du, der Natur geliebtes Kind,
Laß Deine Künstler an der Tiber
In ihres Aberglaubens Joch,
Und Deine Römer, welche doch

Vor unsern Preussen sich verkriechen,
Und Deine Lieblinge, die Griechen,
Die doch nicht mehr die Alten sind;
Und komm zurück, und ruh Dich aus,
Auf meinem Tibur an der Emme,
Wo Du mit Wangen feuerroth
Den armen Pegasus fast todt
Gefunden, und zur nahen Schwemme
Geritten hast, als ihn mit Koth
Beworfen hatte — Wer? Den Namen —
Den nehm' ich nicht in meinen Mund!
Komm, o Du Lieber, komm gesund
Zurück zu Deinem Vater! Amen!

Noch aber eins! Hast Du zu viel
Des Erzes, das Du nicht kanst leiden,
Weil's Dir an Deinen Seelenfreuden
Nur schadete, und weil's ein Spiel
Des Glücks nur ist, das weit von Dir,
Und unserm lieben Schmidt, und mir,
In einem Tempel, angefleht
Um dummes Erz von tausend Thoren,
Mit tückschem Blick und tauben Ohren
Auf einer kleinen Kugel steht;
Dann bitt' ich, kaufe, kaufe mir
Reliquien, Reliquien
Von allen meinen Heiligen,
Vom heiligen Sallustius,
Vom heiligen Petronius,
Vom heiligen Lukretius;
Von allen meinen Heiligen!

Hast aber Du, mein guter Sohn,
(Du klagtest über Mangel schon)
Des dummen Erzes nicht zu viel,
Denn auf den Reisen geht viel auf,

Dann

Dann bitt' ich, laß es nur! und kauf,
Und kan's nicht anders sein, so, stiel,
Damit ich eine kleine Gabe
Zum Denkmal Deiner Liebe habe,
Für mich ein Lorbeerblat vom Grabe
Des frommen heiligen Virgil!

8.

Einige Anmerkungen über die Antwort des Hrn. St. M. v. H.. auf den französischen Brief einer ungenanten Dame, von der Verfasserin desselben. *)

Allerdings solte man in einer deutschen wissenschaftlichen Angelegenheit deutsch schreiben. Meinen französischen Brief warf ich auf das Papier, als eine ächte Deutsche, die sich immer in der französischen Haube am liebsten sieht.

Schönheit des Stils war eigentlich das, was ich an einem meiner Lieblingsschriftsteller lobte; nur beiläufig erwähnte ich des innern Gehalts seiner Schriften. Richtigkeit der Gedanken läßt sich zwar von Schönheit des Stils so wenig trennen, als Ebenmaaß von der Schönheit eines Gebäudes; aber da ich durch Sturzens Schriften des Königs Einwürfe beantworten wolte, welche mehr gegen die Sprache und den Geschmack der Deutschen, als gegen ihr Genie gerichtet sind, so nante ich Sturzen nicht als das erste deutsche Genie, sondern als Kenner, Künstler und Meister der Sprache.

Mir deucht, der Karakter jeder Nazion drücke sich aus in den Wendungen der Sprache. Man erräth durch dieselbe den Gang ihrer Empfindungen, den Umfang und die

*) D. M. Okt. 1781. S. 305—311.

die Kultur ihrer Begriffe. Aber was ist nun eigentlich der Karakter der Deutschen? kan man ihn noch unverfälscht aus den fremden Mischungen abziehen? und wo liegt er izt in ihrer Sprache? Beides erscheint mir als eine Mine, die reines Gold giebt, aber immer Stempel borgen muß, um es zu münzen.

Unsere Sprache ist durch Uebersezungen und fremde übergetragene Wendungen gebildet, aber dennoch ist sie reich an Grundkräften. Vielleicht findet man mit der Zeit, wenn man den Ursprung unserer Wörter sorgfältig nachsucht, noch eigentümliche Ausdrücke für die izigen ausländischen.

Mösers Schriften, sagt der Herr v. H. voll tiefen Sinnes und edler Einfalt, sind mit dem eigentümlichen Karakter unserer Nazion geprägt. Tiefer Sinn und, wie sich Möser selbst ausdrückt, sistematische Art zu denken, ist deutsch, aber bei unserer Liebe zum Geschmückten vergessen wir den allein edlen Schmuck der Einfalt.

Vielleicht haben wir mehr Fähigkeit wie irgend eine andere Nazion, weil wir alle ihre verschiedenen einseitigen Volkommenheiten in unsern Nachamungen vereinigen, und mehrenteils erreichen. Zwei ausländische Eigenschaften schienen mir bisher über unsere Anlagen; die erste ist die feine Reizbarkeit des Geistes, die dem Wiz Kolorit giebt, und die dunkelsten Empfindungen schnel in einer treffenden Beziehung entwickelt; die andre, der rechte Gebrauch des Wizes.

Wir rücken gewönlich einen Schritt zu weit hinaus über die Bestimmung jeder Sache, und so geht es uns mit dem Wize. Die Franzosen brauchen ihn zum Darstellen, wir zum Auseinandersezen des Gedankens. Für uns wird er leicht überflüssiger Zierrath und Umschweif; bei ihnen ist er oft Richtweg (sentier de traverse) des Verstandes.

Für beides stand mir nun Sturz als Muster unter uns. Zu neuen Schattirungen mußte er neue Zusamensezungen wählen; zu dem Feuer und der reichhaltigen Kürze seiner Gedanken neue Wortfügungen; und zu dem Ausdruck seiner Art zu empfinden den neuen Periodenbau, der uns nun von dem Wolklang unsrer Wörter überzeugt. Ich bewundere insbesondere die Leichtigkeit seines Ausdrucks, die alles, was er sagt, zu Phrasen des gemeinen Lebens macht.

Nirgend findet man bei ihm Büchersprache; alles stehet da, als wie in dem Konversazionston der feinern Welt.

Unrichtigkeiten konten mir in Sturzens Schriften nicht auffallen, weil ich sie aus meinem Gesichtskreis beurteilte, der nicht an Newton und Kepler, an Staatsverfassung und Politik reicht. In Absicht auf die angeführte Stelle S. 200. gebe ich im Ganzen gerne zu, es sei bei den besten Schriftstellern Deutschlands nicht ungewönlich, daß sie wegen blos zufälliger Uebereinstimmung ganz unänliche Dinge vergleichen; und daß sie überhaupt gar nicht genau sind in den Bildern, die sie machen, oder auf die sie anspielen. Ich weis, daß man auch Sturz nicht ganz von diesen Mängeln frei spricht. Aber seine Vergleichung zwischen den Pfahlbürgern seiner kleinen Stadt und den Himmelskörpern, finde ich sehr richtig. Was vergleicht er denn mehr als Materie mit Materie, oder eine von Gott erschafne Maschine mit der andern? Die armen Kleinstädter, die er über den Rang streiten läßt, behaupten ganz mechanisch ihren Plaz als Materie, und stossen, eben so mechanisch, andere Wesen daraus.

Ueber Staatsverfassung, Todesstrafen u. s. w. urteile ich nicht. Einer französischen Dame, die sich in einer Dissertation über den Geist der Geseze so verwickelte, daß sie keinen Ausweg zu finden wußte, sagte *Piron:* Sauvez vous, Madame, par le Temple de Guide!

Lessing, Möser und Wieland sind, eben wie Sturz, meine Lieblingsschriftsteller. Lessings Gedanken sind schön; aber seine Schreibart in der Dramaturgie und dem Lakoon finde ich oft weitschweifig und gedehnt; und seinen Wiz in dem ersten oft ohne Geschmak und Wirkung. Sein Dialog ist wahr, voll Natur, aus der Sele gestolen, wie Contis Bild aus dem Spiegel; jedoch ist die sonst so hinreissend schöne Melodie der Wortfügung in Emilie Galotti das in der Prose, was Hexameter unter den Versarten sind; also blos Stil für die Bühne.

Wielands reizende Geschwäzigkeit ist, wie die Gestalten, die ganz Grazie sind, ohne daß man eine regelmässige Schönheit bei ihnen angeben könte; alle seine Gedanken sind gruppirt, und wie lange Zeit er sich zu einem nimt, liest man ihn doch gerne. Er wird immer einzig sein in dem zauberischen Reichtum seiner Imagination, der Feinheit seines Geschmacks und der häuslichen Bequemlichkeit, die sich sein Geist vor dem Publikum giebt. Der platteste Provinzialausdruck gewint Anständigkeit unter seiner Feder, und steht da, wie der einzig geprägte Ausdruck für die Sache. Der Inhalt seiner Schriften erscheint mir immer, wie die Statüe der Tugend unter dem Gewande einer Lais.

Möser ist Autor für Herz und Geist. Man liebt den Schriftsteller noch mehr, als man ihn bewundert. Es ist das edle deutsche Herz, das nicht spotten, sondern bessern will. Man kan nichts sagen, das dem gleich komt, was der Hr. von H. so schön, in so wenig Worten, über ihn gesagt hat.

Unsterbliche Ehre gebürt der Gerechtigkeit, die Verdienst nach dem ausgebreiteten Umfang seiner Nuzbarkeit und der mühsamen Anstrengung des Talentes belont. Aber, wo es nur auf die Schäzung des Schönen ankomt, deucht es mir gleich, ob die Ergiessung des Genies in glücklichen Stunden den Gedanken hervor brach-

te, oder ob er ein halbes Menschenalter hindurch mühsam, wie die Frucht im Treibhause, hervor wuchs.

Solte man die Schriftsteller nicht auch zuweilen nach der Lage beurteilen, in der sie schreiben, die ihnen Gegenstände nahe legte, oder entfernte? Möser mußte, bei seinem edlen patriotischen Verhältniß in Osnabrück, ganz anders schreiben, als Sturz mitten in den glänzenden Szenen der Welt und dem Gefolge eines jungen Königs. Dennoch sah er Kleinigkeiten, die ihn umgaben, mit dem hellen Auge, das den Zusammenhang des Ganzen umfassete, in welchem die unbedeutendste Sache ihren Plaz, und die angebetetste Thorheit ihre Würdigung findet.

Im Geräusch der Reisen und bei niederschlagenden Widerwärtigkeiten des Schicksals ist die Sele nicht in Ruhe und zu keiner mühsamen Anstrengung erfordernden Arbeit geschickt. Sturz zeichnete nur Blumenstücke; aber auch in Raphaels Skizen entdeckt man die Hand des Meisters, der sie entwarf.

In jeder Zeile seiner Schriften athmet das wärmste Gefühl des Wahren und Schönen. Seine Sele hatte Sinn für alles, lag jedem Gegenstand offen, dem grossen in der Natur sowol, wie der zärtesten Abglättung der Kunst, vom einfach schönen Sommermorgen auf Garricks Landhause an, bis zu der ephemerischen Architektur des Damenpuzes auf den Ball des Prinzen von Soubise. Ohne mühsame Folgerung, mitten im leichten Scherz, in der naivsten Erzälung, liegen grosse, weit aussehende Gedanken, die nur auf reichem Grund und Boden entspringen.

Einfach ist sein Stil nicht; aber unsre Begriffe und unser Geschmack sind es izt auch nicht. Die Einfalt ist längst von Deutschlands Grenzen gewichen. Vielleicht zeigte sie uns ehedem den Weg, auf dem wir gehen solten, um uns nicht zu verirren. Wer wird aber izt den ausgewichnen Strom in das verlaßne Ufer zurück leiten, und Geschmack an gewürzten Brühen auf Eicheln Kost?

9.

Neue Uebersezung der Iliade. *)

Wen mag wol die Ankündigung dieser neuen metrischen Uebersezung der Ilias, und die wirkliche Erscheinung der ersten acht Gesänge, nicht befremdet haben? Ob ich nun zwar unter die Zahl derjenigen gehöre (siehe Vorrede) welche dafür halten, daß die Uebersezung des Grafen Stolberg ihre Leser befriedigen könne; so bin ich doch weit entfernt, alle fernere Bemühungen, das alte Meisterstück der Dichtkunst, dieses Denkmal des höchsten Fluges des menschlichen Genies, in das Gewand unserer Sprache zu kleiden, und unsere Nazion, mit seiner Urschönheit noch vertrauter zu machen, für überflüssig zu erklären.

Allein welch ein kühnes Unternehmen ist es, die Hände zu Homers Heiligtum empor zu heben, und sein Götterbild unter die Leute zu tragen? und wer darf diesen hohen Beruf als den seinigen erkennen, dem nicht Phöbus Apollo seinen Geist eingehaucht, und ihm die heilige Leier gestimmt hat? Der Pfad, den ein poetischer Uebersezer wandelt, ist ein schlüpfriger Pfad zwischen steilen Klippen und jähen Abhängen, und jedes Straucheln auf dieser und auf jener Seite ist gleich gefährlich für ihn. Immer hab' er das grosse Ziel vor Augen, den Dichter, den er seinem Volke überträgt, in seiner ganzen wahren Gestalt zu zeigen; keine seiner karakteristischen Züge auszulöschen, und nie den leisesten Ton seiner Empfindung und seines Ausdrucks bis in das allerfeinste Geäder der

*) Homers Iliade, von neuem metrisch übersezt, erster Theil, die ersten acht Gesänge enthaltend. Leipzig, bei Paul Gotthelf Kummer 1781.

Sprache zu verfehlen; und immer lasse er den Dichter des Alterthums die neue Sprache so reden, wie er sie würde geredet haben, nicht wenn er unter uns lebte, (Gott verhüte, daß Homers Götter und Helden redeten wie Doktor Barths moderne Evangelisten!) nein, sondern als ob unsere Sprache die Sprache seiner Zeit gewesen wäre. Wir verlangen die genaueste, die wörtlichste Richtigkeit, aber nicht die allein bestimmt den Werth einer poetischen Uebersezung; sie soll das Urbild darstellen wie es ist, und kan sie das, wann zwischen seiner und ihrer Bahn stets eine tiefe Kluft bleibt, wenn sie den hochschwebenden Dichter immer nur in niedern Zonen folgt, und wenn der Fittigschlag seines Genius, er brause mit Sturm, oder er lispele mit heiligem Säuseln, anstatt die Fackel des Nachschwebenden anzufachen, sie auslöscht? Die hohen Werke des Genius sind von einem Geiste beseelt, der auf ihnen schwebt, und der einen jeden, der sich ihnen mit reinem Herzen nahet, entweder mit einem heiligen Schauer, oder mit der Aufwallung aller Lebenskräfte, oder mit der sanften Thräne der Rührung belohnt. Diesen lebendigen Geist des Urbilds durch den Zauber der wahren Simpathie an sich zu bannen, daß auch er, wie die Seherkräfte des Propheten, an der Hülle des Jüngers hafte, das soll der Uebersezer! und wehe ihm, wenn das neue Gewand, darin er sein Urbild einkleidet, für ihn kein Eliasmantel ist!

Ob diese neue Uebersezung der acht ersten Gesänge der Ilias das sei, was sie sein solte? — So gut sie auch in vieler Absicht ist, so sagt mein Gefühl: Nein! und ich denke, eine kalte Prüfung werde ihm nicht widersprechen. Unser Uebersezer sagt selbst, er sei kein Wetteiferer um Dichterruhm, und den würde er sich doch wol erstritten haben, wenn er die poetische Schönheit seines Originals wo nicht erreichen, doch ihr sich hätte nähern können. Allein es scheint, als ob er sich viel-

mehr

mehr um pünktliche Verdolmetschung als um Darstellung des Dichterwerks bemühet, und es sich sogar zum Ruhm angerechnet habe: „daß er, so geschwinde als der Graf Stolberg, weder arbeiten könne noch wolle.„ Irre ich mich, oder sagt er nur könne, um wolle sagen zu dürfen? Ich muß also sein Werk nicht sowol als Dichterübersezung des Dichters beurteilen, sondern als Einkleidung deßelben in unsere Sprache, und mich deswegen, so kurz als es bei einer dem ohngeachtet metrischen Uebersezung möglich ist, bei der Bestimmung ihres poetischen Werths aufhalten.

Ich gestehe, daß die beiden ersten Verse mich bald abgeschreckt hätten, weiter zu lesen:

Göttin, singe den Zorn, des Peleiden Achilles
schädlichen Zorn, der so viel Jammer den Griechen bereitet.

Der erste halbe Vers scheint der Eingang eines Gedichts über den Zorn zu sein; zwar lehrt uns der zweite Vers, daß dieser Zorn bei dem uns das Komma und der Fall des ersten Verses auszuruhen geboten, Achilles Zorn sei; allein ist das die edle Einfalt und die Bescheidenheit des Anfangs der Ilias? Diese Wiederholung, und das langgedehnte so?

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Die Stellen, die ich mit der Grundsprache verglichen habe, sind größtentheils richtig und mit vielem Fleisse übersezt, obgleich in mancher, dieser von mir geprüften Stellen, der wahre Sinn eines Worts, und oft eines vielsagenden Worts, gänzlich verfehlt ist. Ein Beispiel davon ist Ges. VI, v. 486, in der unendlich schönen Stelle, die vielleicht die rührendste der Ilias ist, wo Hektor die Götter anfleht, daß sein Söhnlein Astyanax einst besser und tapferer werden möge, als er selbst. Hier übersezt er:

— Noch viel handfester und kühner
als sein Vater:

Handfest! o beim Homer! welch ein Wort! welch ein Hausknechtslob für Hektors und der Andromachä Sohn! Allerdings drückt das griechische Wort αμεινων jeden Begrif der Tapferkeit aus, so wie αρετη und virtus jeden Begrif von Tugend und Kraft; allein wie konte er eben das deutsche Wort wählen, das keine moralische, sondern allein eine körperliche Bestimmung hat, da doch das griechische Wort so sehr den ganzen Umfang der Volkommenheit, ja sogar der sanftesten Holdseligkeit in sich schließt, daß die Lateiner das Wort amoenus (lieblich) daraus hergenommen haben. O der edlen Zeit, wo noch keine theoretische Sittenlehrer die Tugend in Splitter spalteten, sie, die zwar manniafaltig wie die Natur ist, aber wie diese ein unzertrennbares Ganzes ausmacht; wo noch die reine Tochter Gottes den Lorbeer der Kühnheit, die Rose der Liebe, und das Veilchen der Demut ungesondert in ihren Kranz wand, sie, deren himlische Reize wir getödtet und ihre Stralengestalt für uns zum Anatomieleichnam gemacht haben! — Handfest hier zu sagen, und dadurch den ganzen Ton herab zu stimmen! Handfest scheint aber kein dem Uebersezer unliebes Wort zu sein. Ges. I. v. 329 nennt er die Herolde handfeste Begleiter, da doch οτρηρος die den Herolden vielmehr geziemende Bedeutung von Aemsigkeit und Schnelligkeit hat. Dieses sind nicht die einzigen Stellen, wo der Uebersezer den Ausdruck ohne Geschmack gewählt hat; Ges. VI. v. 270 sagt er, Hektor sei unrein von Blut und Eiter aus der Schlacht gekommen. Wer kan Eiter aus seiner Feder fliessen lassen, wenn es nicht die unvermeidliche Notwendigkeit gebeut, und triefen die schönen Wunden der Helden von Eiter, und heißt λυθρον nicht im eigentlichsten Sinne Blut mit Staub vermischt? Anstatt des edlen Worts Erz sagt er oft Metal, und sehr oft, gegen das Kostüm der alten Zeit, Eisen; anstatt Blech braucht

er

er das platte Wort Platte, und hauptharreich, wo er hauptumlockt hätte sagen können. Da wo Zeus durch die Bewegung seiner Augenbraunen den Olymp erschüttert, übersezt er mit schwachen Worten: Er machte den Olymp zittern. Zuweilen verläßt er ganz die Heldensprache, um sie mit einer kleinstädtischen Romanurbanität zu vertauschen. So sagt er von einer Göttin, die sich auf ihren Thron sezt: „Sie ließ sich nieder.„ Καλλιγυναιξ (das Land der schönen Mädchen, Achaja) übersezt er den Siz der weiblichen Schönheit. Ges. I. v. 514 heißt es: „Thetis in bittender Stellung.„ Graf Stolberg sagt:

Sie umarmte die göttlichen Kniee,
schlang sich dichter um ihn — —

und das ist der wörtliche Text.

„Zwei aufwartende Mädchen folgten,„ (wo ich nicht irre) der Andromacha — So edel das Wort Mädchen in seiner wahren Bedeutung ist, so unedel ist es, von einer dienenden Magd gebraucht.

Welcher Name ist edler, als der Rittername, und in welche schöne ruhmvolle Zeiten führt er uns zurück! allein je williger wir bei dem Andenken dieser schönen ruhmvollen Zeit verweilen, die man, und doch nicht ohne nachsichtige Schmeichelei, als den halben Weg von uns zu Ajax und Diomedes ansehen kan; destomehr schwinden für uns in Dämmerung die Riesenbilder des goldenen Alters der homerischen Halbgötter. Diesen Mislaut hätte er vermeiden sollen.

Troz aller Bedächtigkeit des Uebersezers ist ihm dennoch der Fehler entwischt, den Rossen, Ges. IV. v. 142 elfenbeinerne Gebisse ins Maul zu legen, da doch der Ursprung des Worts παρηιον schon anzeigt, daß es Backenschmuck heisse. Was ist einem Uebersezer unentbehrlicher als die genaueste Kentniß seiner Sprache, und das sorgfältigste Bestreben, ihr auch nicht die kleinste Gewalt an-

zuthun? Heilig wie eine Göttin sol sie ihm sein, und ehrwürdig ihre Gebräuche, die noch von keinem Profanen ungestraft entweiht worden sind! Es würde mir nicht schwer sein, keine geringe Anzal der Beispiele anzuführen, wo der Uebersezer ihre unverbrüchlichsten Geseze zu übertreten gewagt hat. Oft verwechselt er die Zeiten des Zeitworts: „Die in Phera gewohnt „ — Sol das heissen: die in Phera gewohnt haben? Hatten sie nicht noch Haus und Heerd in Phera, als sie in den Streit zogen? Ges. II. v. 546 sagt er: „Ergiebigen Tempel, anstatt reiche, gabenreiche: nur von Mutter Erde sagen wir, daß sie ergiebig sei. Ges. II. v. 219 und IV. v. 129: „Sonderlich„ anstatt insonderheit, vor allen. „Die zischenden Sperlinge„ — Schlangen zischen, Vögel zwitschern, und ihre Jungen pipen. „Die Wangen sich rausend„ nur Haare können gerauft werden. „Gewichtig, anstatt schwer. „Der Panther.„ Es heißt der Pardel, oder mit prosaischen Worten, das Pantherthier; was der Uebersezer hier wegnimmt, giebt er uns an einer andern Stelle wieder; er sagt das Hirschthier. Ges. VI. v. 515 sagt er von einem Rosse: „Stolz empört es den Kopf.„ Ges. I. v. 252: „Er, deß Lippen die Worte so süß entflossen. — — —

— — „Lächelnd zu ihr antwortete Zevs — — —
— — Diesen ergrif bei'n Füssen„ — — —

Ich habe noch ein Wort von dem Baue des Hexameters zu sagen. Mit jedem einzelen Verse muß ich, was die grosse Anzal betrift, zufrieden sein, und doch könte ich viele Beispiele von falschgebrauchten Silben, von ungrammatikalischen Dehnungen und unerlaubten Verkürzungen anführen. Den allezeit kurzen Artikel gebraucht er oft als eine Länge:

„Die weißarmige„
„Die großäugige„

Er sagt auf der zweiten Seite zweimal „des Gott's,

und

und dann wieder „be — sä — e — ten; des tüchtiggebaueten Wagens; „Mannesgestalt.

Ein Daktylus wie „Übergab„ wird sich nicht lange suchen lassen, und der Verse, wie:

Ajar, Telamons fürstlicher Sohn, Anführer der Schaaren,

sind nicht wenige.

Dennoch stehen seine Verse in Bausch und Bogen auf graden gesunden Füssen, und ich würde kleine Fehler der Prosodie nicht rügen, davon kein langes Gedicht frei ist, wenn ich mit dem ganzen Periodengange zufrieden sein könte. Dieser freie Rhythmustanz des hexametrischen Perioden ist es, durch welchen dieser Vers den ersten Plaz unter allen Versarten behauptet, und der ihm seine grosse Mannigfaltigkeit, seinen tönenden Wollaut und seine magische Kraft giebt, sich jedem Inhalte, wie ein passendes Gewand, anzuschmiegen. So wie Achills Rüstung den Gliedern des Helden neue Geschmeidigkeit eingoß, und ihn wie auf Fittigen emporhob; so hebt sich der Gesang auf den Flügeln der Rhythmus Harmonie, mit der Ründung, dem Schwunge, und dem Feuer der Sphären gen Himmel.

Hier würde sich meinem Tadel ein freies Feld öfnen, wenn es vonnöthen wäre, weitläuftiger zu sein. Diesen Gang, Tanz und Flug des poetischen Perioden vermisse ich ganz, selbst da, wo es für einen, nur getreuen, Uebersezer hätte schwer sein sollen, sich von dem Original nicht hinreissen zu lassen. Wer sieht nicht, daß er einen Vers nach dem andern gemacht hat, wie der Pflug eine Furche nach der andern zieht? Eine Folge davon ist, daß oft Verse, die einander sehr nahe stehen, denselbigen Anfang oder Ausgang haben. Ges I. v. 49 und 52 endigen sich beide Verse: „Pfeil ab„ und eben diesen Schluß haben im 8. Gesang der 308 und 310te Vers.

Wenn ich mein Urteil zusammenfassen solte, so würde ich sagen, daß ich dafür halte, es sei das in der Vorrede ange=

angeführte, sehr wahre Wort Wielands, auf keine ...se, wie viel weniger vorzüglich, auf diese neue Ver...metschung anzuwenden, und es könne der Uebersezer nesweges als der zehnte angesehen werden, dem, ... jedem der vorhergegangenen neun leidlichen Uebersez... von denen der jüngste gut genung geschienen, noch vi... thun übrig gelassen worden sei.

Indessen muß ich die Unverzagtheit loben, mit ...cher er in eine solche Laufbahn getreten ist, und das Vertrauen in seine Kräfte, das selbst dann noch, Phaetons und Bellerophons Unternehmen, ruhmvol würde, wenn ihn auch das Schicksal ersehen hä... uns wie sie zu belehren.

> Terret ambustus Phaeton avaras
> Spes, et exemplum grave praebet ales —
> Pegasus, terrenum equitem gravatus Bellerophonte...
>
> Horaz.

10.

Auf den Tod seines Sohnes Moriz Günther der während einer Reise des Verfassers in die Schweiz starb.

Als ich jüngst, an Exters Seite,
mich des Wonnemondes freute;
als ich, an la Rochens Hand,
jedem Rheinschif das Geleite
mit den Augen gab am Strand,
bis in dunkelblauer Weite
Mast und Wimpel uns verschwand;
als, bei Moses Druck der Hand,
ihm mein Herz entgegen hüpfte,

un...

und mit Uz ein Freundschaftsband
für ein zweites Leben knüpfte;
als ich, weinend vor dem blinden
doch zufriednen Pfeffel stand;
als in seinen Veilchengründen,
Kleinjog mir ein Sträuschen band;
als so rasch am Krückenstabe
Bodmer mir entgegen kam,
und mein Herz, als eine Gabe
auf die Reise an's Gestade
jener Welt, noch mit sich nahm;
als mit mir, bei Mondenscheine,
in dem schönsten Lindenhaine, *)
Lavater spazieren ging,
ich, am Fall des Rheins, vom Schaume
neßgesprüzt, ihm, wie im Traume,
staunend an dem Arme hing:
Ach! da war mir wohl! — Noch besser,
(seufzt' ich dann für mich allein)
als am lieblichsten Gewässer
wird am Zorgafluß dir sein,
wann dein Günther dir entgegen
auf dem Steckenpferde springt,
und dir alle sein Vermögen,
seine bunte Trommel, bringt,
um dein Knie die Arme schlägt,
herzälet seine Thaten
und Vokabeln, und dich frägt:
„Bleibst nun bei uns über Nacht?
Hast nicht bleierne Soldaten
mir von Nürnberg mitgebracht?„

Aber

*) Bei Bülach, einem Städtchen zwischen Zürich und Schafhausen.

Aber, ach! mit bleichen Wangen
und im trauernden Gewand,
kam die Mutter, an der Hand
ihren Friz, dahergegangen.
Beide schwiegen. Ich verstand
dieses fürchterliche Schweigen. —
Schöne Blume! mußtest du
ach! so früh der Erde zu
dein verblättert Haupt schon neigen!

Ach! nicht Worte, armes Herz,
Thränen kanst du nur vergeuden!
Meiner Liebe lange Leiden,
meiner Augen Folterschmerz
konť ich mit versingen. Doch
meine Lipp' ist izt verstummet,
denn vor meinen Ohren summet
Günthers leztes Rufen noch.
Hört' ich deinen Laut gehört:
Ach mein Sohn! aus fernem Lande
wär' ich schnell zurückgekehrt.
Doch wozu? Um dich im Sande
zu verscharren? — O mein Sohn!
Trankest du den süßen Mohn
aus des Todes Becher schon,
eh' ich selbst ihn kosten durfte?
Wär' es möglich: ach! ich schlürfte
rein, für dich, noch izt ihn aus,
hülfe dir aus deinem Grabe
wieder an das Licht heraus;
denn seit ich dich nicht mehr habe,
losch die Freud' ihr Lämpchen aus.
Deine Mutter sizt versteint,
auf dem Schoos dein Schäferhütchen,
hört von Friz dein Wiegenliedchen;

blickt auf deinen Hut, und weint.
Trösten soll ich sie? Besiegt
Wörterschwall den Schmerz um deinen
Tod? — Wir wollen beide weinen,
bis der Thränen Quell versiegt.

Wer uns liebet, o der weine
mit uns! Wer ihn hat gekant,
weint von selbst um ihn, der seine
Schmerzen, wie ein Mann, bestand.
Wär' er einstens, auf dem langen,
rauhen Pfad' in's Heiligthum
hoher Weisheit eingegangen:
aller seiner Ahnen Ruhm
hätt' er sicher überschattet
und den meinigen ergänzt,
Ja, am Ziel' hätt' ich, ermattet,
ihn vielleicht noch selbst bekränzt.

Gökingk.

11.

Ausgabe schwäbischer Dichter.

Ich habe in einem vorhergehenden Stücke des deutschen Museums das Publikum zur Befoderung eines Unternehmens eingeladen, welches dahin abzielet, den Wiz unsrer Altvodern durch den Druck dem Untergange zu entreissen. Dieses Unternehmen wird nun ausgeführt. Der Herausgeber des Museums hat gegenwärtig Abdrücke des ersten Blattes in Händen. Das erste Stück ist ein Rittergedicht von 6304 Versen, unter dem Titel, die Nibelungen: ein veraltertes Wort, das schwer zu erklären ist. Das Gedicht ist über 400 Jahr alt und erzälet Geschichten, die

zu

zu des Königs Günthers Zeiten sich sollen zugetragen haben. Es ist weder eine Ilias noch eine Aeneis, ich gestehe es, allein es erzälet simpel, deutlich, fliessend, malt zuweilen ziemlich lebhaft, immer richtig, und führet uns in Zeiten zurück, die durch ihren Kontrast mit den unsrigen viel anziehendes haben. Manches adeliche Haus findet darin seine Vorfahren, findet Beglaubigung seines Adels, die überzeugender ist, als ein halbverfaultes Pergament; historische Begebenheiten, die sich auf Sitten und Gebräuche beziehen, finden Erläuterung darin u. s. w. Wenn aber auch von allem diesen nichts darin läge, so ist es eine Antiquität, und als solche verdient es erhalten zu werden. Bewahret man doch rostige Haudegen, schwarze Harnische, altes Hausgeräth, bis auf Stiefelknechte und Nachttöpfe, in Kabinettern und Rüstkammern. Der edle Rost ist eine Glorie, die kupferne Pfennige oder ein paar hundert Jahr alte Schunagel in Heiligthümer verwandelt, und Reisende von allen Enden der Welt an sich ziehet. Solten alte Heldengedichte, der Wiz, die Gelehrsamkeit, der Zeitvertreib mehrerer Jahrhunderte, welche adeliche, Fürsten, Könige, Kaiser lasen und sich daraus bildeten, nicht eben so viel werth sein? ich traue einem philosophischen Jahrhunderte mehr zu, als daß ich es für nötig halte, hierüber weitläuftiger mit ihm zu sokratisiren, und erinnere nur noch, daß man mit 3 Louisd'or auf einem 30stel der ganzen Auflage, oder mit 1 Rthlr. 8 gr. auf ein Exemplar der obigen Gedichte bei mir postfrei pränumeriren könne. Berlin den 15. Dez. 1781.

Müller,
Prof. der Philosophie am königl. Gymnas.

Gedruckt in Jens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Drittes Stück. März oder Lenzmond 1782.

I.

Abgerissene Beobachtungen über die launigen Dichter.

Es gibt Augenblicke, in denen durch Ueberladung von Geschäften die Lebensgeister ausgetrocknet werden; dieses sind die günstigen Augenblicke für den komischen Dichter. Die Welt in solchen Augenblicken mit all ihren Thorheiten, ihrer wahren Natur und Gestalt nach, ohne Schmuck und Verschönerung, zu durchschauen und zu belachen, rächet uns auf die unschuldigste Art an den Beschwerden, die sie uns verursachet, und zerstreuet alle aufsteigende Dämpfe von Schwermut und Menschenfeindschaft. Man merke aber wol, daß nur der Starke Schwache belachen darf; der Schwache läuft Gefahr, unterwegs angesteckt zu werden.

Dichter dürfen das, was seiner Natur nach reizend ist, nicht häßlich darstellen, können es nicht. Doch können sie dafür sorgen, daß die, so sich ihnen überlassen, nicht Hals und Bein brechen. Ein Wort an Zeit und Ort thut oft mehr Wirkung, als hundert Predigten.

Man sol dem Dichter nichts auf die Rechnung schreiben, wovon der Fehler nur auf der Seite des Lesers liegt. Es kan trefliche Schriften geben, die Jünglingen und Jungfrauen am Verstande so wenig in die Hände gegeben werden dürfen, als die Frucht vom Baum der Erkentniß, obschon Gott der Herr sie selbst geschaffen hatte.

Für Niemand ist es gefährlicher, daß sein Herz mißkant werde, als für den launigen Dichter. Immer bleibt das höchste Vergnügen, das wir bei seiner Lesung empfinden, wie er wol die Sachen angesehen haben mag.

Die heiligen Augenblicke des Gefühls bleiben aller Laune auf ewig verschlossen. Ich verstehe aber hierunter nur das Heilige und Allerheiligste desselben, in welches die Priester und der Hohepriester mit entblößtem Haupte treten — nicht den Vorhof, wo die Wechsler und Verkäufer sizen.

Nachgemachtes Gefühl verdient die allerschärfste Beize der Laune. Der Probierstein dafür ist noch ein Geheimniß.

2.

Briefe aus Holland.

VII.

Leyden, den 21. Jul. 1779.

Gestern früh verliessen wir Amsterdam, und bedienten uns des um 7 Uhr nach Haerlem abgehenden Schüyts. Bequemer und angenehmer, auch in gewissem Betracht wohlfeiler, als in einem holländischen Treckschüyt, kan man nirgend und auf keine Weise reisen. Stellen Sie Sich ein schmales, nur etwan 5 bis 6 Fuß breites, aber wol 4 bis 5mal so langes Fahrzeug vor, von einem Pferde gezogen, mit zwei Abtheilungen versehen, wovon die gröste der Raum, und die kleine am Hintertheile zunächst dem Steuerruder befindliche, der Roef genant wird, und denken Sich noch hinzu, daß dieses artige Schifgen auswendig angestrichen, und der Roef auch inwendig bemalt,

mit

mit weich gepolsterten Sizen auf 6 bis 8 Personen, mit Fenstern zu beiden Seiten, mit einem Hängetisch und Spiegel versehen ist, so haben Sie ohngefähr das Bild eines Treckschuyts. Zu gewissen Stunden des Tages gehen dergleichen Fahrzeuge von Amsterdam und andern Städten Hollands, hin und zurück. So bald die bestimmte Zeit zur Abfahrt da ist, wird mit einem kleinen Klökchen das Signal gegeben, und in derselbigen Minute sezt sich der Postillon, oder wie man hier sagt, der Jager, auf das schon angespante Pferd, und trabt fort. Man zahlt an Personenfracht für die 3 Stunden von Amsterdam bis Haerlem nicht mehr als 7½ Stüiver, und von da bis Leyden, welches 4 Stunden sind, 10 Stüiver, mithin 2½ Stüiver für die Stunde. Wil man aber nicht Gefahr laufen, im Raume mit einem zwar noch wohlfeilern aber auch weniger bequemen Platze, bei schlechter Geselschaft, vorlieb nehmen zu müssen, so darf man nur den Roef vorher besonders mieten, wofür noch 16 bis 20 Stüiver auf die Station bezahlt wird. Alsdann kan man mit hereinnehmen, wen man wil, jeder muß aber überdies die Personenfracht bezahlen. Am besten fährt man ohne, oder doch nur mit ganz leichtem Gepäcke. Denn bei der Transportirung desselben durch Krayer, aus einem Schüyt in das andre, wird man sehr willkürlich behandelt, und muß oft einen Fl. für 3 oder 4 Schritte bezahlen. Das angenehmste bei diesen Reisen, ist die beständige Abwechselung und Aussicht auf die zu beiden Seiten der Kanäle angelegten prächtigen Landhäuser der reichen Holländer, zumal wenn man in der gegenwärtigen Jahrszeit durch diesen Garten von Europa fährt. Die gar zu grosse Regelmässigkeit, welche an dem Holländischen Gartenbau vielen nicht gefält, thut bei so mancherlei Anlagen, die doch immer andere Plane haben, durch viele Gebäude, sowol nach unserm, als nach Sinesischen, Japanischen und andern Geschmack, durch untermischte Hecken, Alleen, Wiesen, u. s. w. eine vortrefliche Wirkung.

An sehr in die Augen fallenden Orten, irgend einem Pavillon oder an den Kanal stossenden Gatterwerk, ist gewönlich der mehrentheils eine Anspielung enthaltende, zuweilen poßierliche Name des Landhauses, als z. B. Noit gedekt, onze Rust, ons genoeg, u. d. gl. mit grossen Buchstaben gemahlt, und die Schiffer, welche Briefe oder Pakete daselbst abzugeben haben, pflegen im Vorbeifahren zu rufen, da denn jemand an den Kanal kömmt und die Sachen in Empfang nimt. Vieleicht werde ich ein andermal und zwar von Utrecht aus, wo die prächtigsten dieser Landsize seyn sollen, auf welchen die reichen Enkel ihrer emsigern Voraltern der Ruhe pflegen, und sich nur an gewissen Tagen der Woche, durch ihre Handlungs-Bedienten, von dem Fortgange ihrer Geschäfte unterhalten lassen, noch mehr davon sagen.

Kaum waren wir in Haerlem angekommen, als wir uns schon nach einem Fuhrwerk umsahen, welches uns nach Bloemendahl, einem ohngefär eine Stunde westwärts ohnweit den Düinen liegenden Dorfe, bringen mußte. Sie wissen, daß hier die meisten der in Europa so berühmten Haerlemer Linnen und Garnbleichen befindlich sind. Ich erkundigte mich sorgfältig nach dem ganzen Bleichprozesse, da ich aber ausser dem, was bereits in vielen gedruckten Beschreibungen und insonderheit in Herrn Grimms Bemerkungen eines Reisenden rc. steht, wenig neues hierüber erfahren habe, so verschone ich Sie mit meinem Protokolle. Beiläufig kan ich Ihnen sagen, daß ich die Bemerkungen jenes Beobachters, mehrenteils sehr richtig gefunden habe, wiewol er alles ziemlich a la Bramble mit einer sehr hipochondrischen Laune angesehen zu haben scheint. Ein Stück Leinwand von 60 unserer Ellen bleichen zu lassen, kostet ohngefär einen Dukaten, und der Gewin, den man hier von dieser Manufaktur zieht, ist gewiß sehr ansehnlich, wenn gleich bei weitem nicht mehr so groß als ehedem, da man anderwärts noch keine nach holländischer Art eingerichtete Bleichen hatte. Die vor etwas länger als 10

Jah-

Jahren bei Bielefeld, auf Veranlassung des damaligen Mindeschen Kammerpräsidenten Herrn von Dacheröden, eines äusserst thätigen Mannes von ausgedehnten Kentnissen, angelegten und nachher noch erweiterten sogenanten holländischen Bleichen, haben unter andern den hiesigen sehr grossen Schaden gethan. Wie viel Stücke nach einem ohngefären Durchschnitte, jährlich hier gebleicht werden, kann ich Ihnen nicht sagen, wol aber, daß nach dem Zeugniß vieler Bleicher, gegenwärtig schon die Hälfte der vorhandenen Bleichen hinreichend seyn würde, die vorfallende Arbeit zu fördern

Haerlem ist ein stiller Ort, und der Kontrast ist sehr auffallend, wenn man aus dem Gewühl von Amsterdam dorthin komt. Man sagt, die Stadt soll 50000 Einwohner haben welches mir aber sehr unwahrscheinlich vorkömt. Ich würde ihr kaum die Hälfte geben, indessen bescheide ich mich gern, daß dergleichen Schäzungen nach dem äußeren, sehr unzuverläßig sind, und nähere data habe ich wegen Kürze der Zeit nicht auftreiben können. Wir sind eben im Begrif, Hrn. *** zu besuchen, wenn mir also noch etwas von Haerlemischen Merkwürdigkeiten einfält, so sollen Sie es vom Haag aus erfahren. Leben Sie wohl! —

VIII.

S'Graven Haag, den 25. Jul.

Die ermüdende Holländische Einförmigkeit in Sitten, Gebäuden, Kleidungen und in allem, worauf nur ein neugieriger Reisender sein Auge wirft, verliert sich ungemein, so bald man nach dem Haag kömt. Aufmerksame Beobachter würden schon aus dem äussern schliessen können, daß hier oder in der Nachbarschaft, Hofluft wehen müße. Fast alles, was nicht zur niedrigsten Klasse des Volks gehört,

hört, spricht hier französisch, ist fein, geschmeidig und z
vorkommend. Stuzer sieht man in Menge und das Sin
bild der Freiheit, welches der Holländer anderwärts f
immer auf dem Kopfe trägt, erscheint hier, wie natürli
unter dem Arme. Der Hof ist jezt in Huys ten Bos
einem nur eine kleine halbe Meile von hier liegenden Lu
schlosse. Das Gebäude daselbst ist mittelmäßig, und
Garten ganz im holländischen Geschmack, der Weg ab
welcher durch ein ehrwürdiges Eichholz dorthin führt,
sto angenehmer; doch ich erinnere mich, daß ich Ih
von Leyden noch gar nichts gesagt habe. Sie müssen S
also gefallen lassen, mit mir dahin wieder zurückzukehr
Auf Ihre Frage, was es gegenwärtig mit den dortig
Tuchmanufakturen für eine Bewandniß habe, dient z
Antwort: eben die, welche es mit andern Gewerben h
nemlich sie sind merklich im Abnehmen. Durch die star
Auflagen, und was eben so viel ist, durch verhältnißmä
höhere Preise der Lebensmittel, vieleicht auch durch etw
zugenommenen Luxus ist die Handarbeit vertheuret und
Konkurrenz anderer Nazionen vergrössert worden.
holländischen Schriftsteller haben schon lange darüber
klagt, und den zunehmenden Handel mit spanischer Wo
nach Acken und andern ausländischen Manufakturort
mit Recht als ein schlimmes Zeichen ausgeschrieen, al
überhaupt scheint gegen eine solche Krankheit, wenn
einmal eingerissen ist, kein Mittel zu seyn. Kunst we
stens, richtet dabei schwerlich etwas aus. Natur
freilich, aber etwas langsam, zulezt den vorigen Zus
wieder her. Ein Palliativ hat man darin gesucht,
Waare schlechter zu machen. Herr * * * mit dem
davon sprach, wolte es zwar in Abrede stellen, allein
Sache liegt am Tage. Die Wirkungen davon lassen
schon a priori bestimmen.

Es ist in der That eine traurige, aber eine alte,
re und in der Natur der Sache liegende Bemerkung,
nur da Fabriken empor kommen, wo das Volk ä

arm ist, und wo viele zusammengedrängte Menschen sonst Hungers sterben müßten, wenn sie nicht mit einem bis zum Erstaunen geringen Tagelohne vorlieb nehmen wollten. Es ist schon viel, wenn ein fleißiger Spinner 2 Gr. im Tage verdient, und man solte denken, daß dafür nicht einmal das physische Nothwendige angeschaft werden könte. Herr Professor Schlözer in seinem statistischen Briefwechsel, scheint sich zu wundern, daß das Eichsfeld bei aller seiner Industrie so arm geblieben, und wahr ist es, ein hoher Grad von Industrie muß endlich Reichtum erzeugen, aber gerade diese Wirkung, welche freilich durch mancherlei Umstände sich in dem einen Lande eher äussert, als in dem andern, schwächt nach und nach entweder den Fleiß, oder vermindert die Frucht des Fleisses. Wäre das Eichsfeld nicht so arm, und dabei so volkreich, so würden dessen Manufakturen, troz so vielen Schwierigkeiten, mit welchen solche in kleinern Staaten, bei der bekanten Politik der grösseren, kämpfen müssen, sich nicht erhalten haben. Freilich, wenn der Lohn der Arbeit so geringe ist, daß auch das Minimum des physischen Nothwendigen denselben übersteigt, so entsteht Auswanderung, aber in dem Punkte, den man sich hiernach in abstrakto wenigstens leicht vorstellen kan, muß die Wagschale schwanken, und daß sie dieses auf dem Eichsfelde thut, (immer noch kann ich dies Ländgen nicht vergessen, denn es kontrastirt am besten mit Holland) davon ist mir noch eine besondere Lokalursach bekant. Die dortigen Spinner oder auch Weber, haben mehrentheils kleine Portionen Acker oder Gartenland bei ihren Häusern. Die Kultur derselben raubt ihnen nicht zu viel Zeit, aber schaft ihnen doch Kartoffeln für den Winter. Eine Kuh oder Ziege giebt ihnen Milch, und auf die Art ist es möglich, daß dergleichen sich äusserst schlecht behelfende Leute nebst ihren Kindern, wovon eins Wolle kämmt, ein anderes spint, Spulen windet oder webt, mit einem so unbegreiflich kleinen Lohn vorlieb nehmen können, ohne welchen es nicht möglich sein würde, den Waaren

Absaz zu verschaffen. Man hat es versucht, Spinnerfamilien vom Eichsfelde in benachbarte Städte zu ziehen, aber vergeblich; sie haben bald wieder davon gehen müssen. So hängt der relative Flor der Staaten nur von dem relativen Elende des größten Theils der Bürger ab.

Allenthalben, wo Fabriken blühen, oder wo man glükliche oder unglückliche Versuche, dergleichen anzulegen, gemacht hat, werden Sie sich von der Wahrheit dieser Säze überzeugen können, welche dadurch nicht widerlegt werden, daß grosse Staaten oft einen gewissen Flor der Manufakturen, durch Verbote der Einfuhr fremder Waaren und durch Prämien der Ausfuhr, in Ansehung der einländischen, aller Schwierigkeiten ohngeachtet, erzwingen. Selbst mit England ist dies gewissermassen der Fal, und dennoch ist dabei zu erwägen, daß in England sehr viele Manufakturen auf dem Lande sich befinden, wo weder übertriebener Luxus herscht, noch notwendige Lebensmittel theuer sind. Ob hohe Taxen, auch bei der vorsichtigsten Einrichtung, in der Folge nicht Schuld sein werden, daß Englands Manufakturen unsere und anderer Nazionen Konkurrenz nicht mehr aushalten können, ist eine andere Frage.

Die spanische Wolle kostet hier jezt 50 Stuiver das Pfund. Die Landwolle 10 Stuiver. Finden Sie diesen leztern Preis hoch, so müssen Sie bedenken, daß wegen der fetten Weide in dem nördlichsten Theile der Provinz Holland ganz ausnehmend gute Wolle fällt.

Die Zahl der Studierenden in Leyden sol sich jezt an 400 belaufen.

Den berühmten botanischen Garten, nebst dem dabei befindlichen Naturalienkabinet, haben wir gesehen, und das ist auch alles, was ich Ihnen bei meiner wenigen Kräuterkentniß davon sagen kan. Auf der Bibliothek sind wir ebenfals gewesen. Der Kustos blieb an der Thüre stehen, und da ich ihn nach ein und andern Sachen fragte, gab er in gebrochenem Deutsch zu vernehmen, daß er nicht

nö-

nötig habe jemanden Red' und Antwort zu geben, der ihn nicht besonders dafür bezahlte. Es ist ganz gewöhnlich hier zu Lande, wenn man öffentliche Anstalten besieht, dem Aufseher, ausser der Taxe, welche gefordert wird, und mehrenteils nur wenige Stuiver beträgt, ein oder ein Paar Gulden in die Hand zu stecken, wenn er zugleich Zizerone sein sol, denn sonst wird einem blos die Thüre geöfnet, aber weder etwas gesagt noch gezeigt. Bei Gelehrten oder Handlangern von Gelehrten solte man indessen mehr Politesse vermuten, und wenn auch wer weiß wie viele Schäze der Litteratur hier zusammengehäuft wären, so würden wir doch bei der Grobheit dieses Menschen ohne weitere Umstände davon gegangen sein.

Von Leyden bis hier sind nur 4 Stunden. Auf dem halben Wege ist der sogenante leydensche Damm, bei einem schönen Dorfe, welches davon den Namen hat, und woselbst ein anderes Schuyt bestiegen wird.

Die angenehmste Spazierfahrt, welche man vom Haag aus machen kan, ist die nach Schevelingen. Wir waren gleich des folgenden Tages nach unserer Ankunft da. Das Dorf liegt auf der äussersten Spize der Duinen, ohngefähr eine Stunde von hier. Eine dreifache Allee von hohen schattigten Linden führt dahin, deren Eingang durch eine Barriere verschlossen ist. Bei der Oefnung zahlt man einen Stuiver vom Wagen, und von dieser Einnahme wird das von Mauersteinen in dem mittelsten zum Fahren dienenden Wege angelegte vortrefliche Pflaster unterhalten. Am Ende der Allee liegt das Dorf, und von einem Altane des Wirtshauses hat man die herlichste Aussicht auf die Nordsee. Die Wellen derselben treiben sich bei der Flut bis an den Hügel, worauf der Gasthof liegt. Der Strand ist beinahe mit Muschelschalen bedeckt, und es begegneten uns einige Karren, welche dergleichen aufgeladen hatten. Gestampft werden sie nicht nur zum Bestreuen der Wege statt des Sandes, sondern auch vorzemlich zum Zement, welcher dadurch seine stark binden-

de Eigenschaft erhalten sol, gebraucht. Nachdem wir eine Zeitlang an der niedersinkenden Sonne und an Betrachtung entfernter oder naher Schiffe, Fischerfahrzeuge u. d. g. unsere Augen geweidet hatten, besahen wir noch beim Zurückfahren den Garten des Grafen von Bentink, welcher ohngefähr auf dem halben Wege zwischen Schevelingen und dem Haag zur Seite angelegt ist, und wohin eine besondere Allee führt. Er ist größtenteils im englischen Geschmack, mit Hügeln, Thälern, Wiesen, Teichen, krummen Gängen, kleinen Wäldchens, Tempeln u. s. w. und ich gestehe gern, daß der Widerwille, den ich bisher gegen dergleichen Anlagen hatte, nunmehr aufhört, nachdem ich diesen Garten gesehen habe. In der That kan nichts geschmacklosers sein, als die mehrsten englischen Gärten, womit sich unsere reichen Landsleute so viel wissen; allein ein Park wie dieser, wo man wirklich die schöne Natur zu sehen glaubt, und immer Abwechselungen, die man gar nicht vermuthete, antrift, hat meinen völligen Beifal. Schade daß dieser vortrefliche Garten nicht noch etwas näher am Meere liegt, oder daß nicht einige Hügel höher angelegt worden, um über die Duinen wegsehen zu können.

Unter andern hiesigen Merkwürdigkeiten habe ich in diesen Tagen auch die vor einigen Jahren angelegte Porzellänmanufaktur besehen. Deutsche sind die Unternehmer, und ihre Firma ist: Lynker und Kompagnie. Ohngefähr 40 Menschen sind bei dieser Manufaktur angestelt, und man versicherte mir, daß jährlich wol für 600000 Fl. in der Levante abgesezt würde. Ich hielt dies, mit Ehren zu melden, für eine ziemliche Aufschneiderei, indessen glaube ich gern, daß diese Waare nur in der Levante Abnehmer finden könne. So wenig in Ansehung der Masse und der Formen als der Mahlerei kan dieses Porzelän mit dem Berliner oder Meißner in Vergleichung gestelt werden, und dennoch

ist es theurer, wie Sie schon aus dem hiebei liegenden Preiszettel urteilen können.

Schon vor Anlegung dieser Fabrik hatte ein gewisser Graf von Gronsfeld eine dergleichen in Weasp, 3 Stunden von Amsterdam, errichtet. Der Unternehmer fand aber seine Rechnung nicht dabei, und gab sie auf. Jezt sagt man, daß sie von einigen Amsterdammer Kaufleuten in der Gegend von Uetrecht zwar fortgesezt, aber auch bald wieder eingehen würde. Das sächsische Porzellän ist hier zu Lande sehr beliebt, das Berliner kennt man aber nicht genug. Von dem erstern hat ein gewisser Kaufmann Reuß in Amsterdam eine Niederlage. —

Herrn Pinto habe ich einigemale gesprochen. Seine Empfindlichkeit darüber, daß man ihn für einen Mietling des englischen Ministerii ausgeben wollen, schien noch nicht ganz verraucht zu sein. Er heißt hier nur der gelehrte Pinto, zum Unterschiede von einem Millionen reichen Negozianten gleiches Namens.

Das hiesige Naturalienkabinet zeigt der Aufseher mit vieler Gefälligkeit, und hält sich mit einer sehr vernünftigen Auswahl nicht bei unbedeutenden Kleinigkeiten, wie dergleichen Leute oft zu thun gewohnt sind, sondern nur bei den sehenswürdigsten Sachen, und bei diesen desto länger, auf. Bessere Kenner als ich versichern, daß es eins der besten in Europa sein sol.

Morgen denken wir von hier nach Rotterdam abzureisen. So bald es Zeit und Umstände verstatten, sollen Sie wiederum Nachricht haben von Ihrem rc.

---

3. Epi=

3.

Epistel

an die Demoisellen R* *, D * * und N * * in H*

Im Nov. 1780.

Was bleibet meinem armen Herzen
Von kaum genoßner Frölichkeit?
Von frohen Tänzen, leichten Scherzen?
Nichts, als der Scheidung volle Schmerzen,
Und meine warme Dankbarkeit.
Doch nein, mir bleibet mehr! Noch schwebet
Mit Lichtgestalt in meiner Brust
Ein daurend Bild, das lebt und webet,
Das süsse Bild von jeder Lust,
Die ich in H * * s Schooß gefunden.
Und wär' ich so ganz freudenleer?
Mich dünket, in den trübsten Stunden
Verlangt der Weise niemals mehr,
Und salbt damit des Mismuts Wunden.
Erinnerung! Erinnerung!
Du bist auch mir, wenn gleich als Weisen
Mich keine Chronikschreiber preisen,
In dieser besten Welt genung,
Wo, wie man klagt, die Freuden schnell,
Das Herz nicht sättigend, verrauschen,
Und gegen Schmerzen sich vertauschen,
Wenn Grillen, ach! in enger Zell'
Aus jedem Winkel grinzend lauschen.

Nein, wenn mein Aug' oft finstern Blickes
Zurück nach dem Vergangnen kehrt,
So denk ich: Warest du des Glückes,

Das du gefunden, warst du's werth?
Ist das Erhebung des Geschickes,
Wenn es dein Unmut so entehrt?
Der Freude Rosen mitzunehmen,
Die Gott uns schon hienieden schuf,
Ist unser wahrester Beruf.
Doch sich auf ödern Pfaden grämen,
Und murren, muß das Herz entweihn.
Du solst dich, selbst bei Uebeln, schämen,
Undankbar gegen Gott zu sein.

Doch kürzlich, als das schwere, dichte
Gewölk am düstern Himmel hing,
Und ich, mit grämlichem Gesichte,
Mit meinem Freunde heimwärts ging;
Als da der Wind mit Wutgeheule
Die Zweige von den Bäumen schlug,
Und Schlossen, wie geschlifne Pfeile,
Uns Wandrern in das Antliz jug.
Indessen unser Fuß, entkräftet,
Sich mühsam aus dem Moore wand,
Der Wanderstab nicht Grund mehr fand,
Und schweigend wir den Blick geheftet
Nur hatten auf den weissen Thurm:
Da wogen wir den kalten Sturm,
Der unerweicht uns allen beiden,
Die Hände, Füß' und Zunge band,
Ach! gegen all die süssen Freuden,
Die unser Herz erst heut empfand.

Und sehr verzeihlich! denn das Herz
Behauptet immer seine Rechte:
Lust ist ihm Lust, Schmerz ist ihm Schmerz,
Den es sich gern versüssen mögte.
Und wenn ein Tag ihm solche Freuden,

Wie H**s Töchter spinnen, spann;
Kan dieses Herz da fühllos scheiden?
Warum erstickt' es auch ein Leiden
Das Menschheit nicht entadeln kan?
Ein sanftes Herz kan ganz es fühlen,
Wenn's lieblichen Genuß entbehrt,
Doch wird, den innern Brand zu kühlen,
Ihm bald ein Labertrunk gewährt:
Es ist der süsse Trost, zu wissen:
Gott giebt dir stets nach seinem Rath!
Er hat von Rosen und Narzissen
Dich weg, und auf dem rauhern Pfad',
Der stolzen Sicherheit entrissen,
Die oft der Tugend Eintrag that.
War dir der Freude Glück beschieden,
Und blieb noch Dein Gewissen rein,
So dank auch Gott für diesen Frieden;
Wer ihn besizt, der kan hienieden
Selbst ohne Glück schon glücklich sein.
Vielleicht führt dich der Vorsicht Wille
Noch öfters solchen Freuden zu;
Wo nicht, so giebt's ein Land der Ruh,
Wo man der Seligkeiten Fülle,
Und nicht der Erde Kummer kennt,
Und wo nun all die edlen Seelen,
Die sich, so lang' ihr Lämpchen brennt,
Hier suchen, aber oft verfehlen,
Auf ewig, ewig nichts mehr trennt.

Selbst jezt noch, da vor meinem Fenster
Die lezten Aster schnell verblühn,
Und, eingehüllet wie Gespenster,
Die Menschen in die Häuser fliehn;
Indeß ein Regenguß vom Himmel
Laut brausend niederstürzt, und weit

Umher der Sturmwind das Gewimmel
Der armen gelben Blätter streut;
Izt, da sich die Natur behende
Dem Tode naht — ein düstres Bild,
Das ach! mich auch von meinem Ende
Mit schauervoller Ahndung füllt:
Selbst izt noch voll Gelassenheit,
Weis ich, bei dieses Wetters Wüten,
Dem Unmut herzhaft Troz zu bieten.
Ich denke nur an jene Zeit,
Als ich noch mit Behaglichkeit
Mit meinem Freund' ein Glück genossen,
Das, in den Strom der Ewigkeit
Mit mancher Thräne hingeflossen.

Gott, der du aller Glück bestimst,
Du führst auch mich auf deinen Wegen
Stets gütevoll dem Glück entgegen,
Und wenn du giebst, und wenn du nimst,
Ist's deine Weisheit, unser Segen!
Dank, Vater, dir für deine Freuden!
Des Himmels Vorschmack ist schon hier;
Und giebst du manchmal Leiden mir,
So dank ich dir für diese Leiden:
Sie führen alle hin zu dir! —

Ihr edlen Mädchen, die ihr mir
Auch lezt der Freuden viele gabet,
Und mich und meinen braven Freund
Der sich im Dank mit mir vereint,
Auf lange Zeit gestärket habet,
Bei * * s Affektazion
Nicht bitter mehr, wie sonst, zu klagen,
Und uns von H * * s besserm Ton
Zur Tröstung etwas vorzusagen,

Das

Das unsern Unmut bald bezähmt,
Auch ihr, ihr edlen Mädchen, nehmt
Dies Denkmal inniger Gefüle
Der Freundschaft und Erkentlichkeit,
Von meinem armen Saitenspiele
Der Wahrheit und der Pflicht geweiht;
Und nun noch meinen Freundessegen! –
Er dünk' Euch auf des Lebens Wegen
Die einzige Glückseligkeit!
„Empfindungsvolle Priesterinnen
Der hohen heiligen Natur,
Geht immerdar auf ihrer Spur;
Der Ruhe Gipfel zu gewinnen,
Braucht's nur der Bibel und Natur!„ —

Ihr sucht nur weislich das Vergnügen
Da, wo es rein zu finden ist,
Noch niemals habt Ihr es vermißt,
Denn seine reichen Schäze liegen
So leicht versteckt! Ein reiner Sinn
Weiß sie auf Höhen, wie in Gründen,
Im eignen Herzen selbst zu finden;
Der Thor nur stolpert drüber hin.
Die Freude blüht Euch auf den Auen,
Und ladet Euch, im Silberschein
Des Mondes, oft am Abend ein,
Zum guten Vater aufzuschauen.
Oft horchet Ihr entzückt dem Schall
Der Schwermutsvollen Nachtigall,
Und wenn ihr Lied so innig klaget,
Ein Seufzer Euch den Busen preßt,
Und Ihr das Athmen kaum noch waget,
Aus Rührung, nichts von Rührung saget,
Dann ist es Euch ein Götterfest! —
Auch wenn der Spätherbst alle Blätter

Von den erstarrten Bäumen reißt,
Und Euch der Wind, das Regenwetter,
In Euren Stuben harren heißt,
Dann schmücket Ihr noch Euer Leben
Mit Freuden, mit Zufriedenheit,
Dann muß des Winters Traulichkeit
Euch süsse Unterhaltung geben.
Und dann — o Klopstock! dein Gedicht
Von Gott, das Gott dir drüben lohnet,
Wo ewig Glück und — Meta wohnet,
Wie herlich, Klopstock, wird dir's nicht
Von einem Herzen hier belonet,
Das du, im Schwunge deiner Lieder,
Hoch bis zu Gottes Thron erhebst,
Mit ihm, an tausend Welten nieder,
In grauser Hölle Tiefen schwebst,
Mit ihm, vom Ort des Jammers, wieder
Zu unsrer Erde dich erhebst,
Wo Aller Mitler, Jesus Christ,
Tief leidet, stirbt, das Grab besieget,
Auf zu der Rechten Gottes flieget,
Nun frommer Freund' Entzücken ist
Und einer ganzen Welt Entsündung —
Wenn dann im Meere der Empfindung
Bei deinem hingeströmten Lied,
Gefühl sich mit Gefühl vereinet,
Das Herz dann aufschwillt, zittert, glüht,
Für Wehmut und für Wonne weinet:
Dünkt andres kaltes Lob dir viel? —
Der grosse Mann hat's ganz errungen,
Das höhre, Palmumkühlte Ziel!
Ihn lohnt des Glaubens Hochgefül,
Das er in Euer Herz gesungen
Auch nach der Lesung eines Viel!
So wißt Ihr innig zu empfinden,

Und prält nicht mit Empfindsamkeit,
Mit zarter Nervenschwächlichkeit
Und Sympathie, den Modesünden
Von unsrer aufgeklärten Zeit,
Und unsern Damen, die nur spielen,
Und kalt beim ewigen Gezier
Von Herzensglut, nie, so wie ihr,
Die ihr nicht schwazt, nur handelt, fühlen.

Mit jeder unschuldsvollen Lust
Die Lebenstage zu bekränzen,
Und, Langerweile unbewußt,
Geht über ihr vom Ernst zu Tänzen.
Der ungeschminkten Freuden Chor
Erwartet Euch, umringt Euch, schwebet
Den leicht gewandten Tänzen vor!
Ihr tanzt ihm frölich nach und gebet
Den kleinsten Gram, wie flatternd Haar,
Den Winden hin, der Freude dar!
Ihr kehrt zurück, und wie erheitert
Ist Euer Geist! wie leicht ist nicht
Das Blut! Wie ist das Herz erweitert
Zu der Erfüllung jeder Pflicht!
So, Theure, schwindet Euer Leben
Nie, nie getrübt von Stolz und Neid,
Von Kleinheit und von Eitelkeit;
Denn Euer einziges Bestreben
Ist die Natur, ist Frömmigkeit,
Von Eurem Frohsein nicht entweiht.
Und Gott, den Euer Thun erfreut,
Woll' Euch den Sinn noch lange geben!

Auch du, mein Herz, auch du folg immer
Dem Beispiel dieser Edlen nach!
Auch dich verblende nie der Schimmer

Von eitlen Modetand! Kein Tag
Sei meinem Leben je verschwunden,
An dem ich nicht mit heiterm Blick
Zurück nach H** sah, zurück
Dahin, wo ich so viele Stunden
Vol froher Herzlichkeit gefunden! —

Ihr Geberinnen dieser Stunden,
Vermehrt noch dieses sanfte Glück:
Denkt manchmal auch an mich zurück. J*.

4.
Vertheidigung gegen Herrn Prof. Lichtenberg.

An den Herausgeber des deutschen Museums.

Otternd. den 21. Dez. 1781.

Sie wollen es also doch wagen mit meiner Vertheidigung gegen Hrn. Lichtenberg? Gut, so bleibt das andere nach. Aber ich warne Sie, Freund. Es wäre doch Schade um den guten . . . — wenn ihn der wizige Tausendkünstler aus Rache in den Mond hineinhexte, und neben dem Manne, der den Kohl auf dem Rücken trägt, mit dem deutschen Museum in der Hand schildern liesse.

Ob ich Ihnen nicht bald meine Vertheidigung gegen Hrn. Nicolai schicken will? Wie gesagt, Freund, ich hätte Lust mich gar nicht zu vertheidigen. Hat er meine Beweise widerlegt? Die Leser des Museums, sagt er, verstehn das nicht; die Sache ist schwer zu entscheiden; ein Rezensent kan sagen was er will ꝛc. Und dann, als ob er gleichwol meine Beweise von der Unwissenheit und Unart seiner Leute widerlegt hätte, versichert er, mein Urtheil sei eine Schmähschrift, und verdreht und schimpft. — Was Sie im Falle meines Stillschweigens fürchten, den Schein, als hätten Sie Hrn. Nicolais Erklärung über meine Verhöre, durch die Aufnahme ins Museum, für eine rechtmässige Gegenwehr erkant, und mich durch dieses

 nicht

nicht unpartheiische Urtheil beleidigt: das können Sie ja durch eine gerade Erzählung, *) wie Sie dazu gekommen sind, vermeiden. Wichtiger finde ich ihre lateinische Vorstellung: Si reticeas, aut superbus, aut obnoxius videaris; quorum alterum est hominis alienae libertatis obliti, alterum suae. Schuldig? das würde ich wol nicht scheinen; aber stolz. Ich muß mich also wol bis zu dem Geständnisse demütigen, daß Hrn. Nicolai's Freiheit sich so weit erstrecke, seinem Gegner bloß Unwarheiten und Schmähungen zu bieten; meine dagegen nicht, diese Schmähungen stillschweigend zu verachten, sondern darauf zu antworten.

Voß.

Nimium risus pretium est, si probitatis impendio constat.

Quinctil.

Ich habe geglaubt, daß es jedem frei stehe, sich gegen jeden Angrif, von wem er auch komme, zu vertheidigen, und daß die Gerechtigkeit des Angriffs und der Vertheidigung nicht nach gelehrtem Ruhme, bürgerlichem Stande, und wizigem Vortrage, sondern einzig nach Gründen beurteilt werde. Einige Gelehrte in Göttingen scheinen dies nicht zu glauben. Ihre seltsamen Ansprüche selbst, und ihre Art sie zu behaupten, machen den unbedeutenden Zwist, worin sie als Oberherscher erscheinen, der Aufmerksamkeit der ganzen freien gelehrten Republik würdig.

Ein kleiner Aufsaz von mir über Homers Ozean im gött. Magazin 1780, 2 St. ward in den gött. Anzeigen 1780, 42 St. auf eine Art angezeigt, die mich erniedrigte und lächerlich machte. Der Rezensent war, wie ich

jezo

*) Der Herausgeber nahm die Erklärung des Herren Nicolai ins Museum auf, ohne sie vorher lesen zu wollen, und glaubte dadurch sowol seine Unpartheilichkeit, als seine Achtung für Hr. N. zu zeigen, von dem er nicht erwarten konte, daß er, mit gänzlicher Vorbeigehung der Sachen, von denen die Rede war, blos seinen Gegner in ein verhaßtes Licht zu stellen suchen würde.

jezo sagen muß, der Herr Hofrath Heyne, der mich bis dahin seiner Freundschaft versichert hatte, und mich nun in eine Lage sezte, wo ich auf keine Weise, ich mochte demütig schweigen, oder als ein freier Mann mich über Unrecht beschweren, ungünstigen Urtheilen entgehen konte. Ich stellte ihm meine Verlegenheit vor, woran er, wie ich glaubte gewiß nicht Schuld wäre: da es ihm weder an Einsicht fehlte, den Gegenstand der Abhandlung selbst zu schäzen; noch, wenn ihm ja die Nebensache der griechischen Rechtschreibung das wichtigste schiene, an edler Denkungsart, um seinem Freunde nicht blos zum Lachen ersonnene Einwürfe zu bieten. Ich bat um eine billige Genugthuung, und wenn mir die nicht werden konte, um Erlaubniß, seine mir mitgetheilten Einwürfe gegen die erasmische Aussprache des η mit meiner Antwort bekant zu machen, weil des Kritikers Scherze keine ernsthafte und wesentliche Antwort verstatteten. Die Erklärung des Herrn Heyne war, wie ich sie nicht erwartete, stolz, höhnend, und noch mehr als das. Ich könte thun, was ich wolte; aber er würde sich auf nichts einlassen. Ich schrieb hierauf meine Anmerkungen zu seinen Einwürfen, und beschwerte mich über die Rezension so, wie ich mußte, ohne sie ihm, der sich nicht entdeckt hatte, aufzubürden. Ehe die Vertheidigung, Museum Sept. 1780, gedruckt wurde, theilte ich sie einigen Freunden von Einsicht und strenger Wahrheitsliebe mit; sie schien ihnen kalt, gerecht und nothwendig.

Hr. Heyne fand es seiner, des Angreifers, würdig, auf meine Vertheidigung nicht zu antworten. Aber sein Kollege, Hr. Lichtenberg übernahm es, meine Vermessenheit im G. Magaz. 1780, 6 St. S. 339. zu rügen: Hr. Lichtenberg, den ich nie beleidigt habe, und von dem ich, für die Einsendung meines Aufsazes in sein Magazin, wo nicht Verbindlichkeit, doch wenigstens einige Nachsicht hätte erwarten können. Doch was Kollegenschaft? Was Verbindlichkeit und Nachsicht? Blos Eifer für Wahrheit drängte den unpartheiischen Mann, meinen Irthum gründ-

gründlich und bescheiden zu widerlegen. Meint man? Hrn. Heynens widerlegten spöttischen Einwurf: daß ich, wie Hără, auch Jăsus schreiben müßte, verwandelte der unpartheiische Mann in eine noch spöttischere Behauptung: daß ich in vollem Ernste, wie der König sein gebena und stehena, den Herrn Jăsus schon vorgeschlagen hätte. Ich stelte diese Behauptung, Mus. Mai 1781, mit meiner Widerlegung des Heynischen Einwurfs zusammen; und jeder sah, Hr. L. hatte sie entweder zum Spaße erdichtet, oder da man so was einem redlichen Manne nicht zutraut, selbst nicht eigentlich gewußt, wovon die Rede war.

Dies ist mein Verbrechen. Ich habe, durch einen öffentlichen erniedrigenden Angrif gezwungen, die erasmische Aussprache des η durch ă, die bisher neben der neugriechischen durch i die einzige war, mit ernsthaften Gründen, fremden sowol als eigenen, gegen Hrn. Heynens Einwürfe vertheidigt, und seine Gründe, womit er seine selbsterfundene Aussprache durch e zu beweisen glaubte, widerlegt. Ich habe mich dann über einen ungerechten Spott, womit Hr. Lichtenberg, ohne Kenntniß der Sache, dazwischen gaukelte, ernsthaft beschwert. Und dafür behandelt mich Hr. Lichtenberg im 3. St. des diesj. Magaz. auf eine solche Art, wovon man schwerlich in den hizigsten Streitschriften der Neulateiner ein Beispiel finden wird. Seine Untersuchung, wie er sie nennt, über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlandes verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe, oder über Beh Beh und Bäh Bäh, hat nicht sowol die Absicht, mir meinen Irrthum wegen des Schöpsenlautes zu benemen, als vielmehr, alle meine Ansprüche auf Verstand, Fleiß, Gefühl, Rechtschaffenheit, gute Sitten, bürgerliches Glück, edle Freunde, ja fast auf Menschlichkeit selbst, mit Einem Streiche zu vernichten.

Irrthum mit Bescheidenheit, sagt Hr. L. S. 478, hätte sanfte Zurechtweisung verdient; aber pedantischer Eigendünkel und Stolz sey vogelfrey. Er wirft mir

vor:

ver: eine kindische Ueberzeugung in einer abgeschmackten Sache, worüber ich auf die ungezogenste Weise selbst die Verbindungen mit Lehrer und Freund vergeße, S. 464. 66.; eine lächerliche Empfindlichkeit, schalen Spott, Eigendünkel, und gänzlichen Mangel an Geschmack und an Gefühl von Convenienz, S. 454; ein stumpfes Gefühl für alles, was anständig ist und schön klingt, S. 473; einen unpolirten, stolzen, kleinstädtischen Schulton, S. 455; eine elende, schulfüchselnde*) Rechthaberei, S. 458; meine ursprünglich griechische Schöpsenseele scheine ehmals selbst am Piräeus geweidet zu haben S. 457; meine Gründe verdienen keine ernsthafte Widerlegung, man müße mir meine Thorheit nur mit Lächerlichkeiten fühlbar machen S. 457; die Obrigkeiten und das Schuldirectorium müßen mich zurecht weisen S. 456. 67; ich sey ein Ungelehrter, der wenig mehr als Griechisch verstehe S. 471; nur die geschmacklosesten Pedanten, um die sich niemand bekümmert, bekümmern sich heut zutage

 (da

*) Hr. L. fühlt selbst, daß in diesem Worte etwas mehr liegt, als ein guter Mann, der blos widerlegen wil, sich wol zu erlauben pflegt. Er protestirt also in einer Anmerkung: er ziele nicht auf meinen Stand, sondern blos auf meinen Eigendünkel, meine stolze Selbstgenügsamkeit, meinen wichtig thuenden Anstand bei den nichtswürdigsten Kleinigkeiten; welche und eine Menge anderer Begriffe mit Einmal auszudrücken, dieses Wort unentbehrlich sei; er würde mein Verfahren so nennen, und wenn ich Kammerherr oder Minister wäre. Mich deucht aber, eben darum, weil jezt dieses Wort auch meinen Stand wenigstens mit treffen kan; so wäre es nicht unbillig, wenn Hr. L. aus Achtung für diesen Stand, dem ich so wenig Schande zu bringen hoffe, als er mir Schande bringt, und der ohnedies wohl an Aufmunterung aber nicht an Kränkungen Mangel hat, lieber den Nachdruck der Sprache aufgeopfert, und meine widerlichen Eigenschaften nicht mit Einem, sondern mit mehreren Worten, die ohne Nebenbegriffe noch immer stark genug wären, bezeichnet hätte.

(da wir ganz andere Leute als Erasmus sind) im Ernst um eine so elende, nichtswürdige, erbärmliche Schulfuchserey, um so ein Recept zu Pfeffernüßen, um solchen Plunder S. 459; die Ahndung solcher Thorheiten gehöre eigentlich für das Theater oder in eine Dunciade; als ein weidendes Schaf müße ich öffentlich mein bäh bläken S. 460; solchen raschen Schulfüchsen müsse man den Schöpsen- und Ziegenlaut, das Bellen der Hunde, den Guckuck, die Pistolenschüsse, und den Pritschen- und Peitschenklang auf den ungezogenen Rücken geben S. 461. Noch nicht genug: denn ich, der Vertheidiger des Erasmischen Lautes, bin nicht blos ein Schulmann, sondern auch etwas von einem Poeten, wie man sagt. Also ist meine Schreibart einfältig und barbenmäßig S. 468. Ich bin auch Uebersezer der Odüßee. Also erstreckt sich meine Gefühllosigkeit wahrscheinlich noch weiter bey meiner Uebersetzung S. 472; diese so gedruckt gehört für die Kunstkammern S. 478; für die Ungelehrten ist sie so wenig, als für die Buchbinder, d. i. niemand wird sie binden lassen S. 471; die Ungelehrten sollten dafür Gellerts Schriften lesen, deren Werth man über jetziger Genieseherey und Geniefiegeley fast verkennt S. 474; man wird meine Odüssee, wenn sie bey jener Wahrscheinlichkeit noch etwas Gutes hat, mit besserer Orthographie nachdrucken, und dann wird Hr. L. sie, troz dem schlechten Papier und Druck, kaufen und lesen S. 472; vor die Exemplare der Gelehrten muß ich von Hrn Chodowiecki ein blöckendes Thier stechen lassen, mit der Ueberschrift: So blöckt Voß, aber nicht für euch! S. 474. Noch nicht genug; denn ich habe auch Freunde, die gleichfalls dem alten Schlendrian durch Gründe etwas abzugewinnen versucht haben. Daher redet Hr. L. von einem Häufchen orthographischer Welterlöser, denen Woltährs Hangriade nicht gefällt S. 467. 468; von reinen Geistern, denen bloß das gesunde gut schmeckt, und bloß

das wahre angenehm klingt S. 469; deren Neuerung wahre Thorheit ist, und von unbändigem Eigendünkel herrührt, und bey deren Fühllosigkeit man ausrufen muß: Mein Gott! wie viel mögen diese guten Leute sonst noch mehr nicht fühlen! S. 470. 471. Auf meine und meiner Compagnie Tadel ist er stolz S. 478; wer uns gefällt, kann unmöglich dem eigentlichen Mann von Geschmack gefallen S. 479. Und weil einer von uns gesagt hat, daß man in Popens Uebersezung Homers den wahren Sinn und die edle Einfalt des Originals vermisse; so bietet Hr. L. unserm ganzen Congresse Troz, daß wir nicht im Stande wären, mit vereinter Kraft — was denn? eine bessere Uebersezung zu liefern? — nein, eine einzige Popische Epistel hervorzubringen, ja nicht zehn Zeilen einer solchen Epistel. Und auch hieran hat Hr. L. nicht genug; denn einige meiner Freunde haben auch Oden gemacht, und sogar geistliche! Da nun aber Leuten von Geschmack selbst ungeistliche Horazische Oden ein Gräuel sind, wenn mans ihnen nicht anschmeckt, daß ihr Verfasser auch Episteln zurichten könne, (G. Mag. 1780. St. 6. S. 345.) so spottet Hr. Lichtenberg: Die ganze vereinte Kraft eines solchen Congresses würde in einer Bravour-Ode und in einem Sturm am Berge schwer und dumpfig verdonnern, oder an Libanons hoher Ceder verrauschen, oder im sanften Silbergewölke dahin schweben: ohne Klang uud Gesang! (Vermuthlich: ohne Reim. Denn Hrn. L. Gefühl hat nun endlich in der Vorrede zum 2ten Jahrgange seines lehrreichen Magazins, entschieden: daß, gleichwie unsrer jezigen Kultur, unserer jezigen Erziehung und unserm Himmelsstrich (großgedruckt!) keine Dichtungsart angemessener ist, als Episteln, Satyren und moralische Versuche, also auch solche Gedichte nothwendig und allemal gereimt sein müssen. Ein unwiderstehliches Gefühl spricht hier für den Reim unendlich stärker, als alles Raisonement der Feinde desselben, die ihn ohnehin bloß deswegen anfeinden, weil sie ge-

gemeiniglich die Kunst ihn ganz zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, nicht verstehen.) Solche Bilder, fährt Hr. L. fort, sind Buchdruckerstöcke Ich sollte denken, solche Oden, deren Quell eigentlich die Backen und Nasenlöcher sind, müßte man herauswürfeln (Oden voll Buchdruckerstöcke aus dem Backen- und Nüsternquell herauswürfeln) können, so wie Marpurg die Menuete.

Nun denkt man, vielleicht wird der Mann doch endlich einmal befriedigt seyn; er wird im Vertraun auf seine unwiderleglichen Gründe, die ihn zu einer so strengen Ahndung berechtigten, mich, wenigstens höhnend, zur Widerlegung auffodern; er wird mir einige Blätter im Magazin anbieten. Nein, selbst die Hofnung, auch nur einen Theil von meiner und meiner Freunde öffentlich geraubten Ehre wieder zu gewinnen, selbst diese lezte, und wenn auch täuschende Hofnung sucht mir der grausame Mann abzuschneiden. Er begint seinen Angriff mit der Versicherung: ich schreibe seit einiger Zeit über so nichtswürdige Gegenstände so geschmacklos, so pedantisch, so ekelhaft, daß jeder, wenn er noch das mindeste Gefühl für das schöne und schickliche hat, bekennen muß: es sey unmöglich eine Seite zu lesen, ohne wider mich eingenommen zu werden. Auch habe ich mich durch diese unerträglichen Aufsätze so sehr in der Achtung von Männern von Geist herabgeschrieben, daß sie jezt nichts mehr lesen, worüber und worunter Voß steht. Und was Wunder? Alles, was sie neuerlich mit diesem Namen bezeichnet fanden, war gemeiniglich ein Gegenstand, der kaum, mit attischem Wiz und Kenntniß der Sitten und Sprache der feinen Welt behandelt, zu einer erträglichen Lectüre zu erheben gewesen wäre, in einem unpolirten, stolzen, kleinstädtischen Schulton vorgetragen, der selbst den erhabensten schänden könte. Ja Hr. L. befürchtet, daß sogar Sein Aufsaz, (so sehr er ihn auch mit attischem Wiz, Kentniß der Sitten und Spra-

che

che der feinen Welt zu würzen gesucht!) schon bloß deswegen ein gleiches Schicksal mit den meinigen haben werde, weil der Name Voß oft darin vorkömt. Welcher Herausgeber einer Monatsschrift wird es nun wagen, mir ein Pläzchen zu meiner Vertheidigung einzuräumen? Welcher Mann von Geist und Gefühl wird meine Vertheidigung lesen? Und wenn sich gleichwohl ein Herausgeber von Mitleid rühren liesse; so droht Hr. Lichtenberg: Ernstlich antworten will er nicht; aber wenns ihm zu nahe gelegt wird, so will er hingehn, und recta den dummen Mond, den Aufseher der Mondsschriften, verklagen. Ein grausamer und feiger Mann, der seinem Gegner nicht nur die Waffen raubt, eh er ihm den Dolch in den Rücken stößt, der sogar mit dem rothen Hahne droht, wenn jemand den Verwundeten, ich wil nicht sagen, vertheidigt, sondern nur bis zu seiner Genesung beherbergt!

Und diese so überdachte öffentliche Beleidigung schien dem Manne noch zu gelinde, wenn er sie nicht auch mit einer geheimen Hohnneckerey gegen Klopstock und mich begleitete. Mir ward im Anfange des Sept. das 31te St. des G. Mag. von der Post geschickt, worin seine Abhandlung über Beh Beh und Bäh Bäh mit eingelegtem Papiere gemerkt, und auf dem Titelblatte folgendes Motto von einer fremden Hand geschrieben war:

Wer viel plaudert, macht sich feindselig; und wär sich viel Gewalts anmaßt, dem wird man gram.
Jäsus Sirach XX. 8.
Von Freunden der Wahrheit.

So behandelt man einen Gelerten, der den ungerechten Spott zwei anderer Gelerten nicht dulden wolte, ohne Nachtheil nicht dulden durfte, der die Kühnheit hatte, das was er für Recht hielt, mit Gründen zu behaupten. Hätte Hr. L. diese Gründe auch von Anfang bis zu Ende widerlegt; so bliebe, deucht mich, sein Verfahren doch immer ein Beispiel der sinnreichsten Grausamkeit, wegen eines verfehlten Buchstabens. Und was wird es, wenn ich be-

beweisen kan, daß Hr. L. mich in keinem einzigen Stücke widerlegt hat? daß er noch jezo nicht einmal weiß, oder nicht wissen wil, wovon die Rede ist? Ich bitte jeden, der richten kan, um die strengste Untersuchung. Denn es gilt hier nicht bloß, wer von uns beiden Recht hat, sondern — so weit hat es Hr L. gebracht! — wer von uns beiden ein redlicher Mann ist.

Die Frage war ehmals, (D. Mus. 1778. Jun. S. 553; 1779 Aug. 163; 1780 März 269.) Soll der Uebersezer Homers oder eines andern altgriechischen Dichters die altgriechischen Namen behalten, oder sie gegen die neulateinischen vertauschen? Soll der edle Odüßeus in dem Gedichte, das von ihm den Namen führt, seinen rechten Namen verlieren? Soll der Sonnengott und der Götterarzt nicht, wie sie die alte griechische Fabellehre nannte, Hälios und Paiäon, sondern nach der neuern griechischrömischen; jener Phöbus, und dieser entweder auch Phöbus oder Aesculapius, soll Vater Zeus nach der Aussprache eines neuern halb griechischen halb barbarischen ausgearteten Pflanzvolks Jupiter oder Diespiter, und Hărä, Poseidon, Häfaistos, Kronos, mit völlig veränderten Namen Juno, Neptunus, Vulkanus, Saturnus heissen? Sol man den Strom Aigüptos in den siebenarmigen Nilus, Libüa in Afrika, Thrinakia in Sicilien, Samă in Cefalonia, Scheria in Corcyra, das apische Land oder Argos in Peloponnesus, und Troja in Phrygien verwandeln? Diese Fragen sind nur nicht sonderbarer, als ob der Uebersezer (ich wil selbst einen lateinischen annemen) eines Gedichts, das auf alte nordische Mithologie gegründet ist, Braga zum Apollo, den Dichterquel Mimer zur Hippokrene, Wodan zum Merkur oder Jupiter, Hertha zur Mutter Terra, Ops und Cybele, und die Zwillingsbrüder Alzes zu Kastor und Pollux umfabeln dürfe. Und wozu denn eine solche Verwandlung? Einige Deutsche, antwortet man, sind auf lateinischen Schulen gewesen, und haben

da

da entweder blos römische Namen gelernt, oder sich wenigstens angewöhnt, die griechischen durch römische zu übersetzen; es würde ihnen Mühe machen, sich nun noch an die griechischen zu gewöhnen. O freilich! dem deutschen Fleisse auch dergleichen zuzumuten! Aber wir köntens ihm ja wohl noch leichter machen, wenn wir die griechischen Helden und Götter mit französischen Namen, die in Deutschland vielleicht noch algemeiner als die lateinischen bekant sind, Telemak, Ulyß, Merkür, Sjüpitär, und die Oerter nach Büschings Erdbeschreibung, Morea, Natolien, Korfu ff. benenten. Denn es komt ja gar nicht darauf an, Homers Gedanken so rein wie möglich auszudrücken, ihm keine Namen, die neuere Kentnisse oder veränderte Begriffe voraussetzen, unterzuschieben, und nicht durch die Bildung dieser Namen den Sachkundigen an ein neueres fremdes Volk zu erinnern, dessen künftiger Wohnsiz Italien, sogar zu Homers Zeit, beinahe noch unentdeckt war. Genug, wenn man nur so ungefär ähnliche Begriffe mit Wörtern bezeichnet, die man schon sonst gehört hat; gesezt, es entstünde auch daraus die kleine Unschicklichkeit, daß Phöbus Apollo in Einem Augenblicke zugleich den Sonnenwagen lenkte, zugleich als Dichtergott die beiden Liebenden in Vulkans Neze begafte, und zugleich als Gott der Arznei für die Kranken sorgte. — Nun denn, sagt der lateinische Deutsche, wo der Unterschied in den Begriffen und Tönen so groß ist, da behalt die griechischen Namen, aber wenigstens für unser Ohr etwas umgebildet, z. E. Helius, Päon, der Strom Aegyptus, Kronus, und zur Abwechselung denn auch einmal Titan (den Nebenbegrif fühlen ja wenige) Sol, Saturnus. Mir fält hiebei jener griechische Geschichtschreiber ein, der nach Lucians Bericht aus Achtung für das griechische Ohr, Saturninus in Kronos, Fronto in Frontis, und Titianus in Titanios verwandelte. Es bliebe, troz der Umbildung, eine widerartige, für den Kenner der griechischen Fabellehre anstössige Mischung, wobei

nicht

nicht einmal derjenige Leser, der nur die römische kennt, sonderlich gewönne. Denn man müste ihm ja die umgebildeten Wörter noch eben sowol erklären, als bei dem Worte Odyssee (oder verlangt man auch Ulyssee und Ulyxee?) die Anmerkung beifügen, Ulysses heisse eigentlich Odùsseus, oder römisch gebildet, Odysses. Gut, antwortet der Lateiner, so laß uns doch wenigstens die Namen römisch, die im Griechischen nur etwas anders lauten: Cyklope, Phäacier, Circe, Penelope, Alcinous, Telemachus und Telemach. Römisch? Dann müßt ihr euch zum Kùklopen, wo nicht gar zum Kokles, zu Fäaben, zur Kirke ff. bequemen. Aber meinetwegen nennt eure Namen, wie ihr wollt. Also doch eine Vermischung? und zwar von altgriechischen und neulateinischen barbarischen Namen? Und wozu? Ihr guten Leute habt für die Rechtschreibung anderer fremden Namen nach einer richtigern Aussprache so viele Nachsicht, daß ihr euch selbst algemein bekante, und selbst ohne Not, in fremde, zum Theil dem Deutschen sogar unangenehme, ja oft ganz unaussprechbare Wörter habt verwandeln lassen, und das in Prosa, wo manchmal selbst das schönere Wort dem bekanteren weichen muß: China, Sina und Schina; Tartaren, Tataren; Tamerlan, Timur; Gingiskan, Dschinkischan; Janitscharen, Jengidscheri; Mahomed, Muhamed, Mohammed und Machmud; Vezier, Wessir; Hegira, Hedschra; Basilius, Wasili; Premislaus, Przemysl; und eine Menge anderer, sogar in Herrn Michaelis Bibelübersezung für Ungelehrte. Ich weiß wohl, daß mancher Schriftsteller, z. E. Herr Niebuhr zu seiner arabischen Rechtschreibung, sehr gute Ursachen hat. Aber ihr habt euch nicht nur das Notwendige, (und das wäre mir schon genug;) sondern sogar das Uebertriebene gefallen lassen. Und bei einer metrischen Uebersezung eines griechischen Dichters, wo das ungewönliche Wort und die ungewönliche Bildung oft selbst des Ungewönlichen wegen

die

die Wahl verdient, und wo Vieltönigkeit und Wohlklang Haupterfordernisse sind, verlangt ihr, um das Ungewönliche, das es für manche Leser auch nicht ist, und für euch und noch mehr für die Ungelehrten auf keine Weise ganz vermieden werden kan, so viel als möglich zu vermeiden, sogar eine Namenmischung, wodurch die römischgebildeten viele unserer Sprache angemessene und schöne Laute, als ai, ei, ů, å, ke, ki, kü u. s. w. und die schönen Endungen os, on und eus verlieren? Ihr, die ihr euch nirgends über die ungewönlichen Wörter Mulciber, Gradivus, Tritonia, Hesperien, Mizraim beschwert, und selbst in Damms prosaischer und nicht nach Wohlklang abgemessener Dolmetschung gleichwol Posidon, Athene, Helios, Kirke, Alkinoos und den Kyklopen geduldet habt? Und doch sind wir bei dieser Neuerung noch weit vorsichtiger, als eure Przemysle, und Jengidscheri. Wir ehren den Sprachgebrauch, wo er über deutschgewordene Wörter zu laut entschieden hat, und sagen nicht Okeanos, Okean, Daimoon, Althär, Profät, Graiken, sondern Ozean, Dämon, Aether, Profet, Griechen; wir mischen dabei nicht fremde Töne (die schon eingeführten Kt, Ps, Mn, Sf, Sk, Ft rc. abgerechnet) in unsre Sprache, nicht Foibos, Dsjefüros, sondern Föbos, Zefüros oder Zefir; wir verwandeln, wenn unsre den griechischen nächsten Töne unangenehm klingen, sie in noch entferntere, mit Rücksicht auf die Verwandlungen der Römer, Faiåken in Faiaken, Seirånen in Sirenen, Helenå in Helena; wir wiederholen in der Prosa der Anmerkungen nur diejenigen griechischen Namen, die im Texte stehn, und lassen die übrigen, wenn sie so bekant sind, als Homer, Herodot, in ihrer gewönlichen Form. Ich bin gewiß, keiner würde über unsere Rechtschreibung, die von drei Klassen Lesern (denn wer weder griechische noch römische Fabellehre kennt, dem wird es wol gleichviel sein, welche Namen er lernt;) nur Eine befremden kan,

die selbst diese Eine andern Schriftstellern, sogar in Prosa, schon weit freigebiger zugestanden hat, und die hier nicht nur der Vortheil der Dichtersprache, der Vieltönigkeit und des Wohlklangs empfiehlt, sondern oft sogar der Sinn notwendig macht: keiner würde über diese so vorsichtig gebrauchte Neuerung gemurrt haben, wenn nicht bei meiner Uebersezung einer pindarischen Ode, wo ich etwas zu weit gegangen war, ein Mann von Heynens Ansehn den Ton angegeben, und mit dem Zuvielen sogar das Notwendige verworfen hätte. Aber Herr Heyne widerrief, noch ehe sein Aufsaz gedruckt war, in einem Briefe an mich seinen ganzen Tadel bis auf einige Kleinigkeiten. „Sie irren sich, schrieb er, wenn Sie glauben, daß ich wider die veränderte Rechtschreibung als eine Neuerung eingenommen sey. Bewahre der Himmel! — Noch mehr, ich habe selbst meine alte Aussprache des Griechischen abgelegt, und die Erasmische angenommen, bin selbst in einigen Stücken noch weiter gegangen, weil ich Grund dazu vor mir sah. Daß Achilleus geschrieben wird, υ durch ü, φ durch f, αι durch ai u. s. w. ausgedrückt wird, daß in der Uebersetzung von Dichtern hierunter noch weiter gegangen werden kann: — alles das sind meine eigene Gedanken auch.„ Für Hrn. Heyne und mich war also schon längst, und seitdem sein Widerruf bekant ist, für jeden, der nicht neue Gründe anführt, die Hauptfrage entschieden: Der Uebersezer Homers darf und muß die griechischen Namen gebrauchen.

Aber diese griechischen Namen, nach welcher Aussprache sol er sie schreiben? Nach der neugriechischen, die Reuchlin einführte? oder nach der verbesserten von Erasmus? Wie sehr jene ausgeartet sei, beweist schon ihr ewiges Gepiep, das oft mit dem Inhalt in sonderbarem Widerspruch ist. Z. B. Il. 2, 209. eilen die Griechen zur Versamlung

Rau=

Rauschend, wie die Wasser des wogendonnernden Meeres;

im Griechischen nach Erasmus Aussprache:

Aechâ, hoos hote kûma polûsloisboio thalassâs;

nach Reuchlins:

I-chi, hoos hote kima polisliesbio thalassies.

Oder noch besser: Odûss. 1, 62. liest Erasmus: Troiâ en eureiâ: ti nû hoi toson oodûsao zeu? und Reuchlin: Tri-i en ewri-i: ti ni hi toson oodisao zew? Herr Heyne sagt also: wir kehren uns nicht an die verdorbene Aussprache der spätern Griechen, an ihr βητα wita; er selbst habe sie abgelegt, und die Erasmische angenommen. Aber, sezt er hinzu, er sey in einigen Stücken weiter gegangen, weil er Grund dazu vor sich sah. Dann macht er die Aussprache des Doppellauts αυ zweifelhaft, und behauptet als etwas nicht mehr Zweifelhaftes: das η sei nicht, wie Erasmus glaubt, â, sondern e ausgesprochen werden: mit Gründen, die mich nicht bewegten, seiner Neuerung zu folgen.

Was macht nun Herr L. hieraus. Bisher habe man, sagt er S. 456, das η wie ih, wie noch jezt in England üblich sey, oder wie eh ausgesprochen, welches allmählich (seit Herrn Heynens Entdeckung) in Deutschland das ih zu verdrängen anfange. Nun habe ich den vergessenen (S. 475.), troz seines Erfinders Erasmus vergessenen Schöpsenlaut â wieder hervorgesucht. Noch mehr, ich habe dies, wegen seiner Häßlichkeit, vergessene â, auf das votum decisivum der Schöpsen an der Elbe, noch schöpsenmässiger, nämlich âh, gebildet. Und dieses âh habe ich so schön gefunden, daß ich ihm zu Gefallen, (S. 457.) von einer zwar sinnreichen, aber wegen des feinen Gehörs der Griechen unwahrscheinlichen Muthmassung, mit lächerlichem Pedantismus, zu moder-

ner Rechtschreiberei übergegangen sei, wodurch eine fast über ganz Europa angenommene Orthographie ohne den mindesten Gewinn geändert werde.

So viel Säze, so viel Unwahrheiten.

1. Die Aussprache des η durch ein langes i war vor Hrn. Heynens Zeit die einzige in Deutschland.

2. Hrn. Heynens langes e fing an, in Deutschland algemein zu werden.

3. Das Erasmische å war vergessen.

4. Der Beweis für å, aus der griechischen Bezeichnung des Schafgeblöcks, gehört mir.

Diese vier Behauptungen sind so unwissend, oder wil man lieber, so frech, daß ich mich schäme, darauf zu antworten.

5. Das deutsche å klingt häßlich. — Die Beweise, das ist, die Widerlegungen, kommen unten vor.

6. Die Rechtschreibung der griechischen Namen, wie sie Hr. Heyne von mir verlangt, ist über ganz Europa angenommen.

Hr. L. ist so schlau, nur solche Namen anzuführen, die auch im Lateinischen sind, als Athen, Hebe rc. Schreibt man denn, nach Hrn. Heynens Vorschlage, auch Helios, Achilleus, Aigüptos, Küklop? Man schreibt Athen, wie man Phöbus, Achilles, Nilus, Cyklop schreibt, nicht weil man glaubt, daß der Grieche so sprach, sondern weil der Neulateiner so spricht. Man schreibt nicht griechische, sondern lateinische Namen. Die Frage aber, ob Homers Uebersezer homerische d. i griechische Namen schreiben soll, ist ausgemacht; man streitet bloß, wie er einige wenige, worin das η vorkommt, schreiben soll: Hårå oder Here. Am Ende seiner Abhandlung bemerkt zwar Hr. L., daß Athånå und Hårå, um populär zu sein, nicht blos in Athene und Here, sondern in Minerva und Juno müsse verwandelt werden. Doch dieses blos im Vorbeigehn! sagt Hr. L.

7. Ich

7. Ich habe das Erasmische â, auf das votum decisivum der Schöpsen an der Elbe, in äh verwandelt.

Dieser Einfall mußte Hrn. L. sehr glücklich scheinen, da er ihn auch seinem geistreichen Almanach für Damen einverleibt hat. Ich kann nicht leugnen, daß es possierlich genug sei, sich den Fall zu denken, daß die Griechen die Göttin der Jugend mit dem jammernden Tone der alten Hämmel Hähbäh angeblöckt haben. Eben so possierlich, als wenn nach tausend Jahren, nachdem jemand den Laut des italienischen au mit der Bezeichnung des Hundegebells in einem alten italienischen Schriftsteller bewiesen hätte, ein zweiter Lichtenberg diesen Beweis durch den schnurrigen Einfal zu entkräften suchte: Also hätte Petrarka seine Schöne wie ein alter Köter: Lauaura! angebellt. Aber Hr. L. wird mir dagegen auch einräumen, daß dieser Wiz auf attische Feinheit nicht sonderliche Ansprüche habe, sondern höchstens wol nur als ein Schwank oder Jux (wie sies nennen) der Musensöhne in dem edlen Lein-Athen so mitlaufen könne. Und auch das nicht einmal. Denn ein braver fideler Pursch erlaubt sich keine Lügen. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Hrn. Lichtenbergs Verstande sich so weit vergessen konte. Denn wenn er aus Unwissenheit auch glaubte, der Schluß aus βη auf â sei meine Erfindung; wo habe ich denn für dieses â den dunkeln Ton der alten Schöpse und ihr langgezognes wehklagendes Geblöck verlangt? Ich habe Mus. 1780. Sept. S. 244. so bestimt als möglich gesagt, daß ich den Ton meine, womit man das französische est und mais, und S. 249., womit man den statt denjenigen ausspricht. Traute er seiner Sache so wenig, daß er, um sein Mütlein zu kühlen, zu dergleichen Behelfen sich erniedrigen mußte? Oder denkt er, unser Publikum sei gutmütig genug, sich selbst an Niederträchtigkeiten zu weiden, wenn man sie nur mit einem launichten Frazengesichte vorträgt? gutmütig genug, dem Lügner Beifall zu klatschen, wenn er nur seinen Gegner mit rascher Spaß-

 haf-

haftigkeit aus dem Felde lügt? — Lügt! Lügner! Verdient eine solche Kleinigkeit so harte Ausdrücke? — Gut, man nenne die Verunglimpfung eines Namens, wie der meinige ist, eine Kleinigkeit. Aber was Herrn Lichtenberg (ich rede mit Leßings Worten) wichtig genug war, darum zu lügen; soll das mir nicht wichtig genug sein, ihm zu sagen, daß er gelogen hat? —

8. Ich habe dem Klange des á, oder vielmehr des erdichteten äh zu Gefallen die Rechtschreibung geändert.

9. Meine Rechtschreibung ist ohne Gewinn.

Jämmerlich! Und dieser Mann, der selbst bei der Angabe des Streitpunktes (es ist unerhört!) neun wissentliche und unwissentliche derbe Unwahrheiten, und keine einzige Wahrheit vorbringt, giebt sich gleichwohl die Mine eines scharfsinnigen und strengen Untersuchers. Hr. Voß, heißt es S. 466., vermischt durchaus die beyden Fragen: Haben die Griechen das η wie á gesprochen? und sollen wir es jezt noch so zu schreiben anfangen, wenn sie es so gesprochen haben? — Die Fragen folgen natürlicher so: Sollen wir (nicht wir alle, sondern wir Uebersezer griechischer Dichter!) griechische Namen gebrauchen? Ja, sagt Hr. Heyne. Nach welcher Aussprache? der neugriechischen, oder der von Erasmus verbesserten? und etwa derjenigen, die man im Lateinischen auch hat, nach der altrömischen oder neulateinischen? Nein, nicht Achilles (sprich Achillees), nicht Eumäus (Eumæus mit dem sehr dunkeln æ) nach der altrömischen; nicht Achilles, Eumäus (Eumeus), Cyklope (Ziklope) nach der neulateinischen; nicht Achillews, Ewmáos, Kyklope (Kiklope) nach der neugriechischen: sondern nach Erasmus Aussprache, deren Töne den altgriechischen die nächsten sind, Achilleus, Eumaios, Küklope. Ja Hr. Heyne geht so weit, daß er sogar den Doppellaut oi, den wir Deutschen nicht mehr haben, beibehalten will: wir sollen Foibos, und nicht mit dem nächsten deutschen

Tone,

Tone, Fobos sagen. Aber das Erasmische au sollen wir, ich weiß nicht, in das neugriechische aw oder französische o: Glaukos in Glawkos oder Glokos; und das ä in e: Athänä, Härä in Athene, Here, verwandeln. Die einzige noch übrige Frage also, wenn man nicht meine und Hrn. Heynens vorige Behauptungen mit neuen Gründen bestreitet, ist diese: Was für ein Recht hat Hr. Heyne, Erasmus Aussprache des αυ au, welches als Doppellaut nicht aw, und als Bezeichnung des Hundegebells weder aw noch o seyn konnte, zweifelhaft zu machen; und was für ein Recht, die Erasmische Aussprache des η ä, die, wenn das neugriechische i offenbar falsch ist, allein übrig bleibt, durch sein neuerfundenes langes e zu verdrängen? Und diese Frage habe ich im Museum beantwortet.

Man verzeihe mir diese Umständlichkeit in Dingen, die sich fast von selbst verstehn. Oder man verzeihe sie Hrn. L., der mich dazu zwingt. Die Widerlegung seiner Einwürfe und Behauptungen wird desto unterhaltender seyn: denn einige passen, wie natürlich, gar nicht zur Sache; und die übrigen sind, wie sie sein können, wenn man sichs so recht eigentlich vornimt, nur zu spaßvogeln. Es scheint sogar darin ein feiner attischer Wiz zu liegen, daß Hr L. gegen seine sehr unsanfte Zurechtweisung, wie sich der Herr Professor auszudrücken beliebt, seine sehr sanften Gründe auf eine angenehme Art abstechen läßt.

I. „Nicht sowohl um jene Mutmassung (daß η ä sei) zu widerlegen, als vielmehr, welches Hr. V. gar nicht einmal gemerkt hat, ihm die Thorheit seiner Rechtschreiberei auf einmal fühlbar zu machen, wurde er gefragt: ob er auch Hr. Jäsus und Amän statt Amen schreiben wolle. Meinem Gefühl nach höchst vortreflich. Wer noch nicht weiß, was das Ridiculum acri etc. des Horaz sagen will, der muß, dünkt mich, in dieser Streitigkeit diese Frage beherzigen.„

Herr Heyne wolte das Erasmische å durch diese Frage nicht widerlegen? Er wolte nur über meine Rechtschreiberei spotten? Auf mein Wort, Herr L., ernsthaft widerlegen solte diese Frage. Seine Gründe für seine Aussprache e folgen (Mus. 1780. Sept. S. 245. 248. 249. 250.) in dieser Ordnung: 1. Der Römer übersezt η durch ein langes e, wie der Grieche dieses e durch η. 2. Von dem hellen é (denn das meint Hr. H.) war der Uebergang zu dem hellsten Vokal i, wodurch die heutigen Griechen das η ausdrücken, leichter, als von dem dunkeln å. 3. Auson redet von einer Verwandschaft des η und e. 4. Wir Deutschen sprechen Jesus und Amen. 5. Die ältesten Griechen schrieben Αϑενε. Diese Gründe sagte mir mein Freund, der übrigens mit meiner Rechtschreibung zufrieden war.

Aber in der Rezension hatte Hr. Heyne allerdings die Absicht, die Thorheit meiner Rechtschreiberei jedem, und, wie Hr. L. sagt, sogar einem so stumpfen Ohre, als dem meinigen, fühlbar zu machen. Und um dieses zu können, dichtete er mir an, daß ich alle, selbst die bekanntesten deutschen Wörter aus dem Griechischen allenthalben nach griechischer Aussprache schreiben wolte, und folglich nach meiner Regel auch Jåsus (so wie Euangelion, Kûriakå, Presbûteros, Graikoi ꝛc.) schreiben müßte. Und diese Lächerlichkeit war denn freilich fühlbar genug, und eine wohlverdiente Strafe meiner Halsstarrigkeit gegen sein liebes e. Auch habe ich mich S. 248. laut darüber beschwert. Wenn der Vorwurf des Lächerlichen nicht blos schmerzen, sondern widerlegen sol, so muß er vor allen Dingen wahr sein. Daß dieses auch Horaz mit seinem Sprüchelchen: Ridiculum acri etc. meine, beweist ein anderes Sprüchelchen von ihm: Ridentem dicere *verum*.

II. „Herr V. theilt diesem Einwurf zu gefallen seine neue Orthographie in eine esoterische und exoterische. Bey den durch Religion geheiligten Nahmen

men behält er das durch den Gebrauch geheiligte e bey; hingegen für die profanen Helden seines Homer, glaubt er, wäre sein profanes ᾰ schicklicher. Ein Beyspiel von elender schulfüchselnder Rechthaberey, dergleichen es wenige giebt.„

Nicht diesem übelwollenden Einwurf, sondern dem Sprachgebrauch zu gefallen, spreche und schreibe ich die fremden deutsch gewordenen Wörter, d. h. die jeder Ungelehrte kennt, so wie mans gewohnt ist, im Verse sowohl als in der Prose: Ozean, Profet, Grieche, Bischof, Jesus. Hieraus folgt, daß der Uebersezer Homers auch diejenigen fremden Wörter, die nicht deutsch geworden, die nur dem Schulgelehrten, dem Kenner der alten Litteratur, geläufig sind, so sprechen und schreiben muß, wie man sie in den Schulen, und bekantlich haben wir lateinische Schulen, zu dolmetschen gewohnt ist? Nicht Hälios, sondern Phöbus, nicht Hárá, sondern Juno? Nein, das sol nicht folgen. Hr. Heyne erlaubt ihm den Gebrauch der griechischen Namen Hälios, Hárá, wie Odüsseus, Poseidon ff. Aber aussprechen und schreiben sol er Hälios und Hárá, wie mans nicht gewohnt ist, wie es Hr. Heyne, ohne daß man recht einsieht warum, gerne zur Gewohnheit machen möchte. Und weil ich seine Erfindung Helios nicht annehmen, sondern lieber die gewöhnliche erwiesene Aussprache Hälios schreiben wil; so sol ich nun zur Strafe auch Jäsus schreiben, und, wie Hr. L. meldet, bereits geschrieben haben. In so natürliche Folgerungen sich nicht finden zu können, sagt Hr. L., ist elende schulfüchselnde Rechthaberei.

Herr Wieland und sein sogenanter Biedermann, die mir bei Gelegenheit der altdeutschen Monatsnamen den Vorwurf des verlezten Sprachgebrauchs zurückschieben, sehn vermutlich schon ein, daß sie sich übereilt haben. Den homerischen Sonnengott Phöbus, und den Helden der Odüssee Ulysses zu nennen, ist nicht deutscher Sprachgebrauch, sondern Gebrauch oder Mis-

brauch der lateinischen Schule. Und so liefe ja die Anführung des horazischen Usus auf ein Wortspiel hinaus. Das kränkende Urtheil über meine unbescheidene Eruption auf Hrn. Rundens bescheidenen Angrif wird Hr. Wieland gewiß bereuen, so bald ihn der Gedanke an sein fehlgeschlagenes Projekt billiger urteilen läßt.

III. Meinen Beweis, daß Hr. L. bei seiner Spötterei über den Herrn Jäsus nicht gewußt habe, wovon die Rede war, widerlegt Herr L. folgendermassen: „Wer nur das mindeste Gefühl für wahre Wissenschaft hat, muß in einem Augenblick sehn, daß von einer elenden, nichtswürdigen, erbärmlichen Schulfüchserey die Rede war, einer Sache, um die sich heutzutage nur die geschmacklosesten Pedanten im Ernste bekümmern —" und so bis auf die andere Seite hinüber geschimpft.

Herr L bedenkt unter andern nicht, daß nicht ich, sondern Hr. Heyne über die Erasmische Aussprache des η Streit angefangen hat; daß eine ernsthafte Untersuchung einzelner Punkte, kleiner und grosser, eine sorgfältige Bereitung der Steine und Ziegel, die jeder für sich keinen Wert haben, notwendig ist, wenn man dauerhafte Werke aufführen wil; und endlich, wenn selbst die Art des Gegenstandes, das Grammatische, deswegen, weil es weniger, als eine Lambertische Betrachtung über das Weltgebäude (oder etwa auch eine Lichtenbergische über die Mondflecken und den Saturnusring) zu der eigentlichen Beschäftigung des vernünftigen Menschen gehört, ganz bis zum Vogelfreien verachtet sein sol, daß er nicht nur meine unbedeutende Scholiasterei, die mir auf dem Wege zu einem, selbst von ihm nicht erkanten, edlen Zweck, der Verdeutschung eines sehr menschlichen Gedichts, abgezwungen ward, sondern das ganze Amt eines Professoris Eloquentiae et Poëseos in die Acht erkläret hat. Das sind Herren! Sie fangen Lärm an, indem sie die Meinung eines andern nicht mit Gründen bestreiten, sondern blos durch Verdrehungen bis zum Lächerlichen herabsezen.

Und

Und wenn sich der lächerliche Sonderling vertheidigt, wenn er beweist, daß man nicht frank und ehrlich zu Werk gegangen sei; so entschuldigen sich die Herren Angreifer, eine so nichtswürdige Sache verdiene keine ernsthafte Untersuchung. Wer in dem allergeringsten Dinge, sagt Lessing, für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

IV. „Eine unbesonnene kindische Neuerung, durch die sich Deutschland bey allen Nachbarn lächerlich machen würde, wenn diese Nachbarn nicht schon wüßten, wie wenig sich der bessere Theil von Deutschland um diese Neuerer bekümmert. — Hätte Hr. V. so etwas in England ꝛc.„

Weil uns doch Hr. L., auch wo wirs am wenigsten erwarteten, so gern an England erinnert; so muß ich ihm sagen, daß selbst ein Engländer diese unbesonnene kindische Neuerung sogar in Prosa versucht hat. Die Gründe eines Engländers, ja die werden sich hören lassen! Ein Kenner, wie Hr. L., wird leicht berechnen, wie viel Schwierigkeiten der englische Sprachgenius mehr, als der deutsche, der Ausführung in den Weg legt. — Better Days may perhaps come, when the Greek language will be in greater repute, and its beauties more admired. As I am principally indebted to the Grecians for intelligence, I have in some respects adhered to their Orthography, and have rendered ancient terms as they were expressed by them. Indeed I do not see, why we should not render all names of Grecian original, as they were exhibited by that people, instead of taking our mode of pronunciation from the Romans. I scarce know any thing, which has been of greater detriment to ancient history, than the capriciousness of writers, in never expressing foreign terms, as the were rendered by the natives —,

Bryant's New System, or Analysis of ancient Mythology etc. in the Preface.

V. „Die Ahndung einer solchen Thorheit gehört für das Theater oder in eine Dunciade. — Und so muß man solche Neuerungen behandeln, von deren Nichtswürdigkeit schon dieses ein hinlänglicher Beweis ist, daß sie jeder Knabe unternehmen konnte, und kein gesetzter Mann unternimmt. Warum?„

Und von der Nichtswürdigkeit einer solchen Art zu beweisen und seinen Gegner zu behandeln, ist schon dieses ein hinlänglicher Beweis, daß sie jeder Spaßvogel unternehmen könte, und kein guter Mann unternimt. Warum?

VI. „Es ist schon lächerlich, über die Töne eines noch vorhandenen nahen Volkes zu streiten, wenn der Streitende weder selbst in dem Lande gewesen ist, noch auch einen Menschen, der da war, gesprochen hat; wie viel mehr, über die Töne der alten Griechen, die um hunderte von Meilen und um tausende von Jahren von uns entfernt sind.„

Also wars lächerlich, daß Erasmus die algemeine Aussprache des Griechischen mit Gründen bestritt; weil er ja unter andern nicht wissen konnte, ob die altgriechischen Schafe nicht wi wi geblökt haben? Dann trift der Tadel Hrn. Heyne mit. Oder meint Hr. L. nur, es sei lächerlich, die einmal nach Gründen verbesserte Aussprache jezt noch durch neue Grübeleien meistern zu wollen? Dann trift der Tadel niemand anders, als Hrn. Heyne, der die verbesserte Aussprache ä durch sein e zu verdrängen sucht. So blindlings flunkert der Mann mit seinem Spießchen herum! Ich muß also wol Erasmus, Hrn. Heynens und mein Recht, mit Gründen über die altgriechische Aussprache zu streiten, gegen Hrn. Lichtenbergs Gründe, womit er dieses Recht bestreitet, vertheidigen?

Den Gegensaz: schon und wie viel mehr, wollen wir fürs erste abrechnen. Wer eine noch lebende und nahe

he Sprache nicht selbst gehört hat, für den ist sie so gut, als eine todte und entfernte. Also durch Gründe läßt sich für die Töne eines Volks, das man nicht selbst gehört hat, nichts ausmachen. Warum?

VII. „Der Ursachen hievon sind sehr viele. Ich will nur einige anführen. Die Töne waren eher als die Zeichen; und als man zu schreiben anfing, so bezeichnete man nicht alle, das konnte man nicht; sondern Intervalla, die jedem Ohre merklich waren, wurden nur bezeichnet; eine Menge von Tönen ging leer aus, und mußten sich mit dem Zeichen des nächstverwandten begnügen. Bediente sich nun gar ein Volk der Zeichen eines andern, so entstunden wieder neue Abweichungen, und konnte man eine von beyden Sprachen lesen, so konnte man deswegen nicht gleich die Töne der andern treffen. Z. E. das u in but, much, such, das der Engländer Fremden abbergte, bezeichnet nicht ganz den Ton, den es bey diesen Fremden bezeichnete, sondern nur das Hörbarste des englischen Lautes, welches hier nicht einmal u ist.„

Den Saz: Man bezeichnete Anfangs nur die hörbarsten Haupttöne: habe ich selbst gegen Hrn. Heyne behauptet. Die ältesten Griechen bezeichneten die Töne e und ä auch ei mit ε, so wie das helle und dunkle o (wir haben nur das erste) auch u gemeinschaftlich mit ο. Aber schon frühe fand Simonides oder ein anderer zwischen diesen gemeinschaftlich bezeichneten Tönen noch einen so merklichen Unterschied, daß er nicht nur ei und u durch hinzugesezte Buchstaben ει und ου, sondern ä und das lange o mit geründetem Munde sogar durch neue oder so gut als neue Zeichen η und ω, von dem kurzen hellen e ε und dem kurzen offenen o ο, absonderte. Der Unterschied zwischen ε und η muß also wol nicht geringer als zwischen ε und ει gewesen sein, da ihn zu bezeichnen eine so wichtige Neuerung (man denke sich das Geschrei, wenn Klopstock sogar einen neuen Buchstaben vorgeschlagen hätte!) vorgeschlagen

gen und angenommen ward. Denn daß es dem Verbesserer nicht blos um die Bezeichnung der Länge und Kürze zu thun war, beweisen α, ι und υ, die er gleichzeitig ließ.

Ferner die zarten Abstufungen jedes Hapttons, ob und wo das griechische å sich mehr oder weniger dem a oder dem e oder gar dem ô (oå) genähert habe, kurz, das Feine der Aussprache zu bestimmen, wäre freilich eine lächerliche Unternehmung. Aber wer anders als Hr. Heyne unternahm es denn? Wer anders hatte die Kühnheit, zu sagen: „Von η getraue ich mir zuversichtlich zu behaupten, daß es nie wie å ausgesprochen worden ist: Håros hat man nie gesagt!„ Und mit welchen Gründen? Mit Gründen, deren er sich selbst schämt! Daß indessen das η dem Hauptton e niemals näher als dem Hauptton å gelautet habe, wird dadurch wahrscheinlich, weil sonst der Verbesserer nach seinen Grundsäzen auch das ε zur Bezeichnung des nun vorschallenden langen e würde zweizeitig gelassen haben. So hatten sie gar kein langes e? Ich sage nur: Wir könnens nicht beweisen, so wenig, als daß ihr ω manchmal auch das dunkle französische *au* bezeichnet habe. Und könten wirs, so wissen wir doch nicht, wo? Der Uebersezer kan nichts weiter, als die hörbarsten Haupttöne der Griechen nach der wahrscheinlichsten Bestimmung, mit den nächsten deutschen, oder wenn diese in ihrer Verbindung übel lauten, mit den nächstfolgenden auszudrücken. —

Endlich hat der Engländer seine Zeichen geborgt, nicht um seine jezigen, sondern um seine vormaligen Töne zu bezeichnen. Wenn also Herr L. die Unbestimtheit der altgriechischen Bezeichnung, die nur zwischen halben Tönen schwebte, bis zu dem Schwankenden der neuenglischen, welches sich über ganze Haupttöne und mehr als einen erstreckt, ausdehnen will; so kann ich nicht glauben, daß es ihm Ernst um die Wahrheit sei. Denn hier zehn die Zeichen vor den Tönen her. Such ist die Trümmer

mer des ehmals ausgesprochenen sulch, sulk, suslike; in Chalk ist noch das l aus Kalk, aber bedeutungslos. Und Zut ist das alte aussen (buten); unsre jezigen Wörter für den Begriff but zeigen noch eine Absonderung an: ausser, allein, sondern, und aber, (für sed) von ab, abe. Die heutigen Engländer schreiben noch der Etymologie aller der Sprachen, die der Teufel in seinem Topfe kochte, um die englische abzuschäumen. Die alten Griechen hingegen (ich habe nichts mit den Zeiten zu thun, da ihre Töne almählich zu piepen anfingen:) schrieben weder ausländische Etymologie, denn fremde Namen wurden sogar umgebildet: Ηρακλεος, Καρχηδων; noch einheimische: αργος zum Unterschiede von αεργος, κατβαλε sprich καββαλε, στοζω, κρυβτο κρυβτον, τετυφμαι, νυκτς wegen νυκτος, συγε etc. sondern blos nach der Aussprache, und dies so sehr, daß sie ihrentwegen sich die stärksten Neuerungen gefallen ließen. Es ist möglich, daß z. E. Ihr υ bald höher bald tiefer schallte; möglich, aber unbestimbar. Allein Ihm deswegen die Vieltönigkeit, die die altenglischen Zeichen u, ou und ow in der neuenglischen Sprache haben, andichten wollen, kan man nur zum Spaß.

VIII. „Auch blieb die Zunge dem Zeichen nicht getreu; denn da es in allen Sprachen eine Menge von Tönen giebt, die nicht in der Vokalenleiter vorkommen, auch nicht einmal durch Verbindungen von zwey Vokalen ausgedrückt werden können, wo also der wahre Laut auch nicht geschrieben wird, da mußten nothwendig bei einem etwas ausgebreiteten Volk, wenn es gleich sein Abc auf einerley Weise aussprach, Abweichungen in der Aussprache der Wörter entstehen. Daher der Provincialton in allen Ländern. Z. E. Unser e und ä bezeichnet in einigen Wörtern weder e noch ä, sondern Zwischenlaute, die wir gar nicht bezeichnen können: daher drückt keine Provinz den wahren Ton aus, wenn die eine videre, sehen, die andre

sch-

sähen, und wiederum die eine serere säen, die andre se=en ausspricht. „

Wir können also aus einerlei Zeichen nicht einerlei Töne und aus verschiedenen nicht verschiedene folgern, weil die mangelhaft bezeichneten Töne in jeder Provinz ausarten. Aber die griechischen Provinzen schrieben ja diese ausgearteten Töne, so bald sie sich andern Haupttönen, und nur von diesen ist die Rede, näherten, mit den Zeichen dieser andern. Warum also bürdet Hr. L. den Griechen eine Rechtschreibung auf, wie die mönchischdeutsche mit ihrem ä, äh, e, ee und eh, die sogar seine landschaftliche Aussprache sähen und seen beschönigen kan?

IX. „Hr. R. Voß, dieser decisive Uebersetzer der Töne eines nicht mehr existirenden Volks, geräth selbst schon bey der Tonübersetzung der Engländer, wovon er täglich ganze Dutzende auf der Kaye zu Hamburg sprechen könnte, in die lächerlichsten Fehler, da er Portsmouth durch Portsmaut ausdrückt. Das th sey ihm geschenkt, weil ers bettelt, aber das ou durch au ist abscheulich.„

Um mir dieses zu sagen, verdreht Hr. L. meine Worte. Wo habe ich behauptet, daß der Engländer sein Portsmouth völlig so, wie der Deutsche sein Portsmaut, ausspreche? Ich meine nur, unter den deutschen Tönen haben wir keine, die der englischen Aussprache näher sind. Dies meint auch Hr. Büsching, Volz u. a. da sie Portsmouth Portsmaut bezeichnen.

X. „In den ungezogenen Noten zu dem auf die ungezogenste Weise bekannt gemachten vertraulichen Briefe des Hrn. Hofr. Heyne sind alle Verbindungen mit Lehrer und Freund eben so kindisch als niedrig vergessen worden.„

Ich habe keinen vertraulichen Brief bekant gemacht, sondern aus einem Briefe, wovon Hr. L. nicht wissen kan, ob er vertraulich oder nicht vertraulich sey, Hrn. Heynens Gedanken über die griechische Rechtschreibung und seine Grün-

Gründe für η e. Oder glaubt er, diese sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nur einem Busenfreunde unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut werden durften? Und Hr. Heyne solte, als mein ehmaliger Lehrer und guter Freund, ein Recht haben, ohne Gründe mich, wie Hr. L. behauptet, öffentlich lächerlich zu machen; und ich nicht einmal die Freiheit, seine mir vormals genanten Gründe anzuführen, und ernsthaft zu widerlegen? Selbst da nicht, als Hr. H. es auf meine Anfrage nicht verbot, und unter welchem Vorwand auch wol verbieten konte? Ich solte demütig kriechen und mitlachen, weil der Mann, der das Gelächter über mich erregte, sich gleichwol meinen Freund nante? Ich solte nicht anders denken als er, und meine Gedanken nicht verteidigen, weil ich ehmals ein Paar seiner Kollegien angefangen oder halb ausgehört, und, wie aus manchem alten und neuen Buche, dies und jenes gelernt habe? Darum, blos darum ist und bleibt er mein Lehrer, auch da noch Lehrer, wo ich nichts von ihm gelernt habe? Ja sogar noch alsdann, wann dieser Lehrer, wie ich bewiesen habe, daß bei meiner Abhandlung vom Ozean geschehen ist, nicht unbedeutende Dinge von mir lernt, darf er mich dennoch mit seiner ganzen herabsehenden Würde als einen Schüler, und noch mehr, als einen sonderbaren und lächerlichen Schüler, vor ganz Deutschland behandeln? Wer hat angegriffen, und wie? Wer sich verteidigt, und wie? Wer hat die Verbindungen eines Lehrers, der seinen Schüler mit Gründen belehren, und eines Freundes, der seinen Freund wenigstens nicht ohne Gründe öffentlich hönen muß, vergessen? und nicht einmal in der Hize des Streits, sondern beim kalten Angrif? Es thut mir wehe, daß ich durch Hrn. Lichtenbergs so ernsthafte Beschuldigung zu dieser Nothwehr gezwungen werde: Hrn. Heyne, den ich ehmals werthschäzte, als meinen Rezensenten zu nennen. Nun untersuche jeder, und frage sich, wie er möchte gehandelt haben, und wie er

be-

behandelt zu werden wünsche. Und selbst bei dieser Nothwehr thu ich noch nicht, was ich kan, sondern nur, was ich schlechterdings muß. — Ich trau es Hrn. Heyne zu, daß er jezt seinen Angrif gerne zurücknähme. In der 32sten Zugabe zu den diesj. gött. Zeitungen verwandelt er seine damalige Behauptung in eine sehr bescheidne Mutmassung: das η scheine einen dunkeln (er meint hellen) Laut, etwa wie ein französisches é, gehabt zu haben, und von dem Laute ö (ich habe e und ö widerlegt) sey nie die Rede gewesen. Auch statt des lächerlichen Beweises von Jäsus, womit er mir jene Behauptung aufdrang, redet er nur von einer, selbst in den G. Anz. (ich weiß nicht wo) ehemals gemachten Bemerkung, die zwar auch für sein é nichts beweist, aber doch ernsthaft ist: da η ehemals durch ε geschrieben worden, so müsse die Aussprache von beyden verwandt (so nahe verwandt wie ε und ει) gewesen, und folglich η, so wie auch die alten Grammatiker es lehren, als ein langes e ausgesprochen worden seyn. Aber wenn Hr. Heyne sich selbst seines Angrifs schämt, warum widerruft er ihn nicht mit edler Freimütigkeit? Warum duldet er, daß ich, für meine abgezwungene gerechte Verteidigung, von seinem Freunde und Nachbar Hrn. Lichtenberg nun zum zweitenmale so unwürdig behandelt werde? Warum erklärt er nicht öffentlich seinen Unwillen, daß ich der Beleidigte, weil ich die Gerechtigkeit anrief, diese freie Gesinnung, durch die überdachtesten Versuche eines Wizlings, auf meinen guten Namen, meinen Stand, meine Talente, meine Redlichkeit, ja selbst auf die Ehre meiner Freunde, büssen sol?

(Dies schrieb ich im September. Seitdem ist meine Hofnung, daß Hr. Heyne mit dem Edelmute eines Addison erscheinen, und meine Unschuld gegen seinen unwürdigen Anwald in Schuz nehmen würde, ziemlich gesunken. Er ist von diesem Edelmute so weit entfernt, daß er sich sogar über Billigkeit und Anstand hinwegsezt. Im 43.

St. 1781. der göttingischen Anzeigen, worüber Hr. Heyne die Aufsicht hat, wird die unrümliche Schuzschrift des göttingischen Professors, Hrn. Lichtenberg für Hrn. Heyne, nicht nur dem Titel nach, und ohne Misbilligung, selbst ohne Misbilligung des Tons, angezeigt, sondern mit sichtlichem Behagen ausgemerkt; und, was alles vollendet, fünf der frechsten Unwahrheiten werden, unter Hrn. Heynens Aufsicht, — mit einem sophistischen Schleier bedeckt? zu Wahrheiten gedeutet? — o gar nicht! mit unverschleierter Frechheit wiederholt. Hier ist die Rezension:

„Zulezt der Concipient des neuerlichen Sendschreibens an den Mond, über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe ꝛc. auf Anlaß der zuversichtlichst behaupteten Entdeckung eines Neuern Deutschen über die Aussprache der Alten Griechen, der die heidnischen Nahmen nach seiner Meynung richtig, die christlichen aber falsch ausgesprochen wissen wollte, der Portsmouth durch Portsmaut, und Hebe durch Hähbäh mit gleicher Zuversichtlichkeit ausdruckte et s. p „

Was? Die Aussprache ä habe ich entdeckt? Und nicht Hr. Heyne ist der Neuere Deutsche, der das längst entdeckte, längst behauptete und erwiesene ä für die Altgriechische Aussprache einen halben Ton zu dunkel fand, und sein erhorchtes unerwiesenes helleres e mit solcher Zuversichtlichkeit und Wärme behauptete, daß er sogar — verfolgte? Ich wil Hälios darum mit ä, und Jesus darum mit e schreiben, weil jenes ein heidnischer, und dieses ein christlicher Name ist? Ich habe die englische Aussprache von Portsmouth durch Portsmaut, und die griechische von Ἥβη durch Häbä völlig bis zur feinsten Feinheit auszudrücken geglaubt? Ich habe sogar Hähbäh geschrieben? Und diese Verleumdungen schließt man mit Und so weiter, wodurch man auch die übrigen Aussprüche des Hrn. Lichtenberg zu Aussprüchen vom Richterstule

der Societät erhebt. — Das hat aber Hr. Heyne doch nicht gethan. Laß den Rezensenten es verantworten. — Der Rezensent hat es unter Hrn. Heynens Aufsicht gethan, und der Wirt, der in seinem Hause, es sei Gästhof oder Kneipschenke, sein Eigentum oder ihm nur zur Verwaltung anvertraut, wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.)

XI. „Die Römer schreiben Ἑλενα mit ihren Buchstaben Helena, und Ἡβη (wegen Ἑλενα solte es wol Ἡβα heissen:) Hebe, also ἐ und ἠ beydes durch He, da sie doch das ae hatten, Haebae zu schreiben. Aber die Lateiner lasen ihr e auch zuweilen, wie ae, sagt Hr. V.„ (Wie ä, sagte ich, und bewies es; ihr ae war noch dunkler als ä, vielleicht der dunkle englische Laut mit vortönendem a.) „Aber wie konnte denn ein Anfänger den Ton in diesen Worten treffen, daß er nicht Hälena las? (Die übrigen Späßchen übergeh ich.)

Eben so kan ich auch die Vieltönigkeit des deutschen e und des altgriechischen ε bestreiten. Wie kan bei uns der Anfänger in Gebet (Gebät) und gebet (gäbet) den rechten Ton treffen? Und wie konte vor Simonides der griechische Anfänger unterscheiden, wo das ε e oder ä oder ei sein solte? Also wird und ward e und ε immer auf einerlei Weise, und zwar, das versteht sich von selbst, immer wie ein helles e gelesen.

XII. „Die Griechen übersetzen das hebräische Tsere, das der Herr Ritter Michaelis wie e liest, durch η.„

Also lasen die alten Hebräer ihr Tsere völlig so, wie der Neuhebräer, Herr Ritter Michaelis? Auch war das griechische η nicht blos der nächste, sondern der selbige Ton, und folglich e, das nämliche e, das Hr. L. mit eigenen Ohren aus dem Munde des Herrn Ritters Michaelis gehört hat? Hr. L. frage doch den Hrn. Ritter Michaelis, was denn aus Mescheh Μωυσης, Jizchaak Ισαακ, Jehoschüa Ιησους folgt?

XIII.

XIII. „Nun macht man uns auch unsre lateinische Aussprache verdächtig, und hat würklich, wie ich merke, so etwas von einem Knähjus Pompähjus im Sinn.„

Ob der Römer Knejus oder Knäjus (das äh hat mir Hr. L. angedichtet) gesprochen habe, läßt sich nicht entscheiden; denn sein e bezeichnet beide Töne. Ist sie denn nicht verdächtig, unsre lateinische Aussprache? Sagte der Römer würklich Zesar, und folglich der Grieche auch? Beyde auch Zirus, Ziros, statt Kyrus, Küros? Auch Zirie eleison, statt Kürie eläison? Es ist lustig, wenn ein Kurzsichtiger oder Uebersichtiger die Butter statt der Kaze vom Tische schlägt, und dann noch spottet, daß andre nicht auch blinzen. Der Schlag trift Hrn. Heyne, der Mus. 1778. Jun. S. 554. unsre lateinische Aussprache barbarisch nannte.

XIV. „Dafür daß unsre Nachkommen sich bey ihrem äh eben so stehn, wie wir uns beym e; die Nachkommen, die beym e sich eben so gut würden gestanden haben, als wir; dafür sollen wir uns den thörichten Zwang anthun, uns an neue Zeichen zu gewöhnen? und das dem Gebrauch aller Völker zuwider?„

Ich weiß nicht, wie genau andre Völker Homers Gedichte übersezen können, ob sie den Sonnengott anders als mit seinem neuen Namen Föbus benennen dürfen. Eine genaue deutsche Uebersezung erfodert homerische Namen. Hierbei hat man unter zwei Aussprachen die Wahl, ob man Hälios oder Hilios schreiben soll. Helios ist unerwiesen. Was meint denn nun Hr. L.? Er glaubt für Hrn. Heynens Helios zu streiten, und streitet für Föbus, den wir beide verwerfen.

XV. „Da es nun in allen Fällen Bücher in Menge giebt, wo diese Namen so geschrieben sind, wie diese Neuerer sie nicht schreiben, so muß ich beide Arten zu schreiben kennen; welches, wenn man aus Leib und Seele besteht, einem so leicht nicht wird,

 als

als den reinen Geistern, die solche Erfindungen machen. Einigkeit ist in der That alles, was man bey solchen Dingen suchen muß, ja selbst mit einigem Verlust der strengen Wahrheit. Dieses, ihr müssigen Neuerer, heißt Weisheit und Christenthum.„

Der Seitenblick auf den müssigen, unweisen, und unchristlichen Neuerer Klopstock geht mich nichts an. Wenn es Hrn. Lichtenbergs Leib so schwer findet, zu den ihm bekannten Namen des Dichtergottes Föbus, Febo, Febüs und Fibos iezo noch den griechischen Namen Föbos, und zur Bezeichnung des homerischen Sonnengottes, der nicht Föbus war, noch den Namen Hälios zu lernen; so lasse sein Leib den deutschen Homer ungelesen, und spreche unsern Seelen nicht gleich Vernunft, Religion und ewige Seligkeit ab, wenn wir nicht Lust haben, dergleichen Leibern die Wahrheit aufzuopfern.

XVI. Am Ende wirds gar arg; denn da beweist Hr. L., daß das ä überhaupt ein häßlicher, elender Laut sey, den die Sprachen ohne Verlust des Wohlklangs entbehren könnten. Beweist es? Nein, sein eignes Gefühl versichert es uns, und wer nicht mitfühlt, ist ein Schulfuchs. Wenn Hr. L., der an heeben gewohnt ist, häben hört; so wird er verdrüßlich. (Und doch sagt er sähen st. sehen?) Aber umgekehrt: wenn einer statt schwäben und läben, schweeben und leeben sagt, so klingt es ihm zwar fremd, aber nicht unangeneem. Hr. L. hat eine Actrice gekannt, die so sprach, und sie fand würklich schon Nachahmer. Auch affektirte Meedchen pfleegen das ä zu einem reinen ee zu erheeben, denn die Hexen wissen wohl, daß es den schönen Mund unendlich mehr ziert, als das Schöpsen-ä mit dem fallenden Unterkinn. Ja was noch mehr, selbst ein Engländer, der doch in seiner Sprache an einen Ueberfluß der dunkelsten Schöpsentöne, weit dunkler als unser ä, gewöhnt war, selbst dieser sprach in Hrn. Lichtenbergs Lehrstunde das Wort Leben nicht Läben, sondern erst Liben nach seiner Mundart, und

als

als Hr. L. den Kopf schüttelte, Leeben; ja er scheemte sich sogar, Läben zu sagen. — Der Dauß! — Auch die zierlichen Meedchen in England verwandeln ihr dunkles, nahe an a grenzendes ä, sehr häufig in das hellere menschliche ä — Ey, so wäre ja dies ä, das wir Deutschen nie anders als hell aussprechen, wohl gar noch schön? — Nein, sagt Hr L, ich habe nicht Häbä, sondern Häh=bäh! vorgeschlagen, und dabey denke er nicht an das schönste Meedchen im Himmel, sondern an eine Dama Leonarda in Gil Blas Räuberhöhle. Eeben des Wohlklangs weegen sagen wir sogar blöcken für bläken und Schöps anstatt Schähps. Und man geebe nur Acht, auch über das Französische (hier ist wieder ö aus ä, wie Schöps aus Schähps) wird sich Hr. L. heermachen, und unbekümmert um Einigkeit den weisen und christlichen Befeel ergehn lassen: Man verwandle künftig alles Schöpsen=ä in ein reines menschliches ee, und spreche Melpomeen, Atheen, Omeer und lö ßeleebr poeet frangßee Meetr Wolteer! Und wenn einer sich die Freiheit nimt, das ä in der gewöhnlichen Aussprache dieser Wörter nicht so gar unmenschlich, sondern vielleicht noch schöner als das gehäufte ee zu finden; gleich wird der weise und christliche Herr ausrufen; Schweige du still mit deinem stumpfen Gefühl für alles, was anständig ist, und schön klingt!

XVII. „Doch ich werde müde.„ (Ja das merken wir.) „Wenn Herr Voß sein bä nach denselben Regeln beurtheilen will, nach welchen er Hrn. Prof. Runde's (*man* sagt Rundens*)) Vorschlag beurtheilt hat, so

*) Herr L. scheint dergleichen Freiheiten gegen die Sprache zu lieben, z. E. ausdrucken st. ausdrücken S. 456. 464. 465. eingebildet st. einbilderisch S. 464. Intervalla, die . . ., wurden nur bezeichnet, st. nur Intervalla, die . . . S. 461. u. s. w. Merkwürdig ist es, daß ausdruckte statt ausdrückte auch in der gött. Rez. des Lichtenbergischen Aufsazes vorkomt.

wird er die Wahrheit in meinem gegenwärtigen Aufsaz fühlen müssen."

Hr. L. mag meine Gründe gegen den Wonnemond verstehn; meine Gründe für Hälios und Athänä versteht er nicht. Er könnte also nicht einmal Wahrheit sagen, wenn er auch wolte. Und was wolte er?

Den lezten launichten Vorschlag von drey Ausgaben auf einmal, scheint Hr. L. wirklich schon unter den Flügeln eines Traumes aus dem Elfenbeinthore ausgegähnt zu haben, wo er denn auch, velut aegri somnia, die Oden vol Buchdruckerstöcke, gleich marpurgischen Menuetten, aus dem Quelle der Backen und Naselöcher herauswürfeln sah.

Dies sind die Gründe, wodurch sich Hr. Lichtenberg zu einem so heftigen Angrif, nicht blos auf mein ä, sondern auf mich selbst und meine Freunde, berechtigt hielt, daß ihm die stärksten und gröbsten Ausdrücke noch immer viel zu fein und gelinde, ja selbst sein Pritschen- und Peitschenklang auf unsern ungezogenen Rücken, in Vergleich mit unsrer verdienten Strafe, ein sanfter attischer Wiz, durch Kentniß der Sitten und Sprache der feinen Welt gemildert, schien. Ich klagte, daß er aus Unwissenheit mir etwas Lächerliches, woran ich nimmer gedacht, zur Last gelegt hätte. Seine Genugthuung besteht darin, daß er mit den kräftigsten Schimpfwörtern beweist, die Sache sei so nichtswürdig, daß sie ein vernünftiger, geschmackvoller und höherer Wissenschaften beflissener Mann, wie Er, nicht ernstlich untersuchen dürfe; ich aber samt meinen Freunden eine Kompagnie von solchen Leuten, die man auch wegen der nichtswürdigsten Sache ohne Urtheil und Recht an den nächsten Pranger stellen könne; und damit ihm ja niemand die strafbare Billigkeit gegen solche Leute beimesse, daß er mich nur aus Unwissenheit verleumdet habe, verleumdet er mich von neuem mit ungezweifelten vorsäzlichen Lügen, und triumfirt in seiner Vortreflichkeit.

Vielleicht scheint es manchem, daß ich jezt, nach so strengen Beweisen, wol ein Recht hätte, jene Worte zu wiederholen, da sich Hr. L. ehmals (Mus. 1778. Jul. S. 90.) schon bei der Ankündigung eines künftigen Beweises erlaubte: „Es wird sich von selbst ergeben, daß a) der Kopf des Mannes, der meine Abhandlung nicht verstanden hat, eben so schwach seyn muß, als seine Absicht boshaft und seine Aufführung ungezogen war, und daß es ihm b) nicht sowol um Belehrung seines Gegners, als um dessen Unterdrückung zu thun war, anderer Betrachtungen jezt nicht zu gedenken. Satyre muß sich jeder gefallen lassen, und also auch ich. Allein dieser Mann ist offenbar über die Linie hinausgegangen, die den Pöbel vom Mann von Erziehung unterscheidet, dem diese bostonische Urbanität gewiß immer unerreichbar bleiben wird.“ Aber wenn mans recht überlegt, so passen sie nicht: denn dort war der Angegriffene Herr Lichtenberg, und hier ist es nur Voß; dort war der Angrif ernsthaft, und Hr. Lichtenberg spaßt ja nur; anderer Betrachtungen nicht zu gedenken.

Wenn Herr L. sein Versprechen, nie ernstlich zu antworten, erfüllt, so ist dieses meine lezte Erklärung. Denn so klein ich auch bin, so finde ichs doch unter meiner Würde, nachdem ich meine Unschuld bewiesen habe, mich noch lange auf die Neckereien eines Mannes einzulassen, der mit Wahrheiten quackelt, und mit guten Namen schäkert. Indeß wünschte ich doch, daß er sich darüber, auch nur zum Spaß, erklärte: Welche seiner Schriften ihm ein Recht geben, ob etwa seine beinah bis zur Karrikatur übertriebenen Verwunderungen über Garrick, oder, daß er Verschiednes von dem weiß, was andre entdeckt und erfunden haben, kurz, was ihm denn ein Recht gebe, mit seinem Geschmack und feinem Gefühl so daher zu prunken, daß er selbst in solchen Dingen, worin er weder Kentniß der Gründe, noch Geschicklichkeit der

der Ausführung gezeigt hat, jeden, der anders empfindet, er sei Untersucher oder sogar Meister, mit dergleichen Entscheidungen, wer nicht eben so schmecke und fühle als Er, sei mit allen seinen Gründen ein Pedant, abfertigen darf?

Solte aber Hr. L. sich eines bessern besinnen, und unsre zwar an sich selbst unbedeutende Sache, um derentwillen er aber einige von andern guten Menschen nicht verachtete Leute, vielleicht unschuldig, gemishandelt hat, einer genaueren Untersuchung würdig finden; so bin ich, wenn er mit seinem algemein anerkanten Scharfsinn auch die nöthige Kentniß, ohne welche, so geringe sie auch ist, man doch eigentlich nicht mitreden darf, und eine lautere, von keiner Leidenschaft, weder Rache, noch Stolz, noch Wizsucht, gestörte friedliche Wahrheitsliebe verbindet, volkommen überzeugt, Hr. L. wird in kurzem mit seiner Untersuchung nach einem ganz andern Ziele gelangen, und mir mit freundlichem Handdruck seine Verwundrung, daß ich schon lange da war, und seine aufrichtige Reue bekennen.

Warum meine Antwort auf den heftigen Angrif eines so gelehrten, wizigen und berümten Mannes so ruhig ist? Weil ich von der sichern Höhe der Wahrheit und Rechtschaffenheit auf ihn hinabsehe. Hr. Lichtenberg schließt seinen Aufsaz mit einem merkwürdigen Traum. Ich wil ihm erzählen, was mir die Nacht darauf, als sein Geschenk mit der Post gekommen war, geträumt hat; und er mag selbst entscheiden, ob der Traum aus der elfenbeinernen, oder aus der hörnernen Pforte hervorging. Ein blauäugichtes Mädchen von unaussprechlicher göttlicher Schönheit erschien mir, und redete mich in der Sprache Homers an, die mir zwar mit nie gehörter Anmut, aber doch nicht unverständlich tönte. Sie nante sich Athänä, mit einem sehr lieblichen Laute, der unserm ä in Mädchen nicht unähnlich war, ermahnte mich, kalt

und

und mit strenger Wahrheit zu antworten, und verschwand mit diesen Worten:

— — Συ δε θαρσει τονδε γ' αεθλον·
Ουτις Φαιηκων τον γ' ἱξεται, ουδ' ὑπερησει.

5.

Drei Gedichte von A. B. L. B—n.

Wiegenlied
von einer Mutter gesungen.

Ruhe sanft, du lieber Knabe!
Izt ist deine beste Zeit;
In der Wieg' und in dem Grabe
Weiss man nichts von Traurigkeit.

Du kennst weder Gram noch Sorgen,
Ruhst in deinem Bettchen weich,
Nahrung wird dir alle Morgen
Und das macht dich mehr als reich.

Doch bist du zu ganzen Tagen
Oft ein wahrer Plagegeist,
Winselst unzufriedne Klagen,
Wenn du nichts von Schmerzen weist;

Dafür bist du auch ein Knabe. —
Männer sind, (man weiss es ja;)
Von der Wiege bis zum Grabe,
Uns zur grossen Plage da.

Vater uud Mutter.

Ein Wechselgesang.

Mutter. Welch ein Glück ists: Mutter seyn!
Vater. Welch ein lieber Sohn ist mein!
Mutter. Himmelsfreuden dank' ich ihm;
Vater. Hoff' ich im voraus von ihm.
Beide. Brav und bider mufs er seyn;
Denn er ist ja mein und dein!
Trifft nur halb was wir erwarten ein;
Sollten wir, wie? sollten wir nicht glücklich seyn?

Lied eines Vaters an seinen Sohn.

Sey wacker, Lieber! so wie ich,
Auf deines Lebens Bahn
Und freue deines Daseyns dich
Und werd' ein braver Mann!

Wer will, der kann wol fröhlich seyn:
Sie sind dir ja beschert
Des Lebens Freuden; sie sind dein:
Sey du nur ihrer werth!

Lafs sorgen wem es so gefällt;
Wir beide sorgen nicht,
Sehn überall in Gottes Welt
Auf unsern Pfaden Licht.

Wohl

Wohl dir! bey solchem Mannessinn,
Von Sorgen unerreicht,
Fliehn deine Lebenstage hin,
Wird dir dein lezter leicht.

Amalie Benigne Luise B—n,
geb. St—n.

6.

Schreiben eines jungen Malers an seine Schwester.

Rom, den 5ten Mai 1781.

.... Seit einiger Zeit find ich viel Vergnügen an dem Umgang zweier Leute, die doch einmal, Gottlob! keine Maler sind; denn sonst sieht man hier nichts als Maler. Sie kommen eben aus Sizilien, durchreisen Italien, und wollen nicht in die vornehmen Conversatione gehen, weil, wie alle sagen, diese hier langweiliger sind, als an andern Orten. So bring ich denn viele Abende mit ihnen zu, erfahre dabei allerlei, das nicht gerade zur Malerei gehört, und mir allerlei Gedanken durch den Kopf treibt, und das bekomt mir denn ganz wohl. Der eine hält sich iseiner Gesundheit wegen zu Frascati auf, und hatte seinem Gefährten ein Rendezvous zu Castell Gandolfo gegeben, wohin mit ihm zu reiten ich mich verführen ließ. Die Pferde kamen später, als sie bestellt waren, und unser Freund war schon nach Frascati zurück, als wir dort anlangten. Hier ist ein See (ein eingestürzter Vulkan, aus welchem ein See geworden, wie es dergleichen mehr giebt) in einem Kessel von Bergen. Ein treflicher Anblick, wenn

wenn man von oben herab in diesen grossen Kessel sieht, denn er hat, wie man sagt, wol eine deutsche Meile im Umfang, wiewol es weniger scheint. Wir ritten hinunterwärts, als eine Gewitterwolke nach und nach näher zog, und den auf der einen Seite hell beleuchteten See immer dunkler und dunkler und endlich ganz schwarz färbte. Das ganz eigne Geräusch des Plazregens, die Schönheit des Anblicks, der Kontrast der dunklen Wolke und des noch dunkleren Sees mit den Sonnenblicken, die die entfernteren, über den andern, die den See einschliessen, hervorragenden Berge beleuchteten, alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde, und in der Entzückung dachten wir gar nicht daran, daß die Wolke gerad auf uns zu kam. Sie traf uns auch richtig, und wir waren schon ganz naß, als wir den Berg wieder hinauf zu galoppiren anfingen. Zu Castell Gandolfo warteten wir den Regen ab, und trockneten uns ein wenig am Feuer. Die Wolke war vorbei gezogen, und hatte den Gebüschen und Kräutern ein neues Leben gegeben, als wir durch einen schönen Wald nach Marino kamen. Von da ging's nach dem lieben Frascati. Wie gut hat uns da die Milchsuppe geschmeckt! Wir freuten uns, unsern Freund viel besser zu finden, gingen nach Tische noch ein wenig in der Villa Conti, die vor dem Thore liegt, spazieren, und ritten nach Rom zurück.

Frascati, den 17ten Mai.

Ich bin schon wieder hier, und mit Vergnügen. Wie lieb mir dies Oertchen ist, hab ich dir schon einmal geschrieben. Bei der Einfahrt ins Thor sieht man vor sich die Villa Belvedere und Villa Conti, beide so malerisch, daß man von jeder gerade zu ein Bild machen könte. Auf der Seite und hinter sich hat man die herliche Fläche, auf der man Rom liegen sieht. Sie endigt

digt sich auf der einen Seite mit Gebirgen, auf der andern mit dem Meere. Ich bin heute wenig spazieren gegangen, hab auch wenig gezeichnet. Es regnete diesen Nachmittag, und ich hab einen Gesang im Tasso gelesen, der mehr gelesen werden wird, wenn es schlecht Wetter geben solte.

Den 18ten.

Wie gut hab ich geschlafen! Von meinem Fieber auch keine Spur mehr! Ich habe mir vorgenommen, wenig in die Villen zu gehen, die ich schon kenne, und desto mehr in die umliegenden Gegenden. Schon diesen Morgen bin ich zu Fuß auf einem Hügel gewesen, der über Frascati liegt, und auf dessen Gipfel ein Kloster mit einem schönen Garten ist. Es heißt la Rufinella. Man sieht der größten Villa (Mondragone) hier gerade auf den Kopf, die doch so hoch liegt, daß man von ihr wieder auf andere Gegenstände hinuntersehen kan. Ich habe von dieser Villa aus das vorige Mal, so wie diesmal von dem Kloster aus, etwas gezeichnet. Und die lieben Nachtigallen dazu, die in diesem Garten und den ganzen mit Bäumen eingefaßten Weg hinauf, wie um die Wette, schlagen. Nach Tische habe ich so lange geschlafen, daß ich nur noch in die Villa Conti heruntergehen konte, um den Untergang der Sonne zu sehen. Diese ist wegen ihrer reizenden Lage (die endlich hier allenthalben vortreflich ist) und wegen der höchst einfachen Anlage mir vorzüglich schön. Nichts als eine grosse Treppe, die auf ein Parterre führt, und dann blos Gebüsche von immer grünen Eichen und dunkle Gänge mit geraden Hecken, von denen jeder sich mit der Aussicht auf Rom schließt. Hin und wieder sind kleine Springbrunnen unter den dunklen Bäumen, dann ein Parterre mit einer Wasserkunst. Das Wasser fällt stufenweise von oben hinab, denn diese Villa liegt am Abhange des Berges. Weiter ab ein grosser schöner Springbrunnen in einem grossen tiefen

Be-

Becken, und ein Lustwald. Alles das, die einfache Regelmässigkeit der Gänge unten und der natürliche Lustwald weiter oben ist so anspruchlos und anziehend, daß es mein Lieblingsort geworden ist. Ich mögte mich gern, wie ich mir vorgenommen hatte, unter den romantischen immergrünen Eichen mit meinem Ossian, Tasso, oder Werther hinsezen; aber ich kan nicht. Mein Zeichnen ist mir lieber. Ich bin unruhig, wenn ich nicht zeichne, und auch unruhig, wenn ich zeichne: die Natur ist zu schön hier, um sie so mit Kreide nachzuahmen. Aber man hat doch durch so ein Blättchen eine Erinnerung für die Zukunft.

Den 19ten.

Die Natur scheint sich dies Jahr ein wenig verspätet, und die Schönheiten der ersten Tage des Mais bis izt für mich aufgespart zu haben. Alles lebt izt auf. Wohin ich gehe, schwebt um mich der Wohlgeruch der Hollunderblüte und tausend Kräuter. Der Gesang der Nachtigallen, die milde Frühlingsluft, die treflichen Aussichten, wohin das Auge blickt, alles dies weckt mich von dem Schlummer auf, in dem man nicht die Herlichkeit der Natur fühlt, die allenthalben von Fruchtbarkeit strozt und uns einladet, sie zu bewundern. Noch nie hab ich meines Lebens so genossen, als da ich so allein, mir selbst überlassen, früh die Morgenluft athme, und Mittags langsam und müde zum Essen wieder heim komme, das mir ganz vortreflich schmeckt, wie ich mir denn izt ein ordentliches Geschäft aus dem Essen mache. Diesen Morgen bin ich in einem kleinen häßlichen Städtchen gewesen, das Monte Compatri heißt. Nahe bei auf einer Anhöhe liegt ein Kloster, von welchem die Aussicht sehr schön ist. Es halten sich hier öfters Kranke wegen der sehr guten Luft auf. Ich gehe nicht zu Fuß an diese Orte, sondern reite auf einem Esel. Das ist in den Bergen sehr bequem, und wenn man wil, hält man an, legt sein klein Portefeuille auf den

Sa=

Sattelknopf, und zeichnet ein wenig, denn so ein Thier hält stille. Nachmittags geh' ich immer nicht weit.

Den 20sten.

Ich habe meine Geige mitgenommen, und so viele Bücher, und brauche keins von allen. Heute ist's schlecht Wetter; ich muß zu Hause bleiben, und rühre doch weder Geige noch Bücher an. Ich bin recht froh, einmal einen Tag recht auszuruhen, und meine Zeichnereien in Ordnung zu bringen, und ein wenig daran nachzuhelfen. Die Sonne bei dem regnigen Wetter und zwischen den Gewitterwolken untergehen zu sehen, ist auch ein herliches Schauspiel.

Den 21sten.

Heute Morgen war das Wetter, wie ich gehoft hatte, vortreflich. Ich hatte schon meinen Esel bestellt, und bin auf einen Berg geritten, der *Monte Cavo* heißt, und der höchste der ganzen Gegend ist. Man reitet durch ein Städtchen, Bocca di Papa genant, das nah am Gipfel desselben auf einem steilen Felsen liegt, und so steil, daß kein Wagen darin fahren kan, man an vielen Orten vom Pferde steigen und die Gassen hinaufklettern muß. Von weitem sieht es aus, als ob ein Haus gerad über dem andern läge. Die Luft ist vortreflich, und man rühmt die armen Bewohner des Städtchens als von Herzen gut. Auf den Gipfel des Berges, der noch höher liegt, führt eine alte Strasse. Oben ist ein sehr armes Kloster, von da man das ganze Land, wie auf einer Landcharte, übersieht, und über den Bergen, die weiter unten den Horizont schliessen, wieder andere Berge erblickt. Im Meere sieht man etwas Blaues, welches Korsika und Sardinien sein soll, und man will sogar die Küste von Afrika entdecken können. Auch den sieht man hier den See von Castell Gandolfo, der doch ziemlich weit davon liegt, und noch einen ähnlichen See in der Nähe desselben. Die armen

Mön-

Mönche bieten einem ein Frühstück an, wofür man ein Almosen zurücke läßt. Das Klima auf dem Berge ist von dem untern schon sehr verschieden. Erbsen, die unten schon im Anfang des Mais zu haben sind, kommen hier erst im Jul. Von Trauben hat man höchstens Muskateller, die zuerst reif werden.

Den 22sten.

Heut ist wieder ein Ritt gemacht worden. Ich mußte noch einmal nach Castell Gandolfo, weil ich das vorigemal nicht hatte ganz hinunter kommen können, wo etwas merkwürdiges zu sehen ist. In den ersten Zeiten der Republik war, sei es nun durch das von den Bergen hereinströmende und nicht genug ausdunstende Regenwasser, oder durch unterirdische Quellen, der Kessel, in welchem der See ist, immer angefüllt, floß über und verursachte Sümpfe und dadurch Krankheiten. Das Orakel befahl, dem See einen Abfluß zu verschaffen. Man hat also an der einen Seite des Berges mit dem Graben angefangen und so bis an den See hinunter fortgefahren. Ich begreife nicht, wie man am Ende hat durchbrechen können, da das Wasser die Arbeiter plözlich übereilt haben muß. Man hat jezt eine gute Viertelstunde, vielleicht noch mehr, hinunter zu reiten, ehe man vom Rande des Kessels bis an das Ufer des Sees komt. An dem Ausfluß ist ein sehr festes Gebäude von grossen Quadern aufgeführt und rund umher eine, wie es scheint, neu gebaute Mauer. In diesem sogenanten Emissario del Lago ist ein viereckiges Zimmer. Grosse Feigenbäume wachsen aus der Mauer heraus. Diese, das von oben hineinfallende Licht, die Ehrwürdigkeit des Gebäudes, welches von dem größten Alterthum ist und noch immer seinen Zweck erfüllt, der ernsthafte Stil der dabei angebrachten wenigen Baukunst, giebt dem Kämmerlein so etwas feierlich schauerliches, daß man sehr angenehme Augenblicke darin zubringt. Unten an dem See herum sind noch andre Ueberreste des

Al-

Altertums. In einer schönen Ville hier hat man eine vortrefliche Aussicht auf der andern Seite nach dem Meere zu, so wie die Lage von Castell Gandolfo selbst an dem Rande des Kessels sehr reizend ist.

Auch Marino hat schöne Aussichten. Bei einem alten, in der Tiefe liegenden Thurm ist ein grosser Wasserbehälter von Steinen zum Waschen, wie es hier üblich ist, gebaut. Da gehen die Weiber aus dem Städtchen mit ihrer Wäsche hinunter, und machen die malerische Gegend noch angenehmer. Von allen diesen Gegenden hab ich mir Zeichnungen gemacht, die mir künftig, wenn ich dir diese und ähnliche Lagen beschreibe, vortreflich zu Statten kommen sollen. Ich hab immer so gern Landschaften gezeichnet; jezt ist es ordentlich zur Leidenschaft bei mir geworden.

Den 23sten.

Noch hatte ich nicht Zeit gehabt, nach Grotta Ferrata, einer Abtei, wo schöne Gemälde von Dominichino sind, zu gehen. Diesen Nachmittag bin ich da gewesen. Sie liegt etwa nur eine kleine Stunde von Frascati, und der Weg dahin ist sehr angenehm. Man komt erst durch eine lange Villa, Bracciana genant, wo ein allerliebster kleiner Palast ist, und die schönste Aussicht nach Frascati zu. Vor sich hat man die ganze Fläche und das Meer am Horizont. In dem Palast ist ein Zimmer voll Porträte, unter welchen eins wegen seiner Schönheit allen auffällt, die es sehen. Es ist eine Venezianerin, und auch das Gesicht ist venezianisch, sehr unterschieden von den römischen. Die Malerei ist wenigstens nicht auszeichnend, aber die Schönheit des Gesichts hat mich gereizt, es abzuzeichnen. Hierauf geht man in einem sehr angenehmen Wald voll Nachtigallen, und komt endlich durch eine lange Allee an das Kloster. Hier hab ich auch den Kopf des besessenen Knabens abgezeichnet, der durch ein Wunder der Mutter Gottes, ein wenig Oel, das ein Mönch aus der Lampe

nimt und ihm mit dem Finger auf die Zunge thut, geheilet wird. Der Kopf ist von dem glücklichsten Ausdruck, und wird den besten in Rafaels Verklärung vorgezogen. Was aber noch weit schöner ist als Rafael und Dominichino ist der Sonnenuntergang, den ich in einem engen Grunde hinter dem Kloster sah. Unten treibt ein kleiner Bach Mühlen, Berge erheben sich auf beiden Seiten, und gerade zwischen denselben vergoldete die Sonne den Horizont und die Säume der vor mir liegenden Berge. Doch lieber kein Wort mehr von diesem Anblick, der mir einen der schönsten Augenblicke meines Lebens verschaft hat. Wer kan, wer läßt sich so etwas beschreiben! Nicht einmal mit dem Pinsel, vielweniger mit Worten ist der goldene Nebel darzustellen, der sich vor den entfernteren Gegenständen herzog und sie auf die glänzendste Art undeutlich machte. Die Erinnerung ist mir unschäzbar und das Bild schwebt mir noch vor Augen. Ich konte wieder nicht ruhig der Schönheit der Natur geniessen, sondern es mußte in der Eile noch gezeichnet und jeder Augenblick genuzt werden, den die Sonne noch über dem Horizont schwebte. So wie sie hinunter ist, enthüllt sich ein andres Schauspiel. Auf einige Augenblicke wird das Entfernte deutlich, das vorhin wie unter einem Flor lag. Die Farben werden immer sanfter, die Abendröthe breitet sich aus und wird nach und nach blässer; izt erkennt man schon weniger und immer weniger die Gegenstände, die Abschied von uns nehmen, bis endlich die Nacht ihren grauen Schleier ganz vorzieht.

Den 24sten.

Es ist heute den ganzen Tag schlecht Wetter gewesen; aber ich habe genug zu thun gehabt, das, was ich gestern nach der Natur entworfen, weil es mir selbst noch lebhaft genug war, zu zeichnen.

Rom,

Rom, den 25sten.

Ich hab eine angenehme Rückfahrt gehabt. Eine Stunde vor Mittag ward es noch etwas heiter und ich bin in einer Villa gewesen, von der ich mir nicht viel vorstellte und die ich allerliebst gefunden habe. Es ist hier ein kleines sehr launig angelegtes Boskett und am Ende desselben eine Art von Balcon mit einer eisernen Lehne, wo man Frascati mit seiner Gegend und vor sich Rom auf der Fläche aus einem andern Gesichtspunkt übersieht. Dieser Anblick gefällt wegen seiner Grösse; denn das Thal endigt sich hier mit dem Meere, das ebene Land an der andern Seite geht bis an den Horizont und weiterhin, in einer Entfernung von etwa drei deutschen Meilen, kommen erst die Berge von Tivoli. Auf dem Rückwege hat mich die Erinnerung alles dessen, was ich gesehen, beschäftigt, und diese ist oft so viel werth, als der Genuß selbst, um so mehr, da man dabei aller der kleinen Unannehmlichkeiten vergißt, die denselben oft unterbrechen. Ich ging nicht gern weg von Frascati, ob ich gleich keinen Menschen da mit Misvergnügen verließ. Ich war ganz allein dort gewesen, hatte Niemanden gesehen, der mich interessirte; aber der Ort ist mir gar zu lieb und komt mir vor wie ein schönes Mädchen, das immer guter Laune ist. Hier ist gar nichts, das einen schwermütig machen könte, wie zu Tivoli und in andern ernsthafteren Gegenden; alles erweckt zur Heiterkeit. Doch aber war mir die Rückkunft nach Rom ganz angenehm, wo ich matt abgereiset war, und viel frischer als selbst vor meinem Fieber zurückkam.

Den 26sten.

Mein Schwärmen scheint noch nicht vorbei zu sein. Gleich gestern Abend ward ich für den ganzen heutigen Tag in einen Weinberg nahe bei Rom geladen, der eine überaus angenehme Lage hat, und wo man Frascati von weitem an dem Berge sieht und sogar die Paläste am Ab-

hang desselben unterscheiden kan. Aber du wilst wissen, von wem ich geladen ward. Ich habe das, hier seltene, Vergnügen, bei wohlhabenden Leuten zu wohnen Die Frau vom Hause, die eben aus dem Wochenbette aufgestanden war, hatte auch das Fieber gehabt, und befand sich eben auf dem Weinberg ihres Vaters, der sehr schön ist und ein angenehmes Gartenhaus hat. Nun machte die ganze Verwandschaft sich an diesem Tage hier lustig. Ich bin auch nicht wenig vergnügt gewesen und zum erstenmal hab ich eine Gasterei, anstatt des vielen Essens wegen lästig, angenehm gefudnen. Ich habe von Frascati grossen Appetit mitgebracht; wir assen ganz vortreflich, und ich brauchte mich nicht nötigen zu lassen, ob ich gleich bei dem Wirte saß. Nahe dabei ist ein Wirtshaus, wo wir einen Theil des Nachmittags zubrachten und den Bauern zusahen, die unermüdet im Saltarello tanzen waren. Es ist dies ein original napolitanischer Tanz, der so viel natürliche Lustigkeit hat, daß ich den Bauern hier weit lieber zusah, als den geschicktesten Ballettänzern. Eine Zither spielt dabei und ein sogenanter Tamburro schlägt den Takt. Ich habe mich also sehr belustigt, obgleich die ganze Familie aus guten langweiligen Leuten bestand, unter denen ein einziger Ausländer, der mit ganz andern Dingen sich zu beschäftigen gewohnt ist, nicht eben zum besten sich befinden mußte. Aber ich habe, wie ich bei solchen Gelegenheiten, wenn ich kan, immer thue, viel gelacht, geschrieen (unser einer mag noch so laut schreien, so ist es doch nichts in Vergleichung mit dem kleinsten Italiener) auch mit den Bauern getanzt und besonders brav gegessen; das ist, was die Leute wollen. . . .

---

7. Grab=

7.

Grabschriften.

Auf einer Reise von dreihundert Meilen hab ich freilich manche Grabschrift, und manche Inschrift gesehen; die neueren Römer geben sich viele Mühe, durch ihren Wiz, jede kleine Brücke, jeden öffentlichen Brunnen u. s. w. zu etwas grössern zu machen, als es ist. Sie abzuschreiben, hätt ich bei neun und neunzig unter hundert keinen andern Bewegungsgrund haben können, als den Verfasser vor dem Publikum lächerlich zu machen, zuweilen auch Einen Edlen Magistrat. So bald man diese Absicht nicht hat, weiß ich in der That nicht, was die Reisebeschreiber an Grab-oder Inschriften abschreiben, die weder durch die Person, oder die Sache, noch durch ihren Stil merkwürdig sind. Ich weiß nicht, was sich ein Altertumsforscher bei einem D. M. Aemiliae Chrisidi lib. et conjugi vixit an. XXII C. Aemilius vet n. sur. et sibi V. P. denken mag; ich bin eben nichts dabei zu denken im Stande, denn Herr Aemilius hat so wenig als seine Frau Gemalin und Kinder für mich das geringste Interesse, und die Grabschrift selbst unterscheidet sich von zehntausend andern blos durch die Namen. So hab ich einen ganzen Nachmittag auf dem Kirchhofe bei Nürnberg zugebracht, ohne auch nur Eine Grabschrift des Abschreibens wert gefunden zu haben. Mit zehn von ihnen wolt ich den noch einmal in den Schlaf bringen, der eben des Morgens aus dem Bett käme. Für Grabschriften, die von einem gleichgültigen Manne weiter nichts sagen, als: Er lebte, nahm ein Weib und starb, wil ich noch lieber solche lesen, die zwar im Grunde nichts mehr als eben dieses, aber auf eine karakteristisch dumme Art sagen. So sah ich in dem hessischen Städtchen Frankenberg, an der Aussensei-

te der Mauer der Kirche eine grosse eiserne Platte, mit einer Grabschrift in deutschen Versen, aus dem vorigen Jahrhundert, die den damaligen Wiz ausnehmend karakterisirt. Auf den Fall, daß der Leser neugierig ist, zu wissen, wer da begraben liegt, wird er gebeten, das, womit der Heiland Jesus Krist bei der Kreuzgung gekrönet ist (so klingen die Verse) mit dem zusammen zu sezen, was man gebraucht, um Wäsche am Bach zu reinigen. Kurz, am Ende findet sich's, daß der hier Begrabene, Nikolaus Dornseif hieß. Nicht läppisch, (denn die Grabschrift selbst ist lateinisch und nicht übel abgefaßt) aber in seltsamen Kontrast mit dem Monumente selbst fand ich eine andre, die zu Elwangen in der Stiftskirche, nicht weit vom Haupteingange steht. Sie ist einem Grafen gesezt, der redend eingeführt wird, und sie vielleicht bei seinem Leben selbst gemacht hatte. Er erzält seine merkwürdigsten Lebensumstände, und findet am Ende alles eitel, namentlich, daß er ein Graf gewesen sei. Die hohe Familie hat sich aber an diese Verachtung solcher Eitelkeiten des Lebens nicht gekehrt, sondern das Monument mit den Wapenschildern aller fürstl. und gräflichen Familien umgeben, womit der Graf nahe und fern (denn es ist auch eine Herzogin von Braunschweig darunter) von Adam her verwandt gewesen. Deutscher Ahnenstolz und christliche Demut sind vielleicht nie so seltsam gepaart worden.

Wenn ich das Tagebuch meiner Reise ganz durchsuchen wolte, so könnt ich die Leser noch leicht mit einigen Duzend Grabschriften von diesem Schlage unterhalten, doch ist es ein edleres Vergnügen, bei der Asche eines Bidermanns bis zu Thränen gerürt zu werden, als über den Aberwiz der Dornseife und Konsorten zu lachen.

Auf dem Wege, den ich von Arolsen, der Residenz des Fürsten von Waldeck, nach Frankenberg nahm, kam ich vor dem Gute Kamp vorbei, das einem Herrn von Dalwigk gehört. Dieser hat dicht am Wege, vor einer

Ka-

Kapelle, die abgesondert steht, ein kleines Denkmal von Stein errichten lassen, mit folgender Inschrift:

Diefs Denkmal
der geprüfteften Redlichkeit
und Treue
fezt feinem altem Jaeger
Johannes Beiffenherz
deffen dankbarer Herr
Friedr. von Dalwigk.
† †
Tretet leife auf feinen Staub die ihr redlichen
Herzens feyd, denn er war euch
nahe verwandt.

Ich weiß nicht, was meine Leser dabei empfinden werden, aber das weiß ich, keine Grabschrift hat mich noch so sehr gerührt; das Bild des alten Grünewalds ward auf einmal wieder in meiner Seele lebendig. Es wird mir erlaubt sein, bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß der Karakter selbst, so wie ich ihn in meinen Episteln gezeichnet habe, in der Hauptsache keine Erdichtung ist. Grünewald ist ein alter Jäger, der Koch hieß, viele Jahre bei meinem Vater in Diensten stand, und von diesem hernach als Richter in ein Dorf gesezt wurde, das mein Vater auf seine Kosten erbaute, und hier ist Koch auch gestorben. Es wäre schlimm, wenn alle solche poetische Schilderungen erdichtet wären, und eben deshalb, weil sie mehr Interesse erregen, so bald sie wahr sind, solte man das Publikum nie in Ungewißheit darüber lassen, gesezt auch, daß die Hauptperson nur ein alter Jäger wäre.

Gleich in der nächsten Stadt von Kamp aus, in Corbach, macht ich eine Entdeckung, die mir ein nicht viel geringeres Vergnügen verursachte. In der einen Kirche fand ich im Chore eine kleine Fahne, von zwei ledigen Frauenzimmern, einem verstorbenen jungen Doktor der Medizin zu Ehren dort aufgehangen, wie die Inschrift selbst

selbst besagte. Ein solcher öffentlicher Beweis der Freundschaft für eine junge Mannsperson, von zwei Mädchen, rührte mich, denn er sezt edles Gefühl eigner Tugend zum voraus. Doch wünscht ich, die Inschrift wäre deutsch und nicht lateinisch gewesen, weil die Frauenzimmer in Corbach wahrscheinlich so wenig als an andern Orten die gelehrte Sprache verstehen.

Die verwitwete Fürstin von Waldeck hat ohnweit dem Schlosse Arolsen ein Wohnhaus für sich bauen und einen kleinen Park im englischen Geschmack dabei anlegen lassen, worin unter andern eine Urne von weissem Marmor, die der Hofbildhauer Krau verfertiget hat, zum Andenken der Mutter dieser Fürstin, aufgestellt, mit Weyhmutsfichten umpflanzt, und mit dieser Inschrift versehen ist:

Der Weisheit und Tugend
der besten Mutter
geweihet
von
der dankbaren Tochter.

Ich wunderte mich nicht wenig, als ich zu Corbach, neben der Kirche, von der ich eben geredet habe, eine gleiche Urne von Stein, mit der Inschrift fand:

Der Weisheit und Tugend
der besten Mutter und Tante
geweihet
von
der dankbaren Tochter und Nichte.

Sie war einer adlichen Dame vor einigen Jahren errichtet worden. Diese Nachäffung verräth entweder sehr viel Armut des Geistes oder Eitelkeit des Herzens. Die völlige Gleichheit der Monumente und Inschriften ist um so auffallender, da Arolsen und Corbach nur ein Paar Stunden von einander entfernt sind.

Den Grabschriften auf edle Menschen wil ich noch Eine beifügen, die der Landgraf von Hessen-Homburg, im

im Walde bei Homburg, einem edlen Pferde hat sezen lassen, das er viele Jahre geritten hat, und dort unter einem Monumente jezt begraben liegt:

Hier liegt das beste Pferd begraben,
Das alle Tugenden vereint.
Könnt man ein Thier zum Freunde haben,
So laege hier mein Freund.

Der Leser mag entscheiden, ob diese deutsche, oder die folgende lateinische und englische Grabschrift, welche der Lord Boyle auf eine Urne in seinem Garten zu Marston hat sezen lassen, den Vorzug verdiene.

(Auf der ersten Seite:)
Hic sepultus est
REX NOBBY,
Equorum princeps,
omnium Sui generis
longe praestantissimus.
ob. 12. Febr. 1754.
aetatis 34.

(Auf der andern Seite:)

Unter dieser Urne liegen begraben, die Gebeine König Nobby's; ein Pferd, das in seiner Art im höchsten Grade schön war. Es liebte seinen Herrn mit einer Zuneigung, die die Liebe der Thiere weit übertraf. Es besaß Gefühl, Muth, Kraft, hohen Anstand, Verstand und Gehorsam. Nie ward es scheu, nie stieß es an, nie strauchelt' es. Es brachte sein Leben ungewönlich hoch, und behielt, bis zwei Jahre vor seinem Tode alle seine natürlichen Vorzüge und Munterkeit. Es behielt den Gebrauch seiner Gliedmaßen bis an sein Ende, denn es hatte das seltne Glück genossen, während seines langen Lebens nie lahm oder krank gewesen zu seyn.

(Auf der dritten Seite:)
König Nobby
zog den 7. Mai 1720 seinen ersten Athem ein.
In einer glücklichen Stunde, ward er den 30. März 1726
von dem Lord Joh. Boyle gekauft,
mit welchem er nahe an 28 Jahren lebte,
und gegen ihn sich als ein unvergleichliches Pferd,
als ein gelehriges, geselliges Hausthier,
als ein vernünftiges Vieh, und getreuer
Diener betrug.

(Auf der vierten Seite:)

König Nobby that zwei Reisen nach Irland, ohne Unfall und ohne Ermattung. Zwar war er stark und kühn; seine Glieder aber dennoch leicht und zart. Seine Mähne schien gleich einem Strahl, und floß lieblich von seinem Halse auf den Bug herab. Seine Ohren waren klein. Er war — ach! er war die Vollkommenheit selbst.

Gökingk.

8.

Noch etwas über Johann Barklai. *)

Dank dem Edlen, der das Andenken des Johann Barklai erneuerte! Ueberhaupt ist man gegen die neuen lateinischen Schriftsteller zu ungerecht; ich wenigstens muß bekennen, daß ich die Gedichte des unter dem Namen Joannes Secundus bekanten Joh. Evrard und die Pancharis des Bonnefons wenigstens mit eben so vielem Vergnü-

*) D. M. 1780. Mai, S. 445. u. Jul. S. 48.

gnügen las, als den von Mythologie und Anspielungen strozenden Properz. Pope's Ausspruch: Ein neuer lateinischer Schriftsteller verhalte sich zu einem Klassiker, wie der Affe zu dem Menschen; mag immer für wizig gelten, doch muß er uns nicht verleiten, das Verdienst eines Buchanan, Beza, Vida, Muret, Fracastor, Flaminius, (dem wir die beste Uebersezung der so schönen petrarchischen Verse auf die Quelle zu Vauclüse zu verdanken haben) Bembo, Naugerius, Palingenius, Owen, Eobanus Hessus, Lottichius, Sarbiev, Massenius, Rapin, Vaniere, und zu unseren Tagen den Wert eines Boscowich, Kloz, Mako und Premlechner zu verkennen. Lezterem mögen es die Grazien, denen er überhaupt wenig opferte, verzeihen, daß er die reizende Strophe des Horaz B. 2. Ode 4.

Ut pura nocturno renidet
Luna mari, Gnidiusqne Gyges:
Quem si puellarum insereres choro,
Mire sagaces falleret hospites,
Discrimen obscurum, solutis
Crinibus, ambiguoque vultu.

in seiner Ode an den Stifter des Piaristenordens, Joseph Kalasanz, auf die Schulknaben, die bei der Messe dienen, und die Premlechner in seiner Begeisterung, wie der Muhamedaner seine Houris, an der Seite ihres geistlichen Vaters im Himmel sieht, so elend parodirte:

Quos si ministrorum aligerum choris
Mistos videres, lumina falleret,
Discrimen obscurum, lacertis
Lacteolis, roseoque vultu.

Doch um wieder auf Barklai zu kommen, so muß ich, seinen Verdiensten unbeschadet, gestehen, daß es ihm öfters an Geschmack fehle; ein Fehler, der mehr sein Zeitalter als seine Person trift, und daß seine Schreibart überhaupt mehr geziert, als zierlich sei, welches der am meisten fühlet, der etwas aus ihm zu übersezen versucht.

Fol-

Folgende Stelle aus dem zweiten Theil Euphormions verdienet um so mehr einen Plaz im Museum, als solche in der in Deutschland am meisten verbreiteten lateinischen Auflage dieses Buches (Frankfurt und Leipzig 1678.) vermutlich aus politischen Ursachen, die nun nicht mehr sind, ganz verstümmelt ist, und eine so lebhafte, mit Lucianischer Laune entworfene Schilderung der Wollüste Rudolfs II. und seiner Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, zur Alchymie und Goldmacherei enthält, dieser Lieblingsthorheit der österreichischen Grossen, von der die liebenswürdige Wortley Montague noch im Jahre 1717. schrieb: There is a prodigious number of Alchymists at Vienna; the philosopher's Stone is the great object of Zeal and Science, and those who have more reading and Capacity than the vulgar have transported their superstition (shall i call it!) or fanaticism from religion to chymistry; and they believe in a new Kind of transubstantiation, which is designed to make the laity as rich as the other Kind has made ahe priesthood. This pestilential passion has already ruined severel great houses. There is scarcely a man of opulence or fashion, that has not an Alchymist in his service, and even the Emperor is supposed tobe no ennemy to this folly in secret, tho' he has pretended to discourage it in publik. Selbst im Jahr 1781. könte eine Montague noch Spuren dieser Raserei in Wien finden.

Wie die (Barklai's Namen, nach des Drexelius Urteil, unterschobenen) Alitophili veritatis Lacrymae, die den 5ten Theil des Satyrikons ausmachen, und sotadische, der *Aloysia Sigea* würdige Schilderungen enthalten, dem Henrico Borbonio, Galliarum Protoprincipi, haben zugeeignet werden können, verstehe ich nicht; ich muß mich nur selbst bescheiden, daß die damaligen Fürsten eben so wenig, als die heutigen, die ihnen zugeeigneten Werke lasen. Doch, zu näherer Kentniß folgender

der Stelle muß man wissen, daß Aquilius eigentlich Rudolph, Trisartit Georg von Leuchtenberg, Theben Deutschland, Euphormio Barklai heisse. Jansenisten, Feinde der Jesuiten, der Gratia sufficiens und des Probabilismus können in diesem Satyrikon unter den Namen der Acignii sive Acigniani einen nicht verächtlichen Beitrag zu den berüchtigten Annalen finden, obwol sie schwerlich mehr sagen können, als Fontana Rosa predigte: Fratelli carissimi, non so chi siano costoro, che si pregiano di essere i Compagni di Giesù. All' ora che naque, non ebbe altri Compagni che un bue edun asino. Passò la vita tra Farisei e Scribi, i quali mai vollero convertirsi. Mori alla fine in Mezzo a due Ladri. Ditemi di Grazia, fratelli cari, la Compagnia di Giesù d'oggidi da qual de' queste trè Compagni deriva? Dies mag zugleich als Probe des Dominikanerwizes dienen.

Euphormionis Lusinini sive Joannis Barclaii Satiricon, ex parte IIda pag. 275—279. Lugduni Batavorum apud Elzevirios 1637.

Die Thebaner hatten schon alles, was sie zu Schiffe brachten, bei diesem Sturme verloren, und weil sie fürchteten, die übermässige Schwere mögte das Schif in die Fluten begraben, so warfen sie zulezt die mit vaterländischem Weine gefüllten Fässer unter gräßlichem Geheul in das Meer. Vier Tage unterhielt die ungestüme Witterung die Furcht des Untergangs; am fünften aber glänzte der Himmel unter den zerstreuten Wolken von neuem hervor, uud das Toben der Wellen legte sich. Trisartit fragte den Steuermann, ob er die Lage der Gestirne noch verstünde; und hieraus auf die Lage des gewünschten Ortes schliessen könte. Dieser aber antwortete nur durch schwere Seufzer, verwünschte durch sein Stillschweigen seine Wissenschaft, und gestand, daß alle seine Lehrgebäude von Himmel und Erde verwirrt wären. Endlich aber,

aber, da das Schrecken nachließ; rief er, von der Magnetnadel belehrt, aus: daß nie etwas günstiger, als dieses Ungewitter gewesen wäre, und obschon sie der Wind nicht nach Scolymorrhodia geführt hätte, so wären sie doch durch ein glückliches Ungefähr an die vaterländische Küste getrieben worden. Schon erblickte man das Gestad und Theben nicht ferne davon. Mit grossem Freudengeschrei liefen sie in den Hafen ein, stiegen an das sandige Gestad, und küßten für Freuden über ihr Glück die vaterländische Erde. Trifartit befahl das Schif auszubessern, und Seilenwerke, Ruder und Mastbäume aus den nächsten Dörfern und Wäldern herbeizuschaffen. Er selbst ging zum Aquilius, seine Verzögerung mit dem Ungewitter zu entschuldigen, und wenn etwa etwas neues vorgefallen wäre, hierüber neue Befehle einzuholen. Mich nahm er freundschaftlich mit in die Stadt. Ich wußte schon von jeher, daß niemanden der Zutritt zu Aquilius gestattet wurde, war auch nicht so unverschämt, so eine Art von Gefälligkeit vom Trifartit zu verlangen. Allein er nahm mich freiwillig mit in den Palast, befahl mir, im Vorgemach unter einer Menge thebanischer Grossen, auf ihn zu warten, deren dichte Menge mir die Sonne verdunkelte. Nach Verlauf einiger Stunden kam er von Aquilius zurück, drückte mir freundlich die Hand, und sprach: glaube nicht, daß meine Freundschaft für dich ohne Wirkung sein werde. Du solst die häusliche Pracht des Aquilius sehen, und die geheimsten, selbst Mathematikern und Malern, verborgenen Familienstücke sollen dir eröfnet werden.

Da er dieses gesagt hatte, führte er mich freundschaftlich bei der Hand aus dem Vorgemach in den mit ungeheuren Säulengängen durchschnittenen Palast. Endlich blieb er bei der Schwelle von Aquilius innerstem Gemache stehen. Hier herrschte ein so tiefes Stillschweigen, daß es schien, als ob man die Feier der Ceres beginge. Daher fuhr ich schüchtern zurück, indem Trifartit

tit mit furchtsamer Hand das Schloß öfnete. Im übrigen befahl er mir, daß ich nicht von seiner Seite weichen solte. So, sprach er, wirst du alles sehen, was uns, als den Vertrautesten, zu sehen erlaubt ist, und wirst, indem du dich nicht von mir entfernest, auch gegen die dir unbekanten Gebräuche keinen Fehler begehen. Ich gehorchte seinen Ermahnungen, und ahmte alle seine Gebärden nach, nur daß ich das Haupt etwas weniger tief neigte, um desto bequemer herumsehen zu können.

Als ich in das Schlafgemach des Aquilius trat, sah ich einen Menschen von mehr als mittleren Jahren, der sich dem Alter nahte, von mittlerer Leibesgrösse und einer ansehnlichen Gestalt, die er ohne Grund zu freiwilliger Einsamkeit verurteilte. Allein seine schwankende unter einander geworfene Schritte verunstalteten die Majestät seines Angesichts, so daß ich mit der Liebesgöttin im Ernst zürnte, daß sie ihren Liebling hierin so vernachlässiget hatte.

Nachdem ich mich an seinen Zügen satt gesehen, weidete ich meine Augen an seinem prächtigen Siz. Es waren auch Bilder herumgestellt, die nicht durch Erinnerungen an Kriege das stille Vergnügen störten, sondern Bilder sehr schöner Mädchen, deren Reize fast übertrieben waren, und welche von der Schöpfung selbst nachgeahmt zu werden verdienten; so, daß ich die Gemälde des Aristides, Pausanias, oder die Arbeiten des Nicophanes zu betrachten glaubte, welche unsre Alten Hurenmaler nanten.

Dort auf einem Tisch standen zwei Kugeln, auf deren einer die Lage der Länder und Meere vorgestellet war, und deren andere die Bewegung der Gestirne und das ganze Weltsistem mit den gewähltesten Farben bezeichnete. Hier sah man die goldene Sonne und den scharlachrothen Morgenstern; dort den silbernen Mond und den beinahe feurigen Mars. Der heitere Jupiter, und der glänzende Merkur aber schienen fast die sie Betrachtenden anzulächeln.

Ende

Endlich erblickte man den mit gelben Flecken bezeichneten blassen Saturn, und der geschlängelte Weg der Sonne schien den Löwen und Stier und alle andere Zeichen des Thierkreises von neuem zu beleben. Auf dem Tisch lagen einige Bücher, welche von dem öftern Gebrauch fast ganz beschmuzet waren. Wenn unter allen himlischen Körpern der Fleiß bei einigen besonders wahrzunehmen war, so waren es die Gestirne der Sonne und des Mercurs, welche, wodurch sie immer ihren Weg nahmen, immer diese Gegend auf das genaueste bezeichneten.

Ich hätte diese Menge von Gegenständen, welche das neugierige Aug auf sich zogen, gewiß nicht bemerket, wenn sie mir der gütige Trisartit nicht mit dem Finger gewiesen hätte, (denn Aquilius hatte uns, von der Natur gedrungen, verlassen und volle Freiheit verschaft, uns zu besprechen); als ich ihn also fragte, welches Künstlers diese herrlichen Figuren wären, die vom Aquilius geschäzt zu werden verdienten, antwortete er mir: Zuerst must du wissen, daß Niemand den Aquilius in dieser Einsamkeit an Arbeitsamkeit übertrift. Er hat zwar die Geselschaft der Menschen, aber nicht mit ihr seine Arbeitsamkeit verlassen; er nahm zu seinen Ergözungen einige seltsame Künste mit herüber. In diesen Bildern und weiblichen Gemälden siehst du nicht nur seine Geschicklichkeit, sondern auch seine Schäze. Er zieht die Freiheit in der Liebe dem Ehestande vor. Die ausschweifenden Wollüste beurteilet er nach seinem Gutdünken. Wie die Wollust in seiner Seele die schönsten Gestalten hervorbringt, so teilt sein geschickter Pinsel uns solche mit, und indem er seiner Einbildungskraft folgt, verräth er seinen Wunsch in seinen Gemälden. Nachgehends ruft er ein Heer Beischläferinnen und Jungfrauen herbei, die darauf stolz sind, diesen Namen durch den Aquilius zu verlieren; dann vergleicht er kennermässig die Gestalt dieser Mädchen mit seinen Bildern, und je mehr eine die Natur seinem Ideale näherte, desto grösser ist seine Liebe; er schenkt ihr zwei

oder

oder drei Nächte. Wenn er je zuweilen von einer heftiger entzündet wird, und in ihren Armen ein süsseres Vergnügen schmeckt, so verspricht er ihr keine Statüe auf einem öffentlichen Plaze zu sezen, sondern ihr von ihm selbst gemaltes Bild in sein Schlafgemach zu hängen.

Diese Himmels- und Erdkugeln zeugen von der Stärke und dem einsichtsvollen Fleiß des Aquilius, mit welchem er in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringt, und selbst den Neid der Götter, welche die schönsten Dinge dem Auge der Sterblichen verheimlichen, überwindet. Schon weiß er Kristalle ohne Beihülfe eines ewigen Winters zu verfertigen; schon kennt er die Bestandteile der Metalle, kan alle Wunder der Sonne in einen bestimten Brennpunkt zusammenfassen, die unwissende Natur ihrer Kräfte belehren, und die belebenden Säfte, welche den über Aeskulaps Kunst eifersüchtigen Donner des Jupiters auf solchen herabzogen, durch diese Künste hervorbringen, und damit ich nicht durch eine zu sehr gedehnte Rede das Lob dieser schönen Kunst mehr verdunkle, als erhebe, so sage ich, daß diese Wissenschaften, welche von kleinen Seelen, als ihrer unwürdigen Freiern, geliebt zu werden sich schämten, den Aquilius gleichsam zu erwarten schienen. Mit diesen Wissenschaften, durch welche er sowol seine in- als ausländische Geschäfte vergißt, bringt Aquilius ganze Tage und Nächte zu. Indem sich Trifartit halb ausser Athem geredet hatte, kam Aquilius mit schlendernden Schritten aus dem heimlichen Gemach, rief ihn, und befahl ihm, die Niederkleider an dem Oberkleide zu befestigen. Ich näherte mich indessen der Wand, und sah sie von gewirktem Gold und Silber glänzen. Nachdem meine Augen bereits wieder im Saal herumgeirret hatten, fielen sie auf ein zwar altes Bild, an dem aber nichts als folgende Verse bemerkungswerth waren, ausser welchen ich im ganzen Gemach nichts Kriegerisches wahrnahm 2c.

Dann kömt, nach einigen lateinischen Versen, Beschreibung der Fürstenportraite, die Aquilius Kabinet zierten, Schilderung eines verunglückten alchymistischen Versuchs, und eines thebanischen (deutschen) unmässigen Gastmals, alles, wie in der Leipziger Auflage. Leztere, eine Satire, die, einige geistliche Untertanen ausgenommen, auf unsere Zeiten, Dank sei es den französischen Sitten und dem Finanzsistem unserer heutigen Fürsten! nicht mehr paßt.

Joseph von Retzer.

9.

Etwas von deutschen Mundarten.

Gleich Anfangs muß ich bemerken, daß ich nur Eine gute Sprache bei uns Deutschen annehme und erkenne. Ich mag es nicht gern, daß man sie die Büchersprache nennt, denn sie wird ja eben sowol geredet, als geschrieben. Hätte ich also meinen ehemaligen Plan ausführen können, so würde ich ein kritisches Wörterbuch der deutschen Sprache, und kein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart verfertiget haben. Ich will hier noch beifügen, daß Hochdeutsch eigentlich dem Plattdeutschen entgegengesezet wird. Folglich haben die Oberdeutschen allerdings Recht, wenn auch sie ihre Mundart für eine Hochdeutsche ansehen, und so benennen wollen. Der Sprachgebrauch in Niedersachsen, auf den sich Herr Rath Adelung deswegen berufet, giebt beiden Mundarten, der oberdeutschen eben sowol, als der obersächsischen diesen Namen. Also ist hochdeutsch eine Gattung, oberdeutsch und obersächsisch aber sind alle beide nur Arten desselben. Dieses bekräftiget auch der Ursprung der leztern Mundart.

Aber

Aber die wahre gute Sprache muß schlechtweg deutsche Sprache heissen. In dieser ist freilich die obersächsische Mundart die Grundlage, doch keine andre, und am allerwenigsten die oberdeutsche (die so manches Kraftwort hat) ist ganz von ihrem Antheile ausgeschlossen. Folglich wird jede Untersuchung eines oder des andern der verschiedenen deutschen Dialekte wol allemal nüzlich sein.

Indessen haben alle diejenigen ohne Ausnahme, die von den Mundarten der deutschen Sprache schrieben, auch der Herr Rath Adelung, Herr Direktor Gedike und andre, eine derselben so gänzlich mit Stillschweigen übergangen, als wenn sie gar nicht existirte. Gleichwol bin ich der Meinung, daß sie, obgleich die jüngste unter ihren Schwestern, da sie so ausgebreitet ist, einer besondern Aufmerksamkeit wol würdig sei. Wie ist es aber möglich oder glaublich, daß sich dieselbe bisher den Augen der Forscher entzogen hat? Was ist es denn für eine? — Ja, über einen Namen für dieselbe müssen wir uns noch erst vereinbaren. Soll ich aber eine vorläufige Umschreibung geben, so kan ich sie nach dem Beispiel der lingua Toscana in bocca Romana den obersächsischen Dialekt in einem niedersächsischen Munde sehr füglich und richtig benennen. Ich sage vorläufige, ihren Ursprung anzuzeigen: denn nunmehr ist sie eine wirkliche Mundart geworden, welche man die niedersächsische nennen könte, (und zuweilen auch wirklich wol nennet) man müßte aber sonach denjenigen Hauptdialekt unsrer Sprache, der nun weiter nichts als das Patois oder die Volkssprache in den Provinzen des eigentlichen Niederdeutschlands geworden ist, wie er auch wirklich heißt, immer den plattdeutschen nennen.

Man verstünde mich also nun, wenn ich unsre Dialekte in den hochdeutschen, und dessen Unterotten den obersächsischen, oberdeutschen, niedersächsischen; und zweitens in den plattdeutschen einteilen wolte. Indessen, da dem bisherigen Sprachgebrauche gemäß, plattdeutsch;

niederdeutsch und niedersächsisch einerlei bedeuten, (man sehe Adelung unter plattdeutsch) so wollen wir die neubemerkte Mundart einstweilen die niederhochdeutsche nennen, und so wird sie auch in der That als dritte Unterart des Hochdeutschen am richtigsten zu bezeichnen sein.

Sie ist sehr ausgebreitet. Denn nicht blos in dem ganzen niedersächsischen und westphälischen Kreise, sondern auch in einem Theile des obersächsischen, als in der Mark und Pommern, und nicht allein in Deutschland selbst, sondern auch in Kurland, Liefland und Preussen, wo die Einwohner als deutsche Kolonien anzusehen sind, herschet sie nun. Ihr wahres Merkmal ist dieses: Wenn das Patois der Provinz, das heißt, besonders die Sprache des gemeinen Mannes, plattdeutsch ist, so ist auch die niederhochdeutsche Mundart in derselben befindlich. (Kurland und Liefland machen von dieser Erklärung keine Ausnahme; denn obgleich der Bauer kurisch und lettisch spricht, so wird dennoch das Plattdeutsche von den geringen Deutschen darin geredet.) Hieraus läßt sich eine Frage entscheiden, welche Herr Prof. Cramer in seinem Klopstock S. 10 aufgeworfen hat. Denn weil in Quedlinburg auch plattdeutsch gesprochen wird, so ist die Mundart, ob sie gleich der obersächsischen wegen der Nachbarschaft, besonders in Ansehung der Aussprache, weit näher komt, als z. E. die hannöversche, brandenburgische und pommersche ihr kommen, doch für niederhochdeutsch oder niedersächsisch zu erkennen.

In den Provinzen und Ländern, worin diese Mundart befindlich ist, war noch vor einigen Jahrhunderten der plattdeutsche Dialekt ausschliessungsweise, so daß derselbe zum Sprechen und Schreiben, sowol in Geselschaften und Briefen, als in öffentlichen Reden und gedruckten Büchern, in Akten und in Aufschriften an Gebäuden so gut, als in Predigten, mit einem Worte, ganz allein und überal gebraucht wurde. Der Umgang mit den Obersachsen und mit den Oberdeutschen, die

Rei-

Reisen zu ihnen und ihr Aufenthalt bei uns, kurz, die ganze Verbindung, welche zwischen allen Provinzen Einer Nazion, wenn die Mundarten auch sehr verschieden sind, so natürlich immer gewesen ist und sein wird, ausserdem aber die Bücher, vor allem die lutherische Kirchenverbesserung und Uebersezung der Bibel, brachten nach und nach die obersächsische Mundart nach Niederdeutschland, wo sie überal angenommen ward, und nunmehr, nachdem sie das Bürgerrecht gewonnen hat, ganz einheimisch und eine neue Mundart geworden ist. Sie hat daselbst den plattdeutschen Dialekt so sehr verdrängt, daß keiner, der ihn auch noch so gut sprechen kan, ihn anders als zum Spaße schreiben, und ihn wenigstens in einer ordentlichen Geselschaft nicht reden wird, so, daß manche Leute sich desselben, weil sie es nicht gewohnt sind, entweder überal nicht, oder doch nur selten bedienen, ob sie ihn gleich sehr gut verstehen, und auch wol sprechen können. Es braucht gewiß einer kleinen Einschränkung, wenn der Prof. Dähnert denselben in seinem plattdeutschen Wörterbuch noch für die häusliche Sprache in Niederdeutschland erkennet. Der Pastor Götz nennt ihn aus Gelegenheit seiner Geschichte der Bibeln in den Frankfurter Anzeigen für das Jahr 1776. auf der 85. Seite „die Muttersprache des grossen Haufens„ Dies würde ganz richtig sein, falls er unter dem grossen Haufen den geringen Theil der Niederdeutschen verstanden hat. Die Liebhaberei, die Gewohnheit, die Erziehung, der Umgang, auch die Provinzen machen freilich hiebei einen beträchtlichen Unterschied. Crebillon, der Trauerspieldichter, sprach sehr gern das Patois seiner Provinz, (und noch kurz vor seinem Tode,) wenn Landsleute zu ihm kamen. In manchen Oertern von Niederdeutschland sprechen Ammen hochdeutsch, damit die Kinder nicht den plattdeutschen Dialekt zuerst lernen, und alle Bediente männlichen Geschlechts müssen ihre Gewerbe hochdeutsch bestellen. Ja, das Obersächsische ist sogar überaus stark in den plattdeutschen Dia-

lekt selbst hineingedrungen, und das ächte unvermischte Plattdeutsche spricht fast allein der Bauer.

Im Jahr 1725. drückt sich der Verfasser einer Abhandlung vor dem 1sten Theile der von Weichmann herausgegebenen Poesien der Niedersachsen (der bekante Bürgermeister Brockes) darüber so aus: „Wir sind nicht blos als Niedersachsen anzusehen, weil wir von Jugend auf in Schulen von unsern Lehrmeistern, auf den Kanzeln von unsern Priestern, ja in allen feinen Geselschaften nichts anders als Obersächsisch hören, in allen Büchern nichts anders lesen, auch so viel Obersachsen bei uns wohnen und durchreisen, mit denen wir täglich umgehen, ja endlich, da die allermeisten von uns nach Sachsen reisen, und sich viele Jahre daselbst aufhalten, um, wie in andern Wissenschaften, also auch in der Sprache sich volkomner zu machen.„

Die häusliche Erziehung hätte doch hier nicht ganz übergangen werden sollen, und ausserdem ist es nicht bestimt genug, zu sagen: „Wir sind nicht blos als Niedersachsen anzusehen.„ Denn wer ein Niederdeutscher ist, bleibt es, ungeachtet der nach und nach eingeführten niederhochdeutschen Mundart. Aber izt, nach sechs und funfzig Jahren, da dieses geschrieben worden, nachdem die Sitten sich weit mehr verfeinert haben, und auch das Lesen algemein geworden, izt, nachdem die vortreflichsten Köpfe, nachdem klassische Schriftsteller unter den Niederdeutschen aufgestanden sind — Kaniz und andre waren es freilich schon damals — wäre das Alles viel zu wenig gesagt. Der hochdeutsche Dialekt ist uns nunmehr eigentümlich; nicht uns allein, die wir darin schreiben, sondern den Niederdeutschen überhaupt, wenn ich den ganz geringen Mann ausnehme; denn der Handwerker spricht ihn ebenfals.

Herr Hofrath Klopstock in der zweiten Fortsezung seiner Fragmente über Sprache und Dichtkunst wird durch die orthographische Untersuchung veranlaßt, Folgendes anzumerken:

„Ich

„Ich muß hier auf etwas aufmerksam machen, wovon man in dem südlichen Deutschland nichts zu wissen scheint, das aber, wie ich denke, die Sache in ihr rechtes Licht sezen wird. In denen Gegenden, die ich bezeichnet habe, [auch auf allen Seiten so viel weiter hin, als das Plattdeutsche reicht] mischen sich die Mundart [nämlich das Plattdeutsche] und die Sprache auf keine Weise unter einander, weder in Absicht auf die Aussprache noch in andrer Betrachtung. Wenn da Fehlerhaftes ist, so entstehts nicht durch den Misch der Mundart. Denn dieser findet, wegen des grossen Abstands zwischen beiden, gar nicht statt. Die lezte ist beinah eine zweite Sprache. [Dies hat auch Adelung bemerkt, aber doch allemal zu weit ausgedehnt.] Allein in dem südlichen Deutschland ist die Sache ganz anders. Da vermischen sich Sprache und Mundart in jeder Rücksicht.„

Man muß allen Schriftstellern (und wie viel mehr, wenn es ein Klopstock ist) solche Einschränkungen zu Gute kommen laßen, die sie im Sinne haben konten, und so ist auch das Angeführte in vieler Rücksicht der Wahrheit gemäß. Nur ohne diese Einschränkung weiß ich es nicht zu behaupten. Was aber dieses betrift, so werde ich unten etwas davon sagen können. Hier wil ich nur darauf sehen, daß in der angeführten Stelle meine izige Bemerkung von einer niederhochdeutschen Mundart zwar freilich nicht zum Grunde lieget — aber doch bestätiget wird. Denn selbst das Fehlerhafte, was nicht aus der Vermischung mit dem Plattdeutschen entsteht, wenn es sehr algemein ist, was kan es anders sein, als Mundart? Freilich gegen die andern eine sehr junge Mundart!

Indeßen muß ich von dem Plattdeutschen noch dieses bemerken, daß es hier und da freilich von manchen Personen, auch des mitlern Bürgerstandes, im vertrauten Umgange gebraucht werde. Ich halte nötig, dieses bei-

zufügen, um den Oberdeutschen einen volständigen Begriff von der Sache zu machen. Ja selbst Vornehmere sprechen das Plattdeutsche an manchen Orten in ihrem häuslichen Umgange, und vorzüglich, wenn sie mit geringern Leuten, welche dieser Mundart am meisten gewont sind, zu thun haben. Andre sprechen es überaus selten oder gar nicht, und wie ich schon gesagt habe, es ist in der That nichts mehr, als das Patois in ganz Niederdeutschland geworden.

Wozu aber nun alle diese Betrachtungen? Ist denn die niederhochdeutsche Mundart von der obersächsischen wirklich verschieden? — Das ist sie sehr zuverlässig. Gleich einer Pflanze, die aus einem fremden Erdreiche geholet in ihrem izigen wesentliche Veränderungen gelitten hat. Und es kan zur Verwirrung der Begriffe Anlaß geben, wenn man den niederhochdeutschen Dialekt auf der einen Seite nicht von dem obersächsischen, und auf der andern nicht von dem plattdeutschen unterscheidet. Hätte Moriz nebst andern diesen Unterschied bemerket, so würden sie bestimter geschrieben haben.

Wenn ich von der Verschiedenheit der niederhochdeutschen und der obersächsischen Mundart sprechen will, so rede ich gar nicht von den Fehlern derjenigen, die aus Unkunde der deutschen Sprache überhaupt im Sprechen wirkliche plattdeutsche Wörter einmischen, als: ich wil man sehen, statt, ich wil nur sehen. So etwas verdient nicht bemerkt zu werden. Sondern die Verschiedenheit besteht, wie ich hier nur kürzlich anzeigen kan,

1) in der Aussprache. Die niederhochdeutsche weicht eben so sehr von der meißnischen, als von der oberdeutschen ab. Ihr Hauptkarakter besteht in einer Weichheit, die ihre sehr grossen Vorzüge, aber auch ihre Fehler mit sich führet. Sie unterscheidet aber sehr deutlich d und t, b und p und so weiter. Sie sagt nicht Kleeder, sondern Kleider, nicht Beene, sondern Beine,

nicht

nicht ider, sondern jeder, nicht korschamer Diener, sondern gehorsamer Diener. Es gibt übrigens nur Eine gute Aussprache, und die ist fast aus allen Mundarten zusammengesezt.

2) Sie ist auch nicht obersächsisch allein, sondern hat aus dem Oberdeutschen, eben so wol als jene Mundart, was ihr anstand, genommen. Z. B. Das ehrliche, gute und unentbehrliche Wort Behörde ist in Niederdeutschland bekant und im Kanzeleistil gebräuchlich.

3) Das rechte Provinziale der obersächsischen Mundart und die Volkssprache, also das Fehlerhafte derselben mangelt ganz in der niederhochdeutschen. Niemand sagt hier Köthe für Schrank, sieht schön für sieht schön aus. Dagegen hat sie ihr Provinziales wieder aus dem Plattdeutschen, und der geringe Mann sagt Schapp für Köthe.

4) Sie hat Wörter und Wendungen, die sie zwar zum Theil ursprünglich aus ihrem Provinzialen herübernahm, die aber gut deutsch geworden, und von klassischen Schriftstellern, selbst Obersachsen angenommen sind. Das Wort Schnickschnack hat Lessing in Gang gebracht. Die Wortfügung: Bei dieser Gelegenheit scheint die Tapferkeit der Franzosen der Engländer ihre noch übertroffen zu haben, (welche im Französischen durch celle des Anglois ausgedrückt wird, und so notwendig ist, die Wiederholung des nemlichen Worts zu vermeiden) hat man der niederhochdeutschen Mundart zu verdanken. Sie ist auch völlig aufgenommen, und statt derselben mit unwissenden Uebersezern sagen zu wollen: diejenige der Engländer, hiesse einen Gallicismus machen.

5) Sie trift zuweilen eine Wahl der Wörter und ihrer Bedeutungen, die der Obersachse von uns gelernt hat. Fein Z. E brauchen wir niemals für schön, sondern wir verstehen eine Zärtlichkeit der Empfindung darunter; und die erste Bedeutung als: ein feines Buch, ist auch nunmehr im Deutschen überhaupt nicht edel genug.

6) Sie hat mehr Lebensart, denn sie nent jeden erwachsenen Menschen einen Herrn, und jedes unverheiratete Frauenzimmer von einigem Stande Mamsel. Aber in Leipzig und Dresden heisset ein Mann, der keinen Titel und keine Frau hat, er müßte denn ein Fremder sein, Monsieur, und die Kaufmannstochter eine Jungfer. Immerhin nehme man diese Anmerkung für einen Scherz auf; wahr ist sie doch.

7) Sie hat besondre Verschiedenheiten. Z. E. Der Obersachse sagt ein Amt begleiten, der Niederdeutsche ein Amt bekleiden. (Ich halte das Lezte allein für recht.)

Uebrigens verdienet sie Aufmerksamkeit, da viele unsrer besten Schriftsteller, als Spalding, Ramler, Eberhard, Möser und Jerusalem solche Niederdeutsche im engsten Verstande sind. Freilich haben sich diese, wie alle Deutsche, nach obersächsischen Schriftstellern gebildet, aber ihre angebohrne Mundart hatte grosse Einflüsse auf sie. Freilich machen wir uns den obersächsischen Dialekt in seiner Reinigkeit bekant und eigen, aber wir können uns besser als die Obersachsen vor seinen Fehlern hüten.

Ich begnüge mich mit diesen Anmerkungen, ob sie gleich die ganze Materie noch gar nicht erschöpfen. Denn meine Absicht war hauptsächlich nur, auf die Mundart selbst aufmerksamer zu machen, als man bisher gewesen ist.

10. Auszüge aus Briefen.

I.

Tübingen, den 30sten Sept. 1781.

— — — Als auf Fuldas Wurzellexikon pränumerirt wurde, sah ein Jäger ein Avertissement davon beim Buchbinder seines Orts, und weil er und seine Kollegen glaubten, dies Buch würde ihnen zur Kentniß der Feld- und

und Waldwurzeln dienlich seyn, so pränumerirten sie auf eine ziemliche Anzahl. . . .

An der Fuldaischen Geschichtskarte ist noch nicht zu stechen angefangen. Stage sol keinen geschickten Mann dazu auftreiben können. Man hat übrigens in Schwaben so sehr als in Baiern dieses Unternehmen unterstüzt. Der regierende Herzog, Prinz Friedrich, der Abt Gerbert zu St. Blasii, die Universitäten zu Tübingen und Freiburg, die Schulen zu Denkendorf und Pforzheim werden mir nur allein von dem hiesigen Postverwalter, der doch spät zu sammeln anfing, als vorzügliche Subskribenten genant.

Die hiesige Universität besteht gegenwärtig aus 120 Studenten und eben so viel Stipendiaten.

Die Schule zu Pforzheim sol eine merkwürdige Veränderung erlitten haben. Der Direktor ließ sich vom bösen Feind verleiten, seinen Knaben nicht mehr den Katechismus und die Kinderlehre, Langens und Knebels Grammatik einzubläuen, und sie mit Vokabeln aus Lexicis vol zu stopfen. Daher kam's denn ganz natürlich, daß die Jungen bei'm Examen zwar Geschichte, Erdbeschreibung und andere Dinge, die man nicht von ihnen verlangte, so wohl wußten, als sie die Wahrheiten unserer Religion und ihren Cicero und Homer verstanden; aber, lieber Gott! dies war nicht nach der heilsamen Vorschrift der lutherischen Kirche und nach dem löblich hergebrachten Schulgebrauch gearbeitet, und wer wolte es klugen und rechtgläubigen Leuten unter Priestern und Laien verdenken, daß sie sagten: „Alles gut! recht gut! aber — Religion! Grammatik! Neuerungen in der Grammatik! in der Religion!„ — Kurz, sie fanden sich im Gewissen gedrungen, nicht eher zu ruhen, bis das, was zu den leidigen Neuerungen ausgesezt worden, wieder eingezogen, und der arme Direktor gezwungen ward, statt Religion Theologie zu lehren, u. s. w.

Plou=

Plouquet wil seine sämtlichen Dissertationen revidiren und zusammen herausgeben. Sie werden, heißt es, in den Niederlanden viel gekauft werden; hier desto weniger.

Eine Geschichte Wiederholds haben wir auf Ostern zu hoffen. Ich sah eine Probe davon, deren Schreibart mir nicht gefiel. Sonst verdient die Arbeit alles Lob. Wiederhold, Schertlin von Burtenbach, Göz von Berlichingen, Franz von Sickingen! welche Männer! und immer der wackerste unter ihnen der biedere Wiederhold!

Tübingen ist, was gesunde Luft betrift das deutsche Montpellier und Lausanne. Seine Lage ist die reizendste für das Aug, aber auch, wenn der Neckar und Steinbach, der hier in jenen fließt, austreten, sehr schrecklich, da alsdann das ganze gesegnete Thal auf einmal das Spiel der Wellen wird. Und doch sucht man nicht diese reissende Wasser zu bändigen. Manche behaupten, man könne nicht. Vom Steinbach, der viel Kies mit sich führet, und aus Waldbächen entsteht, kan ich das gelten lassen, aber nicht von dem sanftfliessenden Neckar, welcher gewiß gezwungen werden kan. Hier kommen viele Holzflösse auf ihm vorbei, aber erst unter Stuttgard wird er schifbar. Zu Plochingen, 6 Stunden von hier, hat er eine neue ganz bedeckte und prächtige Hangbrücke von beträchtlicher Länge.

Viele Dörfer hiesiger Gegend haben ausser dem Ackerbau noch ihre eigene Nahrung. So kommen z. B. die Günninger mit ihren Sämereien nach Burgund, den Niederlanden und Ungarn, treiben auch im Lande grossen Honighandel; die Plieninger tragen ihr Garn nach Ulm, und bringen von da Spargel nach dem nahgelegenen Stuttgard. Zu Seebronn und Ergenzingen werden gute Flintenschäfte und Tobackspfeifenköpfe aus Holz verfertiget, in welches sie allerlei Vorstellungen, Wappen u. s. w. auf das schönste zu schnizen wissen, und bald wird ein Ergenzinger, welchen die Enkel aus der

Haus=

Hausraritätenkammer noch aufweisen können, bei Adelsproben so gut als ein Grabmaal gelten.

In der Nähe Tübingens hat man von dem Achalmsberg und Stoßberg die herlichsten Aussichten. Die Fläche, die man da am Neckar hinauf und hinab bis über den Rhein und längs dem Schwarzwald hin übersehen kan, giebt einen Anblick, wie ihn mein Auge kaum irgendwo gesehen. Städte, Dörfer, Schlösser, Flüsse, Bäche, Seen, Berge und Thäler vol Fruchtbarkeit, Wiesen, Wälder, Aecker, Baumgärten und Weinberge zeigen sich dem staunenden Gesicht auf einmal.

In der Nähe des Roßbergs ist das Nebelloch, Schwabens Baumannshöle, und die Belser Kapelle. Leztere sol ein heidnischer Tempel gewesen sein. Man schliesset dies aus den Figuren der Vorderseite, die mir jedoch in den Zeichnungen, die ich davon gesehen, gar nicht als Ueberbleibsel des Heidentums erscheinen. Ich werde ehestens sowol die Kapelle als das Nebelloch besuchen, und Ihnen alsdann mehr davon schreiben.

Zu Stuttgard sind zwei Buchhandlungen, Mezler und Erhard, und hier auch zwei, Heerbrand und Jo. Ge. Cotta. Leztere darf nicht mit den Nachdruckern Joh. Ulrich und Christ. Gottfried Cotta verwechselt werden. Diese Leute thun den hiesigen Buchhändlern vielen Schaden; die zu Frankfurt, München, Manheim und Ulm aber schämen sich nicht, sie zu unterstüzen.

Sind Ihnen diese Bemerkungen nicht unangenehm, so kan ich noch Manches über die hiesige Gegend nachholen, denn ich bleibe einige Zeit hier, und denke auch Reutlingen, Hechingen, Rotenburg zu besuchen.

II.

H. den 16ten Nov. 1781.

— — — Die kaiserliche Gemäldesamlung zu Wien ist jezt im Belvedere aufgestelt, und erst durch die Bemühungen des Herrn von Mecheln in die Ordnung gebracht wor-

worden, in welcher man sie gegenwärtig siehet. Der Kaiser machte bei Gelegenheit seiner lezten Schweizerreise in Basel die Bekantschaft dieses fleissigen Mannes, und berief ihn sogleich nach Wien. Hier fand er bei seiner Ankunft die schönsten Stücke der Malerei zum Theil ganz verwahrloset, zum Theil an ungewöhnlichen Oertern aufbehalten. Viele lagen auf dem Boden und waren durch Staub ganz unkentlich geworden. Er sammelte alle diese Schäze und ordnete sie. Die Gemälde sind eigentlich in keine Gallerie, sondern in 22 verschiedene Zimmer nach den Schulen gebracht. Ueber den Thüren liest man die Benennung der Schule, und über jedem Stücke den Namen des Meisters. Bei dieser sehr bequemen Einrichtung kan man ganz allein und mit Musse die Zimmer durchwandern, ohne eines Führers zu bedürfen, der einen oft mehr eilen macht, als man wünscht. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich mich auf die einzelen Schönheiten dieser wahrhaftig kaiserlichen Gemäldesamlung einlassen wolte. Mit Vorbeigehung der vielen vortreflichen Stücke von Rubens, Rembrandt und anderen älteren Meistern kan ich aber nicht umhin, der vier Gemälde eines noch lebenden Malers Andreas Lens zu gedenken, den der Kaiser aus Antwerpen, wo er sich aufhält, vergeblich nach Wien berufen hat. Von Anton Raphael Mengs befindet sich ein heil. Petrus hier, den er bei einer gewissen Gelegenheit *) seinem Barbier geschenkt, und von Pompeo Battoni ein verlorner Sohn. Die deutsche Schule ist darum vorzüglich merkwürdig, weil die Gemälde derselben, von Erfindung der Oelmalerei an bis auf jezige Zeiten, in chronologischer Ordnung aufgestellt sind. Eine höchst angenehme Beschäftigung für den Liebhaber und Kenner, in einem so engen Bezirke zu sehen, wie die Kunst sich nach und nach empor geschwungen hat. In Presburg sind auch noch einige Gemälde; viele Stücke aber, und zwar die besten, hat man nach Wien gebracht. An

*) S. Mengs Leben nebst dem Verzeichniß seiner Werke.

An keinem Orte Deutschlands bemerkt man eine so grosse Mannigfaltigkeit in den öffentlichen Vergnügungen, als hier, und alle werden von Hohen und Geringen ziemlich zahlreich besucht. Ausser den öffentlichen Spaziergängen im Augarten und Prater kan man fast täglich deutsches und französisches Schauspiel besuchen, Reitkünste, Hahnengefechte, Schwimmer, grosse Thierhezen, Feuerwerke und dergleichen sehen. Sonderbar ist es, daß der Freitag hier für heiliger gehalten zu werden scheinet als der Sonntag, denn am leztern sind gemeiniglich alle vorbenante Vergnügungen zu geniessen, am Freitag ist aber wenigstens allezeit das Theater geschlossen. Es scheint dies einige Verbindungen mit dem Aberglauben zu haben, der freilich unter dem gemeinen Mann in Wien noch bis jezt ziemlich herschend ist.

Ein ganz abscheuliches Vergnügen der dortigen Einwohner ist die Thierheze, die alle Sonntag Nachmittag gegeben wird. Unglaublich ist es, wie in einer polizirten deutschen Stadt dergleichen grausame Belustigungen geduldet, ja so gar privilegirt werden können, und noch unglaublicher, daß selbst das schöne Geschlecht diesem sogenanten Vergnügen beiwonen und Beifal geben kan. Ich habe gesehen, daß ein Lamm an einem Strick gebunden und vor den Augen der Zuschauer durch ein Paar hungrige Wölfe zerrissen, daß ein wehrloser Hirsch mit Feuerwerken umwunden und zugleich durch einige Hunde gehezt ward, die ihn in der Angst zu übernatürlichen Sprüngen nötigten, und Allen diesen Grausamkeiten sah nicht blos der Pöbel, sondern der so sich weit über ihm zu sein dünkt, mit den Zeichen eines lebhaften Vergnügens zu. Ja, man versicherte mich, ein gewisser Fürst sei ein so eifriger Beschüzer dieses blutigen Schauspiels, daß es ohne seine Gegenwart oder die Gewißheit des Gegentheils nie angefangen werden dürfe. . . .

Ein sehr nüzliches Institut hieselbst ist das sogenante Lekturkabinet im Trattnerschen Hause, das durch den Hof-

Hofrath Schmidt errichtet worden. Dort findet man in einem bequemen Zimmer, welches alle Tage von 8 Uhr Morgens bis am Abend für Jedermann offen ist, eine gut gewälte Büchersamlung aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, besonders viele Werke, die zum Nachschlagen dienen, und ausserdem beinah alle nur ersinnliche periodische Schriften, Zeitungen in allen Sprachen, neue fliegende Blätter und was dergleichen mehr ist. Die Abonenten zahlen jährlich eine geringe Summe; Fremde erlegen bei'm Eingang 7 Kreuzer, und haben dafür die Freiheit, vom Morgen bis an den Abend in einem gut geheizten Zimmer zu sizen und den ganzen Büchervorrat nach Gefallen zu nuzen.

Im Bürgerspital giebt sich der Pater Stork viele Mühe, Stumme und Taubgeborne zu unterrichten. Es gelingt ihm auch recht gut; nur Schade, daß er die Sache etwas zu weit treibt, und ihnen z. B. selbst die Dreieinigkeit begreiflich zu machen sucht, wie ich mit grosser Verwunderung selbst gehört habe. Alle Sonnabend wird der Unterricht öffentlich ertheilet . . . Ich bin u. s. w.

v. W.

Die in verschiedenen Zeitungen bekantgemachte Nachricht von einer französischen Uebersezung der Dohmischen Schrift: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, ist in sofern unrichtig, daß diese Uebersezung vom Verfasser selbst besorgt würde. Nicht von ihm, sondern von dem berümten Hrn. Bernoulli, Mitglied der königl. Akademie der Wissensch. in Berlin, hat man diese Uebersezung zu erwarten, und darf sich bei der längst bekanten Geschicklichkeit dieses Gelehrten und seiner Kentniß beider Sprachen etwas Vollkomneres versprechen, als die Uebersezungen deutscher Schriften ins Französische gewöhnlich zu sein pflegen. Um seiner Arbeit den höchsten Grad der Richtigkeit und Treue, neben den Vorzügen des Stils, zu verschaffen, hat der Uebersezer den Verfasser ersucht, die Uebersezung in der Handschrift durchzulesen, welches Lezterer gern gethan, und gemeinschaftlich mit Hrn. Bernoulli Original und Uebersezung verglichen hat. Es sind auch noch einige Zusäze hinzugekommen. Diese Uebersezung wird mit Anfange des Aprils in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau, bei derselben Kommissionairs und in allen Buchhandlungen auf schönes Schreibpapier sauber gedruckt zu haben sein.

Druckfehler im Thaumond.

S. h. Z. 9. l. melodischem, u. Z. 18. Maine.

Gedruckt in Ifens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Viertes Stück. Ostermond, 1782.

1.

Parlamentsrede Mylords ** über die Aufhebung des Jesuitenordens.

Aus dem London Chronickle übersezt

von

Just Traugott Praidel,

Meister der freien Künste in Leipzig.

Der Uebersezer hat aus wichtigen Gründen einige Stellen mässigen müssen, die in dem Munde des von Nazionalenthusiasmus erhizten Britten und in einer Versamlung von Leuten übereinstimmender Denkungsart natürlich waren; dem deutschen Leser aber, dessen Vorstellung auf einen gleich starken Grad von Antheilnehmung nicht erhöhet ist, ohne Zweifel anstössig würde gewesen sein. Einer von diesen Gründen war auch die Erinnerung des Verlegers, daß ohne diese Mässigung seine Arbeit in vielen Ländern nicht gang und gäbe sein dürfte.

Bei den Abweichungen aber, die er sich in Wörtern erlaubt, hat er es sich zur Pflicht gemacht, beständig dem Sinne so nahe zu halten, daß von dem Wesentlichen, und, er hoft, auch von dem Nachdrucke des Inhalts nichts möchte verloren sein.

Der Redner scheint diesen Nachdruck ohnehin nicht in der Einkleidung gesucht zu haben, sondern in der Sache. Das ist der unterscheidende Karakter aller Reden, welche

aus dem Stegreife, wie man sagt, gehalten werden, und solte der Karakter aller derjenigen sein, die man uns als solche giebt, welche bei öffentlichen Berathschlagungen gehalten worden. Selbst der zierliche Livius hat desselben größtentheils verfehlet. Die Anreden, die er seinen Konsuln und Tribunen in den Mund leget, sind mit zu vieler Sorgfalt zugerundet, als daß sie noch das Ansehen unvorbereiteter Vorträge solten erhalten haben.

Man wil diese Rede nicht eben als ein Muster in der Beredsamkeit anpreisen; aber wenn die Klasse festzusezen wäre, worein sie geordnet werden müßte, so würde der Eingang ohne Umwege, der abgebrochne kurze Stil, der zierrathlose freie Ausdruck, wobei Mylord immer mehr darauf sieht, was er sagen werde, als wie er es sagen werde, ihr die Stelle in der Klasse der demosthenischen anweisen.

Der Uebersezer verheißt sich übrigens, daß seine Leser am Ende der Uebersezung nicht fragen werden: aber wozu hat er uns das verdeutscht? Geschrieben zu Leipzig, den 30sten Herbstmondes 1773.

Mylords!

Das Schicksal der Jesuiten ist endlich entschieden. Eine päbstliche Bulle hat ihre Aufhebung und gänzliche Verlöschung beschlossen: und obgleich diese Angelegenheit hauptsächlich von den Mächten des Hauses Bourbon betrieben worden; so zeiget dennoch die Eilfertigkeit, womit alle katolischen Höfe die Verordnung des Pabstes in Volzug gesezet, deutlich genug an, wie sehr sie dieselbe gewünscht haben. Sie wundern sich ohne Zweifel, M. M. wozu ich in dem Parlamente von Großbrittanien der Aufhebung eines papistischen Mönchenordens erwähne? Und ich, ich mache Ihnen kein Geheimniß aus meinem Erstaunen, daß vor mir niemand noch von diesem merkwürdigen Vorfalle gesprochen habe. Oder wäre dieses vielleicht eine

Neuigkeit, welche nur die Zeitungskrämer auf dem Koffeehause beschäftigen, oder unsern Wizschnappern Stoff geben kan, ihre Spizfindigkeit daran stumpf zu machen? Mit einer solchen Gleichgültigkeit betragen wir uns wenigstens dabei, als ob, was mit der Geselschaft vorgeht, auf die Verfassung Europens und auf diese Insel keinen Einfluß haben solte. Die Gefühllosigkeit einiger geht selbst so weit, daß sie über den Fall dieses gewaltigen Ordens frohlocken, und damit ihren Spott treiben können.

Ich aber, M. M. ob ich gleich nicht sehr einen Hang habe, mir Schreckgestalten zu erschaffen, ich werfe bei dieser Begebenheit meinen Blick in die Zukunft; und was sehe ich daselbst? Ich sehe in den katolischen Staaten den dichten Nebel zerstieben, mit welchen sie bis anher umzogen waren; ich sehe bei ihnen Kentnisse und Geschicklichkeit sich verbreiten; die Künste sich vervolkommen; die Handlung wachsen die Bevölkerung sich vergrössern; ich sehe sie dadurch blühend, mächtig, die Oberhand über die protestantischen Mächte gewinnen, und das Gebäude des algemeinen Gleichgewichts, das wir mit unserm Gelde, ich kan sagen, mit unserm Blute aufgeführet und befestiget haben, umstürzen. Um alles mit einem Worte zu sagen: ich sehe die Flagge Brittaniens, das heute Neptunen gleichsam seinen Dreizack entrissen hat, ansehnlos, und gezwungen, vor der Flagge Frankreichs demütig zu streichen.

Schon lange scheint der Geist einer weit hinausreichenden Vorsicht aus dieser Insel gewichen zu seyn: oder vielmehr, schon lange haben wir nur Verstand und Mut und Feder und Zungen zu bürgerlichen Uneinigkeiten: sorgenlos, fast solte man sagen, gedankenlos, was diesseits des Kanals sich ereignen mag, hat der Name eines dreusten Blätterschreibers Brittanien beinahe in Verwüstung gesezt. Die tolle Ausgelassenheit unsers Pöbels, und unser kindisches Betragen, da die eine Hälfte der Nazion die andere wütend anfiel, wenn sie nicht, gleich fanatischen

Mystikern, die Zahl 45 an Häusern, Wägen, Kleidern überal auskramte, hat allen Nazionen ein Schauspiel gegeben, wobei die englische nicht sehr zu ihrem Ruhme Fallstaffen *) spielte.

Indessen hat Frankreich eine Insel, deren Lage seinen Flotten die Uebermacht auf dem mittelländischen Meere versichert, von wannen es unsre Handlung nach Wohlgefallen beunruhigen kan, Korsika, das auf unsern Schuz und Beistand zählte, wäre es auch nur gewesen, weil es die Sache der Freiheit verfochten, erst unter dem Scheine überlassener Hülfstruppen besezt; dann nicht mehr in Geheim zu seinem Eigentume erkläret: wir liessen es geschehen. Drei Mächte zergliedern das von inneren Unruhen entkräftete Polen vor unsern Augen nach Wohlgefallen: wir lassen es geschehen. Der König in Preussen bemächtiget sich der Rhede von Danzig, macht sich zum Herrn der Schiffahrt am Belt, zum Herrn der Handlung daselbst, schränkt die unsrige ein: auch das liessen wir geschehen. Ist es unsere Geduld, welche man durch diese Angriffe versuchen wolte — was wird man sich, nach solchen Beweisen derselben, gegen uns nicht gestatten? Ist es unsere Vorsichtigkeit, die man prüfen wil; so mag nur künftig jeder kühne Anschlag gegen England geschmiedet und ausgeführet werden, ohne von uns ein Hinderniß zu befürchten: wir drücken unsrer Sorglosigkeit vollends das Siegel auf, da wir den Antheil übersehen, den wir an dem Sturze eines Ordens zu nehmen haben, dessen Aufrechthaltung wir um keinen Preis zu theuer würden erkaufet haben.

Hier, M. M. wo es auf das Wohl des Vaterlands und seinen wahren Ruhm ankömt, ist kein Raum zu eiteln Nazionalgroßsprechereien von weiß nicht welchen Vorzügen, dadurch schon die Natur uns Eiländer zu ihren Lieblin-

*) Ist der Name des Lustigmachers bei Shakespearn.

Lieblingen gewählet, und von den übrigen Völkern des festen Landes ausgezeichnet haben sol: gestehen wir uns offenherzig, die gemeinschaftliche Mutter weiß von einer solchen unbilligen Vorliebe nichts; sie vertheilet Fähigkeit, Einsicht, Herzhaftigkeit, Aemsigkeit mit gleichem Masse unter alle Nazionen; aber nicht alle Nazionen wissen diese Gaben gleich zu nüzen.

Die Gestalt der Religion, der Regierung, die Erziehung, die Geseze ersticken bei einigen den ersten Keim, noch eh er zur Entwicklung komt; oder sie hemmen doch sein Wachstum, und bringen ihn zur Ausartung: bei andern trifft er einen milderen Himmel, ein baubarer Erdreich an, und kömt glücklich zur Reife: darin liegt allemal mehr oder minder der Vorzug einer Nazion vor der andern; da lag bis hieher der unsrige gegen die Staaten des Hauses Bourbon, gegen die katolischen Staaten sämtlich, den wir aber nun in Gefahr stehen, bald zu verlieren: die Vertreibung der Jesuiten ist der Anfang dieser nähernden Veränderung.

Der Zeitpunkt, wo die engländische Nazion mit Uebergewicht in die Angelegenheiten Europens einzuflieſſen anhub, wo unsre Flotten zur See, unsre Kriegsheere zu Lande, wo unsre Aemsigkeit und Nazionalgeschicklichkeit auf den Handlungspläzen sich Ansehen erwarben, ist eigentlich die glorwürdige Regierung Elisabeths: damals, als die übrigen Reiche von Religionsstreitigkeiten gährten, damals, als England der flüchtenden Geschicklichkeit der Niederländer und dann der Franzosen einen Freistaat eröfnete; damals, als es entschieden war, daß Großbrittanien von der Gattung Menschen ewig gereiniget bleiben solte, welche ihre Geschicklichkeit der Nazionaleinsicht, ihre Hände der gemeinschaftlichen Emsigkeit entziehen, welche durch ein feierlich Gelübd sich von allen geselschaftlichen Pflichten lossagen, aber auf Kosten der Geselschaft ernährt werden, der sie dennoch nicht einmal durch ihre Leiber den

Ersaz ihrer Aezung *) bringen, indem sie sich selbst verdammet haben, den anerschaffnen Trieb der Fortpflanzung zu meistern, zu unterdrücken. Die Provinzen Frankreichs Spanien, Welschland, der gröste Theil Deutschlands wetteiferten gleichsam, wem es so gut werden solte, von diesen Unthätigen **) eine grössere Menge zu besizen; sie wußten nicht, daß der eifrigste Britte für die Wohlfahrt, für den Ruhm seines Vaterlandes keinen höheren Wunsch zu thun hatte, als die Dauer dieser Verblendung! Dii furorem hostibus illum! Von dieser Zeit stiegen wir nach dem Masse empor, als die Reiche, welche von Mönchen wimmelten ***), herabkamen. Die Geschichte ihres Verfals ist also zugleich die Geschichte unsers Uebergewichts.

Am ersten war die Bevölkerung durch den Mönchenstand angegriffen. Zwar dieser Nachtheil war damals nicht mehr ein neues Uebel: es schlich schon lange in dem Innern, und fraß gleich einer zehrenden Seuche an den Kräften der Staaten: schon seit dem Siege, den die Hartnäckigkeit des Hofes zu Rom über die Widersezlichkeit der Klerisei davongetragen, die sich nur mit Widerwillen, nur von dem Schrecken des Bannkeils betäubt, von ihren Beiliegerinnen lossagte. Die Ehelosigkeit der Geistlichkeit war nach der richtigen Bemerkung eines unsrer scharfsinnigsten Geschichtschreiber der empfindlichste Streich, den die römische Politik den weltlichen Mächten jemals beigebracht hatte: sie

*) Zum Beispiele, von welcher Art die Veränderungen sind, die der Uebersezer nothwendig geglaubt hat, können folgende Stellen dienen: statt des Worts Aezung steht im Original: fatted. Wo in der Uebersezung

**) Unthätigen steht, lautet es im Text: lazy rogues. Die Worte von Mönchen

***) wimmelten, heissen im Englischen: swarmed with Monks vermine. Der Leser, welcher der englischen Sprache kundig ist, wird die Mässigung der Uebersezung einsehen, und kan aus diesen wenigen Stellen auf unzählige ähnliche den Schluß ziehen.

sie war der Vorläufer, oder vielmehr die Grundlage aller darauf erfolgten herschsüchtigen Angriffe des Vatikans; darum unterwarfen sich derselben alle Länder nicht anders, als widerstrebend; darum trugen sie das Joch mit eingebissenen Lippen; darum späheten sie mit äusserster Ungeduld den günstigen Augenblick ab, dasselbe abzuwerfen. Der Eigennuz und Hochmut eines deutschen Mönchen hatte ihn herbeigeführt, viele Länder bemächtigten sich desselben: aber der lichte Zwischenraum war nur kurz; die ihn vorbei liessen, waren zur immerwährenden Finsterniß verurteilet.

Unsre natürlichen Gegner waren in der Zahl dieser saumseligen Unglücklichen, und so ferne wenigstens war die Verblendung der Menschheit ein Vortheil für England. Seit diesem Augenblicke ging die Bevölkerung Frankreichs immer rückgängig; seine Armeen wurden mit grösserer Beschwerde ergänzet, seine Schiffe mit grösserer Beschwerde bemannet; dem Erdreich entgingen Hände, die es bearbeiteten; die Manufakturen verloren einen Theil ihrer Verzehrer; die öffentlichen Einkünfte einen Theil der Steuerfähigen. Ich wil es ihrer Einbildungskraft überlassen, das Bild zu vollenden, das ich nur durch Hauptstriche andeute.

Leute, die sich von allen losgerissen hatten, was sonst an der bürgerlichen Geselschaft festhält; von dem Bande der Verwandschaft, der Familie, der Abkommenschaft; deren von dem gemeinschaftlichen ganz gesonderter Vortheil nur seine eigene Richtung empfing, und sich um den kleinen Mittelpunkt des persönlichen Ichs vereinigte; Fremdlinge in dem Hause ihrer Väter, in dem Kreise ihres Geschwisters, handelten als solche an Diesen, an Jenen, an Jedermann: sie sprachen das Vermögen der Laien, wo sie konten, als Erben an; wo rechtliche Ansprüche ihrer Erwerbungssucht keinen Vorwand leihten, da war ihre Denkungskraft geschäftig, den Abhang jäher zu machen, auf dem die Güter der Laien dem Schlunde zustürzten.

der je mehr er einschlang, desto unersättlicher ward. Alle Erfindungen der finstersten Jahrhunderte wurden wieder hervorgesucht; die Klöster wucherten mit dem Ueberflusse ihrer Verdienste; sie gaben gleich Wechslern Anweisungen auf die Glückseligkeit des künftigen Lebens, und fertigten Pässe aus, bey deren Anblicke der Pförtner des Paradieses keinen Anstand machen würde, Vorzeigern einzulassen; alles das geschah gegen hohe Gebühren, zu deren Erlag sich das eingewiegte Volk um das Heil seiner Seele willen gerne verstand. Die Mönche wurden bald die algemeinen Erben, und rissen, mit Ausschliessung derjenigen, für welche die Natur durch die eingepflanzte Liebe, für welche der Staat durch Geseze gesorget hatte, das Haab dieser Welt an sich, auf welches sie durch feierliche Gelübde gleichwol Verzicht gethan hatten. Schwächlinge von Regenten sahen hiezu nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern rechtfertigten wol gar die Kunstgriffe durch das Ansehen ihrer Verordnungen, und schrieben den Plünderern ihrer Unterthanen Freibriefe, um an sich zu reissen, und Verbote, jemals wieder zu veräussern, was einmal in ihren Besiz gekommen war.

Hiedurch mußte bei den Mönchen die Kühnheit natürlich wachsen. Sie sahen sich gesichert, daß ihnen nichts mißlingen würde, und unternahmen alles. Der Gang der Erbschleicherei war ihrer grundlosen Haabbegierde zu träge, sie fanden Mittel, mit den Besizern noch in ihren Leben zu theilen. Die Messen, sonst nur den Verstorbenen zum Heile gesagt, fiengen an als ein algemeines Hülfsmittel wider jedes Anliegen im Schwange zu sein, für welche bezahlt werden mußte. Auf diese Weise ward jede Krankheit, jeder häusliche Kummer, jeder Ehezank, jede Schwachheit eines Weibchens die Gelegenheit zu Vermehrung ihrer Einkünfte. Es war von langer Hand darauf vorgesehen; die Klöster, die bei ihrem Ursprunge als ein Zufluchtsort für bekehrte Laien bestimmet gewesen, waren nun mit Leuten besezet, die ihre Tagewerke mit Messesagen

zen verdienen mogten. Die Brüderschaften, eine Gattung geistlicher ausschliessenden Zünfte, boten einen anderweitigen Anlaß, den Eingebrüderten monatliche oder jährliche Abgaben abzufodern: sie vermehrten sich ins unendliche; jeder Orden errichtete sich seine eigne, und es war eine Art frommen Stolzes, in vielen eingezeichnet zu sein. Eben so wurden die Walfarten vervielfältiget, weil jedes Wunderbild mit Gelde, mit goldnen, mit silbernen Gelübdstücken freigebig beschenket ward: nicht die Wände nur, mancher Tempel, sind mit den geschmacklosesten Figuren, aber die immer Silber und Gold sind, überhangen; sondern ich habe auf meinen Reisen bemerket, daß jeder Walfahrtsort, gleich jeden deutschen Prinzen, beständig seine Schazkammer hat.

Durch diese, und wol noch zahllose andre Erpressungen mehr, ward immer nur derjenige mitgenommen, der Geld oder Gold besaß: ein Art von Gleichheit verlangte, daß auch dem Unvermögenden die Pforten des Paradieses geöffnet würden: Bettelmönche, die nichts durch eignen Schweiß zu verdienen, sondern von der Vorsicht Gottes satt zu werden, eidlich angelobet hatten, überfielen unter den Namen Samler das flache Land — — *).

3.

An Hontheim.

Es sei denn! widerrufe, guter Greis!
Der Widerruf ist leicht: dem Widerruf

*) Die Leser des D. Museums werden noch mehr bedauern, diese Parlamentsrede nur als Fragment zu sehen, wenn der Herausgeber ihnen verräth, daß sie ein deutsches Produkt, und Herr Hofrath von Sonnenfels in Wien ihr Verfasser ist.

Vertrauen zu gewinnen, das ist schwer.
Die Wahrheit, die Febronius gelehrt,
wird Hontheim nicht zu Lügen machen! wird
und kan es nie nicht! Jeder Edle liebt
den Mann, der unablässig forscht, und dann
mit deutschem Munde freie Wahrheit spricht!
Drum liebt auch jeder Edle, Hontheim, dich;
verzeiht dir gern, daß du im grauen Haar
nicht Jüngling bist; und liebt und ehrt dich doch!

Dich, den Geschenk und Schmeicheleien nie
gefangen hätten, guter deutscher Mann,
Dich schrecken Drohungen des stolzen Roms?
Die schreckten viele schon! daß voller Angst
sie zitterten und bebten! voller Angst
für Irthum schalten, was kein Irthum war,
und Wahrheit nenten, was nicht Wahrheit ist!
Wer kent nicht Rom? Es sind in seiner Hand
der Pfeile viel; und — wenn es werfen darf,
säumt seine Rache nicht! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — —

Ein Glück nur ist, daß Wahrheit Wahrheit bleibt,
und weder Großsultan, noch Perserschach,
noch Pabst, noch Freigeist Dinge wandeln kan,
daß sie zu sein aufhörten, was sie sind,
und was sie nicht sind, würden! — Endlich komt
denn doch der rechte Mann, und sieht so scharf,
und spricht so wahr und laut, das alles Schrein
von Pabst und Kardinal und Erzbischof
und Bischof und Prälaten nichts mehr hilft,
und unterdrückter Völkergeist mit Mut
die langgetragnen Fesseln von sich wirft!

Schwur

Schwur Galilei nicht, des Kerkers Nacht
und seinen Schrecken endlich zu entgehn,
Was er erforscht, im Staube knieend ab?
Und sieh, die Sonne hat nicht ihren Stand,
die Erde nicht die Bahn, in der sie läuft,
verändert. Selbst, indem er kniet' und schwur,
riß ihn und Gegenfüßler unter ihm
der Schwung des fliegenden Planeten fort.

So widerrufe, widerrufe nur!
Der Bischof Roms bleibt alles, was er ist,
bleibt Bischof Roms! und ist er guter Mann,
der seinem Priesterthum nicht Schande macht,
der, Christo gleich, durch weisen Unterricht,
durch Beispiel unverfälschter Liebe nüzt,
und nicht mit Königen sich messen will:
so ist im hohen Himmel einst sein Lohn
vor Gott und allen Engeln Gottes groß!
und besser, als auf dieser argen Welt,
wo viele Kränkung, leider! ihn umgiebt,
und aus der Art geschlagner Söhne viel
den Vater nicht mehr ehren, so wie sonst!
Doch giebt's auch unter Deutschlands Fürsten noch
oft einen bessern Sohn, der folgsam bleibt,
und wie dein Klemens Wenzeslaus jüngst,
mit frommer Andacht ihm die Füsse küßt.

3.
Eine Szene aus der Militärakademie zu Stuttgard, vom November 1781.

Selten werden uns blos Fakta erzählt; aber hier theile ich Beobachtern der Menschheit eine kleine Geschichte ohne allen

allen Zusaz zur Beurtheilung mit, so wie ich sie aus eines Wahrheitliebenden Freundes Mund empfangen habe.

Der Kavalierssohn *) v. M * *, Zögling, aber kein Kostgänger dieses Instituts, und karakterisirter Hofjunker beim Herzog von Würtemberg, ein rechtschaffener und aufgeklärt denkender Jüngling, der algemein beliebt, und, wie man mir versicherte, eine Zierde der Akademie ist, hatte neulich das Unglück, dem Intendant der Akademie, dem sogenannten vortreflichen Stelvertreter des Herzogs, mit einer Schachtel zu begegnen, die einen Kuchen enthielt. Nach akademischer Sitte wurde er gleich angehalten: „was ist in der Schachtel? — woher dieselbe?„ — Als ein unbedeutendes Geschenk nannte er ohne Bedenken den Namen eines Zöglings einer andern Abtheilung, von dem er sie eben empfing, und ohne die geringste Folge zu befürchten verließ er darauf den Obrist, dessen unablässige Wißbegierde auch selbst nun befriedigt schiene. Auf einmal aber verdoppelte dieser die Schritte — der nächste Weg zu O *, so hieß der Eleve; die erste Frage: „woher die Schachtel?„ O *, der gewiß an nichts weniger dachte als an eine solche Ueberraschung, gab erschrocken zur Antwort: er habe sie von seinem Vetter bekommen. Aus seinem Stottern und Zittern konte der Intendant gleich merken, daß es nicht recht richtig mit der Sache seie; also: „ich glaubs nicht — sie lügen mich an — gestehen sie nur die Wahrheit.„ O * befürchtete aus des Intendants Reden, v. M * * habe schon alles gestanden: er schwebt in Angst. Der Intendant versprach ihm, daß er ausser Gefahr seie, wenn er alles gestehe. Die Wahrheit muß izt heraus; er gestund, der Bediente habe ihm die Schachtel gebracht. Auf den wiederholten Zuspruch des Intendants: „wenn sie und

*) Die Haupteintheilung in adeliche und bürgerliche Zöglinge ist uns schon im 5ten Stück des Museums vom May 1781 angezeigt worden, in dem Aufsaz über die Militärakademie zu Stuttgardt.

und der Bediente die Wahrheit reden, so geb' ich ihnen mein Ehrenwort, daß der Herzog nichts davon erfahren solle,„ wurde der Bediente St** herbeigeholt, der nach einigen unrechten Ausreden zulezt gestund, der Eleve D* habe ihm das Geld dazu gegeben: „dieser war auf die Frage: „woher haben sie das Geld?„ ebenfals gedrungen zu sagen, v. M** hab es ihm gegeben, und dieser gestunds nun auch. So wirkte des Intendants Ehrenwort auf den Hofjunker, den unadelichen Zögling und den Bedienten, daß alle drei ordentlich zu wetteifern schienen, die Wahrheit herauszusagen. Man prozedirt ganz in Forma, fragt den Kavalier: „woher das Geld?„ und die Wahrheitsliebe, die auf einmal die Delinquenten so wunderbarer Weise beseelte, ließ ihn sagen, er habe es von einem andern Kavalier, v. E***, der einen Monat vorher aus der Akademie gekommen, und sich tief in die Schweiz begeben hätte. Man ist noch nicht zufrieden: „Wie haben sie das Geld bekommen?„ — Es ist die lustigste Art. V. M** forderte nemlich Geld von seinem Vorgesezten, weil er dem von E*** ein Buch abkaufen wolte. Der Offizier gab das Geld dem abgehenden Kavalier selbst — denn kein Akademist darf nur einen Heller in seiner Hand erblicken lassen — dieser schickte seinem Käufer das Geld heimlich wieder zu — so machten sie es vorher aus, — und bekam sein Buch wieder. Den ganzen Betrug bekante von M**. So bekanten auch beide andere die Strafbarkeit ihrer Verbrechen, denn sie sündigten gegen die Hauptgebote der Akademie.

Das Gesez: es solle sich kein Auswärtiger — er seie Vater oder Mutter, oder Anverwandter, — wer er wolle — unterstehen, dem Zögling der Akademie nur die geringste Kleinigkeit, es seien auch nur Konsumtibilien, — „nicht einen Stecknadelknopf!„ wie sich der Stifter des Erziehungshauses selbst oft ausdrückt — ohne Vorweisung an seine Vorgesezte zu geben oder zu schicken — und so umgekehrt.

Ferner

Ferner, das Gesez: Kein Bedienter oder Unteraufseher solle sich unterstehen, dem Zögling ohne Vorwissen und Genehmigung seines Obern irgend etwas, was es auch sein mag, aus der Stadt zu bringen, oder dahin zu tragen. Und desgleichen: Kein Eleve solle sich unterstehen, weder vom Bedienten, noch von irgend jemand, selbst nicht von seinem besten Kameraden, etwas anzunehmen, das nicht bei den Vorstehern öffentliche Musterung passirt ist:

Scheinen diese beide Geseze, bei der starken Einmaurung des Gebäudes, dessen vielfältige Thore durch doppelte Wachten besezt sind, bei den schweren auf ihre Verlezung bedrohten Strafen, bei dem gänzlichen Abschnitt jedes Privatumganges mit einem Auswärtigen, bei der beständigen sorgfältigen Begleitung eines Offiziers oder Aufsehers von einem Ort zum andern — das, sagt man, seie Umgangs genug — sogar aus einem Schlafsaal, welcher zugleich der Zöglinge Wohnzimmer ist, in einen um funfzehn Staffel höher oder tiefer liegenden andern: scheinen sie bei dieser starken Kluft, bei diesem strengen Kordon, das dritte und fast Hauptgesez: „kein Geld bei sich zu führen!„ nicht schon ganz überflüssig zu machen? — Und doch ist es besonders ganz ausdrücklich gegeben! Und doch könte man, wie mir ein Akademist ganz zuverlässig bestimte, unter den Grössern der Zöglinge kaum zwölf antreffen, denen vorräthiges Geld mangelte. Ohngeachtet aller Ueberraschungen — gleich dem plözlich einbrechenden Dieb in der Nacht — aller genauen Besichtigungen jeder Effekten ohngeachtet, troz den gierigen Durchwühlungen jedes Räumchens, wo nur ein Kreuzer Plaz haben könte, und in Gefahr wäre aus dem Nest gejagt zu werden, troz den hundert Augen des umhergehenden wachsamen Argus, den laurenden Ohren verräthrischer Wände, den zahlreichen Spionen in Freundeslarve, vergeht kein Tag, da nicht Geld gezählt wird, kein Tag, da nicht mehrmalen heimlich gekaufte Waaren heimlich zugebracht werden. Das sind die natürlichsten

lichsten Folgen des Gesezes, die aber dem Stifter unbekant sind und bleiben. Doch zu unsrer Geschichte!

Zu eben der Zeit, als sich der angeführte Fall ereignete, beklagte sich ein Bedienter der Akademie, B**, daß ihm vierzehn Gulden weggekommen seien. Es ist aber gar nicht glaublich, daß derselbe, bei seinem bekanten unordentlichen Leben in Wein und Liebe, nach seinen übrigen andern Vermögensumständen, jemals so viel hätte zusammenbringen können. Sehr wohl glaublich aber ists, daß er diese Klage blos als ein Mittel, so viel Geld zu erschleichen, verschüzte, denn nicht lange vorher wurde einem Aufseher, M***, dem bei der verschlossensten Chatouille zwölf Gulden, einem andern Bedienten, St**, dem zween Konventionsthaler gefehlt haben sollen, von den Zöglingen — auf diese fiel der Verdacht — die ganze Summe ersezt.

Der Bediente B** durfte nur klagen, so warfen seine Vorgesezten, mit Zuziehung der ungeziemendsten, unerlaubtesten Schimpf- und Scheltworte, den empörenden bittern Verdacht eines Hausdiebs auf den rechtschaffenen v. M**. Vorher hatten sie ihn gar nicht untersucht, geschweigt an die Möglichkeit einer solchen Handlung von ihm gedacht, gleich beschuldigten sie ihn des Diebstahls, denn der Bediente hat geklagt! Als Leute aber, die nichts ohne hinlänglichen Grund thun, wie man sie selbst, — sie selbst! oft sagen hört, behaupteten sie ihre Meinung mit der standhaftesten militärischen Zuverlässigkeit und Ueberzeugung, welche, wie sie nachher oft aussagten, auf den herlichen Schluß, gegen welchen noch kein Tambour exzipirt hat, gebaut war: „welcher Akademist weder von seinen Eltern, noch von sonst jemand Geld bekomt,„ sie glauben aber, es gebe keinen andern Weg Geld zu bekommen, als wenn man gehorsamsten und unterthänigen Rapport davon gemacht habe; — „und doch zu der Zeit hat, da es einem Bedienten fehle, derselbe muß es dem Bedienten notwendiger Weise gestohlen haben„

So

So seie es auch beim Regiment. Wenn sichs auch nicht so verhielte; so wäre doch ein solcher Verdacht das sicherste und beste Mittel, die Wahrheit auszupressen. Man müsse in dem Fall mehr ihre Klugheit bewundern, als ihre Ungerechtigkeit verabscheuen.

Gedacht, gethan! v. M** wurde sogleich gefangen gesezt, und aufs schärfste untersucht, „die Wahrheit auszupressen!„ Die Fenster seines Arestzimmers, das im mitlern Stockwerk lag, wurden mit breiten dicken Latten vernagelt. Man brauchte auch den Schlosser dazu, der mußte die Thüre mit einem neuen festen Schloß versehen, und zu dem gab man ihm Tag und Nacht Wachten. Gleich beim ersten Verhör erschien ein Korporal, Aufseher M***, mit zween langen Weidenstöcken, der ganz entzückt und stolz auf die Ehre war, im Namen des Intendants die Wahrheit aus dem Hofjunker durch diese Peiniger herauszuquälen. V. M** aber ließ sich nicht schrecken, bekante die Art, wie er das Geld bekommen, wie vorhin angezeigt, doch ohne den Bedienten anzugeben, der es ihm von dem Kavalier v. E***, der die Akademie verlassen, geholt hatte. Alles war ihnen Lüge; nur dann glaubte man die Wahrheit von ihm zu hören, wenn er sich förmlich für einen Dieb erklären würde. Man fuhr ihn aufs neue mit grosser Heftigkeit an; der Korporal, der auch schon Schulmeister war, leerte seinen in der Schule mit Zanken und Schreien, beim Regiment mit Schimpfen und Fluchen angefülten Hirnkasten weidlich aus. Der Offizier, der erste Vorgesezte des Kavalierkorps, der Major A***, winkte ihm gnädigen Beifal und Mut zu, und unterstüzte ihn durch fernere Schmähworte. Vergebens!

Also zu einem neuen Mittel. Alle Kleider wurden ihm, eins nach dem andern, bis aufs Hemde ausgezogen: er stand da schnatternd für Frost; dies war ihnen das Zittern eines bösen Gewissens. Jedes Kleid wurde insbesondre, zutheuerst in allen Zwischenräumen und Falten, visitirt. Vergebens! man fand kein Geld. Alle übrige Kleider, alle

Winkel

Winkel seines Betts, Bücherstands, Kommodes, alles was er besaß, erfuhr das nemliche Schicksal. Man fand kein Geld. Ein Päcklein Tabak allein fiel ihnen in die Hände, das man in einem Bündel alter Lumpen eingewickelt fand. Tabakschnupfen ist verboten. Bei diesem Anblick schrien sie Triumph: die Summe müsse also grösser sein, als die angegebene dritthalb Gulden, wofür er anfänglich sein Buch kaufte, sie müsse folglich vierzehn Gulden ausmachen — und das solle, das müsse er gestehen. Vergebens; er blieb bei seiner ersten Rede. Ein ander Mittel also. Man schien in der Heftigkeit und dem Zudringen nachzugeben, der Verdacht schien verbannt zu sein, und v. M** solte allein durch glaubwürdige Zeugen die Wahrheit seiner ersten Angabe beweisen. Den Bedienten, der ihm das Geld geholt hatte, und der blos durch sein Geständniß alles geendigt hätte, wolte er auch bei der Verlezung seines eigenen ehrlichen Namen nicht angeben: mit diesem hatte er zu viel Mitleid, da die härteste Strafe auf ihn wartete. Und ausserdem hatte er nur noch Einen Zeugen, den Graf v. J****, dessen Zeugniß aber, weil er sein Nebenmann in der Rengirung war, und der Wahrheit gemäß von keinem Diebstahl zeugen wolte, für ungültig erkläret wurde.

Aber mit Zeugen gings nun auch nicht. Ein neues Mittel. „Sie, verruchter, verfluchter Dieb ihres Bedienten!„ — eine prächtige Anrede! der günstige Leser verzeihe mir, daß ich des Majors eigene, ihm nur angemessene Worte anführe: — „wollen sie noch nicht gestehen, daß sie sein Geld gestohlen haben?„ v. M** schwieg — und ließ ihn austoben. Da es nun endlich dem Major doch in die Augen leuchtete, daß unaufhörliches Schimpfen und Drohen so gar nichts fruchtete, da er ohnedem an Worten und Mitteln fast erschöpft war, versuchte er die lezte Anstrengung und verfiel auf jenes teuflische Mittel, wodurch edle Seelen, eben darum weil sie edel sind, schändlich hintergangen werden können. Im lezten Verhärnem-

lich, den andern Morgen darauf, ließ er ihn auf sein Zimmer kommen, beschwor ihn bei allem was heilig sei, die Wahrheit zu bekennen. — Die Wahrheit nemlich, daß er ein Hausdieb sei! — Vergebens beschworen! Jezt sprach er im sanftesten mildesten Ton: „Lieber von M. * *! es ist das leztemal, daß ich sie über diesen unglücklichen Vorfal zu Rede stelle. Von dem, was sie jezt gestehen oder nicht gestehen werden, wird das Endurteil, der Ruf ihres guten Namens und alle Folgen desselben abhängen. Ich rede nicht mehr mit ihnen, als ihr Richter; Ihr Freund, ja ihr Vater spricht mit ihnen. Trauen sie mir, befolgen sie meinen Rath. Hier ist Papier, Dinte und Feder; schreiben sie alles auf, was sie zu ihrer Entschuldigung wissen. Ich beschwöre sie nochmals aufs heiligste und feierlichste, ich geb' ihnen mein Ehrenwort, meine Offiziersparole engagire ich ihnen, daß ihr Geständniß blos zu meiner eigenen Ueberzeugung dienen sol, daß sie unschuldig sind, daß aller Verdacht ungerecht ist, daß sie der alte rechtschaffene v. M * * sind. Ich werde von ihrem rühmlichen Geständniß keinen Misbrauch machen. Weder der Intendant, noch der Herzog, niemand sol etwas davon erfahren. Blos das Resultat ihrer Unschuld und Rechtschaffenheit wil ich ihnen melden. Die Namen der Personen, die in den Prozeß verwickelt sind, und die sie jezt aufschreiben werden, sollen verhelt, alle Gefahr sol von ihnen entfernt bleiben, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Bedenken sie doch ihre Lage, trauen sie mir; bekennen sie die Wahrheit. Hier ist Papier.„ Ihm fiel es schwer zu trauen. Nur der Einzige Zeuge, den er aufzurufen hatte, wäre der völlige Befreier vom schändlichen Verdacht gewesen, worein er verstrickt war: diesen konte er aber nicht ins Elend stürzen. Und doch — — der gänzliche Verlust seines guten Namen! das angelegenste, was ein Mensch von edlem Gefühl haben kann: hiezu kommen die so oft erneuerte, fast eidliche Versicherungen des Majors, daß sein Geständniß nicht nur niemand

niemand schaden, sondern noch zu seinem Vorteil ausschlagen solle — er war ins jammervolste Labirinth verwickelt. In der schmerzhaftesten Unentschlossenheit schwankte er, er traute — und befürchtete. Er fragte den Major, der nicht mehr als Richter mit ihm redete; er fragte seinen Rathgeber; seinen Freund, seinen Vater fragte er, ob das, was er begehre, sein Ernst sei? Ob er sich fest auf seine zum Pfand gesezte Offiziersparole verlassen könte? Ob er seinen heiligen Betheuerungen trauen könte? — „Ja, verlassen sie sich fest darauf — war des Rathgebers Antwort: bei meiner Ehre, es ist mein völliger Ernst. Es sol alles verschwiegen bleiben, alles vergessen sein. Sie haben gar nichts zu befürchten. Bei meiner Ehre! Es ist mir Ernst!„ „Wenn das aber nicht ist, Herr Major!„ — fügte von M** hinzu — „bedenken sie, daß sie mich zum Verräther meiner Freunde, zum Verderber eines armen unglücklichen Bedienten machen werden„ — und so sezte er sich und schrieb, schrieb vol Zutrauen zu seinem Rathgeber, vol Dankbarkeit gegen seinen Freund, seinen Vater, den ganzen wahren Verlauf der Sache, nante alle Mitschuldige — er glaubte doch wenigstens dem Ehrenwort, das ihm A*** zehnmal, nebst tausend andern ernsten Versicherungen gab, — den Namen des Freundes St** der ihm den Tabak verschafte, des Bedienten M**, der ihm das Geld überbrachte. Damit war der Major ganz zufrieden. Auch die andern gestundens. Nun ließ er die zwei ersten Kavaliers der Akademie kommen, fragte sie, ob sie von M** solcher Thaten fähig hielten? sie verneinten es. Dann sagte er ihnen, v. M** habe ihm schon alles eingestanden: ja so frech war er, ihnen zu wiederholen, er selbst habe seine Ehre zum Pfande gesezt, daß alles verschwiegen bleiben solle.

Seine Ehre zum Pfande gesezt! — und das geschriebene Papier sogleich dem Intendant gebracht. Wer glaubt es sogleich? Alles entdeckte er, der treue Rathgeber, der wahre Freund und Vater des zuversichtlichen

v. M * *, der erste Vorgesezte seiner Abteilung, des Major, aller Pflichten, aller Schwüre vergessen.

Keiner der Mitschuldigen solte was zu befürchten haben! — Der arme Bediente M * * wurde, wie der obenangezeigte St * *, alsbald in Arrest gesezt, mit dreissig Sergeantenprügel aus der Akademie gejagt, und, noch zu besonderer Gnade, auf die Vestung hohen Asperg transportirt. Der Eleve S * * und der obengenante O * wurden akademisch gerichtet; da diese noch mehrere, die in dergleichen Kommerces verwickelt waren, verrathen solten, — damit sollen auch schon einige Verbrecher in der Akademie ihre Sache wieder gut gemacht haben — so that doch endlich der Intendant einem unaufhörlichen Angeben, wodurch beinahe die ganze Akademie hätte zur Strafe gezogen werden müssen, mehr aus politischen Gründen Einhalt.

V. M * * bezeigte sich bei dem ganzen Vorfal weder schwach, noch, wovon zwar die Rede gar nicht ist — boshaft. Er war mehr das mechanische Werkzeug des Verdrusses und Unglücks anderer. Er dachte sichs nie, daß ein Mensch solche theure, kräftige Zusagen sogleich wieder zu brechen fähig sein könte: und dies marterte ihn mehr als seine eigene Plage.

Die Falschheit des Verdachts war nun erwiesen; er forderte Restitution seiner Ehre. Er wurde nicht angehört: Er schrieb selbst ein Memorial an den Herzog: dieser nahms wegen vorhergegangener falscher Vorstellung des Inhalts gar nicht an. Ausser der gewöhnlichen akademischen Strafe saß v. M * * einen Tag und zwo Nächte in der Arrestantenstube: unschuldig seiner Ehre beraubt, während der ganzen Untersuchung aufs härteste und boshafteste behandelt. Seine ganze Satisfaktion war, daß der Arrest aufgehoben wurde; seine Verachtung aber dauert bis diese Stunde fort!

So Erzieher! Menschenschöpfer!!! Wüßtest du, Erhabener Stifter dieses Instituts! wie deine weise Plane ausgeführet werden, du würdest sie ... lehren, oder — lernen.

4.

An einen jungen Dichter.

... Adler, schwebe herab!
Ich bitte dich, schwebe herab!
Du schwebst, und kreisest, und wirbelst,
und wirbelst, und kreisest, und schwebst

... droben in der Wolke,
in den Gegenden der Nebel,
und überredest dich dann
näher der Sonne gewesen zu sein!

Da droben in der Wolke
bist du zwar für uns zu hoch;
wir — sehn dich von unten nicht mehr, und du —
siehst uns von oben nicht mehr:

... von der Sonne, mein Lieber,
bist du droben so weit noch, als wir
hier unten. Schwebe herab!
Ich bitte dich, schwebe herab!

F.

5.

Herrn Hofrath von Sonnenfels erste Vorlesung in diesem akademischen Jahrgange.

Diese Vorlesung ging geschrieben von Hand zu Hand, so kam sie in die meinige, und von mir zum Buchdrucker. Der Verfasser, der von seinem Aufsaze Abschriften nehmen läßt, schien sich des Eigenthums darauf verziehen zu haben. Zufrieden mit Tikell's Loos, *) der mehr durch Addison's Freundschaft, als durch seine eigenen Schriften bekant ist, nehme ich bei Herausgabe dieser kleinen, aber mehr als in einer Absicht merkwürdigen Rede unsers östterreichischen Addison's mit Vergnügen Tikell's Rolle auf mich.

In Absicht auf gewisse Kritiker wil ich erinnern, daß Sonnenfels in seiner Schrift über die Liebe des Vaterlands sich erklärt: man müsse für sein Vaterland so partheiisch sein, es phisisch und politisch für das Beste zu halten, das uns zu Theil werden konte. In diesem Verstande kan der Redner und Dichter Patriot sein, in einem Grade, der Kaltblütigen übertrieben scheinen wird, ohne sich zu entehren; nur bey Philosophen und Geschichtschreibern als solchen, solte diese Vaterlandsliebe niemals statt finden.

Joseph von Retzer.

Ich

*) Thomas Tikell gab Addison's Werke heraus, eines Mannes, der als Schriftsteller der Welt, und als Staatssekretär seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet hat : : : Wer sieht nicht die Aehnlichkeit?

Ich fange heute den neunzehnten Jahrgang meiner Vorlesungen an. Habe ich bis izt mich stets bestrebt, den Endzweck meines Berufs nach Vermögen zu erreichen, und das Zutrauen derjenigen zu rechtfertigen, die sich meiner Leitung in dem weitgestreckten Felde der politischen Kentnisse überlassen haben; habe ich an meinen jungen Freunden stets den Eifer wahrgenommen, welcher dem Lehrer die untrüglichste Vorherkündigung ist, daß seine Bemühungen fruchten, daß die Grundsäze, die er unter seinen Mitbürgern verbreiten wil, Wurzel schlagen werden; so habe ich *in diesem Jahre* einen Beweggrund mehr, alle meine Kräfte aufzubieten; so haben Sie, meine Herren! eine, zu dem Triebe rühmlicher Wißbegierde sich gesellende neue Ursache, durch ihren angestrengten Fleiß mich zu unterstüzen — Der Blick von ganz Europa ist auf die Staaten eines Monarchen gerichtet, der einen tiefüberdachten, durch gesammelte Beobachtungen bestätigten, durch Jahre gereiften Plan, zur Wohlfart seiner Unterthanen mit Entschlossenheit auszuführen, den Anfang gemacht hat. Das erste Jahr seiner Regierung ist bereits an merkwürdigen Gesezen fruchtbarer, als ganze Lebenszeiten in der Geschichte auch nicht unberühmter Regenten.

Er hat der Feder und Presse die Freiheit gegeben, ohne die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen ihn selbst misbrauchen möge. Das Gute thun, und sich tadeln lassen, das ist die eigne, die erste Tugend grosser Regenten. Aber, was hätte ein bürgerliebender Fürst von dieser Freiheit zu fürchten? er hält, gegründete Erinnerungen zu Nuz zu bringen, nicht unter seiner Würde; und ungegründete — wird er durch das Glück, so seine Vorsorge über Nazionen verbreiten sol, am nachdrücklichsten widerlegen.

Diejenigen, denen daran lag, die Fackel der Vernunft zu entfernen, durch welche die Schlupfhöle ihrer Unwissenheit und Trugkünste erhellet werden könte; die, wel-

che des übertragenen Ansehens zu Durchsezung ihrer Seitenabsichten, zu Emporhebung ihrer Verwandschaft, oder der elenden Geschöpfe, die ihre Gunst erkriechen konten, misbrauchen wolten; die, denen es wichtig war, daß die Klagen gegen Wilkühr und Eigenmacht, ausser dem traurigen Aufenthalte der Unterdrückten, der Zurückgesezten nicht erschallen konten, — die hatten das zärtliche Besorgniß gütiger Regenten für Religion und Sitten, für bürgerliche Ordnung und Folgsamkeit, beängstiget, und unter dem Vorwande einer genaueren Wachsamkeit, die Wege zur Aufklärung vertreten, die Hand des freimütigen Schriftstellers gefesselt, die Denkungsart unterjocht*). Joseph hat dieses Joch zerbrochen; Er räumt seinem freien Volke das freie Recht der Vorstellung ein — Und nun, das ist der Ehrenruf des Fürsten an euch, Schriftsteller der Nazion! **) Wenn irgend untergeordnete Despoten das Verdienst, so sie verdunkeln würde, hintanzusezen, wenn sie die Fähigkeit, die sie demüthigen würde, auszuschliessen, wagen solten; — solte der Eigensinn unverdaute Vorschläge, unüberdachte Anstalten gegen Vernunft und Gründe in Schuz nehmen; solte neidischer Hochmut sich der Ausführung nüzlicher Entwürfe, weil sie nicht von ihm kommen, widersezen; die Freiheit der Presse sezt euch in das Recht ein, sie öffentlich, vor dem Throne, **vor dem Vaterlande, vor der Welt, über all das Ueble, dessen**

*) Hr. Hofrath v. Sonnenfels führt diese freimüthige Sprache nicht nur izt, ich habe die Vorstellung gesehen, welche er an die seligste Monarchin gemacht, da ihm als Referenten, bei der n. ö. Regierung ein anonimer Vorschlag zur Verschärfung der Censur zugetheilt worden. Wenn man denselben liest, so sieht man ganz den Mann, wie ihm sein Wahlspruch malt: qui libera posset verba proferre animi, et vitam impendere vero.

Der Herausgeber.

**) Nicht Schrifterlinge!!!

Derselbe.

dessen Urheber sie wären, über all das Gute, so sie gehindert hätten, zur Rechenschaft zu fodern, sie stellet jeden Mann von Talente gleichsam zum Hüter des gemeinschaftlichen Wohls; sie ruft ihn auf, seine Stimme laut gegen Vorurteile und Misbräuche zu erheben, die öffentliche Verwaltung von Irtümern zu warnen, selbst gegen begangene Fehler zu erinnern, und durch Mitteilung seiner Einsichten, an seinem Pulte der Rathgeber seines Fürsten, manchmal der Heiland seiner Mitbürger, des Staates zu werden.

Er hat den Bischöfen seiner Reiche die volle Thätigkeit ihrer Würde wieder gegeben, diejenigen Rechte wieder verschaft, deren übersehene Veräusserung in Besorgung ihres anvertrauten Amtes ihnen so vielfältige Hindernisse gelegt hat. In der Hierarchie herscht künftig dieselbe Unterordnung, wie in der bürgerlichen Verwaltung; keine Ausnahme von der Gerichtsbarkeit des Bischofs; der Diöcesan wendet sich, auch um Befreiungsgesuche, die einst dem Reichtume gleichsam ausschliessend vorbehalten waren, an den, der nach der Ordnung Gottes und der Natur der Verfassung, die ihm beschiedene Behörde ist.

Dies Unternehmen gegen ein in der Finsterniß verflossener Zeiten angemaßtes Ansehen des Vatikans, und die Gefälle der Datarie, würde einst das Reich mit dem Priestertume entzweiet, Staaten bluten gemacht, ganz Europa über und umgestürzt haben Aber Rom, heute weniger als damals herschbegierig, und über die Rechte der Kronen mehr aufgeklärt, giebt dem Verlangen eines Fürsten geschmeidig nach, der es eingesehen hat, wie sehr die Nazionalkirchen darunter leiden, wenn die Verwaltung derselben zum Teile von ferne geschehen, wenn die Entscheidung einzelner Fälle immer von einigen hundert Meilen her erwartet werden müßte.

Eine gleiche Lenksamkeit läßt der päbstliche Hof blicken, als die Abhängigkeit unserer Ordensleute von ausländischen Obrigkeiten aufgehoben, und durch diesen Anfang

fang die wichtige Verbesserung angekündigt wird, welche der einstimmige Wunsch des Staatsmannes und Religionseiferers bei einer Klasse des Klerus herbeiruft, die der Strom der Zeit und des algemeinen Verderbnisses so ferne von der Vortreflichkeit ihres ursprünglichen Rufs abgeführet hat. Pius ist überzeugt, daß der Schuzherr der Kirche nicht Willens ist, ihren Rechten Eintrag zu thun: die Billigkeit Josephs beruhigt ihn; aber die Entschlossenheit desselben hält ihn in Ehrfurcht. —

Er hat die Gewissen von dem Zwange befreit, worunter sie durch Geseze gehalten worden, die vielleicht wolmeinende Frömmigkeit eingegeben hatte, aber die in der Handhabung hart, und ohne Zweifel der liebvollen Religion selbst widerstrebend waren, der sie zur Schuzwehr dienen solten.

Unser Fürst kennet und beobachtet die Gränzen seiner Gewalt, die über unsere Handlungen, nicht über unsere Meinungen reichet, die zur Bestimmung unsrer Wohlfart in diesem Leben an ihn übertragen ist, nicht des Schicksals, das jenseits des Grabes unser wartet. Das Gaukelspiel der Andacht und Pharisäerminen, die so oft ein Schleichweg zu Ehren, zu Aemtern, zu Gnadengehalten waren, sind nun ihres Ansehens entkleidet. Er verlangt in seinem Staate, in öffentlichen Bedienungen, in der Innigkeit seines Zutrauens keine Heuchler; er verlangt gute Bürger; und er hält sich überzeugt, daß man ein solcher sein könne, auch wenn man in Glaubenssäzen anders Sinnes ist, als die Kirchenversamlung zu Trient, auch wenn man den Gottesdienst in seiner Muttersprache hält. Durch Aufhebung der sogenanten Religionspatente, durch Aufhebung der vielmal bedrückenden, wenigstens immer erniedrigenden Ausschliessungen fremder Religionsgenossen, hat er dem Staate tausend Talente brauchbar gemacht, die vorhin für denselben verloren waren: so hat er unzälbaren Menschen ein Vaterland, dem Vaterlande Bürger gegeben; so hat er mit einmal aus zweideutigen Insassen sich getreue Unterthanen versichert,

die

die der Unterscheid der Meinungen nun nicht weiter trennt, da sie durch das Band gemeinschaftlicher Rechte und Vorteile unter sich vereinbart sind.

Dieses Duldungsgesez ist durch den algemeinen Zuruf der dankenden Menschheit gefeiert worden: der Staat wird die Wohlthätigkeit desselben je mehr und mehr in einer unabsehbaren Reihe daraus keimender Vorteile empfinden; aber es ist für die Fortschreitung der Aufklärung keiner der unwichtigsten, daß dadurch schon izt den Wörtern Freidenkerei, Unglauben, Kezerei ihre uneingeschränkte, wilkührliche Bedeutung benommen worden. Es war eine Zeit, da Sokraten es sich nicht anmerken lassen durften, daß sie zwischen Minerven und der Eule zu der Göttin Füssen zu unterscheiden wußten; oder sie wurden von Aniten und Meliten als Gotteslaugner verschrieen: und diese öffentlichen Beschuldigungen, und die weniger seltne und um so gefährlichere geheime Anklage darüber, waren für die Ruhe und das Glück der Familien nicht stets ohne Folgen. Künftig kan der Mann von Wissenschaft von dieser Seite ruhig sein; er erfülle die Pflichten des Bürgers, die Pflichten seines Amtes, mit Rechtschaffenheit, mit Eifer! und es ist ihm erlaubt, die kleinen zufälligen Frömmigkeitsübungen von dem Wesentlichen der Religion zu sondern; es ist ihm erlaubt, die heilige Fabellehre mit der bewährten Offenbarung nicht zu vermengen; es ist ihm erlaubt, zwischen der goldenen Legende und der Schrift zu unterscheiden, und für die Wunder, die Moses aufgezeichnet hat, mehr als für die Erzälungen des Ribadeneira und Bolandus Ehrerbietung und Glaube zu zeigen; es ist erlaubt, unangefochten sich in Kentnissen auszuzeichnen, und von dem Werkmeister der Natur und der Weisheit seiner Geseze erhabnere Begriffe zu haben, als Bruder Makarius und der Pöbel.

Er hat dem nüzbarsten Teile des Volkes, dessen blühender Zustand von weisen Fürsten immer als der Ruhm ihrer Gesezgebung angesehen, von jedermann als die Stärke

Stärke der Staaten anerkant worden; der Klasse der Unterthanen, die aller übrigen Klassen Pflegemutter und Nährerin ist, die ursprünglichen Rechte der Menschheit, die streitiggemachten Rechte der bürgerlichen Mitgenossenschaft zuerkant. Von dem merkwürdigen Zeitpunkte dieser Entschliessung an werde der Name Knechtschaft unter uns nicht weiter ausgesprochen! alle Unterthanen Josephs sind Bürger.

Der Despotismus unterdrückender Fürsten über Völker ist ein Greul: aber der greulichste, der unerträglichste Despotismus ist der, welchen Bürger über ihre Mitbürger ausüben. Das war die Leibeigenschaft, — dieser Schandfleck der Verfassung, worin sie geduldet wird, die Schande der sich so nennenden Rechtswissenschaft, welche den Menschen zur Sache herabklügelte, die Schande der Vernunft, welche zur Vertheidigung ihrer Rechtmäßigkeit Scheingründe ersann. Nie hat die wehrlose Schwachheit der Stärke ein Recht über sich zu einem andern Endzwecke als zu ihrem Schuze, zu ihrem Besten anvertrauen wollen, anvertrauen können; und nie ist ein Zutrauen schändlicher gemisbraucht worden, als da man das Schuzrecht in Herrenrecht verwandelte, und Geschöpfe, die aus der Hand der Natur, auf gleichen Wegen, mit gleichen Kräften des Körpers, mit gleichen Fähigkeiten des Geistes ausgerüstet, kommen, zum Eigentume ihrer Mitgeschöpfe abwürdigte. Wie, um aller Vernunft willen, hätten Menschen, auch zum Schuze ihres Lebens, dasjenige jemals veräussern wollen, das des Lebens größten, einzigen Wert ausmacht? wie konten einige tausend gesunde, arbeitsame, rüstige Menschen jemals das Eigentum eines, von schwachen Eltern gebornen, durch Müssiggang und Wollüste entnervten, unbeholfenen Schwächlings werden? oder eines geinfelten Mönchen, dessen Abgeordneter den arbeitsamen Hausvater heute mit Ungestüm vor der Thüre zur Frohne herauspocht, vor der nur noch gestern irgend einer Ordensgenossen einer demütig um Nahrungsmittel geber=

gebettelt hatte? Aber, indessen die Philosophie ein so widersinniges, empörendes Paradox mit der entschiedenen Uebermacht der siegenden Wahrheit bekämpfet; indessen Akademien Preise für den ausführbarsten Vorschlag bestimmen: wie der seufzenden Menschheit dieses Joch abgenommen werden könne? thut es Joseph — So löset die wahre Menschenliebe eines Gesezgebers, und sein Mut, sich durch die Besorgnisse, so der Eigennuz erhebt, nicht irre machen zu lassen, mit einem Worte die verwickeltsten Aufgaben der Akademien.

Sie wissen es, meine Herren, ich erzäle hier nicht mit der Genauheit eines Geschichtschreibers; ich hebe aus der Menge der weisheitvollen Maaßregeln des Kaisers nur einige Beispiele, ohne besondre Wahl, ohne Ordnung aus: wann ich nun den wichtigen Veränderungen nachdenke, wovon wir bereits Augenzeugen waren, und denjenigen, die wir von der unermüdeten Sorgfalt, von der unbegränzten Liebe dieses Fürsten zu seinen Unterthanen, mit voller Zuversicht noch zu erwarten berechtiget sind; so widerstehe ich nicht, mir in der Anwandlung eines schmeichelhaften Selbstgefühls zu sagen: „du hast diese Veränderung von der Zeit deines angetretenen Lehramts wenigstens vorhergesehen; du hast von diesem Lehrstuhle, von den mehreren Lehrstühlen, die es dir einigermassen erlaubt ist, als Sprossen des Deinigen zu betrachten, wenigstens mehrere Tausend vorbereitet, die nun die Grösse der Wohlthaten, welche der Monarch seinen Unterthanen bestimmet, in ihrem ganzen Umfange zu empfinden fähig sind —„

Unter einem solchen Fürsten stehet es uns nicht ferner frei, eine mittelmässige Nazion zu sein: seine Thätigkeit, sein Geist, sein Karakter müssen sich mitteilen, verbreiten, in alle Klassen der Bürger übergehen, müssen dem Nazionalgeiste und der Denkungsart einen höhern Schwung geben! und, wie einst die Römer sich für unüberwindlich hielten, wann Scipio an der Spize des Heeres stand; so sollen wir es nicht unmöglich finden, uns von

keinem

keinem Volke der Erde den Rang abgewinnen zu lassen, da Joseph uns beherschet. Und, meine Herren, wir können es, sobald wir uns für das erkennen, was wir sind: für ein Volk von der glücklichsten Anlage zu allem, was wir mit Ernst unternehmen, zu allem, worauf wir uns mit etwas hartnäckigerm Fleisse wenden wollen —

Scheint es doch, als hätten wir bis izt unsere anerschafnen Fähigkeiten selbst nicht zu schäzen gewußt: als hätten wir uns, ich wil nicht sagen, des Vorzugs, zum mindesten aber des gleichen Schrittes gewissermassen gutwillig begeben, der uns nie versaget werden konte, sobald wir unsere Ansprüche darauf geltend gemacht haben würden: sol ich es gestehen? scheint es doch, als hätten wir uns durch die Großsprechereien anderer Nazionen betäuben, durch die Vortreflichkeiten, die Fremde unsrer Leichtgläubigkeit von sich, mit so vieler Zuversicht vorspiegelten, verleiten lassen, den Wert eines Vaterlandes, worin wir geboren sind, die Güte der Verfassung, die uns schüzet, die Gaben des Geistes, womit uns die Natur begünstiget, die Offenherzigkeit unsrer Gemütsart, die Anständigkeit unsrer Sitten *), die Annehmlichkeit unsers geselschaftlichen Umgangs

*) Die Sitten der Nazion sind ein Vorzug, worauf sich der patriotische Verfasser dieser Vorlesung, vorzüglich gegen Fremde, viel weiß. Ich wil dem Leser zwo, vielleicht nicht unwilkomne Anekdoten darüber mitteilen. Die Errichtung der izigen Polizeiwache, wozu H. v. Sonnenfels den Entwurf gemacht, war der Stoff eines Gesprächs zwischen verschiedenen Fremden, worunter sich ein Franzos befand — mais, sagte dieser — je trouve le nombre beaucoup trop petit pour Vienne en comparaison de notre Guet de Paris — qu'en dites vous Monsieur le Conseiller? sich an Hrn. von Sonnenfels wendend — je dis — versezte S. gelassen, qu'on fait bien, de proportioner partout le nombre des ses gardes au nombre de ses frippons —

Ein Reisender war bei H. v. S. zum Besuch, zur Zeit als dieser noch bei dem Polizeifache arbeitete. Der Fremde sagte

gangs zu verkennen, oder wol gar selbst herabzusezen; indessen in auswärtigen Ländern alles ruhmredig aufgestuzt, jede Kleinigkeit als ein grosser Anlaß zu übertriebenen Lobsprüchen benuzt wird.

Wenn ein entschlossener Mann dem Sturme und Ungewitter troz bietet, und sein Leben mehrmalen den tobenden Wellen der See aussezet, um einigen Gestrandeten das Ihrige zu retten, und wenn dann der König diesen edelmütigen Mann le brave homme nennt, und seine bürgerliche Heldenthat mit 50 Livres (20 fl.) belohnen läßt; so fallen alle Höflinge zu Versailles vor Bewundern in Verzückung, so hallet ganz Frankreich von diesem Ehrenworte und der ermunternden Freigebigkeit wieder — Bei uns waren diesem brave homme durch die bestehenden Geseze für jeden, den er mit geringerer Gefahr aus der Donau gezogen hätte, 25 fl. zugesichert.

Wenn Hr. Le. Noir endlich darauf verfält, die Hize und den Staub des Pflasters von Paris durch Aufsprizen vor jedem Hause zu mässigen; wie wird die Weisheit dieses Magistrats in allen Geselschaftskreisen der Hauptstadt, in allen Journalen des Reichs nicht erhoben, und anderen Staaten zum Beispiele aufgestellet! Sie — sehen diese kleine Polizeianstalt bei uns von jeher in der Ausübung.

Wird der Rechtshandel des Müllers Arnold gegen seinen Junker wegen eines abgeleiteten Bachs aufs neue durchgesehen, und diese oder jene dabei untergelaufene Unförmlichkeit mit einer eilfertigen Härte berichtigt, die mit dem

sagte ihm über die Vortreflichkeit dieser Anstalten einige Höflichkeit, und fragte zulezt, worin denn eigentlich das Geheimniß der Polizeiverfassung von Wien bestehen möchte, die eine solche Ordnung, ohne in die Augen fallende Aufsicht zu erhalten wisse? Das Geheimniß, antwortete dieser, liegt in den guten Sitten und der Folgsamkeit der Inwohner; und diese sind das Werk unsrer guten Geseze.

Der Herausgeber.

dem gelassenen Schritte der Gerechtigkeit kaum verträglich scheint, und daher in der Folge wieder gemildert werden muß; so kommen alle gelehrten und politischen Zeitungsschreiber ausser Athem, das Glück der Unterthanen zu preisen, die unter einer solchen Rechtsverwaltung leben. Um wie unendlich grösser ist unser Glück, wo durch die Vorsorge der Geseze der Fall zu einer solchen Berichtigung, sogar unmöglich gemacht, und den Unterthanen durch einen vom Staate aufgestellten Vertreter gegen ihre Herren, und fügte es sich so, gegen den Regenten selbst, vorgesehen ist!

Erläßt der König in Frankreich auf seinen Domänen einigen hundert Familien des Landvolkes die Leibeigenschaft; so wird L'éloge de Louis XVI eine Preisaufgabe für alle Dichter, die aus der Seine, Loire, Garronne und dem Rhone trinken. Menschenliebe auf dem Throne ist ohne Zweifel des Wettstreits der Musen würdiger, als der Eroberer auf seinem Triumphwagen; aber Joseph hat durch ein Gesez Nazionen freigelassen!

Schäzten wir vielleicht den Werth rühmlicher Handlungen, nuzbarer Entwürfe weniger als andere Völker? hätten wir weniger, als andere Dankbarkeit für die Wohlthaten unserer Regenten? keineswegs; aber, ich bin versucht, wenigstens nach meinem Gefüle, zu sagen: es ist natürlich, daß diejenigen, welche ein Haus bewohnen, worin überal Pracht herschet, ein etwas kostbareres Hausgeräth nicht wie eine Seltenheit anstaunen. Vergleichen wir, ohne Vorliebe auf beiden Seiten, Anstalten mit Anstalten, Geseze mit Gesezen, und, was die entscheidende Folge von beiden sein muß, vergleichen wir öffentlichen und Privatwohlstand! und wir werden finden, daß, wenn Volkommenheit nirgends zu treffen ist, und wir manches zu unserem Vortheile von Fremden herübernehmen mögen, diese entgegen auch von uns auf viele Verbesserungen geleitet werden, Entwürfe und Beispiele zugleich von uns entlehnen können. Ich rufe hierüber das Geständniß, die

Zeug=

mehrerer, offenherzig sprechender Reisenden an, den geringschäzigen Begriffen, welche sie aus Erzählungen, oder dem noch parteiischeren ihrer Schriftsteller gegen uns gezogen hat- halb geformte Menschen, und noch die unver- Fußtritte der Barbarei zu sehen erwarteten; wann den Zustand der Wissenschaften und Künste, so Einrichtungen, die Ausbildung der Ein- näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ihr nicht bergen konten, wie man auswärtig eine günstige Schilderung von uns machen durfte; selbst unsere Vorzüge nicht mehr in Schriften aufstellen.

Bescheidenheit ist ein karakteristischer Zug in Nazionalphisionomie: er bezeichnet ein Volk, empfindet, als empfindsam zu scheinen, strebt; Grösse des Geistes, die nichts des Aussez- thut, sondern sich durch das Selbstbe- belohnt hält. *) Wir haben, wie jede an- Deutschlands, in allen Zweigen der nüzlichen Kentnisse, in allen Zweigen der Künste Männer: doch, da wir wahre Verdienste wie unter uns, durch stille Hochachtung so sind wir nicht sehr geneigt, das Verzeichniß Männer durch mittelmässige Namen zu verlängern, tadeln: wir machen nicht aus jedem Kronik- Livius, aus dem Verfasser eines Ehrenge- nicht sogleich einen Plutarch, nicht einen Pindar Odendichter, einen Demosthenes aus jedem einen Raphael aus jedem Maler, aus jedem Schau-

*) haec magnitudo animi, quae *nihil ad ostentatio-*, *omnia ad conscientiam* refert, recteque facti, non sermone mercedem, sed ex *facto* petit. Plin. Epist. 21.

Schauspieler einen Roscius oder Garrik. Wir haben ihrer welche gesehen, dieser Wunder der Szene, dieser Rosciuse; wir haben sie gesehen — Auch von den Kolossen der Wissenschaften und Litteratur einige, haben manche unsrer Mitbürger in der Nähe zu beurteilen, Gelegenheit gehabt, — und gefunden, daß, wenn von der riesenmässigen Grösse, in der sie von ferne erschienen, das Fußgestell abgerechnet ward, worauf sie die Nazionalpralerei erhöhet; so — wir wollen, was wir an andern tadeln, nicht einmal zur Wiedervergeltung nachahmen: oder wenigstens haben die ungeheuren Rüstungen und Gezelte, welche Alexander nach seinem Feldzuge in Indien zurückließ, die Welt nicht überführt, daß die Macedonier grösser gewesen, als das übrige Menschengeschlecht. —

Um desto sonderbarer muß es scheinen, wann die Gegend Deutschlandes, gegen welche, eine nur neulich aufgeworfene, Böotiens volkommen würdige Preisaufgabe den Beweis liefert, daß sie den Vorteil einer algemein werdenden Aufklärung bezweifelt; daß gerade diese Gegend sich des Richteramts über den Fortgang der Aufklärung in andern Provinzen anmasset, und über Kentnisse und Geschmack und Geseze und Anstalten und Polizirung in einem Tone zu entscheiden erlaubt, der uns längst aufgebracht haben solte, wo er nicht noch lächerlicher kleidete, als er übermütig ist.

Der kritische Handlanger vermietet sich für so und so viel Tagessold, oder bedingt, gleich dem Schlösser, das Stück Rezension für so viel Groschen zu fördern: er sezt sich nun hin, und beurteilt, was er versteht und nicht versteht, gelesen, oft auch nicht gelesen hat; teilt mit einem: Das hat uns nicht gefallen: Schande; mit einem: Das hat unsern Beifall: Ruhm und Unsterblichkeit aus, die der Schriftsteller, so sich zum Anbote zu erniedrigen fähig wäre, mit einigen Groschen Zulage für sich hätte ersteigern können. Der Mann von Talent, der sich empfindet, zückt darüber mitleidig die Schulter, und erinnert

nert sich, daß der Eskimaux sich allein für einen Karabit, das ist, einen Menschen, sonst alle Völker des Erdballs für Kablunit, oder Barbaren erklärt. —

Gleichgültigkeit und Geringschäzung sind das einzige, was ein stolzer, ein so wenig unterstüzter Anspruch verdient: aber verdoppelte Anwendung, meine Herren, müssen wir dem Vorurteile entgegen stellen, welches Fremde gegen unsere Nazionalfähigkeit stets zu erwecken, gestrebt haben; einem Vorurteile, dessen Fortpflanzung, dessen Verewigung ihnen immer von äusserster Wichtigkeit sein wird, wodurch sie sich in grosser Anzahl nicht nur in Privatbedienungen eingedrungen, sondern auch vieler Geschäfte, vieler Erwerbungswege, vieler Staatsämter bemächtiget haben, in welchen von Eingebornen vielleicht gleiche Geschicklichkeit — gewiß wärmere Anteilnemung, und versichertere Anhänglichkeit *) erwartet werden durfte. Dieses erniedrigende Vorurteil, als gebräche es den österreichischen Staaten an höhern Talenten, als wären daher Ausländer der Monarchie durchaus unentbehrlich, hat es dem beredten Eigennuze nicht ganz mißlungen, sogar bei der grossen Theresia **) in Ansehen zu bringen. Damals konte ich, wenn ich jezuweilen Gelegenheit fand, die Sache der Nazionalfähigkeit mit der ehrerbietigen Freimütigkeit zu vertreten, zu der die liebreiche Güte der Fürstin einlud, damals konte ich mich nur auf Privatbeispiele berufen: heute aber finde ich mich in meinem Vorteile, da ich ein Beispiel, worüber die Stimmen von Europa vereinigt sind, Joseph

*) Es ist hier nicht die Rede von denjenigen, welche durch ihre Einsicht die Masse der Nazionalkentnisse vermehren, die Aemter, die ihnen anvertraut sind, das Ansehen, so sie erworben, das Glück, so sie bei uns gemacht haben, dazu anwenden, die Nazionalämsigkeit zu befördern, das Verdienst der Eingebornen zu unterstüzen: diese würdigen Männer sind uns keine Fremden, sie sind nazionalisirte Patrioten.

**) Die selbst eine Widerlegung dieses Vorurteils war —

den II. aufzustellen, fähig bin. Fremde Staaten haben Ihn bei sich gesehn, haben ihm, in dem vertraulichen Umgange als den angenehmsten Geselschafter ihre Herzen, haben ihm als den scharfsinnigsten Beobachter ihre Bewunderung geschenket, und verehren ihn heute auf dem Throne als einen Fürsten, der selbst die hohe Meinung, die er ihnen von sich eingeflößt, noch weit hinter sich läßt. Joseph ist ein Oesterreicher: er ist unser Vaterlandsgenosse, unser Mitbürger — Diese Benennungen, an welchen er sich vorzüglich wohlgefält, und das Verhältniß, worein sie uns mit ihm versezen, machen uns den edelmütigen Stolz zur Pflicht: daß, wie wir an ihm den Wetteifer gegen alle Fürsten wahrnehmen, sich in der Bemühung, seine Staaten glücklich zu machen, von keinem übertreffen zu lassen, also auch wir mit allen Völkern Europens den Wettstreit aufnehmen: ob eines derselben würdiger wäre, Josephs geliebte Unterthanen und geschäzte Mitbürger zu heissen —

6.

Auszug aus einem Briefe von einem in Rom die Kunst studirenden jungen Engländer.

28. August 1781.

. . . . . . Sie verlangen von mir eine Nachricht über den gegenwärtigen Zustand der Künste in Rom. Wenn ich diese Forderung in dem ganzen Umfang nehme, den sie dem eigentlichen Sinn der Worte nach zu haben scheint, so legt sie mir mehr auf, als ich noch zur Zeit zu leisten vermag; lassen Sie sich also einstweilen an einer blossen Skizze über die vorzüglichsten hiesigen Künstler genügen. Die erste Stelle räumt man durchgängig dem Pompeo Batoni ein. Er und der berühmte Mengs waren Ne-

benbuler; und der edle Wetteifer, es einander in der Kunst zuvorzuthun, der für beide ein Antrieb zu dem anhaltendsten Fleisse ward, hat nicht wenig zu ihrer Vervolkomnung beigetragen. Von Seiten des Talents scheint Batoni den Vorzug zu verdienen; was aber dem ohngeachtet Mengs zum grösseren Künstler machte, ist reife Beurteilung, die ihn die Dinge in reinerem Lichte beäugen ließ, und tiefe Einsicht in alle Theile der Malerei. Mehr Anmut hat zwar Batoni; insonderheit verräth er den feinsten Geschmack in seinen Zierrathen; auch hat er das Mechanische bis zu einem äusserst hohen Grade der Volkommenheit in seiner Gewalt: hingegen fehlt es ihm an Ausdruck, und ich zweifle, ob alles übrige für diesen Mangel schadlos hält. Die beiden nächsten in der Reihe sind Hamilton und Moore, zwei Engländer, wovon der erste der Geschichtsmalerei, und der andre der Landschaftsmalerei sich gewidmet hat. Wären noch, wie zu den Zeiten Raphaels, Richtigkeit des Stils in der Komposition, eine glückliche Wahl in den Attitüden, und lebhafter und richtiger Ausdruck der Leidenschaften, das einzige Kriterium, wonach man das Verdienst in der Malerei beurteilte, so dürfte unter den jeztlebenden Künstlern wol schwerlich einer dem Hamilton die Palme streitig machen; ihm fehlt es aber an Geschicklichkeit in Mischung der Farben und an Kentniß gehöriger Vertheilung von Schatten und Licht. Moore hat es in der Landschaftsmalerei weiter gebracht, als irgend einer seiner Vorgänger seit dem Claude Lorrain; und vielleicht — ich sage, vielleicht — übertrift er selbst diesen grossen Mann in einigen Stücken, besonders in Darstellung der Würkungen der Luft auf entfernte Gegenstände. Unter den übrigen Künstlern sind verschiedene junge Engländer und Deutsche, welche viel versprechen; was aber die Italiäner und Franzosen betrift, so scheint es mit diesen gänzlich auf die Neige gekommen zu sein. . . . .

7.

Von dem Kurbrunnen bei Brückenau im Fuldischen.

Man hat zwar schon einige Beschreibungen von dem Kurbrunnen bei Brückenau, aber dennoch ist er bei weitem nicht so bekant, als ers zu sein verdiente, und vielleicht haben von hundert meiner Leser nicht zehn das geringste von einem Orte gehört, der in aller Absicht so merkwürdig ist. Die kleinen Schriften, welche man darüber hat, sind wenig in die Buchläden, und in die Gegenden diesseits des Rheins fast gar nicht gekommen. Die Nachrichten von Bädern und Gesundbrunnen werden fast immer aus einem medizinischen Gesichtspunkte abgefaßt; daher kömt es wahrscheinlich, daß, ausser den Aerzten, sie wenig andre Menschen lesen.

Auf meiner Rückreise aus der Schweiz hört ich zum erstenmal von diesem Kurbrunnen reden. Ich speisete in Würzburg mit einigen Offizieren, die den Tag darauf in diesen Brunnen gehen wolten, um dort Pharobank zu machen. Da ich ohnehin beschlossen hatte über Fulda zu gehen, und mein Weg mich über Brückenau führte, so ließ ich den Postilion vor Brückenau einlenken und nach dem Kurbrunnen fahren; denn auf meiner ganzen Reise sucht ich am liebsten die Orte auf, wo ich die Menschen am leichtesten beobachten konte. Kein Umweg hat mich weniger gereuet, als dieser; unter einem Duzend Bädern und Brunnen, die ich auf meiner Reise besucht habe, fand ich in diesem Kurbrunnen den Ton bei weitem am besten.

Bei der Beschreibung, die ich jezt davon geben wil, werd ich mir die neueste Nachricht von den Mineralwassern bei Brückenau im Fuldischen, *) zu Nuz machen,

*) Fuld, gedruckt mit Stahlischen Schriften, 1780.

chen, die von dem Verf. des philosophischen Arztes, Herrn Hofrat Weikard in Fulda, herrührt. Indeß werd ich nichts sagen, als was ich selbst an Ort und Stelle mit diesen Nachrichten verglichen und selbst beobachtet habe.

Der Kurbrunnen liegt drei Meilen von Fulda, und eine halbe Stunde von dem Städtchen Brückenau, wo auch eine Poststazion ist. Indeß gebraucht man nur vier Stunden, um vom ersten, und eine Viertelstunde, um vom andern Orte dahin zu kommen, denn man hat immer Chaussee. Wenn die fuldischen Chausseen gleich nicht so vortreflich sind als die, welche ich durchgängig auf französischem Gebiet angetroffen habe, so sind sie doch völlig so gut als die hannöverischen. Die Chaussee von Hammelburg bis Brückenau (der Weg, auf dem ich aus Franken nach dem Kurbrunnen kam,) ist noch nicht ganz fertig, doch wird sehr fleissig daran gearbeitet, und wahrlich hatt' es dieser elende Weg nötig, so umgeschaffen zu werden. Ueberhaupt ist der jezige Fürst von Fulda unermüdet, sein Land auch in diesem Stücke zu verbessern, ohne die Untertanen zu drücken, und sicher würde das alte Sprüchwort wieder aufkommen: Unter Krumstab ist gut wohnen, wenn alle geistliche Fürsten diesem gleich wären. Jeder Fremde, der durch sein Land reiset, wird überall Spuren seiner vortreflichen Art zu denken und zu handeln finden. Es hat mir hinterher sehr leid gethan, daß ich nicht gesucht habe, einen Fürsten zu sehen, der so sehr geliebt wird. Wer nach mir dahin kömt, wird es also nicht versäumen, die größte Seltenheit des Landes aufzusuchen.

Auch dieser Kurbrunnen ist des Fürsten Heinrichs Werk. Zwar war er schon mehrere Jahre vor Antritt seiner Regierung bekant, aber wenig besucht; denn man fand dort nicht halb die Bequemlichkeit, die man jezt findet, weil alle gute Gebäude und alle schöne Anlagen erst von dem jezigen Fürsten herrühren. Sie kosten ihn über hundert tausend Gulden.

Der Kurbrunnen liegt in einem überaus angenehmen Thale an dem Sinnflusse, der zwar klein ist, aber wie eine Kaskade rauscht, und sich so durch einen Wiesengrund schlängelt. Dieser Grund, auf dem alle Gebäude aufgeführt sind, ist etwa 1000 Fuß breit.

Die Häuser sind alle nicht massiv, sonst aber in gutem Geschmack gebaut. Das eine heißt das rothe Haus, oder der rothe Bau, nicht weit von der hübschen massiven Brücke, über die man von Brückenau her in den Kurbrunnen, und auf einen freien Plaz kömt, wo man die ersten Brunnengäste sieht. Auf diesem stehen zwei steinerne freie Rondele mit offenen Bögen, gegen einander über. In dem einen halten sich immer Kurgäste auf, um Morgens das Frühstück, Nachmittags Schatten und freie Aussicht zu geniessen. In dem andern ist die Hauptquelle des Brunnens, die aus vier Röhren in ein grosses steinernes Becken springt; aus diesem wird das Wasser zum Baden genommen. Diese Quelle, welche die Brückenauer heißt, (denn es sind ihrer mehrere, wie wir hernach sehen werden) ist tief durch den Felsen angebohrt, und im Jahre 1747. so eingefaßt worden.

Von der Brücke an geht zwischen den beiden Rondelen bis an den gegenüber stehenden Berg ein breiter Weg, in der Mitte, an seinen beiden Seiten läuft eine Rasenstreife hin, und an diesen auf jeder Seite ein schmaler Weg, nahe an den Kurhäusern, die gleichfals in gerader Linie bis an den Berg fortlaufen, zuweilen aber durch Bogengänge unterbrochen werden. Jener Plaz mit dem breiten und zwei schmalen, durch Rasen von einander abgesonderten Wegen, ist mit zwei Reihen Linden und zwei von Kastanienbäumen besezt. Es ist eine schöne Strasse, und doch zugleich der schönste Spaziergang — auch darf hier niemand reiten oder fahren — denn aufwärts sieht man gegen den Berg, oben mit einem Wald von hundertjährigen Eichen besezt, der in der Mitte durchgehauen ist; etwas weiter herunter, ohngefähr in der Mitte des Berges, das fürstliche Wonhaus,

haus, gleich davor einen Springbrunnen, und auf dem untersten Theil der Anhöhe einen Garten, der aus verschiedenen Terrassen besteht. Wenn für das Auge noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es dieses, daß auf der Spize des Berges, da, wo der Wald durchgehauen ist, Rudera erbaut, oder ein antiker Tempel, mit frei stehenden Säulen hingesezt würde. Dann würd es ein volkommenes Ganzes, und der Eindruck der höchste sein, der sich hier nur hervorbringen liesse. Noch lieber aber als Tempel und Ruinen mögt ich dem Fürsten ein Denkmaal hier errichtet sehen, dem die Kurgäste alles Angenehme ihres dortigen Aufenthalts verdanken. Ich wünschte, daß irgend einer von denen, die den Ton angeben können, den übrigen Kurgästen im nächsten Sommer den Vorschlag zu einer Unterzeichnung thun mögte, überzeugt, daß diese gewiß Fortgang haben, und in wenigen Sommern einen hinlänglichen Fond gewähren würde, dem Fürsten ein Denkmaal zu errichten, das seiner nicht unwert wäre.

Wenn man den beschriebenen Gang zurück geht, so sieht man zwischen den Alleen und beiden Reihen von Gebäuden durch, auf den freien Plaz mit den Rondelen, bis an die Brücke, und über diese hinaus gegen eine Anhöhe, von der die Brückenauer Chaussee hinab läuft. Auch dieser Anblick ist unterhaltend genug, weil man hier das Gewühl von Menschen besser übersieht.

Ich wil von den Gebäuden, die an beiden Seiten dieses Spazierganges stehen, nur wenig sagen. Wenn man, von der Brücke her, hinaufwärts geht, und über den freien Plaz zwischen beiden Rondelen durchgegangen ist, wo auf der einen Seite das rothe Haus, auf der andern die Wonungen für die Badbediente und Soldaten, die Magazine für die Badkessel, Krüge, und das Waschhaus stehen, so kömmt rechter Hand zuerst der Saalbau oder das grosse Kurhaus, welches an 200 Fuß lang ist. Untenher läuft durchaus ein offener Bogengang, unte.

welchem die Galanteriehändler 2c. ihre Waaren feil haben. Er ist so lang und breit, daß er bei Regenwetter zum Spaziergange dient. An diesen stößt ein grüner Bogengang, der bis zum folgenden Kurhause fortläuft. Dies leztere, so wie die beiden andern auf der gegenüber liegenden Seite befindlichen Kurhäuser, die das Abzeichen eines Widders, Löwens und Schwans haben, sind nur klein: denn ob sie gleich 3 Stockwerk haben, so enthält doch das erste Haus nur 12, und jedes der übrigen 8 Zimmer. Wer die Stille liebt, und abgesondert wonen wil, wird sich in eins von diesen Häusern einquartiren. Die Einrichtung des rothen Baues und des grossen Kurhauses wird man am besten aus der Taxe ihrer Zimmer beurteilen können, die ich hernach hicher sezen werde. Hier wil ich nur sagen, daß den Zimmern im rothen Hause nichts fehlt, als daß sie etwa noch, weil sie ein wenig leicht weg gebaut sind, mit papiernen Tapeten versehen, und die Thüren angestrichen würden, denn diese lezten Zierrathen hätte ein sonst sehr gut und bequem eingerichtetes Gebäude wol verdient. Der grosse Saal im Hauptbau ist sehr schön, und mit sechs Bildnissen in Lebensgrösse behangen, unter denen auch das vom jezigen Fürsten ist. Die Zimmer darin sind besser, als die im rothen Hause, sind größtenteils tapezirt, gut und zum Theil kostbar möblirt; die Betten schön, zum Theil fürstlich. Das ganze Inventarium ist auf herschaftliche Kosten angeschafft. Weder die Gebäude noch die Möbeln sind hier so prächtig, als ich sie im Wilhelmsbade gefunden habe; bei Vergleichung der Taxen von beiden Bädern findet sich aber auch ein merklicher Unterschied im Preise.

Das fürstliche Wonhaus zeichnet sich durch weiter nichts, als seine vortrefliche Lage aus, denn man übersieht von da den ganzen Kurbrunnen. Es hat nur 2 Stock und ein Bodengeschoß; in jedem Stockwerk sind vorn heraus nicht mehr als sieben Fenster. Wenn es an Plaz für die Fremden fehlt, und der Fürst ist nicht da, so werden

sie

sie in sein eigenes Haus einlogirt. Indeß hat man immer für 200 Personen Raum. Neben dem Landhause des Fürsten stehen noch einige Gebäude, die zu Wonungen seines Gefolges, zu Kutschenremisen (auch für die Wagen der Kurgäste) und Stallungen dienen.

Der Fürst besucht den Brunnen oft, und ist sehr vergnügt, wenn sich die Fremden mit muntern Scherzen belustigen. Er haßt Steifheit, Zwang und Etikette. Alles, was dieser leutselige Herr zur Zufriedenheit der Gäste beitragen kan, thut er mit bestem Willen. Daher kömt es, daß die Kurgäste sich nach seiner Gegenwart sehnen, wenn der Hof auf einige Wochen entfernt ist, statt daß man in manchen andern Bädern den Hof zwanzig Meilen weit wegwünscht. Der Fürst hätte immer noch einmal so viel Geld an dieses Bad verwenden können, ohne daß es deshalb stark wäre besucht worden, oder Fremden einen angenehmen Aufenthalt gewährt hätte. Die Gegend, so schön sie auch ist, die Geselschaft, so zahlreich sie auch sein mögte, würden beide wenig Vergnügen gewähren, wenn die Art des Umgangs auf dem Fuß der mehresten Bäder, die ich kenne, eingeführt wäre. Aber zum Glück ist das hier anders. Deshalb besteht nun auch die nemliche Tafel aus 130 und mehr Personen, die vor etwa 20 Jahren noch aus zwanzig bestand.

Da ich einmal von allen Gebäuden Nachricht gegeben habe, so muß ich nicht zu bemerken vergessen, daß vor einigen Jahren auch ein Schauspielhaus erbaut worden ist. Es hat blos ein in der Mitte abgeteiltes Parterre mit beschlagenen Bänken und eine Gallerie. Für die Geselschaft, die im Kurbrunnen zusammen kömt, ist es volkommen groß genug. Es wäre zu wünschen, daß man noch die lezte Hand daran legte, und nun auch auf seine innere Verzierung dächte.

Alle diese Gebäude liegen in einem länglichen Viereck beisammen. Man hat einen Kupferstich davon, den Herr Verhelst in Manheim gestochen hat, allein die Zeichnung

muß

muß nicht die beste gewesen sein, denn die Perspektive der Kurgebäude selbst ist nicht gut darauf beobachtet; sie sind so sehr auf einander gedrängt, daß man sich beinah keinen Begrif davon machen kan.

Bei diesem Kurbrunnen sind sehr angenehme Spaziergänge. In dem Buchenwalde, durch welchen die Chaussee von Brückenau bis in den Kurort (ich wolt' er hätt einen eigenen Namen, und hiesse Heinrichs-Brunn) geführt ist, hat man am Fusse des Berges, neben dem Wiesengrunde, auf dem die Kurgebäude stehen, einen englischen Spaziergang angelegt, der so breit ist, daß zwei Personen bequem neben einander gehen können. Der Sinnfluß schlängelt sich, ganz nahe dabei, durch die Wiese; bald kömt man ins Helle, sieht freien Himmel und den Kurort, aber auch hier gegen die Sonne gedeckt; bald trift man im dunkeln Walde auf einen schneckenförmig oder mit Rasenbänken eingefaßten Baum u. s. w. so daß man immer Abwechslung hat. Es ist Schade, daß man den nemlichen Weg zurückgehen muß. Wenn ein kleiner Damm in dem Wiesengrunde aufgeworfen und mit Pappeln besezt würde, so könte man von dem englischen Wege, ohngefähr in der Gegend, wo das Komödienhaus steht, wieder in die Hauptalleen des Kurbrunnens kommen, und so die Runde machen.

Die Gärten, welche der Fürst vor seinem Wohnhause auf der Anhöhe hat anlegen lassen, geben auch angenehme Spaziergänge, denn hier hat man eine weitere Aussicht. Vorzüglich bemerk ich zwei Pläze, schön durch zwei bejahrte Eichen, die sie beschatten. Die eine steht in der Mitte des Gartens; um sie herum laufen Rasenbänke, in einiger Entfernung sternförmiges Lattenwerk mit Kanapeen, so daß hier mehr als hundert Personen zu gleicher Zeit im Schatten des schönen Baums sizen können. Die andre Eiche steht etwa 100 Schritte von jener, etwas höher, denn von da kan man ausser dem Kurort, das Dorf Wernarz und die Gegend von Brückenau übersehen. Die Gegend umher ist still,

denn

denn sie ist die äusserste Spize von dem, was angebauet ist, der Wald ist nahe dabei, und ein Gang in einem schmalen grünen Thale, das zugleich zum Scheibenstande dient, führt einsam dahin. Unter diesen Eichen, sonderlich unter der erstern, sind zuweilen von Einem oder dem andern Kurgaste Frühstücke (Déjeunés) gegeben worden, woran alle Fremde Teil genommen haben. Daß man nicht nötig hat, auf allen Spaziergängen den Schatten weit zu suchen, giebt dem Wilhelmsbade bei Hanau und diesem Kurbrunnen vor vielen andern einen Vorzug.

Wer eine Spazierfahrt machen wil, der wird entweder die hessische Schmalten- oder blaue Farbfabrik und Spiegelfabrik besehen, die kaum eine Meile entfernt sind, oder mit einer Gesellschaft sich auf dem fürstlichen Schlosse zu Römershag, keine volle Stunde vom Kurort, zu belustigen suchen.

Ich kenne unter den Duzend Bädern, die ich besucht habe, auch nicht Eins, daß sich mit diesem, was ungezwungene Lebensart betrift, im geringsten vergleichen liesse. Ich habe hier keinen Wetteifer bemerkt, sich durch Pracht in der Kleidung zu unterscheiden, vielmehr Damen von Range gesehen, die im schlichten Reisekleide mehrere Tage hinter einander zu Tische kamen. Die Frauenzimmer sind hier nicht, wie in einigen andern Bädern, durch die Mode genötigt, sich täglich 3 mal umzukleiden; anders am Morgen, anders nach Tische, und wieder anders am Abend in den Alleen und öffentlichen Sälen zu erscheinen. Die Dame, welche dieß hier thäte, würde sich wahrscheinlich lächerlich machen. Umgekehrt, würde zu Pyrmont oder Lauchstädt, ein Frauenzimmer in so nachlässigem Anzuge und Kopfpuz, als ich hier mehrere am Tische sah, ohne daß irgend jemand nur darauf gesehen hätte, sich zur nouvelle du jour, gleich einem angekommenen Nashorn, gemacht haben.

In keinem Bade macht man leichter Bekantschaften als hier. Die Badegäste sind alle in einem kleinen freundlichen

lichen Thale so nahe bei einander, haben Spaziergänge, Tisch, Wohnung, Tanz, Schauspiel, alles so gemeinschaftlich, daß es nicht fehlen kan, sie müssen immer auf einander stossen. Dennoch würde dieses noch kein vertrauliches ensemble bewirken, wie andre Bäder leider! beweisen, wenn nicht der einmal eingeführte Ton den Brückenauer Kurbrunnen zu dem machte, wodurch er sich von allen übrigen, vielleicht in ganz Deutschland, zu seinem Vorteil so sehr unterscheidet.

In Pyrmont und Lauchstädt, (sagt Hr. Prof. Schlözer) sollen manchmal Brunnen- und Badegäste sein, die zwischen Adelichen und Bürgerlichen einen so grossen Unterschied machen, als wenn jene einen ganz andern Adam hätten, wie diese. Aber das sind arme Kranke, die eben deswegen zum Brunnen und ins Bad reisen, weil sie krank an Leib und Seele sind. — Wohl bekomme ihnen die Kur an Leib und Seele!„

Was Hr. Schlözer hier blos aus Relazionen anmerkt, das hab ich an Ort und Stelle mehr als einmal selbst zu bemerken Gelegenheit gehabt, und schon vor 8 Jahren in den göttingschen gemeinnüzigen Abhandlungen, in dem Schreiben des Hn. Velten (im 62 Stück vom J. 1773.) bekant gemacht, wozu ich mich noch jezt als Verfasser zu bekennen, kein Bedenken finde.

Ich wil die neuen Bemerkungen verschweigen, die ich über diesen Punkt auf meiner lezten Reise durch Deutschland und die Schweiz gemacht habe. Es ist immer angenehmer das Gute bekant zu machen, was man unter den Menschen gefunden hat. Dies ganz allein hat mich zu diesem Aufsaze über den Kurbrunnen bei Brückenau veranlaßt, und ich weis vorher, jeder der ihn künftig auf mein Wort besucht, wird mir es Dank wissen.

In diesem Kurorte haben die Brunnengäste den Ton noch nicht etiketmässig überspannt. Ich habe gefunden, daß die Domherren aus Fulda, die vornehmsten Hofbedienten, und überhaupt der fuldische Adel gegen jeden

Fremden,

Fremden, ohne Rücksicht auf seine Geburt und seinen Rang in der bürgerlichen Welt, überaus gefällig war; daß die Herren, welche hier am ersten den Ton angeben könten, mit einer Mamsell so gut als mit einer adlichen Dame vom höchsten Range, ohne den geringsten Unterschied selbst in der Art des Tanzens zu machen, getanzt haben; daß bei der Tafel sich ein ehrlicher Pachter neben eine Exzellenz gesezt hat, ohne daß dieses ihr sonderbar geschienen hätte; kurz, daß man vernünftig genug war, den Unterschied zwischen dem „am Hofe und im Bade sein„ nicht blos einzusehen, sondern sich auch dornach zu betragen. Eine Dame von altem Adel fand sich vor ein Paar Jahren beleidiget, daß ein Bürgerlicher so kühn war, sie zum Tanz aufzufodern; man ruhte nicht eher, bis sie den Kurbrunnen verließ. Jezt, da ich älter werde, fang ich an mit der Narrheit der Menschen Mitleiden und Nachsicht zu haben; ich würd es sonst an sich nicht unbillig finden, jene Dame zu nennen, damit andre sich daran spiegeln könten; und um den Adel gewisser Provinzen in andern Bädern zu einem gesitteten Betragen gegen die übrigen Badegäste zu zwingen, ist vielleicht kein andres Mittel übrig, als ihn namentlich dem vernünftigen Teil des Publikums zur Schau auszustellen. Von der Denkungsart des fränkischen Adels im Bade bei Brückenau nur noch ein Beispiel. Es war bei meiner Anwesenheit ein Jude da, der sich zwar für einen Christen ausgab, auch einen andern Namen angenommen hatte, jedermann wußt aber, daß er ein Jude war. Indeß that niemand als wenn er es wüßte, sondern begegnete ihm höflich, ja freundschaftlich, denn der Jude war ein artiger Mann, der zu leben wußte. Man wird aus diesem einzigen Zuge schon schliessen, daß in diesem Bade eines katolischen geistlichen Fürstens viel Toleranz herschen müsse, und würklich ist es auch so. Die Ordensgeistlichen speisen, wie andre Kurgäste, mit an der öffentlichen Tafel; ihre Gegenwart vermindert die Frölichkeit nicht, denn eine harmonische Vermischung aller Stände,

Digitized by Google

de, Religionen und Kleider ist die Karakteristik dieser guten Gesellschaft, und im Ganzen genommen hat noch allezeit Einigkeit, und gesellschaftliche Bescheidenheit in ihr geherscht. Selbst Prinzen haben kein Bedenken getragen, mit an der öffentlichen Tafel zu speisen, und die gesellschaftliche, ungezwungene Unterhaltung bei vier Gerichten der Langeweile bei zwölf Schüsseln vorgezogen. An dieser Tafel ißt jeder Fremde, den nicht Krankheit oder Liebe zur Einsamkeit auf seinem Zimmer zurück halten. Wer auf dem Zimmer speisen wil, muß noch halb so viel bezalen; die, welche an den einfallenden Fasttagen Fastenspeisen essen, speisen in einem besondern Zimmer beisammen, und jeder bezalt ein Drittel mehr, als an der grossen Tafel. An dieser leztern wird täglich, des Mittags, Suppe, Rindfleisch mit zwei Assietten, Gemüse mit Zubehör, ein Ragout, eine Entree, Braten mit zwei Assietten und Nachtisch, der aus Konfekt und Früchten besteht, gegeben; Abends: Suppe, Gemüse oder eine andre Speise, ein Ragout, Braten mit einer Assiette und Nachtisch. Die Person bezalt für den Mittagstisch 30 Kreuzer, oder acht gute Groschen, die Pistole zu sechs Rthlr. oder neun Gulden leichtes Geld gerechnet; für den Abendtisch 20 Kreuzer. Jeder wird diesen Preis um so wohlfeiler finden, wenn ich die Versicherung hinzuseze, daß das Essen recht gut zubereitet sei. Wer seinem Gaumen noch mehr zu gut thun wil, der kan einen Tisch haben, so gut als er ihn nur immer verlangt. Mittags wird um zwölf und Abends um sieben Uhr, im grossen Saale gespeiset. Die Tafel läuft ins Viereck und besteht in der eigentlichen Kurzeit, aus hundert und zwanzig, dreissig und mehreren Personen. Man sezt sich ohne Unterschied, und jeder wählt sich Nachbaren nach seinem Gefallen: wer blos mit diesen sich unterhalten wil, ist mit ihnen im Grunde eben so allein, als auf einem besondern Zimmer. Während dem Essen ist in einem Nebenzimmer Musik; man legt dafür eine Kleinigkeit auf. Kurz, diese Tafel ist ein tägliches

Pikenik,

Pikenik, das vor denen, die man zuweilen in Lauchstädt auf Subskription anstellt, noch den Vorteil hat, daß es nicht so steif dabei hergeht, und nur den vierten Teil so viel kostet.

Es giebt auch noch einen geringern Tisch, Mittags für 18 und Abends für 10 Kreuzer, und einen andern für das Gesinde zu 12 Kr. Mittags, und 6 Kr. Abends.

Wer deutschen Wein liebt, der wird sich hier sehr wol befinden, denn nirgend trift man die Krone der Rhingauer Weine, den Johannisberger, so ächt und so wohlfeil. Dieser Wein, der von dem ohnweit Mainz gelegenen und dem Fürstbischof von Fulda zugehörigen Schlosse Johannisberg den Namen hat, kömt allein in den fürstlichen Keller. Aus diesem wurde vor einigen Jahren ein Stückfaß von diesem Weine für 3000 fl. baares Geld verkauft, und für ein Stück Most von 1779, 2000 fl. geboten. Die Kurgäste bekommen ihn in versiegelten Flaschen um folgende Preise: Das Maas 1746ger zu 1 fl. von 1766 zu 54 Kr. und von 1768 zu 48 Kr. Die übrigen Tischweine bestehen aus einem Rheinwein zu 48 Kr. und Frankenwein zu 40, 32 und 20 Kreuzer. Es versteht sich, daß man auch Champagner, Burgunder rc. haben kan. Bier wird meines Wissens hier gar nicht gebrauet; wer aber auch noch so sehr daran gewönt ist, wird es bei dem Wasser aus den hiesigen Kurbrunnen sehr bald vergessen, denn sicher wird es ihm aus Einem der verschiedenen Quellen schmecken, wenn er sonst jemals Seltser, Pyrmonter, oder andre mineralische Wasser getrunken hat.

Unmittelbar nach aufgehobner Tafel wird im grossen Saale Kaffee geschenkt, die Tasse zu 3 Kreuzer. Bei dem Traiteur kan man Schokolade, Kaffee, Zucker rc. pfundweise in billigen Preisen haben, oder nehmen, woher man wil.

Von Spieltischen bezalt jede Person 12 Kr. Kartengeld. Beim Abgange giebt jeder Kurgast dem Zimmerwärter eine Erkentlichkeit für die Reinhaltung der Zimmer

und deren ordentliche Besorgung, und ein Trankgeld für die Bediente und die Küche an den Traiteur. Plakereien und Betler finden hier gar nicht stat.

Wer die Kur gebraucht, bezalt für ein ganzes Bad 12 Kr. für ein halbes 6 Kr. und für ein Tropfbad 15 Kr.

Es ist nichts mehr übrig, als daß ich noch die Taxe der Zimmer und Betten hieher seze. Das grosse Kurhaus besteht aus folgenden Zimmern: Im unterm Stock: N. 1. 2. des Traiteurs Zimmer und Kammer; N. 3. die Speisekammer; N. 4. die Küche; N. 5. die Kaffeeschenke; N. 6. Stube der Küchenmägde; N 7. ein Saal, der zur Kapelle dient; N. 8. eine Stube für Kurbediente; N. 9. Billardzimmer. Nun folgen Zimmer für Kurgäste und ihrem täglichen Preise. N. 10. täglich 6 Kreuzer; N. 11. 8 Kr. N. 12. und 13 welche zusammen gehören, 10 Kr. Im mitlern Stock: N. 14. Stube und Kammer, 10 Kr. N. 15. desgleichen, 18 Kr. N. 16. desgleichen 18 Kr. N. 17. ein grosses und kleines Nebenzimmer mit einer Kammer, 28 Kr. N 18. ein Zimmer, 15 Kr. N. 19. und 20 gleichfals jedes 15 Kr. N. 21. ein Spielzimmer. N. 22. der grosse Saal, N. 23. ein Spielzimmer N. 24. und 25. jedes 15 Kr. N. 26. 8 Kr. N 27. und 28. zwei zusammengehörende Zimmer 18 Kr. N. 29. und 30. zwei dergl. 18 Kr. N. 31. und 32. dergl. 18 Kr. Im dritten Stock: N. 33. und 34. dergl. 18 Kr. N. 35. Zimmer und Kammer 16 Kr. N. 36. und 37 jedes 12 Kr. Von N. 38. bis 43. jedes 10 Kr. Von N. 44. — 47. jedes 12 Kr. N. 48. ein Zimmer mit Kammer 15 Kr. N. 49. 50. und 51. jedes ein Zimmer nebst Kammer, 18 Kr. Im obersten Stock: Von N. 52. bis 70. jedes ein Zimmer zu 8 Kr. Im rothen Hause sind in unterm Stocke 1 Zimmer zu 12 Kr. und 13 jedes zu 10 Kr. ausserdem zwei Speisezimmer; Im mitlern Stocke, 1 Zimmer zu 12 Kr. 10 zu 10 Kr. 8 zu 8 Kr. und 2 zu 6 Kr. ausserdem ein Spielzimmer und grosser Saal. Im obern Stocke:

ke: 1 Zimmer zu 10 Kr. 9 Zimmer zu 8, und 1 zu 6 Kr. Im Widder: 3 zu 15 Kr. 2 zu 10 Kr. 1 zu 8 Kr. 5 zu 6 Kr. und 1 zu 5 Kr. Im Löwen: 1 zu 18 Kr. 2 zu 10 Kr. eins zu 8 Kr. und . zu 6 Kr. Im Schwan eben so viele und um den nemlichen Preis.

Die Betten sind von achterlei Art; als: 1) solche, die aus einer Untermadraze, 1 Pfül, 3 Küssen, einer taftenen Obermadraze mit einem pflaumenen Oberbette von taftenen Ueberzug, und das Linnen aus Warendorfer Tuche besteht. Diese kosten wöchentlich 2 Fl. 30 Kr. 2) Ein gleiches Bett, ohne Oberdecke, wöchentlich 2 Fl. 3) Ein gleiches, mit Oberdecke und Ueberzug von Zize, 2 Fl. 4) Ein gleiches, ohne Oberdecke, 1 Fl. 45 Kr. u. s. w.

Die Fourage erhält man hier um den nemlichen Preis, als in den Gasthäusern zu Brückenau. Wer nicht selbst Pferde bei sich hat, kan sich der Hofpferde bedienen, denn der Fürst läßt hier verschiedene Postzüge zur Bequemlichkeit der Kurgäste unterhalten, so daß man zu jeder Stunde ausfahren kan. Solt es ja einmal daran fehlen, so ist Brückenau so nahe, daß man von dort aus bald Postpferde haben könte.

Ich bin mit Willen so umständlich in Beschreibung alles dessen gewesen, was zu den vorzüglichsten Unkosten gehört, damit man gleich zu Hause überrechnen könne, wie viel der Aufenthalt in diesem Kurbrunnen ohngefehr kosten werde. Die Taxreglements sind gedruckt, und werden jedem Kurgaste gratis gegeben, so daß dieser sich die Rechnung auch ohne Wirt selbst machen kan. Wer keinen Bedienten hat, dem wird es an Aufwartung dennoch nicht fehlen, und er wird finden, daß alle Kurbediente sehr höfliche und bescheidene Leute sind. Zur Kurzeit ist ein kleines Kommando fürstlicher Soldaten hier, die ausser der Wachzeit zum Dienst der Kurgäste gegen eine geringe Erkäntlichkeit sich gern bereit finden lassen.

Die Art, seinen Tag hier zuzubringen, unterscheidet sich wenig von der in andern Bädern; der hiesige Kurbrunnen hat blos in der ungezwungenen gesellschaftlichen Lebensart, in Zeitvertreiben aber nichts vor andern voraus. Wer die Kur gebraucht, ist fast den ganzen Morgen mit Wassertrinken, Baden, Ankleiden und etwa einigen Besuchen beschäftiget. Die übrigen Fremde gehen spazieren, spielen Billard oder in der Karte; das lezte ist ein so trauriger Zeitvertreib, daß ich ihn aus jedem Bade verbannt zu sehen wünschte. Statt dessen wär es vielleicht nicht übel, wenn man jemand ausfündig machen könte, der einen Versuch machte, die besten politischen und gelehrten Zeitungen und Journale in deutscher, englischer und französischer Sprache, auf seine Kosten zu halten, und ihm ein eignes Lesezimmer einzuräumen, worin sich diejenigen des Morgens versammelten, welche Liebhaber von politischen oder literarischen Neuigkeiten wären. Man würde den Thee oder Kaffee geselschaftlicher, mithin auch vergnügter trinken, und dieses manche interessante Gespräche veranlassen. Wenn jeder Badegast, der Zutritt in das Lesezimmer haben wolte, für die ganze Zeit seines Aufenthalts eine halbe Pistole gäbe, so würden auf der einen Seite die Kosten leicht bestritten werden können, und auf der andern, wüßt ich nicht, wie man sich auf 4 oder 6 Wochen für so wenig Geld mehr Vergnügen zu verschaffen im Stande wäre? Denn ohne dieses Mittel wird man dennoch, mitten unter einer Menge Menschen, manchen langweiligen Vormittag haben. Die übrigen, welche keinen Geschmack daran fänden, der Lesegesellschaft beizuwonen, solten gleich früh Morgens eine Stunde dem Tanze widmen; diese Zeit scheint mir noch bequemer, als wenn man Abends, unmittelbar nach Tische zu tanzen anfängt. In der übrigen Tageszeit ist es ohnehin zu warm. In einem Kurorte, wie dieser, wo alle Fremde so nah bei einander sind, und sich in ein Paar Tagen alle kennen lernen, hängt der Zeitvertreib vorzüglich blos davon ab, ob

sich

sich Einer findet, der die Uebrigen zu irgend einem Spiele zusammenbringt und ermuntert. Zum Glück für das hiesige Bad, ist es just nicht nötig, daß der Mann, der hier zum Besten der algemeinen Frölichkeit den Ton angeben wil, einer der Vornehmsten sei: wenn er nur sonst Welt und geselschaftliche Heiterkeit genug hat, um durch diese die übrigen beleben zu können. Ohne einen solchen Mann, der die Kunst versteht, allen alles zu werden, kann die gröste Geselschaft Langeweile haben.

Ich wil noch einen Vorschlag zum gemeinschaftlichen Vergnügen thun, der vielleicht in jedem andern Bade ganz und gar nicht, in diesem aber sehr leicht ausgeführt werden könte. Es ist in Fulda seit einigen Jahren ein geselschaftliches Theater errichtet worden, dessen Mitglieder aus Edelleuten und Personen bürgerlichen Standes bestehen; diese haben dem Hofe und der Stadt durch ihre Vorstellungen schon manches Vergnügen gemacht. Verschiedene dieser Mitglieder besuchen den Kurbrunnen alle Sommer. Wie wenn Einer von ihnen eine neue Geselschaft im Kurbrunnen aus alten und neuen Mitgliedern zu errichten suchte, die alle 8 oder 14 Tage eine Vorstellung gäbe? Die Schauspielergeselschaft, welche sich hier den Sommer durch aufhält, verlöre dadurch im geringsten nichts, denn sie spielt nicht alle Tage. Eine Vorstellung von Badegästen gegeben, würde ohnstreitig dreimal mehr Interesse haben. Da Bühne und Dekorazionen schon da sind, und die fuldische Liebhabergeselschaft gewiß nicht abgeneigt sein würde, ihre Kleiderkammer herzugeben, so würden die übrigen Kosten blos in Erleuchtung und Musik bestehen. Diese zu bestreiten würden die Badegäste gern eine Kleinigkeit für den Einlaß bezalen.

Wie wär es endlich, wenn die ganze Geselschaft zur Abwechslung ein Paarmal den Sommer durch auf einem freien Plaze mitten im Walde unter den hohen Eichen speisete? Der Wald ist zwar kaum 200 Schritte von den Kurhäusern entfernt, allein da das Hintragen der Tische,

Stüle und übrigen Gerätschaft, den Kurbedienten dennoch mehr Mühe machen würde, so müßte dann billig auch jeder für diese Mahlzeit einige Kreuzer mehr bezalen. Wenn an einem solchen Tage statt um zwölf, erst um drei Uhr Nachmitags gegessen, dann im Walde Kaffee getrunken, und hernach unter den Eichen getanzt, Abends allenfals bei einer Erleuchtung von Glaslampen wieder gespeiset und getanzt würde, bis die Kühle der Nacht ein Obdach suchen hiesse: wie viel Vergnügen für wenig Kosten! Im Brückenauer Bade, wo niemand sich wichtig machen kan, ohne sich zugleich lächerlich zu machen, geht so etwas an; in manchem andern würde es, wie Claudius einmal sagt, ein klatrig Ende nehmen.

Unter die einmal festgestelten Zeitvertreibe in diesem Bade gehört das Schauspiel. Wöchentlich wird 3 bis 4mal gespielt. Der Anfang ist um 4 Uhr; auf dem ersten Plaze bezalt man 48 Kreuzer. Alle Abend wird nach Tische im grossen Saale getanzt. Gleich darneben ist ein Spielzimmer, worin Pharobank gehalten wird. Ich würde wünschen, daß gar keine da wären, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß nur wenige dabei spielen, und diese sehr mässig; in einer Stunde hatte oft das ganze Spiel ein Ende, weil niemand da war, der noch eine Karte zu sezen Lust gehabt hätte. — Zuweilen giebt es Feuerwerke und Maskeraden.

Ich habe diesen Kurort blos in Rücksicht auf das Vergnügen beschrieben, weil jeder, wie Hr. Weickard sagt, etwas zur Verlängerung, oder wenigstens zum frölichern Genusse des Lebens gethan hat, der auf einige Zeit einen zum Vergnügen gewidmeten, in gesunder Lage liegenden Kurort besucht, gesezt auch, daß man dort gar keinen Gebrauch vom Wasser machen solte. Indeß wil ich um derer willen, die ihn hauptsächlich um ihrer Gesundheit willen zu besuchen veranlaßt werden könten, von den Eigenschaften der mineralischen Wasser im Brückenauer Brunnen und den Kuren, die neuerlich durch sie bewirkt wer-

werden sind, noch etwas hinzusezen, und Hrn. W. Nachricht davon ausziehen.

Das Brückenauer Wasser ist ein helles, kalt scheinendes, perlenreiches, geistiges, elektrisches Stalwasser. Es macht alle die Kunststücke, die sonst bei spirituösen Stalwassern gewönlich sind. Es sprengt Bouteillen und Krüge, wenn es nicht Raum genug hat; treibt Korkstopfen mit einem Knalle in die Höhe, wie gährender Champagner; steigt in langhälsigen Karaffinen oft um einen halben Zoll höher, besonders wenn man sie in warmen Händen hält; macht bei manchen eine Art von Berauschung, wenn sie es an der Quelle trinken; friert nicht an der Quelle; bewahrt das Fleisch vor Fäulung, und bessert das halb verdorbene u. s. w. Wenn die Flasche besonders gut verwahrt ist, so bleibt das Wasser viele Jahre lang, zur See und zu Lande, hell und in völliger Güte. Ehemals hat man die Flaschen nicht sorgfältig genug verwahrt; daher ist es gekommen, daß man mit Verführung dieses Wassers noch selten auswärts viel Ehre eingelegt hat. Jezt ist für bessere Krüge und sorgfältigere Verstopfung gesorgt. Aber, sagt Hr. W. was sol das thun, wenn man zu Hause, unter ungesunden Himmel, unter häuslicher Sorge, bei mangelnder Bewegung, den schlaffen Bauch mit Wasser füllt? — Er glaubt, daß ein Mineralwasser, welches so leicht in seiner Mischung alterirt wird, als das Brückenauer, hiezu am wenigsten tauge. Es ist ein leichtes, gelindes Stalwasser, für Schwäche und Schlaffheit. Das Brückenauer führt gelben Ocher, das Wernarzer (andrer Quell und Kurorte) aber nicht. Dies leztere ist geringer an Eisengehalte; aber auch fester mit ihm verbunden, angenehm zum Trinken, besonders für die, welche vom Brückenauer konstipirt oder erhizt werden. Das Sinnberger ist endlich ein leichtes alkalisches Mineralwasser ohne Stal, das Lungensüchtigen und sehr empfindlichen Hypochondristen wohl thut.

Digitized by Google

Man badet im hiesigem Kurorte in einer Badwanne im Zimmer oder Nebenzimmer. Ein Theil des Mineralwassers wird gewärmt, je nachdem es verlangt oder gut befunden wird. Das Wasser verbreitet zwar einen Geruch im Zimmer, der etwas schwefelartig, oder dem vom Phosphorus ähnlich ist; ungesund kan dieser Dampf aber wol nicht sein, weil man sich dabei wohl befindet. Wer gleich nach dem Bade einen wollenen Mantel umwirft, und sich sogleich ins Bett begiebt, kömt mit der leichtesten Erschütterung des Körpers davon. Man bleibt im Bette, bis man durchaus warm geworden ist. Hr. Professor Alix, der ordentlicher Brunnenmedikus ist, wird jedem Kranken vorschreiben, wie er das hiesige Bad gebrauchen, und welcher von den drei verschiedenen Quellen er sich zum Trinken bedienen sol, denn die Art der Krankheit erfodert allerdings einen Unterschied.

Aus einigen Fällen, die Hr. Hofmedikus Scheidemantel und Hr. W. selbst beobachtet haben, und die ich hier anführen wil, werden meine Leser am besten beurteilen können, für welche Krankheiten dieses Bad und Brunnen zuträglich sei.

Ein Fräulein hatte nach schweren Krankheiten Krämpfe in Gliedern, endlich solche Schlaffheit der Muskeln und Nerven, daß sie auf keinem Fusse stehen konte, sondern sich an jede Stelle mußte hintragen lassen, wobei sich noch in den Verrichtungen des Herzens und des Magens ohnmächtige Nervenkraft zeigte. Sie badete warm, und ward volkommen gesund.

Ein unglücklicher Aderlaß am Fusse verursachte einem Herrn grosse Beschwerde, beständige Spannung und Schmerzen, einigemal entzündeten Geschwulst, endlich um die Gegend des Knorrens ein nässendes Geschwür. Diese Umstände sezten dem Fusse so zu, daß er auf eine schmerzhafte Art einwärts krumm gezogen wurde. Durch das Baden verging Geschwulst und Spannen, der Fuß stand wieder volkommen gerade, und die Wunde wurde dauerhaft geheilt. Ich

Ich übergehe mehrere Fälle, wo durch das Bad Geschwüre und Oefnungen an den Beinen, Gliederreissen, Steifigkeit im Knie, Geschwulst an den Füssen u. s. w. geheilt und gehoben worden ist, um zu andern überzugehen, denn, um kurz zu sein, wil ich von jeder Art nur einen Fall anführen.

Ein Mann saß am Tisch, und unterstüzte den Kopf mit eingekrümmter Hand. Er schlief also ein. Als er erwachte, erschrack er nicht wenig, da seine Hand noch immer eingebogen hing, und fühllos war. Er konte weder Hand noch Finger in die Höhe richten, und er war nicht im Stande, etwas zu halten oder anzufassen. Er hatte sich schon eine Zeitlang verschiedener stärkender Pflaster und durchdringender Salben bedient, als man ihm zuredete, hiesiges Mineralwasser zu brauchen. Den dritten Tag nach dem Baden kont er schon zur Noth wieder schreiben. Seine Hand wurde gerade, und bekam ihre vorige Stärke wieder.

Ein sehr schwacher Patient ward von Lenden- und Hüftschmerzen sechs Jahre gemartert. Diese verloren sich beim Gebrauch der Kur, und er konte ohne Stock ganz leicht spazieren gehen.

Ein andrer hatte an einer Gliederkrankheit acht Monate zu Bette gelegen, ward hinkend an dem Kurort gebracht, und konte nach 8 Tagen gerade zurückgehen.

Eine Frau hatte in ihrem Ehestande niemals ein lebendiges Kind, sondern vier todte nach einander geboren. Nach dem Gebrauch des Bades gebar sie, nach einer kurz darauf erfolgten Schwangerschaft, einen muntern Sohn. Eine andre hatte das nemliche Glück, nachdem sie 12 Jahre verheiratet gewesen war, ohne schwanger zu werden.

Bei einem Manne verlor sich durch den Gebrauch des Brunnens eine öftere Strangurie; bei einem Geistlichen eine anhaltende Heiserkeit; bei einem Frauenzimmer der heftige Schmerz, den sie litt, ehe ihre Monatszeit anbrach;

brach; bei andern die Bleichsucht u. s. w. bei einer Dame, ein neun monatlicher Keichhusten; bei einer andern ein langwieriger Blutfluß.

Ein Herr litte Konvulsionen, die so heftig waren als eine Epilepsie. Der Fuß schwoll auf, der Leib wurde konvulsivisch erschüttert und gebogen. Er wurde im Bade gesund.

Dies mag von dem medizinischen Nuzen des Bades und Brunnens genug sein, da ich diesen eigentlich nicht zur Absicht hatte, weil ich ihn nicht beurteilen kan. Ich weiß nicht, ob alle, die ihrer Gesundheit wegen dahin reisen, den Kurort zufrieden verlassen werden; was aber die betrift, welche zu ihrem Vergnügen ein Bad besuchen, so wolt ich mich wol gegen sie zu noch mehrerem anheischig machen, als der Posthalter zu Fulda gegen Reisende einigemal gethan hat. Er that ihnen den Vorschlag, sie an den Kurort zu führen, und nichts für die Fuhre zu verlangen, wenn es ihnen nicht gefallen solte. Sie bezalten ihr Postgeld, und blieben mehrere Wochen da. Obgleich alles auf herschaftliche Rechnung veranstaltet wird, so bemerkt man doch bald, daß man keinen Vorteil dabei sucht, vielmehr büßt der Fürst jährlich bei dieser Administration 6 bis 8000 Fl. ein. Wein, Wildpret, Fische und andre Artikel werden aus fürstl. Keller, Wildbahn und Fischerei geliefert; die übrigen Bedürfnisse von den Landleuten in der Nachbarschaft genommen. Für diese ist die Anlegung des Kurorts ein wahres Glück, denn vorhin waren ihre Produkte in gar zu niedrigem Preise, da es ihnen an einer nahen Stadt, mithin auch an Absaz fehlte.

Damit die, welche durch diesen Aufsaz etwa gereizt werden solten, diesen Kurbrunnen zu besuchen, vorher wissen mögen, was für Geselschaft sie ohngefehr dort zu finden haben, wil ich die Liste der diesjährigen Brunnengäste zum Beschluß noch mittheilen. Sie ist nicht ganz volständig, denn ich vermisse einige Fremde darin, die sich dort aufgehalten haben; bei verschiedenen Karakteren

fehlen

Digitized by Google

fehlen die Namen, andre sind, wie mich dünkt, nicht richtig geschrieben, daher ich nicht dafür einstehen kan. Wer grosse Geselschaft liebt, muß nicht vor der Mitte des Jul. kommen, denn bis dahin sind selten über 20 bis 40 Personen da. Vom 15. Jul. an steigt aber die Anzal täglich.

Brunnenliste von 1781.

Hr. v. Weihers, Kapitular zu Fuld und Probst zu Holzkirchen. Hr. v. Harstall, Kapit. zu Fuld und Probst zu Thulba. Herr Pfarrer Diefenbach, von Freiensteinau. Herr Stadtkaplan Jeckel. Herr Jeckel, Benediktiner aus Westphalen. Hr. Oberforstmeister v. Truchses, aus Fuld. Hr. Hofrath Ulrich, von Frankfurt. Hr. Hauptm. v. Gebsattel, aus Würzburg. Hr. Amtmann Bieder, aus Schwarzenfels im Hessischen. Hr. Major v. Gebsattel, aus Fuld. Hr. v. Breidenstein, Oberjägermeister zu Fuld. Fräul. Julie v. Bastheim. Hr. v. Ostheim, Kapitul. und Superior zu Fuld. Se. fürstl. Gnaden zu Fuld, mit Höchstdero Gefolge. P. Florian Röder, Franziskaner. P. Ambrosius, Franziskanerguardian. P. Placidus Wernhamer, Benediktiner von Kloster Theres. Hr. Kammerrath und Amtsvoigt Köhler, von der Probstei Sannerts. P. Sylvester, Benediktiner u. Pfarrer zu Schandra im Fuldisch. Hr. Verwalter Haasel, von Lauterbach. Hr. Kammerrath Rang, aus Neuhof im Fuldisch. Hr. Kaplan Nitsch, aus Neuhof. Frau Vereiterin Schön, von Fuld. Hr. Burgermeister Lutz, aus Schmalkalden. Hr. P. Benedikt, Prior der Schotten in Würzburg. Hr. Registrator Wehner, aus Fuld. Hr. Schenk, von Grimberg. Jungfer Gossin, aus Fuld. Frau Residentin v. Röthlein, aus Frankfurt. Hr. Pfarrer von Oberkalbach. Hr. Oberforstmeister v. Zigeser, aus Meinungen. Hr. Pfarrer Schafsteck, von Dippach. Hr. Pfarrer von Burgsinn. Hr. Magister Diefenbach, von Freiensteinau. Frau Hofkammeräthin Kern, aus Fuld. Hr. Hofrath Koch, von Burghuhn im Fuldisch.

Hr. Kammerrath Mecke, aus Fuld. Hr. Burgermeister Mayer. Hr. Konsistorialrath Efferding, aus Fuld. Frau Hofräthin Schlerethin, aus Fuld. Hr. Johannes Hauck, von Kloster Ebrach. Jungfer Landvogt, von Haselstein. Herr Zahlmeister Schwan, aus Fritzlar. Herr le Cerf, aus Leipzig. Herr Philadelphus, Kapuziner. Kanzleidirektor Gökingk, aus Ellrich. Frau Geheimeräthin und Obristin v. Bibra, aus Bamberg. Frau Gräfin von Voit, aus Würzburg. Hr. Amtskeller von Orb. Hr. Amtschreiber zu Rothenbuch. Hr. Bergamtmann Kröschel, aus Schmalkalten. Hr. Labes, aus Danzig. Hr. Kanonikus Pauli, von Hühnfeld. Hr. Geheimerath und Erbmarschall v. Riedesel, aus Lauterbach. P. Agatho Schaupp, Franziskaner. Hr. v. Speth, Domherr aus Mainz. Hr. Hauptm. und Oberamtm. v. Breidenbach, aus Mainz. Se. Hochwürd. Gnaden, Hr. von Breidenbach, Domdechant und Weihbischof zu Fuld. Hr. Pfarrer Metzler, von Euerbach. Hr. Doktor Engelhard, aus Schweinfurt. Hr. Prokurator Merk, aus Schweinfurt. Hr. Doktor Kramer, aus Schweinfurt. Madam Kramer, aus Schweinfurt. Hr. Skabinus Imhof, aus Schweinfurt. Hr. Advokat Kirch, aus Schweinfurt. Hr. Lieutnant Heinle, aus Schweinfurt. Hr. Regierungsrath. v. Rothenhof, aus Rieda im Darmstädts. Hr. v. Warnsdorf, Kapit. zu Fuld und Probst zu Zell. Hr. v. Schönau, Kapit. zu Fuld. Hr. v. Lipsdorf, Hauptm. zu Würzburg. Hr. geistliche Rath Dedel, aus Frankf. Hr. Oberforstmeister v. Rothenhof, aus Fuld. Hr. Kammerrath Hauk, aus Fulda. Mamsell Schlerethin, aus Fuld. Hr. Hauptmann v. Stetten, aus Würzburg. Hr. Domkapitul. und Landrichter v. Zurein, aus Würzburg. Hr. Domkapit. und Präsident v. Bibra, aus Fuld. Hr. Oberlieutnant Ankenbrand, aus Würzburg. Hr. Hofrath v. Heß, aus Fuld. P. Urbanus Thomas, Benedikt. und Pfarrer zu Leichtersbach. Hr. Konsistorialrath Kaufholz,

holz, aus Fuld. Hr. Oberamtm. v. Karch, aus Eiterfeld im Fuld. Hr. Hofrath und Leibmedikus Weikard, aus Fuld. Hr. v. Lombeck, köllnischer Geheimerrath. Hr. Kammerherr v. Lombeck. Hr. Pfarrer Schöpf, aus dem Köllnischen. Hr. Schuldirektor Trimbach, aus Fuld. Hr. Advokat Weinreich, aus Schweinfurt. Frau Hofmarschallin v. Bastheim, aus Fuld. Frau Geheimeräthin von Bibra, aus Mainz. Fräulein v. Bibra, Stiftsdame. Frau v. Weihers, aus Mainz, kaiserliche Kammerherrin. Frau Gräfin v. Biland, Oberhofmeisterin bei J. K. H. der Kursächs. Prinzessin Christina. Hr. Graf v. Biland, fuldischer Kammerjunker. Hr. Graf v. Rothenhahn, Kapitul. und Präsident in Würzburg. Hr. Burgemeister Mathes, von Schmalkalden. Hr. Kommerzienrath Beyer, aus Dresden. Hr. Rentmeister Schlemmer, aus Schlüchtern. Hr. v. Zobel, Kapitul. und Domkustos zu Mainz. Hr. Professor Follenius, aus Fuld. Hr. Obermarschal v. Stüdnitz, aus Gotha. Hr. Oberamtm. v. Buseck, aus Neuhof im Fuldis. Hr. Kammerjunker v. Buttlar. Hr. Kammerrath Molter, aus Fuld. Hr. Obristlieutenant v. Riedesel. Fräulein v. Riedesel, Hofdame zu Weimar. Hr. v. Mayerhof, Vicedom und Geheimerath zu Fuld. Hr. Kammerrath Roos, aus Fuld. Hr. Graf v. Khun, kaiserl. Hauptmann. Hr. Kaufmann Estreich, aus Strasburg. Hr. Oberforstmeister v. Witzleben, aus Eisenach. Hr. Legationsrath v. Wangenheim, aus Eisenach. Se. Durchl. Prinz v. Rothenburg, Domherr zu Strasburg und Kölln. Hr. Kammerrath Liliers, aus Fuld. Frau Kammeräthin Stör, aus Hammelburg. Hr. Hofrath v. Rödlein, aus Fuld. Hr. Hofjägermeister v. Thüngen, aus Stutgard. Hr. v. Stein, kaiserlicher Kammerherr. Fräulein v. Hagen, aus Mainz. Hr. Geheimerath Brack, aus Fuld. Hr. Obereinnahmsassessor v. Bocksberger, aus Fuld. Hr. Verwalter Ripp, aus Fuld. Hr. v. Greifenklau, Domkapit. zu Würzb. Dechant zu

Kom-

Komburg. Hr. Lieuten. v. Zobel, aus Würzburg. Hr. Professor Steinacher, aus Würzburg. Hr. Lieuten. v. Zigeser. Hr. *Chenal*, Kaufmann. Hr. Kammerrath Mayer, aus Fuld. Hr. v. Reibelt, Domherr zu Basel. Frau v. Reibelt, aus Würzburg. Hr. Futteramtmann Enninger, aus Würzb. Hr. Buchhändler Stahel, aus Würzb. Hr. Amtmann Hitzelberger, aus dem Würzb. Hr. Kammerh. und Hauptm. v. Zobel, aus Würzb. Hr. Geheimerath v. Gleichen. Hr. Graf. v. Erbach Schönberg. Mamsell Imhof, aus Schweinfurt. Hr. Obrist v. Berlichingen, aus Anspach. Hr. v. Kerpten, Kapitul. zu Bamberg. Hr. v. Marschal, aus Waltershaussen. Hr. Hofkanzler v. Kaiser, aus Fuld. Hr. v. Reichersberg, Domizellar zu Fuld. Hr. v. Zurein, Hauptm. in französ. Diensten. Mamsell Kaufholz, aus Fuld. Hr. Amtmann Senft, aus Würzburg. Hr. Registrator Balbus, aus Würzb. Hr. Kammerpräsident v. Kalb, aus Weimar. Fräulein v. Kalb. Hr. Kammerherr v. Seckendorf, aus Weimar. Hr. v. Seckendorf. Frau Kammeräthin Roob, aus Fuld. Frau Geheimeräthin Brack, aus Fuld. Hr. geistliche Rath Wolf, aus Fuld. Hr. geistl. Rath und Stadtpfarrer Handwerk, aus Fuld. Hr geistl. Regierungsregistrator Höhn, aus Fuld. Hr. Stadtkaplan Schramm, aus Fuld. Hr. Geheimerath v. Münster, von Nederwerrn. Hr. Registrator Schultheis, von Fuld. Hr. Oberamtm. v. Münster, aus Vorchheim. Hr. Rentmeister Schwarz, von Schlitz. Hr. v. Zobel, Kapitul. zu Fuld und Probst auf dem Johannisberg. Hr v. Prinz, thurntaxischer Hofmarschall. Hr. v. Hoevel, Kapitul. zu Fuld und Probst auf dem Petersberg. Hr. Regierungsrath und Kammerh. v. Hoevel, aus Manheim. Frau v. Bode H. Lieuten. v. Buseck, aus Fuld. Hr. Geheimerath v. Schildeck, aus Fuld. Hr. Schnetter, aus Schweinfurt. Hr. v. Etzdorf, Vizedom in Elwangen und Kurmainz. Geheimerath. Hr. Reichsgraf v. Wallerstein. Hr. Dedier, Hofmeister.

Hr.

Hr. v. Bubenhof, aus Würzburg. Hr. Geheimerath und Vicedom v. Bibra, aus Mainz. Hr. Sekretär Schultheis, aus Fuld. Hr. Pfarrer Achtmann, aus Bessingen. Hr. Verwalter Keller, aus Bonnland. Hr. Oberamtm. v. Redwitz, aus dem Bambergs. Hr. Domherr v. Fechenbach, aus Mainz. Hr. Buchhändler Schulz, aus Hanau. Hr. v. Zobel, Domizellar zu Fuld. Fräul. v. Zobel, aus Würzburg. Fräul. v. Reichersberg. Hr. Kammerdirektor v. Rohrbach, aus Bamberg. Frau v. Zurein. Hr. Amtmann Bohlig, aus Burgsinn. Hr. Forstzeugmeister, aus dem Hanauischen. Hr. Obristlieuten. Frank, aus Würzb. Hr. Lieut. Bannisek, aus Würzb. Hr. Kammerrath Reuß, aus Manheim. Hr. v. Arnold, aus Schlesien. Hr. v. Schenk, Lieut. in Preuss. Diensten. Hr. Malefizsekretär Odenwald, aus Fuld. Hr. Hofagent Löffler, aus Ilmenau. Hr. Doktor Schwabe, aus Ilmenau. Hr. Hofadvokat Hager, aus Ilmenau. Hr. Doktor Stammler, aus Mächtenstatt. Hr. v. Guttenberg, Kapitul. und Kammerpräsid. zu Bamberg. Hr. v. Münster, Dragonerlieut. zu Bamberg. Hr. von Kunsberg, Oberamtmann, aus dem Bambergs. Hr. Oberforstmeister v. Lehenner, aus Hirschberg. Hr. v. Glasmann, Deutschordenshofrath, von Nürnberg. Hr. Rentverwalter Fey, aus Gersfeld. Madam Dien. Hr. Lieut. Weinzärl, aus Fuld. Hr. Verwalter Hofmann, aus Gersfeld. Hr. Sekretär Dittmar, aus Fuld. Hr. v. Birkenstock, Reichsfiskal, aus Wezlar. Hr. Obereinnahmdirektor Welle, aus Fuld. Hr. Kanonikus Branz. Hr. Kabinetssekretär Schäfer, aus Fuld. Hr v. Guaida, aus Frankfurt. Hr. Kaufmann *André*, aus Frankf. Hr. Landmajor Salmüller, aus Hammelburg. Hr. Amtmann Dohm, aus Gersfeld. Hr. Amtmann Herrlein, aus Diffenort. Hr. Steuerkommissair Schüler, aus Salzungen. Hr. Amtsvogt Zwenger, aus Mackenzell im Fuld. Hr. Burgemeister Zwenger, aus Fuld. Frau

Hof-

Hofräthin Weickard, aus Fuld. Hr. Hochwiesner, Weltpriester und D. der Theol. Hr. v. Pettendorf, aus Würzburg. Hr. Luz, Hofmeister. Hr. Hereth, Amtsverweser zu Eierbach. Hr. Geheimerath v. Piesport, aus Fuld. Se. Durchl. Prinz von Hohenzollern. Hr. Obristwachtmeister Nöel. Hr. v. Gemmingen, Hauptm. von Hohenzoller. Hr. Schweighofer, Hofmeister. Hr. Kammerh. v. Hornstein. Hr. Schecking, Hofmeister. Hr. Baron Karl Eugen v. Zobel, aus Würzburg. Hr. Hofrath Brenner, aus Schweinfurt. Hr. Prokurator Friedrich, aus Schweinfurt. P. Aloysius v. Birkenstock, aus dem Kloster Schwarzach. Hr. v. Hirsch, Lieut. in Preuss. Diensten. Hr. Hofrath Kelleri, aus Würzburg. Hr. Oberamtm. v. Welden, aus Mainberg im Fränkischen. Hr. v. Rosenbach. Hr. Amtskeller Reuß, aus Fussenheim. Hr. Kanonikus Horn, aus Würzburg. Hr. Amtsvogt Horn, aus Wolfsmünster. Hr. Hofrath Post, der ält. aus Fuld. Hr. Hofrath Post, der jüng. Madam Bertoldi, aus Fuld. Hr. Amtsvogt Hauk, aus Fuld. Hr. v. Gebsattel, Obermarschall zu Würzb. Frau Geheimeräthin v. Piesport, aus Fuld. P. Akkursius Zeyer, Vikar der Franziskaner zu Dernbach. Hr. Kammerrath Funk, aus Baireut. Fräulein v. Schenk. Frau Hauptmannin v. Bibra, aus Schwebheim. Hr. Burgemeister Wingeröther, aus Ostheim. Hr. Doktor und Hofmedikus Scheidemantel, aus Ostheim. Frau Hofräthin Post, aus Fuld. Hr. Kunzmann, Dentist. Hr. Wankel, aus Fuld. Hr. Schmahl. Hr. Stadtchirurgus Keib, aus Fuld. Hr. Doktor Clemens, aus Manheim. Hr. Regierungsakzessist Hack. Frau Burgvogtin Appel. Frau Kammeräthin Lilliers, aus Fuld. Hr. geistl. Rath Rütsch, aus Dippach. Hr Oberamtmann v. Münster, aus Biberstein. Hr. Unterstallmeister Arlet, aus Fuld. Hr. Kammerrath Seng, aus Fuld. Hr. v. Reisach, Domizellar zu Fuld. Hr. Kaufmann Bohr, aus Eisenach. Hr. Kaufmann Eigell, aus Eisenach.

senach. Mamsell Schmitt, aus Frankfurt. P. Benedikt, von Kloster Schwarzach. P. Bernard, von Kloster Schwarzach.

Die Gemalinnen — (denn ich sehe nicht ein, warum man die Frau eines Hofraths der ein Bürgerlicher ist, nicht so gut seine Gemalin nennen sol, als die Frau eines Fährichs von Adel? Wozu diese alberne Distinktion, und zumal in Brunnenlisten? Hat ihr Verfasser eine Art von Hofmarschallamt? und woher hat er die Regeln seiner Distinktionen? Einem Schweizer muß der Unterschied unter Frau Gemalin und Frau Liebste doppelt lächerlich vorkommen, denn dieser gebraucht von allen karakterisirten Personen nur das erstere. Es kan sein, daß die Gemalin bei manchen Ehemännern nicht immer die Liebste ist, sondern daß sie ausser der Frau Gemalin noch eine besondre Frau Liebste haben, aber eben deshalb wird es am besten sein, wenn man es durchgängig bei der Gemalin bewenden läßt) — die Gemalinnen und Familien der hier verzeichneten Fremden, hab ich zu Ersparung des Raums weggelassen.

Gökingk.

8.

Ueber das neuerfundne französische Prognostikum.

Unsre witzigen Nachbarn jenseits des Rheins, die an das kartesische Wirbeln gewont sind, und deren Hang zum Uebertünchen, zum Ueberspannen und zum Ueberflattern ein so starker Zug in ihrem Nazionalkarakter ist, beschenken immer die Welt mit neuen Erfindungen. Wir guten deutschen Tröpfe glauben, und lassen uns geschwind aus Pa-

ris kommen, was wir meistens gar füglich entberen könten, oder was wir doch oft besser zu Hause fänden.

Zum Beispiel das sogenante Prognostikum. Die Herren Franzosen kündigen seit kurzem unter diesem vielbedeutenden Namen mit grossem Lärmen ein neumodisches Wetterglas an, das aus einem 6 bis 12 Zoll hohen, 8 bis 10 Linien weiten gläsernen, und wohlbedächtlich oben und unten hermetisch versiegelten Zilinder bestehet, und das, im Hosensack getragen, Wind und Wetter, Regen und Schnee, Nebel und Reif, und ihre Stärke eben so zuverlässig, als die Wettergläser eines Reaumür, Deslisle, u. a. m. 24 bis 34 Stunden voraus sagen sol. — Das ist nun freilich alles so buchstäblich nicht zu verstehen.

Ich glaube dem Publikum einigen Dienst zu leisten, wenn ich den hohen Wert dieses Propheten auf seinen wahren Gehalt heruntersetze, und die ansehnlichen Verbesserungen dieses alsdann sehr nüzlichen Wetterglases mitteile. Sie rühren von dem fürstl. hessenhanauischen Oberhofrath und Leibarzt, Hrn. D. Kämpf her, der nie ein grosses Geheimnis daraus gemacht hat, und mir auch izt erlaubte, sie durch den Druck algemeiner bekant zu machen.

Hr Kämpf, der sich durch vieljähriges Studium des Wetters keine gemeine Kentnisse darin erworben, erhielt vor ungefähr sieben Jahren einen solchen den französischen völlig änlichen, aber viel weitern Zilinder den Winter über zur nähern Prüfung. Man gab ihm einen holländischen Scheidekünstler als den Erfinder davon an. Und obschon dieses Prognostikum, gleich dem französischen, das lange nicht leistete, was der beigelegte Zettel versprach; ob er schon aus der Trübigkeit und Aufhellung, aus dem aufsteigenden und wieder sinkenden, manchmal flokkigten Bodensaz selten die künftige Witterung bestimmen konte, so ward er dennoch aufmerksam, als er, bei bevorstehendem Schnee, viele zwar sehr kleine und ohne Vergrösserungsglas kaum zu bemerkende, federartige Kristallen in dem trüben Liquor entste-

entstehen sah, und er gewahr wurde, daß dieser Liquor bei der strengsten Kälte nicht gefrohr. Er schloß hieraus, daß er ein rektifizirter Brandwein sei, der, weil sich keine gewönlichen Salze darin auflösen lassen, und in Kristallen anschiessen können, doch ein dem Salze änliches Produkt enthalten müsse. Nach vielem Forschen brachte ihn endlich die Meinung verschiedener Scheidekünstler, die den Kampfer für ein flüchtiges, ätherischöliges Salz ansehen, auf den Gedanken, daß dieser Liquor wol nichts anders, als eine Kampferauflösung sein möge. Er schloß ferner, daß wenn dieselbe in einer größern Glaskugel weitern Raum einnehmen würde, die Kristallen sich besser, als in einem engen Zilinder, entwickeln könten. Der glückliche Erfolg verschiedner angestelten Versuche bestätigte diese Mutmassungen hinreichend.

Unter diesen Versuchen ist nun folgende Verfarungsweise als die vorzüglichste befunden worden. Man lößt in höchstrektifizirtem Weingeist, oder Alkohol vini, oder, noch besser, in rauchendem Salpetergeist, der mit solchem Alkohol reichlich versüßt worden ist, so viel auserlesnen, reinen (vielleicht besser, nochmal sublimirten) Kampfer auf, als er in zweien Tagen, nach öfterm Schütteln, aufnehmen kan, oder, daß das Gewicht des Kampfers demjenigen des Auflösungsmittels beinahe gleich komme. Hierauf gießt man so viel reines Regen- oder Brunnenwasser nach und nach hinzu, bis die Mischung durch starkes und anhaltendes Schütteln nicht mehr klar zu bringen ist, sondern etwas milchigt bleibt. Alsdann filtrirt man sie durch doppeltes Löschpapier, und füllt eine gläserne Kugel, dergleichen sich die Strumpfweber bedienen, die aber um zwei Drittel kleiner sein kan, ohne Zeitverlust, oder ehe noch Kristallen anschiessen, zur Hälfte damit an, verwahrt die Mündung mit einem in halb Wachs und halb Unschlit gesottenen und zusammengepreßten Korkpfropf wol, und überzieht noch die Oberfläche desselben mit fliessendem Siegelwachse, oder man läßt die Mündung zusammenschmel-

zen, und hängt diese Kugel, vermittelst einer am Halse befestigten Schlinge, an einem hellen und temperirten Orte auf, wo sie den Sonnenstralen nicht ausgesezt ist. Man kan auch die Mündung der umgekehrten Kugel zierlicher in einen hübschen Dreifuß kitten.

Sobald nun das Quecksilber anfängt, auf Regen oder Schnee zu sinken, und oft noch weit früher, so sieht man aus dem milchigtrüben, oft ganz feinem Schnee gleichenden Saz, womit der Boden der Kugel gemeiniglich belegt ist, oder auch aus dem manchmal vorher klaren Liquor ein dichtes Wäldchen von kristallinischen Bäumchen hervorsprossen. Sie gleichen den Nebenzweigen des Taxus, oder noch mehr, der abgeschnittnen Spize des Barts einer Feder, und sind einen halben, bis ganzen Zoll hoch. Ihre aufwärtsgerichteten Nebensprößchen oder Rippen, womit das Stämchen von unten herauf, in der Mitte breiter und oben zugespizt, auf beiden Seiten gleichling besezt ist, haben, wenn man sie mit einem guten Vergrößrungsglas betrachtet, die Gestalt von ganzen Bäumchen. Je regelmässiger, grösser, dichter oder häufiger und derber nun diese Bäumchen sind, je zuverlässiger kündigen sie Regenwetter, Gewitter oder Sturmwind an. Manchmal wird die Oberfläche des Liquors alsdann auch mit einer Eisdecke überzogen, die allerlei artige Gestalten von Blumen u. dergl. m. annimt. Dies ist vorzüglich solchen Gläsern eigen, die mit einem schwächern Weingeist angefüllt sind, oder worin mehr Kampfer niedergeschlagen worden ist. Sobald sich aber der Himmel aufhellen, oder das Quecksilber steigen wil *), so wird diese Vegetazion eine ganz andre

*) Ich muß hier eines kleinen Handgriffs erwähnen, der zwar vielen aber nicht allen Wetterbeobachtern bekant sein mag. Wil man nemlich erfahren, ob das noch stillstehende Quecksilber im Begriffe sei, zu steigen oder zu sinken, so erschüttert man an seinem Standort das Bret durch wiederholtes Klopfen mit dem Finger, und es wird diesen

andre Gestalt annehmen. Die Kristallen werden anfangen zu schmelzen, zu sinken, unordentlich wolligt zu werden, und endlich nach und nach mit der Decke verschwinden. Je weniger Spuren sich izt von diesen Kristallen zeigen, je heller der Liquor wird: desto sichrer kan man auf helles, trocknes Wetter rechnen. Wenn hingegen die Kristallen schnell zusammenschmelzen, und man bei dieser Gelegenheit oftmals Luftbläschen aufsteigen sieht, wenn sie von ihrer Bildung, Stellung und Grösse nicht so stark abweichen; wenn der Bodensaz nicht gröstenteils in Kristallen übergeht, sondern mehr aufgeschwollen, und mit kleinen Zweigen besezt ist; wenn bei hohem Bodensaz eine Decke erscheint, die hernach stückweise herunter fällt; wenn alles etwas übereinander geworfen zu sein scheint: dann deutet es gemeiniglich auf Strichregen, Reife, Nebel, Winde, trüben Himmel, und auch Sonnenblicke beim Regen.

Ob man aber gleich mehr als hundertmal erfahren hat, daß unsre neuen Gläser die Wetterveränderungen entweder früher oder richtiger, als die gewönlichen Barometer angezeigt haben; ob sie sich gleich bevorab dieses Jahr dafür legitimirten, wo das Quecksilber oft hoch stand, die Kugeln hingegen den bevorstehenden Regen ankündigten: so kan man doch nicht immer ganz sicher auf diese Kristallisazion und Aufhellung des Liquors bauen. Denn die Kälte macht überhaupt den Liquor leicht trübe, und begünstigt seine Vegetazion; der Nordwind erzwingt auch sogar im Sommer bei hellem Wetter Kristallen. Die anhaltende Wärme stehet hingegen der Vegetazion im Wege, und klärt den Liquor völlig auf. Er trübt sich aber wieder, wenn man die Kugel einige Zeit im Keller in den Sand legt.

diesen Standort manchmal bis zu einem halben Zoll verändern.

Ueberdies, daß unsre neuen Wettergläser sowol das Amt eines Barometers, als eines Termometers übernommen, sind sie nicht allein bei starkem Duft, Thau, Nebel und Strichregen, und selbst bei den vorbeiziehenden Gewittern empfindlich; sie zeigen auch solche Veränderungen der Luft und des Wetters an, die blos im Werke sind und nicht völlig zu Stande kommen, wenigstens nicht in der Nähe ausbrechen, indeß dennoch viele derselben bei heissen Sommertagen, und bei sehr veränderlichem, gleichsam Aprilwetter ganz unthätig, und, wenn das Quecksilber ausserordentlich tief liegt, demungeachtet klar bleiben.

Dieses sind die Mängel unsrer und teils auch andrer Wettergläser. Doch diese Unvolkommenheit kan einigermassen verbessert werden, wenn man andre Barometer und Wetteranzeigen mit zu Rathe zieht; wenn man sie immer in einer gleichen Temperatur erhält, die ungefähr den 15ten Grad Reaumür, oder den 65sten Grad Fahrenheit nicht übersteigt; wenn man den zu wirksamen Liquor mit etlichen Kaffeelöffelchen vol versüßten Salpetergeistes, und den unthätigen mit eben so viel reinem Wasser, unter beständigem Umschütteln, vermischt, oder, wenn man zwei Kugeln, eine für den Sommer, die andre für den Winter, ansezt, wovon die erstere einen häufigen Kampferniederschlag, oder einen schwächern Weingeist, die andre aber einen geringern Niederschlag, und einen feinen versüßten Salpetergeist enthalten müßte. Dabei ist es aber auch rathsam, sie des Morgens sehr frühe zu beobachten, weil die Kristallen so wol im heissen Sommer, als bei Gewittern, die Abends oder Nachts ausbrechen, und welche sie nicht ehe, als Morgens früh, anzeigen, und bei sehr veränderlichem Wetter oft in wenigen Stunden wieder zu schmelzen anfangen.

Indessen mag es noch manche verborgene, erst durch viele Versuche zu erlernende Kunstgriffe und Mischungsarten geben; die diese Feler verbessern. Hr. Kämpf beobachtete dies an einigen Gläsern. Ganz von ungefähr gerieten

sie vor vielen andern so wol, daß sie im Winter wie im Sommer gleich wirksam blieben, und weit seltner betrüglich waren. Es ist also zu hoffen, daß Liebhaber, die eine reichlichere Porzion Muße und Geduld haben, diese Gläser mit der Zeit zu einer grössern Volkommenheit bringen können, wenn sie z. B. allerlei Mischungen verschiedner Arten von Auflössungsmitteln, und verschiedner Proporzionen des Kampfers und Wassers mit größter Genauigkeit veranstalten wollen; wenn sie sich der immer gleichen Stärke und Schwäche des Spiritus versicherten; wenn sie das erfoderliche Gewicht des Kampfers, und seines Niederschlags, des Wassers, erforschten und bestimmten, wenn sie die verschiednen Erscheinungen, die sich in diesen Mischungen äussern, und die Verhältnisse des Wetters gegen dieselben, nebst den sich dabei ereignenden Veränderungen der gewönlichen Barometer, täglich und ständlich, ein ganzes Jahr lang, beobachteten und aufzeichneten.

Die Abwechslungen, die in unsern Gläsern zum Vorscheine kommen, sind sehr mancherlei, und deswegen sehr schwer zu beschreiben. Die Bäumchen nehmen vielerlei Stellungen und Gestalten und Höhen an, die sich bald gleich, bald ungleich sind. Sie beugen sich bald nach einer Gegend, und bald nach mehrern. Meistens gleichen sie mehr den Aesten, manchmal aber auch einem Bäumchen, dessen Krone einen großen runden, lockern Umfang hat. Selten hängen sie mit der Decke und dem Bodensatze zusammen, und bilden alsdann allerlei Figuren, Blumenkränze u. s. w. Der Bodensaz ist bald dicht, bald locker, bald eben, bald wellenförmig, bald in der Mitte vertieft, bald gewölbt oder an einer Seite höher. Obgleich wahrscheinlich ist, daß eine jede dieser Dekorazionen von eben soviel verschiednen Veränderungen, die sich in der Luft erzeugen, und einen Einfluß auf das Wetter haben, abhängt, so wird es ein Beobachter doch schwerlich dahin bringen, daß er die Wetterveränderungen, die jeder

dieser Erscheinungen eigen sind, zuverlässig bestimmen könte. Denn jene sind zu häufig, und wechseln zu oft und zu geschwind ab, und Kälte und Wärme mengen sich, wie schon bemerkt worden, noch oben drein mit ins Spiel.

Der graue oder schwärzliche Niederschlag, der sich an der Seite des Glases gegen über oft ansezt, und der den Liquor reinigt und verbessert, hat eben so wenig Beziehung auf das Wetter, als die verschiednen rothen, gelben und andern Farben, die er annimt, und die vermutlich den brennbaren Teilen des Salpetergeistes zuzuschreiben sind.

Die Mündung des Glases wird nur deswegen so vorsichtig verpfropft und zusammengeschmolzen, um die Ausdünstung des Liquors zu verhindern. Denn man hat erfahren, daß die Vegetazion eben so gut in einer ofnen, als in einer zugeschmolzenen Kugel von Statten gehe.

Da nun die gänzliche Ausschliessung der äussern Luft die Erzeugung der Kristallen nicht hindert, so kan auch ihre Schnelkraft, Schwere und Leichtigkeit wenig oder nichts hierzu beitragen. Um also die Entstehungsart dieses wandelbaren Fänomens einigermassen zu erklären, muß man wol seine Zuflucht zu dem in der Luft herschenden, höchstfeinen, alles durchdringenden, teils leuchtenden, teils entzündlichen elektrischfosforischen Licht- und Feuerwesen nehmen, das vermutlich von den aus der Erde und dem Wasser aufsteigenden Dünsten entspringt. Daß das Regenwasser an diesem Fosfor sehr reich sein müsse, davon ist Hr. Kämpf vor vielen Jahren einmal zu seinem Erstaunen überzeugt worden. Als man nämlich, nach der Vorschrift des ungenanten Verfassers der aurea catena Homeri *), das Regenwasser, (so jedoch öfter, als der Verfasser angiebt, in Faule übergegangen war) mit einigen dort

*) Von diesem in mancher Absicht merkwürdigen Buch ist neuerdings wieder bei meinem biedern Freunde, dem Hn. Decker in Berlin, eine neue Auflage erschienen, die mir aber noch nicht zu Gesichte gekommen.

dort verschwiegenen Kunstgriffen über den Helm zog, den Vorlauf aber etlichemal kohobirte, so entstand in der gläsernen Vorlage ein solches blendendes Licht, daß es den Augen unerträglich fiel. Es hielt über vier und zwanzig Stunden unverändert an, bis es von den nachkommenden Dünsten nach und nach verdunkelt und verschlungen wurde.

Und welchen starken Einfluß die Ausdünstungen der Erde auf Wind und Wetter, Wärme und Kälte haben können, scheinen die wiederholten Beobachtungen des berühmten herzogl. weimarschen Kapellmeisters, Hrn. Wolfs, zu beweisen. Er teilte sie in einem Schreiben unserm gemeinschaftlichen sehr schäzbaren Freunde, dem Hrn Rath Neidhart in Wiesbaden mit. Hier sind seine eignen Worte:

„Seit meiner Jugend habe ich immer auf die Veränderungen des Wetters und auf die Ursachen davon Achtung gegeben. Ich habe dabei wol tausend und mehrmalen gefunden, daß wenn bei warmem Mittagswind die Erde Nebel ausgedunstet hat, die Luft gleich kalt geworden ist, und in der untersten Region ihren Gang gleich entweder von Norden gegen Mittag, oder von Osten gegen Abend genommen, und, wenn sich die Nebel verzogen hatten, die Luft wieder, wie vorher, in der Tiefe von Mittag gegen Norden sich bewegt hat. Im Gegenteil habe ich bei rauhem Nordwind Nebel entstehen sehen, die die Luft den Augenblick erwärmt, und ihren Gang von Mittag nach Norden genommen haben. Auf hohen Bergen bin ich gewahr worden, daß die Nebel in den Tiefen gegen Abend gezogen, da in der Höhe die Luft warm vom Abend her gewehet hat, und auch verkehrt. Im Winter habe ich alle Jahre bemerkt, daß beim Abendwinde und warmem Regenwetter Nebel entstanden sind, welche die Abendluft gerade durchschnitten, ihren Gang von Norden gegen Mittag genommen, und in wenig Minuten einen Schnee hervorgebracht haben, der immer

ein Paar Tage angehalten hat, und hernach beim Abend- oder Mittagswind dennoch vier Wochen liegen geblieben ist ꝛc. Ich schliesse daher, daß alle Veränderungen des Windes von Ausdünstungen der Erde und Wärme und Kälte von der Art oder Masse dieser Ausdünstungen herrühren muß. „ —

Da diese noch rohen Dünste schon so grosse Revoluzionen in der Witterung machen können, wie viel mehr werden sie auf Wetter und Wettergläser wirken, wenn ihre Kräfte in den obern Regionen verfeinert und erhöhet worden sind? Wie läßt sich aber erklären, daß der trockne Nord- und Nordostwind der Kristallisazion Vorschub thut? Vielleicht besizt er die besondre Eigenschaft, den Ausbruch der Dünste heimlich oder unsichtbar zu befördern, und sie in der untern Atmosphäre zu kondensiren und schwebend zu erhalten, daß sie weder sinken noch höher steigen können. Wenigstens sieht man bei diesem Winde, und bei zugleich ausserordentlich hoch stehendem Quecksilber dichte und anhaltende Nebel die Luft verfinstern, bei dem nämlichen sich Heerrauche verbreiten, und auch Sommers starke Nebel aufziehen, die nur zu der Zeit, wenn Nord und Ost wehen, in keine Gewitter ausbrechen.

Von einer neuerlich von ungefähr entdeckten Kampfervegetazion giebt ein Ungenanter in des Hrn Prof. Baldingers Magazin 1sten Bande 6sten Stücke Nachricht. Er warf nämlich ein halbes Quentchen Kampfer in ein Quentchen Scheidewasser, worauf er einige Tage unverändert schwomm. Als er darauf ein Quentchen höchstrektifizirten Weingeist hinzu goß, das Gläschen schüttelte, und es zwei Tage ruhig stehen ließ, so fand er den Kampfer in lauter kleine Figuren von einander geschieden, die er mit abgehauenen Tannenzweigen, oder mit dem durch das Mikroskop kleinen Federn gleichendem Staube auf den Schmetterlingsflügeln vergleicht.

Von

Digitized by Google

Von einem mehr troknen kristallinischen Anschusse, wo aus dem Bodensaze einer Auflösung des Kalks und Auripigments, oder auch des Kalks und Schwefels bei kaltem Wetter eine Menge langspiessiger Kristallen hervorsprossen, und bei warmer und veränderlicher Witterung sich wechselsweise auflößten und wieder kristallisirten, kan man im Almanach für Scheidekünstler aufs Jahr 1781. S. 25 — 32. und 52. nachsehen.

Es solte mir ungemein angenehm sein, wenn diese kleine Abhandlung dazu dienen könte, die weitern Nachforschungen andrer Männer von Einsicht und Geduld zu erwecken. Vielleicht daß sie dann ihr Schärflein dazu beiträgt, mehr Licht über eine sehr nüzliche Wissenschaft verbreiten zu helfen, in welcher wir, zur Demütigung unsrer Vernunft, troz den langen und ununterbrochnen mühsamen Beobachtungen, noch so weit zurück sind, daß wir nicht einmal mit Gewißheit bestimmen können, was wir übermorgen für Wetter bekommen. Hanau, am 15ten Christm. 1781.

F. W. Jung.

9.

An B** und seine Doris.

Im Heumond 1781.

Chor.

Jünglinge, kränzet das Haupt mit duftendem Laube der Eiche!
Jungfraun, streuet des Mais liebliche Blüten umher!
Jünglinge, führet den Reigen empor in jauchzenden Tänzen!
Hebet an den Gesang! Jungfraun, hebet ihn an!

Die Jungfrauen.

Auf der Liebe Fittigen schwebt,
Wann der Abend sich senkt, wann sich der Morgen hebt,

Süßer

Süsser Entzückungen Fülle daher!
Wie von Rosen zu Rosen der Zefir fleugt,
Holde Liebe, so schwebet, so steigt,
Auf deiner Begeistrungen himlischem Meer,
Von Wonne zu Wonne der Liebenden Sinn
In gaukelnden Spielen daher und dahin!

Wol ihnen! mit jeglichem Morgen beginnt
Der himlischen Freuden entflammender Stral!
Wie lieblich der Bach durch das einsame Thal
In kühlender Eichen Umschattungen rinnt;
So fliesset ihr Leben, von Freuden durchwebt!
Wie glühend von Lippe zu Lippe der Kuß
Mit sanftem Gesflüster sich schwinget — so strebt
Von Seele zu Seele der Freuden Genuß!

Die Jünglinge.

O Liebe, du kettest an goldenem Band
Der Jünglinge Herzen mit zaubernder Hand!
Du füllest die Seelen mit göttlichem Mut,
Daß freudig sie wandeln ins Speeregetön;
Und freudig in Strömen ihr purpurnes Blut
Für Weib und Geliebte vergiessen sich sehn!
Du leitest den Sieg, wie die Mutter den Sohn
Und führest ihn jauchzend zum schimmerndem Thron!

O Liebe, du senkest dich nieder, wie Thau
Vom Himmel sich senket auf schmachtende Au!
Du öfnest den süsseren Freuden die Brust;
Und leitest zur Seele der himlischen Lust:
O Liebe, dir sehnet der Jüngling! dir sehnt
In heimlicher Stunde die Jungfrau, und wähnt
Im Busen zu decken den schweigenden Schmerz:
Sie wähnt es, und trüget ihr liebendes Herz.

Chor.

Lasset flammen die bräutliche Fackel! Lasset ertönen
Lauter und lauter empor euren Jubelgesang!
Jünglinge, tanzet voran! Es folgen dem Reigen die Jungfraun!
Schwinget die Fackeln empor! Streuet Blumen umher!
Siehe! dort komt sie, hold wie der Morgen im Frühlingsgewande!
Hebet an den Gesang! Jungfraun, hebet ihn an!

Die Jungfrauen.

Eingehüllet in den Silberschleier,
Wandelt schweigend sie hervor!
Leiser Odem, wie der süssen Leier,
Dränget sich aus ihrer Brust empor!
Und ihr sanfterrötendes Gesicht
Stralet durch des Schleiers Hülle
Wie durch Wolken Lunas Licht
In der Sommernächte Stille.

Wie des jungen Tages Röte,
Aus des Meeres Bahn sich hebt,
Wie des stillen Abends Röte
Nieder zu den Wogen schwebt:
Wie dann sanfter Freud' Entzücken
Leuchtet mild aus nassen Blicken;
O so zündest, Doris, du,
In der Seele Freud' und Ruh!

Die Jünglinge.

Und es streben dir entgegen
Aller Blicke flammend auf!
Schöpfen Leben, schöpfen Segen,
Aus der Augen Stralenlauf!
Heil dir, Jungfrau! Heil und Wonne
Schwebe zu dir, wie zur Sonne,

Wann

Wann sich hebt der junge Tag,
Schwebt des Adlers Flügelschlag!

Lieblich bist du, schön, und hold!
Sanft wie Maien, rein wie Gold!
Heil dir! Heil dir! Heil dem Mann,
Der des Mädchens Herz gewann!
Seiner Wonne Meer ist groß!
Seines Herzens Jubel steigt,
Wann der Tag sich hebt und neigt!
Selig, selig ist sein Loos!

Chor.

Zündet der Fackeln mehr! laßt höher tönen die Lieder!
Jungfraun, kränzet sein Haupt! Windet ihm Rosen ins Haar!
Jauchzend schwinge dich Reigen umher um der Glücklichen Pfade!
Jünglinge, nennt ihn im Lied! Jünglinge, hebet es an!

Die Jünglinge.

Dort komt er her in ernstem Gang!
Umringt von seiner Brüder Schaar!
Sein Antliz männlich schön — Wie seine Wangen blühen!
Wie funkelt seiner Augen Blick! Wie glühen
Von süsser Sehnsucht sie! Wie wallt sein Haar
Um seinen Nacken in fächelnder Winde Gesang!
Hat Häro je so schön! so männlich schön,
Leandros, ihren Geliebten gesehn!

Dein harret deiner Doris Brust!
Und ihrer Lippen Segen harret dein!
Und deiner harrt der Unsterblichen Lust!
Und Ewigkeiten voll Wonne dein!
Sei uns mit jedem Grusse der Liebe gegrüßt!
Mit jedem heiligem Grusse! Bruder, er fließt,

Wie sich der Honigstrom aus Felsen ergießt,
Aus unsren Seelen warm und rein!

Die Jungfrauen.

In leisem Wehen töne, Leierklang!
Und sanfter grüß ihn, unsres Lieds Gesang!
Denn siehe, siehe, wie ein Meer,
Strömen Freuden um ihn her!
Wie um ihn sich ihre Arme winden!
Brust an Brust sich, Lipp' an Lippe drücken!
Wie vor ihrer Wonne-Blicken
Himmel und Erde dem Glücklichen schwinden!

Chor.

Hümen, o Hümenaios! kom! schon sinket der Abend!
Deiner harret die Braut! harret errötend Dein!
Hümen, o Hümenaios! kom, schon leuchten die Sterne!
Deiner Segnungen harrt Liebeglühend der Mann!
Schwinge die Fackel in duftenden Schwüngen! o Hümenaios!
Hümen knüpfe das Band! Knüpf es der Ewigkeit fest!

Die Jünglinge und Jungfrauen.

Streuet Blumen! Wie die Blumen blühen,
Hold und lieblich! müssen ewig Euch
Eurer Liebe Flammen glühen,
Stets erfreuend, stets sich gleich!
Ungetrennt und süß entgleite
Euer Leben! Liebe leite
Eure Bahn mit milder Hand
Durch des Lebens Pilgerland!

Chor.

Hümen! o Hümenaios! Heil dir, o Hümenaios!
Siehe das rosige Weib führen wir jauchzend zurück!
Hümen, wir führen sie dir! Zu ihres Geliebten Umarmung!
Jungfraun, endet den Tanz! Jünglinge, endet das Lied!

Fr. M.

10.

Von den Münzsorten, die vom J. 1582—1623. in Deutschland gäng und gebe waren, nebst dem Valor derselben, aus einer alten Urkunde.

Es gehört immer mit zur Geschichte eines Zeitraums, was in demselben für Münzsorten kursirten. Dergleichen numismatische Urkunden sol Madai in Halle von den Münzen des dritten schlesischen Kriegs gesammelt, und viel Geld darauf verwendet haben. Es ist bekant, daß die damaligen Achtgroschenstücke nach dem Frieden auf 3 Groschen herabgesezt wurden, und ein alter Louisd'or, der izt fünf Thaler gilt, wurde mit zwölf Thaler Silbergeld verwechselt, mithin stiegen die Münzsorten um 1½ höher, als ihr innerer Werth war. Allein schon in dem fünften Jahre des dreißigjährigen Kriegs waren sie sechsmal so hoch gestiegen, als ihr innerer Wert war. Wars möglich, daß sie zwanzig Jahre später noch höher stiegen?

Ein Freund theilte mir vor einiger Zeit eine Münztabelle mit, die gewiß ein seltenes Stück ist. Es ist ein einzeler Bogen, der also tausendmal verschleudert wurde, und den Valor der damals gangbaren Münzen vom J. 1582—1623. angiebt. Indessen Frankreich, England, Spanien rc. ihre eigenen Münzen haben, sieht man in Deutschland Münzsorten, so wie Sitten, aller Nazionen. An dem einen Hofe ist man englisch, am andern französisch, am dritten herrscht spanische Grandezza, und darnach bilden sich die niedern Stände. Der Deutsche nimmt alle Sitten und alles Geld an.

Gedruckt ist die Urkunde in Breisach, in Verlegung Andreas Nidrisch, Buchführers daselbst— heut zu Tage sucht man da keinen Buchführer mehr!

Von

Von 1582—1618 wil ich die Daten nicht hersezen, sondern nur überhaupt das Facit bemerken. Nämlich in diesen sechs und dreißig Jahren sind also gestiegen

	1582. Fl.	1582. Kr.	1618. Fl.	1618. Kr.
1. Der Reichsthaler	1	8	1	32
2. Der Guldenthaler	1	—	1	22
3. Der Philippsthaler	1	20	1	42
4. Die Silberkronen	1	24	1	36
5. Reichsthaler zu 72 Kreuzer geprägt *)	1	12	1	38
6. Dukat oder Zeggin **)	1	45	2	32
7. Der Goldguiden	1	15	2	—
8. Spanische Duplon	3	20	4	—
9. Kreuz zu Daten	1	40	2	20
10. Spanische einfache Kron	1	32	2	10
11. Französische einfache Kron	1	36	2	16
12. Welsche einfache Kron	1	32	2	—
13. Der Engellot	3	—	veränderte d. Valor bis 1607 nicht.	
14. Gewichtige Rosenobel	3	30	5	—
15. Der Schiffnobel	2	38	4	—
16. Königische Kopfstück	1	20	1	42

Der Autor hat verschiedenemale bemerkt, wenn die Erhöhung des Valors durch ein obrigkeitliches Edikt geschehen ist, und ich finde einmal F. (Frankfurt) viermal A. (Augspurg) und eben so oft N. Nürnberg) woraus zu schliessen ist, erstlich, daß diese Städte damals hauptsächlich den Werth der Münzen bestimten, und zweitens, daß die beiden leztern noch mehr numismatisches Ansehen, vielleicht auch Handel, gehabt haben, als Frankfurt. Aber

*) Die Zahl 72. stund darauf. Bekantlich hat der Gulden 60 Kreuzer.

**) Zechinen. Ich habe die Schreibart des Autors beibehalten.

Aber nun folgen klägliche Zeiten, und man findet keine Spur mehr von einem Edikte. Die hereinbrechende Kriegsvölker, die Theurung der Lebensmittel und die Seltenheit des Geldes liessen die Münzsorten zusehends steigen. Hier ist die Tabelle davon in drei Abschnitte getheilt.

Von 1619 — 1620.

	22 Jul. 1619. Fl. Kr.	4 Febr 1620. Fl. Kr.	31 März 1620. Fl. Kr.	14 Apr. 1620. Fl. Kr.	28 Jun. 1620. Fl. Kr.
1. Dukaten	2 40	2 52	3 —	3 12	3 16
2. Kreuzdukaten	—	—	—	2 58	3 —
3. Sonnenkron	2 32	2 40	2 44	—	3 —
4. Duplon	5 4	5 12	5 40	5 40	5 48
5. Welscheinfach Kron	—	2 30	2 32	2 45	2 48
6. Goldgulden	2 4	2 12	2 16	2 20	2 24
7. Albertiner	—	—	—	2 7	—
8. Rosenobel	—	—	—	7 —	—
9. Schiffnobel	—	—	—	6 12	—
10. Engelott	—	—	—	4 40	—
11. Reichsthaler	1 40	1 48	2 —	2 4	2 12
12. Silberkron	1 52	2 —	2 12	2 20	2 24
13. Philippsthaler	1 48	1 56	2 8	2 15	2 20
14. Guldenthaler	1 24	1 36	1 48	1 50	2 —
15. Genueser	—	—	—	2 24	2 40
16. Spanisch Real	—	—	—	—	—
17. Kreuzdicken *)	— 32	— 36	—	— 40	— 40
18. Franz. Dicken	—	— 30	— 34	— 36	— 36
19. Alt Lothringer	—	— 28	—	—	— 32
20. Münchsköpf	—	—	— 15	— 16	— 16
21. Schnaphahnen	—	—	— 17	— 17	— 18
22. Polnisch Orter	—	—	—	—	—

Franken, Kopfstück und Englisch Schilling nach Advenant und Werth des Königsthalers.

Vom

*) Ducatons. In Sachsen sagt das Volk, dicke Tonne.

Vom Jahr 1621.

	13. Febr. 1621.		5. Jun. 1621.		10. Jul. 1621.		1. Okt. 1621.	
	Fl	Kr.	Fl	Kr	Fl	Kr.	Fl.	Kr.
1. Dukaten	3	30	4	—	4	36	5	24
2. Kreuzdukaten	3	6	3	36	4	24	5	20
3. Sonnenkron	3	6	3	36	4	24	5	16
4. Duplon	6	12	7	12	8	48	10	30
5. Welsch einfach Kron	3	—	3	30	4	12	5	8
6. Goldgulden	2	30	2	44	3	32	4	16
7. Albertiner	2	30	—		3	16	4	16
8. Rosenobel	7	40	—		10	—	11	40
9. Schiffnobel	6	52	—		9	—	10	30
10. Engelott	5	—	7		7	4	8	32
11. Jakobiner	10	—	—		—		—	
12. Reichsthaler	2	20	2	30	3	4	3	30
13. Silberkron	2	34	3	24	3	40	3	50
14. Philipsthaler	2	30	2	38	3	30	3	40
15. Guldenthaler	2	8	2	18	2	48	3	8
16. Genueser	2	48	3	—	4	—	4	36
17. Spanisch Real	—		—		—		3	24
18. Kreuzdicken	—	44	—	48	—	56	1	10
19. franz. Dicken	—	40	—	44	—	52	1	8
20. Alt Lothringer	—	36	—	36	—	48	—	50
21. Münchsköpf	—	16	—	18	—	20	—	25
22. Schnaphahnen	—	17	—	20	—	24	—	29
23. Polnisch Orter	—	16	—	18	—	18	—	22
24. Camper	—		—		—		—	18

Vom Jahr 1622—1623.

	8. Jän. 1622. Fl. Kr.	5. Apr. 1622. Fl. Kr.	10 Jun. 1622. Fl. Kr.
1. Dukaten	6 8	8 —	10 —
2. Kreuzdukaten	6 4	7 48	9 48
3. Sonnenkron	6 —	7 40	9 40
4. Düplon	11 48	15 —	16 30
5. Welsch einfach Kron	5 58	7 24	7 48
6. Goldgulden	5 —	6 24	7 —
7. Albertiner	5 —	5 12	6 —
8. Rosenobel	—	19 —	21 —
9. Schiffnobel	—	16 —	20 —
10. Engelott	10 —	12 48	14 —
11. Jakobiner	—	20 —	24 —
12. Reichsthaler	4 —	4 30	5 —
13. Silberkron	4 20	5 12	6 12
14. Philipsthaler	4 8	5 —	6 —
15. Guldenthaler	3 48	4 12	4 30
16. Genueser	—	6 20	7 —
17. Spanisch Real	3 41	4 24	4 48
18. Kreuzdicken	1 20	1 30	1 40
19. franz. Dicken	—	—	1 [illegible]
20. Alt Lothringer	— 52	1 12	1 [illegible]
21. Münchsköpf	— 26	— 36	— 48
22. Schnaphahnen	— 10	— 38	— 50
23. Polnisch Orter	— 26	— 34	— 36
24. Kamper	— 20	— 26	— 30

Also waren in vier Jahren gestiegen der Dukat
2 Gulden 40 Kreuzer auf zehn Gulden, der Dupl
5 Gulden 4 Kr. auf 16 Gulden, der Rosenobel
auf 21 Gulden, die Jakobiner von 10 auf 24 Gu
wobei zugleich zu bemerken ist, daß das Gold verh
mäßig höher stieg, als das Silber: auch überschw
nun allerhand Sorten die Rheingegenden, die vo
f

fremden Kriegsvolke aus Italien und Spanien hereingebracht wurden, das gekommen war, die Pfalz zu erobern. Welch' elende Zeiten müssen da gewesen sein! — Wie wird sich aber der Leser das Phänomen erklären, das wir nun aus unserer Tabelle noch anführen!

Nicht viel mehr, als ein Vierteljahr nach der lezten Erhöhung der Münzsorten, fiel der Dukaten von 10 Gulden herab auf 2 Fl. 30 Kr. der Duplon von 16 auf 4 Fl. 30 Kr. rc. wie aus dem Cours

vom 29. August 1623.

zu ersehen ist, in welchem wieder neue Münzsorten vorkommen, indessen einige andere sich verloren, z. E. die polnische Orter, die Münchsköpfe rc.

	Fl.	Kr.
1. Dukaten	2	30
2. Kreuzdukaten	2	20
3. Sonnenkronen	2	16
4. Spanisch Duplon	4	30
5. Spanisch Kron	2	15
6. Doppeltpistolet Kron	4	16
7. Pistolet Kron	2	8
8. Engelott	3	38
9. Goldgulden	1	52
10. Doppelter Albertin	3	38
11. Rosenobel	5	24
12. Schiffnobel	4	48
13. Reichsthaler	1	30
14. Silberkron	1	44
15. Philipper	1	40
16. Halbphilipper	—	50
17. Quintphilipper	—	20
18. Halbquintphilipper	—	10

Münzcours vom 29. Aug. 1623.

	Fl.	Kr.
19. Guldenthaler	1	20
20. Thaler darauf 72	1	34
21. Genueser Dölpel *)	2	4
22. Franken	—	36
23. Spanisch Real	1	24
24. Kreuz Teston	—	30
25. Französisch Dicken	—	12 Plappert
26. Lothringer Teston	—	11 Plap.
27. Schweizer Teston	—	10 Plap.
28. Bononier	—	14 Kr.
29. Schnaphahnen	—	16
30. Spizbärtle	—	10

Wenn nun Jemand eine solche Münztabelle auch von den lezten Jahren des dreißigjährigen Kriegs fände!

II.

Schweighäusers und Simons Schreiben an ihren Freund, der sie den 13ten Mai dieses Jahrs besucht hat.

S. Museum 8tes St. Monat Aug. 1781.

Theurer unbekanter Freund!

Da wir uns nicht wichtig genug hielten, um ein Tagebuch zu verfertigen, worin der Name der fremden Personen, die uns ihres Besuchs würdigen, aufgezeichnet wird; so ist es uns völlig unbekant, wer der Mann sei, der den

13ten

*) Genueser Dopplen.

13ten Mai dieses Jahres bei uns gewesen. Wir danken dir herzlich für deine gute Absicht: dem vielleicht noch schwankenden Publikum einen günstigen Begrif von unserer Anstalt zu geben. Hast du dies deinem Gewissen nach thun können, und Drang dazu gehabt, es öffentlich sagen zu müssen, so sei's; aber erlaube uns eine Bitte und eine Bemerkung über dein Urteil.

Die Bitte ist, daß du, theurer Freund, und alle, die sich noch künftig in deinem Falle befinden möchten, sich gerad heraus nennten, damit doch das Publikum den Mann kenne, auf dessen Urteil es sich verlassen sol; und es nicht den Schein habe, als ob eine solche Nachricht gar eine Selbstrezension sei: denn das Publikum ist mistrauisch, und nicht immer mit Unrecht.

Die Bemerkung, die wieder zugleich eine Bitte an alle unsere Freunde ist, besteht darin, daß diese sonderlich bei allen ihren öffentlichen Nachrichten von uns, doch aller Vergleichungen zwischen unserer Anstalt und jeder andern dieser Art gänzlich enthalten möchten. Es erregt nur Neid, Zank, Eifersucht, Parteigeist, und wie sonst alle die bösen Geister dieser Art heissen mögen, die aus der Büchse der Pandora geflogen sind, um das Menschengeschlecht zu quälen. — Unsere Freunde thun nicht nur unserm Herzen dadurch weh; sondern ziehen uns dabei vielen Verdruß über den Hals, das doch ihre Absicht nicht ist.

Wir halten es sehr angenehm für's Publikum: daß es bei seinen so geteilten Absichten mehrere Anstalten dieser Art findet, davon jede ihren besondern Zweck hat. Mache eine jede doch den ihrigen bekant, und lasse das Publikum frei wählen. Fremde Besucher mögen dann das Publikum versichern, ob und in wieferne jede Anstalt ihr Wort hält, und ihrem Zweck getreu bleibt. — — —

12.

An
den Freiherrn von M. einen jungen Dichter.
Im Weinmond 1781.

Ei willkommen auf der Reise
nach dem Lorbeerwäldchen zu!
Das ist schön; in Einem Gleise
traben nunmehr ich und du!
Komm, laß uns die lange Weile mit Geschwäzen
unterwegs zu tode hezen.

Bin ich gleich nur selbst ein Laie,
der noch ohne Lorbeer geht,
und noch nicht in Glied und Reihe
bei der Dichtergarde steht:
dennoch denk' ich dir zu deinem Wohlbehagen
dies und das anizt zu sagen.

Freund, der Mann mit guter Seele
ist ein Engel auf der Welt,
er sei König, oder zäle
sein erbettelt Kupfergeld!
Drum mag oft der Aermste wol in meinen Augen
mehr, als Erdengötter, taugen.

Weil dir Edelmut nicht mangelt,
hab' ich dich zum Freund gewählt;
denn nach meiner Liebe angelt
der umsonst, dem dieses fehlt.
Und vor allen kan der Dichter auch mit Ehren
Herzensgüte nicht entbehren.

An

Unser Herz empfängt die Lieder.
Ist nun dies nicht hell und rein,
so kan auch der Sang nicht bieder,
oder muß geheuchelt sein.
Kan aus Sümpfen, die in sich die Pest verschliessen,
ein kristalnes Bächlein fliessen?

Mancher Schleicher, dessen Seele
schwarze Flecken schänden, kriecht
drum nie ganz aus seiner Höle,
sondern scheut des Tages Licht.
und sucht jede Stätte sorglich zu vermeiden,
wo das Herz sich muß entkleiden.

Aber du hast nicht den hellen
Tag, der Eule gleich, zu fliehn;
drum verstopfe nie die Quellen
der Empfindung, singe kühn!
Weih nur nicht der Liebe, nicht dem süssen Becher
ganz den liedervollen Köcher.

Und, das bitt ich, Lieber, schone
unsre Sprache ja; sie ist
eine würdige Matrone,
der du Achtung schuldig bist.
Gieb ihr keine neue Flittern, denn sie paaren
sich nicht wohl mit grauen Haaren.

Doch ich les' in deiner Miene
schon die Frage: was wird mir,
wenn ich treu den Musen diene,
für ein hoher Lohn dafür?
Mußtest du mich Armen so verfänglich fragen!
Ach was sol ich, sol ich sagen?

Leider blühn nicht mehr die Zeiten,
da nicht deutsche Fürsten bloß
sich des deutschen Liedes freuten,
sondern selbst die Harf im Schooß,
in des Sängers Halle wißbegierig saßen,
ihn zu lohnen nicht vergaßen.

Galliens und Welschlands Schwäne
haben uns vom Thron verdrängt.
Doch sieh an, ob eine Thräne
mir darob im Auge hängt?
Selbst den Spott veracht' ich, den hochweise Narren
Dichtern oft entgegen schnarren.

Sei du auch so klug, und härme
dich um Deutschlands Kaltsinn nicht;
aber der Gedanke wärme
dich so mild, wie Sonnenlicht:
daß auch wol noch Edle leben, die uns schäzen,
und an unserm Sang sich lezen.

Daß, wenn wir schon lang verwesen
in der kühlen Todesgruft,
uns noch brave Enkel lesen,
und vielleicht dann mancher ruft:
O der gute Dichter, arglos wie die Taube!
Friede sei mit seinem Staube.

A. F. E. Langbein.

13.

Anekdoten.

I.

Noch nicht länger, als etwa ein Menschenalter ist es, daß ein Amtmann in einer deutschen Stadt einen Kerl, der gestraft werden solte, weil er die erste Instanz übergangen hatte, im Protokoll zur Strafe verdammte, „weil er in foro poli, und nicht in foro soli geklagt hätte.„ Der Mann hatte läuten gehört, und wußte nicht wo.

Sander.

II.

Der Zwist der Buchhändler und der Gelehrten in Deutschland kan aus so vielen Gesichtspunkten betrachtet werden, und diese verändern die Lage der Sache so sehr, daß man geneigt ist, bald den einen bald den andern Recht zu geben. Ich finde es eben so unbillig, einen Buchhändler, der Wahl, Geschmack und billige Preise vereiniget, in einen blossen Handlanger zu verwandeln, als es ungerecht ist, aus dem Gelehrten einen blossen Fabrikanten zu machen, der dem Buchhändler verdungene Arbeit macht. Man mag indessen diesen Zwist entscheiden, wie man wil, so qualifizirt sich ein Buchhändler, der Ausgaben klassischer Bücher veranstaltet, die voller Druckfehler sind, zum Titel eines elenden Pfuschers, um desto mehr, wenn die Autoren noch am Leben sind. Und seine Handelsgenossen würden ihre eigene Ehre in Sicherheit sezen, wenn sie einem solchen Stümper die verpfuschte Edition auf dem Halse liessen. Diese Gedanken veranlassete die neue Ausgabe von Bodmers Noachide, die voller Druckfehler ist.

14.
Auszüge aus Briefen.

I.

London, den 19ten Oktob. 1781.

: : : Die Unwissenheit in den Sprachen geht hier sehr weit. Die meisten Engländer nennen alles French, was ihnen nicht englisch klingt, und zwischen Dutch und German wissen nur die wenigsten einen Unterschied. Daß ich hier von der Nazion im Ganzen, und nicht vom Gelehrtenstande rede, versteht sich von selbst. Aber die algemeine Verehrung alles dessen, was groß und nazionell ist, geht in diesem Lande über allen Glauben; und so die Verehrung Shakespears. Die Engländer preisen ihren Dichter noch so warm, als wär' er kaum einen kleinen Monat todt. Seine Stücke werden beständig aufgeführt, überal gelesen, und selten nur werden Sie einen Mann von Erziehung und Anstand finden, welcher nicht den Hamlet und einige andre Stücke beinah auswendig weiß. Was mir aber misfällt, ist, daß man angefangen, verschiedene Szenen aus verschiedenen Stücken zugleich vorzustellen. So werden z. E. auf einmal gegeben, einige Szenen aus Hamlet, einige aus Macbeth, einige aus Lear, aus Richard dem Dritten u. s. w. — Was sol dieses Gemengsel? dieses Quodlibet? diese Spielerei, mit Werken von solcher Ernsthaftigkeit, von solchem Heiligtum? — oder wär' es etwa Bedürfniß? — Wirkt ein Hamlet, ein Macbeth, ein Lear an und für sich nicht mehr genug? Müßte die Quintessenz aus sechs der feurigsten, kräftigsten Stücke erst zusammengeproßt werden, um die abgenuzten Nerven zu erschüttern? — — — Nur noch ein Wort

von

von unserm Doktor Graham, und denn für heute nichts mehr. Dieser D. Graham liest hier ein öffentliches Kollegium über die Kunst der Fortpflanzung. — Sein Haus ist mit vielen nackten wollüstigen Figuren geziert, die nicht nur inwendig, sondern auch auswendig sehr verschwendrisch angebracht sind. Und sogar waren einige vor dem Hause so auffallend, daß er sie auf Befehl der Regierung hat hinweg nehmen müssen. Ueber der Thüre des Hauses stehen die Worte: Secret to Hymen, und über der innern grossen Saalthüre: Temple of Heath and Hymen. Er hat ein Celestial Bed, worin ein Nachtlager 100 Guineen kostet, welches aber keine Familie ohne die sichere Aussicht eines Stammhalters von sich schickt. — Indessen ist der Herr Doktor nur ein gemeiner Charlatan, und wird selbst den gemeinen Haufen nicht mehr lange täuschen können. —

II.

Tübingen, den 17ten Dez. 1781.

— — — Von hier aus über Rotenburg, Horb, Sulz, Schramberg, Hornberg, nach Freiburg wird eine Chaussee angelegt, und mit derselben noch in diesem Jahre der Anfang gemacht werden. Auch wird der Weg von Strasburg über den Kniebis und Herrenberg nach Stuttgard und Tübingen auf ähnliche Weise angelegt. — — —

Viele Hüte, welche der Deutsche aus Frankreich kommen läßt, werden zu Kirchheim unterm Teck gemacht, von wo sie der Künstler Karl nach Strasburg schickt. — — —

Der Spezialsuperintendent zu Sulz bekomt jährlich zu seiner Besoldung auch zwei Kartenspiele. Man weiß weder die Ursache noch den Ursprung davon. Der Abt zu Lorch (meistens ein alter Mann) erhält für das Recht der

der ersten Nacht eine Geldsumme von jedem Brautpaar. Zu Lustheim und Oewisheim, wo der Abt von Maulbronn Spezial ist, wird er eben so feierlich empfangen, als der Fürstbischof von Speier, wenn er in die Gegend jener zwei Orte komt. Beide fahren dann mit Sechsen, man läutet, so bald sie das Gebiet betreten, mit allen Glocken, die Unterthanen ziehen beiden entgegen u. s. w. — — — Herzog Karl hatte einst befolen, daß die weltlichen Vorsteher (Oberamtleute) den geistlichen (Speziälen) vorgehen solten; aber dies gab eine Landesbeschwerde, welche endlich dahin verglichen ward, daß man den Geistlichen ihren Vortritt wieder einräumte — — —

Neben vielen milden Stiftungen für Menschen haben wir hier auch eine für das Vieh. Die fünf Brüder Breuning, welche im vorigen Jahrhundert, und zwar alle von der Advokatur, lebten, verordneten, daß auf ihren Wiesen im Ammerthal alte kränkliche Pferde und Rinder und das Vieh der Schwarzwalder Bauern, so lang diese ihre Holzwaaren in der Stadt verkauften, getrieben werden solten.

III.

Aus dem Wirtenb. den 3ten Jan. 1782.

— — — Seit den 29sten Dez. 1781. ist die bisherige herzogl. wirtenb. Militär-Karls-Akademie eine Universität. Die Verhandlungen deshalb wurden so heimlich getrieben, daß niemand etwas davon wußte, und jeder glaubte, der an gedachtem Tage angelangte Kurier bringe die Nachricht von der Verlobung der Prinzessin Elisabeth. Abends wurde Hof und Stadt zu einer Akademiefeier geladen, und nun unter Pauken und Trompeten publizirt, daß der Kaiser die Akademie zur Universität mit allen Privilegien, die theologische Fakultät jedoch ausgenommen, er-

erhoben habe. — — — Im Jahre 1781. haben die Zöglinge, welche der Herzog nicht selbst unterhält, 8000 Gulden ins Land gebracht — — —

— — — Alle Welt hier gesteht, daß der Verfasser des Opfers der Wissenschaften und Künste volkommen verdient habe, was im D. M. (Nov. 1781.) von ihm gesagt ist; aber der Gegenstand dieses Opfers hätte mehr geschont werden müssen. Sie wird algemein geliebt und geehrt. Sie mischt sich in gar keine Regierungsgeschäfte und andre Angelegenheiten; bittet sie für jemand, so geschieht es aus eigner Bewegung, ehe man sie darum ansprechen kan, und dann sind es nicht Verbrecher, sondern Unglückliche, arme Unschuldige, Witwen und Waisen, für welche sie bittet. Sie verursachet keinen Aufwand, hilft möglichst sparen, wiche auch gern der Feier ihrer Geburtstage aus, wenn sie könte, und sucht wenigstens die dadurch verursachten Kosten so zu leiten, daß dadurch den Armen wohl gethan werde. Zu ihrem Lobe sagt endlich das Versprechen der Landstände und Prinzen, im Fall der Herzog vor ihr sterben solte, genung. — — —

IV.

Den 7ten Jan. 1782.

Im 2ten Bande des Museums von 1779. S. 281. steht ein würdiger Beitrag zu den Ephemeriden der Unmenschen, zu dem ich izt ein Gegenstück liefern kan. Wirkung darf man eben nicht erwarten, denn die dabei interessirten Herren lesen dergleichen nicht; oder lachen darüber; und höchstens bringt es sie so weit, mit hämischen Unwillen nach dem Erzäler zu forschen, um es ihn fühlen zu lassen, was es heißt, ihre Werke zu entdecken. — Dem ungeachtet wil ich meine Geschichte erzälen; nicht ih-

ver Neuheit wegen, (sie ist leider nur zu altäglich) sondern weil auch von der Art ein zuverlässig wahres Beispiel aufbehalten zu werden verdient. Ich nenne weder Oerter noch Personen, weil die Sache dadurch weder deutlicher noch wahrer, aber wol gehässiger würde.

Der einzige Sohn einer gemeinen Frau, die er durch sein Handwerk ernährt, wird wider die ausdrückliche Verordnung des Landes, von dem ich rede, aufgefangen, um zum Soldaten gemacht zu werden. Man wendet die gewönlichen Mittel, Hunger, Durst u. dgl. Härten an, ihn zu zwingen, und es glückt endlich. Er schwört, und wird nun wieder nach Hause entlassen. Man räth ihm, gerichtliche Hülfe zu suchen; aber kaum hat er sich beklagt, als ihn der Obriste wieder wegnehmen, und auf noch härtere Art behandeln läßt, um ihn zu einem wiederholten Eid zu bringen. Der Gefangene widersezt sich standhaft, und wird in ein noch schlimmeres Gefängniß gesezt. So steht die Sache izt. Ein braver Advokat hat den Mut, sich des Armen anzunehmen, welches gewiß nichts Kleines ist, wenn man mit dergleichen Dingen bekant ist Aber wenn er auch siegt — was ist der Eine gegen so viele? Wird man darum aufhören, Menschen durch salze Heringe und Durst zu Verteidigern des Vaterlandes zu machen, oder so Geworbene grausam zu bestrafen, wenn sie hernach grausam desertiren?

Im Thaumond S. 171. Z. 26. lese man Caraccis.
Im Ostern. S. 370. Z. 2. in einigen Abdrücken statt 1683. lese man 1623.

Gedrukt in Isens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Fünftes Stück. Wonnemond, 1782.

1.

Ueber die Begeistrung.

— Vera incessu patuit Dea.

Virg.

„Der Wind bläset wo er wil, und du hörest sein Sausen wol, aber du weissest nicht von wannen er komt, und wohin er fähret; also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist„, sagte der, der die menschliche Natur am besten kante, zu einem Gelehrten seiner Zeit, indem er ihn zur Lehre von einer wunderbaren götlichen Wirkung auf den Menschen vorbereitete.

Es sei ferne von mir, die Worte des Allerheiligsten leichtsinnig zu misbrauchen, aber sie dienen mir zur Leuchte, indem ich einer Kraft nachforsche, welche einige Menschen ergreift, ohne daß sie wissen, woher sie kömt; einer Kraft, welche fast alle Menschen, durch Wirkung der Ergrifnen auf sie, erfahren haben; einer Kraft, welche so stark ist, daß durch diese Ergrifnen wieder einige ergriffen werden, und andre vom Dufte des Bechers taumeln, den sie nicht kosten konten.

Ich schreibe nicht für diejenigen, welche zweifeln, ob eine Begeistrung sei. Die wildesten Völker kanten und kennen sie. Ihrer Geweihten waren immer wenige, immer einige. Diesen wird eine Empfänglichkeit für sie angeboren, ein seltenes Geschenk der Natur, dessen Mangel durch keine Künste der Erziehung ersezt welches, wo es vorhanden ist, durch keine Künste der Erziehung kan erhöhet werden. Was die Natur so wenigen gab, über des-

sen Ausbildung ist sie eifersüchtig, und vertraute sie der menschlichen Kunst nicht an; dieser Françoise überläßt sie Tausende; ihre Lieblingskinder erzieht sie selbst.

Es gehört schon ein Grad der Verfeinerung dazu, man muß sich alles milden und erhabnen Einflusses der Natur entäussert haben, um an dieser Kraft zweifeln zu können. So wie Mauern der Stadt und Blendwerk des Hofes tausenden das himlische Antliz der Natur verhüllen, welche den Schnitter, dem der Schweis von der Stirne träuft, und den armen Fischer im tanzenden Nachen erquickt, so können auch Mauern des Vorurteils, und ein töricher Ideentand einige gegen den Einfluß dieser Kraft so sichern, daß sie an einer Ursache zweifeln, deren Wirkung sie nicht kennen.

Wie sehr Vorurteil und Ideentand die Einflüsse der Begeistrung hemmen, beweist ein grosses Land, wo ihres Wehens selten, und nun lange nicht, vernommen ward.

Im Kreise einmal festgesezter, nach wilkürlichen Regeln geschlungner Verhältnisse schweigt die Stimme der Natur. Ein Stuzer entscheidet, was vor ihm ein Abbé entschied. Man glaubt Meinungen, wie man Moden mit macht, man stimmet seine Empfindung nach dem Ton, welcher algemeiner Ton des Augenblicks ist. (*)

Die Begeistrung scheint mir durch drei Eigenschaften besonders vor andern menschlichen Kräften ausgezeichnet zu seyn.

Sie ist wenigen gegeben.

Sie

*) Ein französischer Schriftsteller (mich dünkt es ist Dorat) sagt von den Deutschen: sie hätten in der beschreibenden Dichtkunst einen Vorzug vor den Franzosen, weil sie der Natur näher wären. Ein herliches Zeugniß! herlicher als der Franzose wol fühlen mogte, welcher geglaubt zu haben scheint, daß die Natur wie eine stumme Schöne vor dem Maler sizet, sie, welche mit Kraft und Liebe das Herz des wahren Dichters erfült, des Beschreibenden am wenigsten, oder doch nur mehr als des Dichters eines Lehrgedichtes.

Sie ist unabhängig von dem, den sie besucht, und steht ihm niemals zu Gebot.

Sie wirkt durch ihre Geweihten auf andre sicher und schnell.

Alle Kräfte, alle Eigenschaften der Seele sind nach sehr verschiednem Maasse unter den Menschen verteilt, aber ich glaube, daß keine, die Begeistrung ausgenommen, einigen ganz versagt ward. *)

Die Alten hielten sie daher für eine Kraft, welche unmittelbar von den Göttern geschenkt würde. Sie sagten vom Begeisterten: er sey Gottes vol, daher der Ausdruck ενθεος, von in und Gott zusammen gesezt; daher die Ausdrücke Enthusiast, und enthusiasmiren, wenn ich dieses Wort statt ενθουσιαζειν brauchen darf.

Plato hält die Begeistrung nicht allein für ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, er glaubt sogar sie verleihe es zuweilen nach Wilkür Menschen, die ihrer nicht besonders fähig schienen. **) Diese sonderbare Meinung sucht er durch das Beyspiel eines Dichters zu bestätigen, welcher lange Zeit elende Gedichte, und dann auf einmal einen Hymnus an die Ceres sol gemacht haben, welcher göttlich und im Munde aller Griechen war. Dieser Hymnus ist verloren gegangen. Dem sey wie ihm wolle, wer zweifelt, daß Gott durch ein Wunder aus dem Munde eines unbedeutenden Mannes reden könne? Aber, wenn diesen Augenblik ein elender Dichterling eine Klopstoksche

*) Ich habe immer geglaubt, daß es keinen Menschen gäbe, der der Liebe völlig unfähig wäre. Ich hatte einen Streit hierüber mit einem sehr gefühlvollen Weibe. Sie nante mir einen gewissen Mann, bei dessen Namen ich stuzte. Und doch ward auch er verliebt! ward auch er ein Beweis für die Algemeinheit der Liebe! Es war freilich seine Liebe das Flämlein einer Nachtkerze, welche nur eben fortbrennt, und seine Jungfrau mogte wohl auch nicht viel Oel in ihrer Lampe haben.

**) s. den Jon des Plato.

Ode sänge, so würde ich sie aus seinem Munde nicht für eine leibliche Tochter der Begeistrung halten, sondern für ein Wunderwerk! wie die Stimme von Bileams Eselin.

Die Begeistrung ist unabhängig von dem, welcher sie — oder vielmehr welchen sie besizt. Er kan sie nicht rufen, wann er will; sie schleust ihr Ohr vor der Stimme des Beschwörers. Erscheint sie, so kan er sie nicht leiten; ihrem Fluge muß er folgen. Sie ist wohl zuweilen gefällig und läßt sich, aber zu seinem Schaden, vom Dichter lenken. Ihren Lieblingen begegnet sie mit dem grösten Eigensinn.

Es ist ein lächerlicher Anblik, einen Dichterling nach ihr streben zu sehen! Wer hat sie je erstrebt? Gleich den Baalspfaffen, welche sich mit Messern und Pfriemen rizten, reizet ein solches Männlein seine Leidenschaften, um in affektvollen Augenblicken ein kühnes Bild, einen starken Ausdruck zu haschen. Es lieset Dichter und lieset sie wieder. Gleich einem Stuzer, dem mehr als um des Mädchens Herz darum zu thun ist, daß man von Gunstbezeugungen, deren er sich rühmet, sprechen sol, wünschet auch sothanes Männlein, daß man ihn für einen Buler der Göttin halten möge. Seine Bemühungen es zu werden sind ewig vergeblich und gleichen der Uebung jenes jungen Schweizers in Paris, den sein Freund, auf den Ofen steigend und vom Ofen herunterspringend, antraf. Was thust du? Ich mache mich lebhaft, sagte der Kloz im Schweisse seines Angesichts.

Der hinschmachtende Liebhaber teilt andern seine Liebe nicht mit, nicht andern der verzweifelnde seine Verzweiflung. Der Begeisterte wirket auf andre; von seiner Flamme schimmert das Antliz vieler, einige entzünden sich an ihr.

Indem die Begeistrung auf ihren Flügeln Einen erhebt, wehet sie in ihrem Fluge tausend an. Dieses Wehen währet fort, wenn der Augenblick der Begeistrung dahin, wann der Dichter lange todt ist; es wächset mit dem

Stre-

Strome der Zeit. Ueber dem Zeitenstrom schwebet, wie tönender Schwanenflug, das Wehen der Ilias, und das Wehen der Odüssen! An seinen Ufern erschallen noch die Lieder Ossians, wie melodisches Schilfgeräusch.

Seine Wogen rollen und spiegeln die Schöpfungen Shakespears! seine Wogen rollen und rauschen; von ihrem Rauschen und von Klopstoks Stimme zeugen die Gestade!

Und traun ich meine der Odem der Begeistrung werde nicht aufhören mit dem Strome der Zeit!

Fühlst du nicht, wie er belebend dich anwehet, und du woltest leben, wann deine Glieder erstart sind, er aber solte vergehen? Ilias und Odüssen solten erstummen, wie das Sausen einer Lanze, wann sie den Tod gebracht hat? Ossians Lieder solten auf ewig schweigen, wie in den Hallen von Selma die Stimme seiner Malvina schweigt?

Der Zauber Shakespears solte schwinden, wie Hamlets Schatten in die Tiefe fährt?

Klopstoks heiliger Gesang solte mit der lezten Woge der Zeit verhallen?

Du meinest das Pergamen, auf welches diese Lieder geschrieben wurden, werde zwar, verwandelt durch die Zeit, in viele Gestalten übergehen, aber nicht vergehen, weil die Materie ewig ist? Ist es denn etwa der Geist nicht? Ist es Gottes Odem nicht, der diese Halbgötter weihte, der sie ergrif, der sie entflammte?

„Wie mag solches zugehen?„ O der Nikodemusfrage! „Der Wind bläset wo er wil, und du hörest sein Sausen wol, aber du weissest nicht von wannen er komt, und wohin er fähret; Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren* ist.„

Das Anwehen der Begeistrung ist für die meisten Menschen mit einer süssen Empfindung verbunden, für die edelsten mit einer Entzückung, welche der Wonne des Begeisterten nahe komt.

Oft ist ihr Wehen mit zündendem Stral für denjenigen, welcher selbst der Begeistrung fähig ist, begleitet. In solchem trift er oft Feuerfangende Ideen, welche, je nachdem die Seele des Getrofnen gestimt ist, bald in Flammen auflodern, bald unter der Asche glimmen, bis das Säuseln der Begeistrung, oder ihr Sturm, auch sie zu Flammen anfachen.

So gar kalte Seelen werden von der Kraft der Begeisterten manchesmal ergriffen, auch dann, wenn sie sich dagegen sträuben. Wer kan ihren Eindrücken widerstehen? Ich habe manchen kalten Mann gewafnet mit Vorurteilen gegen Shakespear in das Haus treten sehen. Von Eröfnung der ersten Szene bis zum lezten fallenden Vorhang war ihm alles Thorheit und Aergerniß. Aber selbst der Affekt seines nicht mehr kalten Tadels bewies, daß ihn, wider seinen Willen, Shakespears Geist ergriffen hatte.

Der Unwille dieses kalten Mannes beweist für den Dichter so viel, als die schöne Thräne des gerührten Mädchens; ja er beweist mehr denn es gehört eine orpheische Leyer dazu die Felsen zu bewegen, und Shakespears Zauber, um gewisse Leute im Strom der Leidenschaft zu ergreifen, Leute, welche im sandigen Ufer und an Ankern des Vorurteils fest liegen, *).

Ei

*) Leute, welche Homer, Klopstok, Shakespear, Milton, Dante, nicht lieben, reden mit Bitterkeit gegen sie. Denn sie sind wider ihren Willen vom Feuer der Begeistrung elektrisirt worden, und der Schlag betäubte sie. Gegen Voltaire, Corneille, Tasso redet kein Mensch bitter; wer wolte die Harmlosen anfeinden? Jene entzücken; diese amusiren, und lassen jeden, der Lust hat, so viel — aber nur just so viel — weinen, als er weinen will. Sie lassen zur Ader; jene verwunden. Die kältesten Sentenzen verdrängen keine Leidenschaft, wo keine Leidenschaft ist. Sentenzen, diese Feinde des wahren tragischen Gefühls, sind oft die gepriesne Schönheit französischer Trauerspiele.

Digitized by Google

Eine Kraft welche so wenigen, selten, und auf Augenblicke wird, entzieht sich mehr als irgend eine dem Auge des Nachforschers. Um desto mehr, da im Augenblicke ihres Besuchs jede Miene der Nachforschung sie verscheuchen würde.

Dunkle Erinnerung des Zustandes, in welchen sie versezt, und Beobachtung ihrer Wirkung sind alles, was uns übrig bleibt.

Selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeistrung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf.

Ihm schenkt sie das Original; er gibt nur die Uebersezung, eine Uebersezung, welche weniger als andre das Original erreicht!

Wen die Begeistrung nicht besucht, wer statt der Göttin eine Wolke umarmt, der ergözt sich an seiner hochtrabenden centaurischen Brut. Wen die Göttin besucht, dem genüget mit ihrer Umarmung; er ist gleich selig, er lebe einsam mit ihr und vom Volke unbekant, wie Numa mit der Nimphe Egeria, oder seine Leier werde gehört, sie hemme, wie die Leier des Orpheus, der Ströme Lauf, erschalle in den Tiefen, daß die Furien ihm horchen, und Irions Rad bei seinem Gesang stehen bleibe!

Wem mehr um die Unsterblichkeit des Namens als um die Wonne ihres Besuchs zu thun ist, den erfült sie nicht mit ihrer Liebe, der wird die Unsterblichkeit, der er begehret, nicht erlangen. Sie erfüllet ihre Geweihten mit einer wahren Leidenschaft.

Plato, welcher sie kante, nennet sie eine göttliche Wut. Sie ist sanft und heftig wie die Liebe; besuchet im Säuseln und im Sturm. Ihr Genuß ist feurig und süß. Aber sie läßt ein sanftes Sehnen nach ihr zurück, kein heftiges Verlangen.

Sie entzückt den Dichter, wie seine Geliebte ihn entzückt, aber er leidet nicht; er ist nicht krank vor Liebe,

Digitized by Google

wenn sie ihn verläßt, wie er, von seiner Geliebten getrent, vor Liebe krank ist.

Das ungestüme Verlangen desjenigen, der, wie der Blinde am Wege, nach ihr schreit, verräth den Dichterling, der sie nie gesehen hat, nie sehen wird.

Den trägen Pflegmatischen besuchet die Begeistrung nicht! Wie könte sie? Muß man nicht den Esel mit der Geissel zur edlen Stute führen, welche schnaubend bei seiner Annäherung ihren Unwillen zeigt?

Wie könte die Göttin den Trägen; wie er sie umarmen? Thäten sie es, so würde eine sehr zweideutige, auf künftige Geschlechter nicht wirkende Brut entstehen.

mistumque genus, prolesque biformis —
— Veneris monumenta nefandæ.

Den leichten Sanguinischen besucht sie auch nicht. Die Nymphen der Seine und der Garonne werden ihn ihre leichten Lieder lehren, aber die Göttin suchet ein Herz, welches mit eignen Flammen ihren Blizen entgegen lodert.

Der Sanguinische würde ihre Umarmung so wenig aushalten können, als Semele die Umarmung des Donnergottes.

— — — tumultus
Non tulit æthereos *)

Alle Werke der Begeistrung athmen Leidenschaft. Dichter sind mehrenteils sehr cholerischen Temperaments. So zeigt sich David in seinen Thaten und in seinen Psalmen, so Homer im Karakter seiner Helden, so Milton und Dante in ihren Leben und in ihren Gedichten. Der größte

*) Diese schöne Stelle übersezt ein Franzose so: Elle ne put resister à des feux si violens, ni à ces desordres de l'air, qui environnoient Jupiter. S. Traduction des Métamorphoses d'Ovide par Pierre Du-Ruyer, Parisien, de l'académie françoise 1702 in folio. O des Parisers! O des Akademisten!

te Dichter unsrer, vielleicht jeder Zeit, Klopstock, dessen Herz sich so gern in süssen Empfindungen ergeußt, der die sanften Entzückungen der Religion, der die feinsten Gefühle der Liebe, der das Hinsinken der Freude — (eine Empfindung, welche unsre fürs rauhe Klima des Lebens eingerichtete Natur mehr angreift, als der Schmerz, und von keinem Dichter so wie von ihm ausgedrückt ward) — der das Hinsinken der Freude so lebendig darstelt, dessen Stirn immer heiter ist, dessen Seele hinschmilzt, wann sie auf dem melodischen Strome von Windemens Stimme dahin geleitet von Empfindung zu Empfindung — eben dieser Klopstok trägt einen Volkan im Busen, dessen Gluten er immer zurück hält, dessen selten aufsteigenden Dampf nur seine vertrautesten Freunde bemerken, der aber in seinen Gedichten helle Flammen geströmt hat, an denen des Enkels Enkel bis ans Ende der Tage Licht der Erleuchtung und Glut der Empfindung anzünden wird.

Horaz sagt vom Menschen überhaupt, daß Prometheus, da er ihn aus Leim bildete, und von jedem Thiere etwas gab, ihm die Galle des Löwen gegeben habe. *)

Das gilt vorzüglich vom Begeisterten, aber die Natur meinte es dennoch mütterlich mit ihm, sie gab ihm zugleich innige Liebe in das Herz.

So wie der anscheinende Streit der Elemente die Natur in ihrem Gleichgewichte erhält, und Leben in ihr hervorbringt, so erhalten Zorn und Liebe den Geist des Dichtenden in einer beständigen mit Leben schwangern Wallung. **)

*) Fertur Prometheus, addere, principi
Limo, coactus, particulam undique
Desectam, et insani leonis
Vim stomacho appofuisse nostro.

**) Ich sehe schon manchen jungen Dichterling sich zum Zorn aufblasen, wie der Frosch in der Fabel — Knaben, welche mit dem Blasebalg an einer Pfütze den Sturm des Meers nachahmen, und weiter nichts thun, als die Pfü-

Keinen wahren Dichter kan ich mir ohne innige Liebe im Herzen denken.

Bei Dichtern, denen der Zorn (ich wünschte mir ein Wort welches das griechische Οργη ausdrückte) fehlt, trit an seine Stelle eine Neigung zur Melancholie. In ihren Gedichten ist weniger Erfindung vielleicht, weniger Kontrast; sie gleichen nicht Alpengegenden, wo am Fusse des ewigen Eises die Schäze des Sommers blühen, wo ins tiefe einsame Thal der rauschende Bergstrom hinabstürzt — aber das sanfte Adagio ihres Gesangs, welcher wie ein stiller Bach zwischen dunkeln Tannen gleitet, wieget die Seele in süsse Ideen ein, von denen sie eben so ungern, als von Entzückungen, erwacht.

Ein Geschenk gibt die Natur jedem Begeisterten, aber nur ihm, und ihm nur auf Augenblicke. Ich meine den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, eh er sie berechnen kan — die schöpferische Kraft, welche idealische Welten schaft und zerstört — Ahndungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die ausser dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen.

Diese Kraft ist es, welche den Dichter zum Seher macht. Der Philosoph ist Forscher.

Der Dichter entdeckt von weitem Land, wann das Schif noch auf hoher See schwimt; viel später forschet der Philosoph mit dem Bleiwurf, ob das Land nahe, ob die Küste sicher sei.

Diese Kraft ist es, welche von jeher für etwas göttliches gehalten ward. Durch sie erhielt Homer, durch sie Pla-

Pfüze, welche so nicht allzuklar war, mit aufgeblasenen Koth noch trüber machen. Exempla sunt odiosa, aber ich kenne Gedichte in welchen so ein Streben nach Kraft und Wut herscht, daß sie den Träumen einer kranken — ja wohl kranken! — Fantasie eines, der mit dem Fieber behaftet ist, ähnlich sehen.

Plato — der warlich noch mehr Dichter als Philosoph war — den Beinamen: der Göttliche.

Und wenn mir erlaubt wird, anzunemen, daß jede Kraft, welche Menschen gegeben ward, ein Abglanz von einer Kraft Gottes ist, so werde ich sagen, daß diese Seherkraft des Begeisterten in einem Verhältnisse mit derjenigen Kraft Gottes steht, mit welcher er freie Handlungen der Geschafnen voraus sieht, eine Kraft, welche von derjenigen Allwissenheit sehr verschieden ist, welche durch den algemeinen Zusammenhang Willenloser Dinge ihre notwendigen Bestimmungen voraus weiß. *)

2.

Lessing.

(Im April 1781. unvollendet.)

Heraus aus dieses Erdbals rund umwölktem Kreise,
zu höherm Zweck, zum hellern Licht empor,
schwang sich sein Geist, längst voller Mut zur Reise,
die für der Erde Sohn, auf unbekantem Gleise
des Schöpfers Will' erkor.

Hier,

*) Diese kleine Schrift enthält nur flüchtige Gedanken. Ich überlasse es einem Parisien, einem Akadémicien, Bände in Folio über die Begeistrung zu schreiben, sobald er ein Wort wird gefunden haben, welches sie in seiner Sprache ausdrückt. Und das kan keinem Akadémicien, geschweige einem Parisien schwer werden.

Enthousiasme ist noch nicht Begeistrung.

Inspiration (Eingebung) ist etwas ganz verschiedenes.

Der Begeisterte elektrisirt, der von Enthusiasmus erfülte wird elektrisirt. Tyrtäus war begeistert, und erfülte die Spartaner mit edlem Enthusiasmus.

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Hier, wo er oft den Pfad verlor,
wann in der Dinge unbefahrnen Tiefen,
Ihn Zweifellast, die mehr als Hunger drückt,
und o Vernunft, dein Zauberstral Ihn riefen,
Vernunft, du Gauklerin, die, wer nach Warheit blickt,
sie blizerhellt ihm zeigt und schneller noch entrückt!
Auf diesem Kampfplaz, wo sich Licht und Schatten
und Zweck und Ursach und der Mittel Heer,
bald regelrecht, bald wild im Ungefähr,
hier Widerstehn, und dort vertraulich gatten:
hier oft schon siegend, ward sein Geist
zu kühnerm Flug, zum Flug hinauf geübet,
wo, in der Wahrheit Arm, die ihren Forscher liebet,
Er nun des Ganzen Eintracht preist.

So stehn auf hoher Alpe Wandrer, blicken
herab in's Thal, dem sie entkommen sind,
sehn um sich her noch höhrer Berge Rücken,
sehn hier den Bach, der zwischen Blumen rint,
bald aber über Felsenstücken,
die sich vor dem Verwüster bücken,
als Waldstrom seine Wut beginnt.
Sie steigen höher: Stürme brausen
aus Eisgebürgen um sie her;
wohin ihr Auge blickt, herscht Grausen,
start alles, unbeseelt und leer.
Getrost! der Gipfel ist erstieget! Licht und Wonne
erwarten euch und Wunder ohne Zahl.
Welch Paradies, verklärt vom reinsten Stral
hellaufgestiegner Morgensonne!
Eilt, steigt hinab ins Dufterfülte Thal!
Zu euren Füssen blühn die seligen Gefilde
Hesperiens: ein unerschöpflich Mahl!
Um alle Wipfel weht des sanftern Himmels Wille!
lockt neue Wollust überal!

Ha!

Ha! welch Hesperien der Seelen
empfing auch Dich? Zog aus des Todes Nacht
zum angewiesnen Stern Dich eine höhre Macht?
Wie? oder stand Dir frei zu wählen?
War hier dein beßrer Theil zur Reife schon gebracht?
Der höhern Stufe werth schon? oder zogen Keime
der Sinlichkeit, zu roh für ewig Glück,
ihn in der Menschheit bald vergeßne Träume
zu neuer Pilgrimschaft zurück?
Wars innerhalb der Erde Grenzen,
wo deine Läutrung, edler Geist, geschah?
War um den Mangel des Volkomnern zu ergänzen,
Dir neue Form und leichtre Hülle da?
Hier? oder jenem Aether nah,
wo beßrer Seelen Heer wie Feuerbälle glänzen
das Späherauge Platos sah?

Sei, wo du wilst! Ein Geist, wie deiner,
war ausersehn zu höhrer Würde Glück.
Was Gott erschuf, kehrt heiliger und reiner,
früh oder spät, zum Mittelpunkt zurück.
Ach! trieben Zweifel Dich, und wagte
dein Blick sich in der Sonne Stral zu weit:
Wo ist, wer Fesseln trug, der, wann es tagte,
nicht seinen Wunsch nach freierm Licht erneut?
Nur der Zelot, der blind zu bleiben schwor,
zieht schwarze Nacht der Morgenröthe vor.

Du Göttlicher, der allen Wiz der Meister
in Israel, wie Halme, niederschlug,
zwar schwiegst du einst, du Quell und Geist der Geister,
als dich dein Richter: was ist Wahrheit? frug;
doch bist auch du es, der zu Kampf und Streite,
zum Lauf nach Wahrheit uns zu wecken kam;

nicht

nicht den allein, der Aergernisse streute,
auch den verwarf, der Aergernisse nahm!

Sol, weil des Schwächern Kräfte schwinden,
der Stärkre wider Sturm und Flut
zu kämpfen sich nicht unterwinden?
nicht folgen, wo ihn führt sein Mut?
Auf dieser unermeßnen Leiter
von Kraft zu Kraft, zu immer höherm Licht,
ruft der nur, welchem schon die erste Stufe bricht,
zum steigenden Genie: nicht weiter!

Was hohe Geisteskraft ersann,
wann Durst nach Wissen sie beflügelt,
war deinem Ausspruch nie, Kurzsicht'ger, unterthan
Nur da, wann sich des Menschen Herz entriegelt,
That gegen That, Mann gegen Mann,
in gleichem Wirkungskreise spiegelt,
da richte, wer da wil und kan!

3.

Nach der zweiten Vorstellung der Iphigenia in Tauris.

Wien, 1781.

Ubi plura nitent. — — non ego paucis
Offendar maculis — — — — —

Horaz.

Wer bei einem Schauspiele an dem so vieles zur Vortreflichkeit übereinstimt — eine beredte, für die Einbildung malende, an das Herz dringende Musik; Sänger, von der Ehrbegierde angespornt, das Talent des Gesangs durch

durch die Wahrheit des Spiels zu erhöhen; ein Orchester, das gleichsam von dem Feuer des Sezers erhizt, mit Richtigkeit, mit Ausdruck spielt, und keinen von den Gedanken des Mannes, der mit solchem Tiefsinne sezet, schwächt oder verloren gehen läßt; alle Zugehör der Szene, die Kleider, die Verzierungen, mit nicht kargendem Aufwande herbeigeschaft — wer bei einem solchen Schauspiele unvergnügt bleiben, unbefriedigt davon hinweg gehen konte, der mußte ein Gast von sehr verzärteltem Gaume sein; dem wolte ich rathen, ehe er noch einmal der Vorstellung von Iphigenia beiwonet, sich seinem Arzte zu überlassen, der zuvor die verschlossenen Gänge seines Gekröses befreie, und ihn zum Gefühle des Vergnügens fähig mache.

Nach einem solchen Geständnisse werden diejenigen, welche der Aufführung dieses prächtigen Schauspiels vorstehen, es nicht Tadel, nicht Kritik heissen, wenn jemand die aufgefangenen Bemerkungen der Zuschauer an sie bringt, und wünscht (was ohne Zweifel sie nicht minder wünschen) daß hie und da auch noch die wenigen Flecken weggewischt werden, die ihrer Aufmerksamkeit nur darum entgangen zu sein scheinen, weil sie solche auf so viele Gegenstände verteilen mußten. Glücks Iphigenia; dieses Siegsdenkmal des deutschen Amphions über den gallischen Narcissismus; ist für sich jeder verbessernden Sorgfalt würdig: aber die Ehre, und der Fortgang der Nazionalbühne machen alles zur besondern Pflicht, was sie der Vollkommenheit näher bringen kan. Troz der geschwelten Windschläuche der ober- und niedersächsischen Dramaturgisten, ist diese Nazionalbühne, unter dem wolthätigen Einflusse des Schuzes, so sie genießt, schon izt im Ganzen die erste Schaubühne Deutschlands; sie vereinbart mehrere Schauspieler, deren einer nur den Ruhm, und das Glück jeder auswärtigen Geselschaft machen würde. Leute von so ausgezeichnetem Kunstverdienste sind werth, Vorsteher zu haben, welche mit der eignen Einsicht die seltne Gabe verbinden, auch fremde Einsicht nicht abzuweisen; welche,

statt aus Stolz sich gegen Erinnerungen ungeberdig zu sträuben, daraus Vortheil zu ziehen wissen.

Ich widerhole es: ich bin in diesem Blatte mehr nicht, als der Wiederhal der Zuschauer, deren einzelne Beobachtungen ich gesammelt, und in Fächer geordnet habe. Ich lasse unter diesen Beobachtungen manche Kleinigkeit nicht verloren gehen: mit gutem Vorbedachte! solche Kleinigkeiten beweisen, daß man einen aufmerksamen Hörsaal vor sich hat, der auch kleine Nachläßigkeiten sich nicht entgehen läßt — vielleicht auch nicht entschuldigt! solche Kleinigkeiten zeigen von der starken Anteilnehmung des Publikums an einem Schauspiele, an dem ihm das Unwichtigste noch nicht gleichgültig ist: solche nicht ungerügt gebliebene Kleinigkeiten versichern den Beifal für das Uebrige, und daß grosse Schönheiten bei diesen Zuschauern nicht verworfen sind. Für den Dichter, für die Aussicht, für den Schauspieler, welche Aufmunterung! — welch Schrecken!

Gedicht.

Die Geschichte der Iphigenia auf der Halbinsel, welche ehemals der taurische Chersonesus *) hieß, ist ein von den Griechen, den Franzosen, den wälschen Dichtern mehrmal auf die Bühne gebrachter Stof; aber nie so sehr altäglich, so nahe bei, weniger als mittelmäßig behandelt, als von G . . . d. Matte, prosaische Verse, müßige Wiederholungen, Vergessenheiten, ohne Zahl! im Ganzen der Handlung eine sehr träge Bewegung, in den einzelnen Auftritten nirgend etwas neues, etwas hervortretendes: selbst die beiden anziehendsten Anlässe, die ohne all Zuthun des Dichters schon in der Geschichte vorbereitet liegen — die Wahl der Priesterin zwischen den zween Fremdlingen — der Wettstreit der Freunde für einander zu sterben — selbst

*) Cultaque oresteæ taurica terra deæ.

Ovidius.

selbst diese tragischen Stellungen ohne Erhebung der Sele, ohne Gefühl des Herzens! —

Das, was die Wahl der Priesterin bestimmen konte, allein bestimmen mußte,

„Orestes wär in seinen Jahren;
Ich seh' Orestens Züg' in seinem edlen Stolz„

Wird das gesagt, wenigstens in Gegenwart Orestens? etwan im Augenblicke, wo sie die schwere Wahl zu treffen hat? nicht doch! zu den Priesterinnen sagt es Iphigenia, sagt es gleich Anfangs des ersten Auftrits vom dritten Aufzuge, und nur gegen das Ende des dritten Auftrits wält sie — Himmel! mit welcher lauen Teilnemung; aber anders konte es nicht kommen; der Trieb steht zu ferne von dem Punkte ab, wo er die Bewegung hervorbringen soll.

Wettstreit der Freundschaft wäre das, wenn Orestes, nicht für seinen Freund, nicht statt desselben geschlachtet zu werden verlangt, — sondern, weil

— — — für Oresten
„das Leben nichts als Jammer hat? *)

also aus Ueberdruß zu leben, aus Verzweiflung! und nun nimt der Zuschauer an der Erhaltung des Rasenden eben so wenigen Anteil, als Iphigenia selbst zu nemen scheint, die mit ziemlicher Kaltblütigkeit —

„Nun wol denn — Grausamer, erfülle deinen Wunsch!„

darein williget, den Unglücklichen, der gleichwohl Orestens Bild ihr zurück ruft, selbst zu opfern. Diesen leblosen Tonkloz zu beselen, mußte Prometheus Glutfeuer vom Himmel holen, und er that's.

Uebersezung.

Allein, was konte der Uebersezer? Der junge Mann, der dies Singspiel verdeutscht, hat in einem Bänd-chen

*) 3. Aufzug, 4 Auftrit.

chen unbescholtner, artiger Poesien seine Sprache und Dichterprobe abgeführt: aber hier stand er in der Klemme zwischen dem mittelmäßigen Texte, und der vortreflichsten Musik, an Silbenmaaß, an Silbenzahl gefesselt. Man muß darum nicht fragen: warum ist die Uebersezung noch etwas steif? viel lieber muß man ihm die Mühe und Geduld in Anschlag bringen, die er daran gewendet, nur so wenig Steife in seiner Uebersezung zu lassen. Doch, war es denn schlechterdingen unmöglich, bei den Schlußfällen des Rezitatifs der beständigen Wiederkehr einsilbiger Wörter auszuweichen? Schade! die Sprache würde wenigstens dadurch um vieles gelenksamer geworden sein.

Derjenige, der folgende Anmerkung machte, mag nicht ganz unrecht daran sein.

„Erweich, o Gott! sein Herz„ *).

Dies, o Gott! sprach er, in einer mithologischen Handlung irret. Die Alten machten die Anrufung der Gottheit nie in der einfachen Zahl, wenn sie nicht an eine bestimte gerichtet war; und das ist hier der Umstand nicht: ich dächte, es liesse sich sezen:

„Erweich, o Zevs! sein Herz;„

oder, wenn anders die Musik nicht einspricht:

„Ihr Götter neigt sein Herz!
Schüzt mir nur meinen Freund u. s. w.„

dadurch käme zugleich das Psalmodische: Erweich o Gott! von der Stelle.

Musik.

Alles, was nur den entferntesten Vorwand leihen konte, das Verdienst der gluckischen Musik auf Iphigenien zu verkleinern, abzuwürdigen, ist von den Piccinisten hervorgesucht, in Prosa und Versen, in Briefen und Abhandlungen gesagt, und geschrieben worden. Nichts, was den

Ruhm

*) Im Duette 3. Aufzug 4. Auftrit.

Ruhm des grossen musikalischen Dichters erhöhen, was den wider seine Sezart aufgestüzten Einwendungen entgegen gestellt werden, was den Vorzug seines kraftvollen Ausdrucks vor der sibaritischen Melodie auffallender machen kan, ist von den Gluckisten unterlassen worden. Die schönen Weiber, und schönen Geister, die Akademisten, und Abbe's von ganz Paris machten in diesem bürgerlichen Zwiste Partei: Gluck theilte mit der Geissel der Generalpächter, und dem Eroberer von Grenada die Ehre, der Gegenstand von der Aufmerksamkeit des heutigen Athens zu sein; und, ob er auf der lirischen Bühne herschen? oder stürzen solte? Daran arbeiteten beide Teile eben so ernsthaft, als um die Besezung der Generalkontrolorsstelle, und das Kommando der grossen Flotte. Jedoch in der grösten Hize des Streits war nicht einmal la Harpe so unverschämt, zu schreiben, was deutsche Journalisten einst bei der Musik auf Alcesten schrieben: Gluck habe gegen die Grundsäze der Musik verstossen. Dem Manne einen Vorwurf dieser Art, dem die gewönlichen Schranken der Kunst zu enge sind! der Schönheiten, wie Pope *) sagt, ausser ihrem Bezirke zu erhaschen weis, nicht unter ihrem Geseze steht, sondern selbst Geseze gibt, und sein Beispiel Nachfolgern zum schüzenden Ansehen läßt! dem Manne einen solchen Vorwurf! Aber, was erlaubt sich ein berliner Rezensent nicht! — Aber, wer achtet auch darauf, was ein berliner Rezensent sich erlaubt!

Jemand warf die Frage auf: welchem von beiden Singspielen, der Iphigenia oder Alcesten, komt der Vorzug zu? Sie sind vielleicht ein Kenner von Schildereien? ward ihm die Gegenfrage gemacht — als ein Liebhaber, versezte er: — was von beiden halten sie höher? eine Tizianische Venus? oder eine Landschaft dieses Meisters? — aber — beide sind in ihrer Art — doch eine Venus, und eine Landschaft! Kan man diese unter

*) Match a beauty beyond the reach of Art — Essay on criticism.

sich vergleichen? Nicht volkommen so, aber ungefähr eben so wenig Iphigenien mit Alcesten. Es sind Werke eines Meisters, aber in ihrer Art so verschieden, wie die Gemälde des Malers, dem Karl der V den Pinsel von der Erde reichte. Alceste, solte ich beinahe sagen, um das Gleichnis fortzusezen, ist ein gluckisches Historiengemälde, die Figuren, der Gesang herschen darinnen; die Instrumente unterstüzen sie zwar, aber nur als Begleitung, als untergeordnet, als Nebenwerk: Iphigenia ist ein prächtiges Landstück, wo das Orchester den Hauptteil hat, und die Gesänge als Staffirung angebracht sind, die Landschaft zu bevölkern. Alcesten hat Gluck für wälsche Kehlen, für Bernasconi, Tibaldi, Pogi, Kataldi geschrieben; Iphigenien für französische Opernsänger.

Verzierung der Szene.

Als der Vorhang aufgezogen ward, hätte man sich kaum versichert halten mögen, daß Iphigenia aufgeführet werden würde: der Säulengang des Tempels, das Portal, und in der Folge der innere Bau desselben veränderten die Szene der Handlung, versezten den Zuschauer aus dem unwirtbaren Lande, welches von rauhen halbnackten Scythen bewont ist, von dem Ufer, an dem die sanftern Künste nie gelandet, dahin, wo die Unterstüzung des Perikles den Talenten des Phidias, des Kallikrates und Metagenes einen höheren Schwung gegeben. Das Zimmer der Iphigenia gleichte eher einem Sprachsaale, in dem Aspasia ihre Schüler und Liebhaber empfangen solte, als der Wonung einer Priesterin, deren Amt es war, zur Ehre der taurischen Kriegsgöttin jedem hieher verirten Fremdlinge den Hirnschädel einzuschlagen. Diana Tauropolos war nicht etwan aus Griechenland nach der Krimmischen Tartarei gebracht worden, und dann mit ihr zugleich ein griechischer Baumeister, griechische Bauhandwerker, um der überpflanzten Gottheit einen Tempel im griechischen

Ge-

Geschmacke zu erbauen. Diese Göttin eben so wild, als das Volk, von dem sie verehrt wurde, eben so grausam, als die Opfer, wodurch sie geehrt wurde, war scythischen Ursprungs, und nach Strabos Meinung, einerlei mit Anaitis der Bellona der Parther, Kappadozier, und mehrerer anderer ungezähmter Nazionen.

Der hiesigen Theatralaufsicht kan dieser Vorwurf nicht gelten; wir wissen, daß sie sich an das Vorbild der französischen Vorstellung genau hielt. Aber wir haben gewünscht, es wär ihr frei gestanden, mehr der eignen Einsicht zu folgen, als dem pariser Dekorator, der hierin gewis die Akademie der Inschriften nicht zu Rath gezogen hat; das Kostume, die Warheit würden dann nicht so sehr verfehlt gewesen sein, in Vorstellung der Szene durchaus; und gröstenteils in der

Kleidung.

Einst reisten die Pythagoras, die Solone, die Anacharsis, um durch ihre Beobachtungen über Sitten und Geseze, über die Vorzüge und Fehler anderer Gegenden und Nazionen ihr Vaterland zu bereichern, ihre Mitbürger zu beglücken: heute thun das die Regenten selbst. Aber sie legen den Staat, der sie ankündigen würde bei Seite; sie lassen sich auf ihren Reisen die Reichskleinodien nicht vortragen: und der von dem Bewußtsein des begangenen Muttermords herumgetriebene, von den Eumeniden gescheuchte Flüchtling erscheint, samt seinem Begleiter, in dem festlichen Anzuge eines Kriegers, eines Königs — um desto unbekanter zu sein, ohne Zweifel?

In dem Anzuge eines Kriegers: denn zum mindesten war der Harnisch nicht das gewönliche Reisekleid der Griechen — und dann fügte man die Erinnerung hinzu, muß diese Rüstung den Schifbrüchigen im Schwimmen nicht wenig ungelegen gewesen sein? Indessen, weil der Dichter die zween Griechen, als sie strandeten, mit den

 Tau-

Tauriern kämpfen läßt *), so mußten sie notwendig auch Waffen haben; damit also läßt sich der Harnisch wenigstens entschuldigen.

Aber, womit die königliche Kopfbinde, das Diadem um Orestens Haupt? **) das ist nicht etwan eine blosse Unschicksamkeit; es wird dadurch ein wesentlicher Fehler in das ganze Gewebe der Handlung verflochten. Die Kopfbinde war nicht bei den Griechen allein das Kenzeichen der königlichen Würde, sie war es in Asien überal: ein solcher Kopfpuz war es, der Monimen, der Gemalin Mithridats, sogar den elenden Dienst versagte, sich daran hängen zu können. Hätte nicht schon Thoas auf den Fremdling, der ihn trug, vorzüglich aufmerksam werden müssen! und vollends die Tochter Agamemnons, wann der Gefangene seine mit ihr gemeinschaftliche Vaterstadt nent;

„Myzen sah mich geboren werden,„ ***)

Hätte sie in der Wahl nur einen Augenblick angestanden, ob sie einen Prinzen königlicher Abkunft, wofür sie ihn an dieser Hauptzierde nicht verkennen konte, oder seinen Gefärten befreien sol? oder vielmehr hätte dieser Wink sie dann nicht, daß sie einen Prinzen aus ihrem Hause — wer weis, ob nicht selbst Oresten — vor sich habe, unterrichten, nicht die wechselweise Erkennung beschleunigen müssen? Die Auszierung der Bühne (und hierunter gehört der Kleiderpuz mit Vorzuge) — macht auf das Gemüt starken Eindruck; aber sie ist nicht die Sache des Dichters: sagt Aristoteles irgend in seiner Dichtkunst. Sie ist es zum mindesten in so weit, als dem Dichter vieles damit verdorben werden kan; und dies Beispiel gibt den Beweis.

Spiel.

Es ist eine nicht algemeine Erscheinung, Sänger, die zugleich als Schauspieler beurteilt werden könten;

Iphi-

*) 1 Aufzug, 3 Auftrit. **) 2 Aufzug, 3 Auftrit.
***) 4. Aufzug, 2 Auftrit.

Iphigenien, Oresten und Pilade: ist diese Ehre von dem Publikum wiederfaren.

Iphigenia: M. Antonia Burti, oder, unter einem bekanterem Namen: M. Bernaskoni. Wir erinnerten uns ihrer Alceste mit Vergnügen, und verhiessen uns eine Iphigenia, gespielt, wie es jene war. Unsere Erwartung ward nicht hintergangen: aber der Zuschauer bemerkte einen grossen Abstand zwischen der ersten und zweiten Vorstellung. Die Stellen, wo dieser Unterschied am sichtbarsten auffiel, waren, die Erzälung von Agamemnons Ermordung *), die Wahl zwischen den beiden Schlachtopfern **), die Opferszene selbst. Die bange Antrilnemung, das Schaudern, der Schrecken, als Orest die Geschichte von Agamemnons Ermordung, und die gräuliche Rache dieses Todes erzälte, der Kampf der Unentschlossenheit, und der überschlagende Zug auf die Seite Orestens, der unbezwingbare Widerstand, die barbarische Pflicht, das abscheuliche Opfer zu volstrecken, alles, war mächtiger empfunden; kraftvoller ausgeführt, als das erstemal.

In der Opferszene stellt die Unachtsamkeit des Dichters dem Ausdrucke und der Fortrückung des Spiels ein Hinderniß in Weg, welches Bernaskoni in der ersten Aufführung wahrgenommen haben muß; denn sie hat bei der zweiten ihm auszuweichen gesucht.

S . . . hat vermutlich den neueren Dichtern, die Iphigenien für die Szene bearbeitet, nicht gerne begegnen wollen: in dieser Absicht wählte er unter den Wiedererkennungen der Alten: und wählte diejenige aus, welcher Aristoteles den Vorzug zuerkennt ***). Aber nicht auf das alleinige Ansehen des Aristoteles: die Erkennung der Geschwister in der Iphigenia des Sophisten Polyides, die

 erst

*) 2 Aufz. 5 Auftr.
**) 3 Aufz. 3 Auftr.
***) Dichtkunst 16 Kapit. Dieses Tragödienschreibers Iphigenia ist verloren.

erst am Opfersteine vorgeht, muß ohne Vergleich grössern Eindruck auf das Gemüt des Zuschauers machen, als jene des Euripides, mittelst des Briefs, den die Schwester durch Orestes an Oresten sendet. Die Peripetie, oder Glücksveränderung, gränzt dort unmittelbarer an der Gefahr; sie befreit, möchte ich sagen, von einer grössern Last des Schreckens. Bis hieher recht! Aber nun — die Ausführung des Dichters in Beziehung auf die Ausführung der Iphigenien spielenden Sängerin!

„O Iphigenia! O theure Schwester!„ *)

sobald diese Worte ausgesprochen sind, weis die Priesterin, wen sie vor sich hat was das Opfer, und sie sich sind. Ist es wahrscheinlich, daß sie ihn noch den langen, durch den kadenzirten Gang des Rezitatifs verlängerten Vers

„O so — so warst auch du in Aulis einst geschlachtet!„

vollenden läßt? und läßt sie das schlechtweg so; wie verfehlt wird dann die Wirkung des anziehendsten Augenblicks! die kurze Ausrufung: o Aulis! o Iphigenia! hätte hingereicht, die Erkennung herbeizuführen, und hätte der Handlung alle Behendigkeit, allen Sturz gelassen, der die Stellung fodert. Aber izt, womit kan die Schauspielerin den Fehler des Gedichts bedecken, und die Kluft, so das lange

„O so — so warst auch du in Aulis einst geschlachtet!„

zwischen der Erkennung, und dem Ausbruche ihrer Freude macht, ausfüllen? Durch ihre Einsicht; indem sie die Umstände nüzt, worin sie sich findet. O Iphigenia! o Schwester! ruft Orest. Das ist der Lichtstral, der ihre Stellung beleuchtet: und wie erblickt sie sich? am äussersten Rande des Absturzes; mit dem Schlachtbeile über dem Haupte ihres Bruders, ihres Orestes, der einzigen

Hof=

*) 4 Aufz. 2 Auftr.

Hofnung eines vom Jupiter stammenden Hauses! Freude über den wiedergetroffenen Bruder findet, diese grauenvollen Erinnerungen hindurch, keinen Zutritt an ihr Herz: sie bebt zurück: der schreckliche Gedanke, was war ich im Begriffe zu thun? bindet ihre Zunge und Hand, Entsetzen versteinert sie, wie einst Nioben der Schmerz; dadurch erhält Orest Zeit zu seinem zweiten Verse, an dessen Ende das entsinkende Beil sie gleichsam in das Gefühl zurückruft — und nun wirft feuriges Entzücken sie ihrem Bruder! ihrem Orest! an den Hals. —

Wenn es von Bernaskoni kam, daß Orestes bei der zweiten Vorstellung nicht wieder hinter die Steifröcke der Priesterinnen flüchtete, so that sie vortreflich daran. Die Taurier sind so galant nicht, als die Pariser. Gegen den Scythen Thoas, der das Opfer und die Priesterin zu schlachten drohete, würde das ein schwaches Bollwerk gewesen sein: Warum schlachtete er denn nicht wirklich? Abermal die Blösse des Gedichts, der nur das kühne Spiel Iphigeniens eine Hülle umwerfen kan. Sie muß das Ansehen ihres Amtes der Wut des Thoas, und seiner Wache entgegen stellen, und dadurch den abergläubigen Tirannen und seine Rotte zurückscheuchen Die Schauspielerin muß in diesem entscheidenden Augenblicke die Oberpriesterin in der vollen Erhabenheit ihrer Würde zu zeigen, zu geben wissen. Wenn Thoas mit den Worten: ergreift ihn! einstürzt, und sie sich mitten zwischen ihn und den Bruder wirft: Himmel! wie? du wagest? — Himmel! nicht etwan Anrufung seines Mitleids! sondern Aufforderung seiner Rache. Wie? du wagest? — unheiliger Sterblicher! hat ihr empor geworfenes Haupt, ihr feierlicher Blick, ihr abhaltend, beinahe drohend gegen ihn gestreckter Arm ihm zuzurufen: und, wenn sie der eindringenden Wache gebietet: ihr nah't euch nicht! wie, wenn sie da den Mut hätte, das Ehrenzeichen ihrer Heiligkeit, die güldne Stole hinzustrecken, oder wohl selbst ihren Bruder damit zu decken? das mögte dem

Haufen Ehrfurcht geboten, das mögte dem Vorwurfe des Thoas Grund gegeben haben: ihr bebt — ihr Feige! scheu zurück!

Orestes — der Beifall, womit Hr. Adambergers Spiele gelohnt wurde, mußte ihm den Wunsch einflössen, denselben in der Folge noch zu vergrössern. Sein griechisch gezeichneter Kopf, sein Körperbau, eine ziemlich freie, zugerundete Geberde des Arms sind nicht geringe Vortheile auf der Schaubühne. Mehr Sicherheit des Tritts, mehr Feierlichkeit des Gangs, mehr Geschmeidigkeit des Rumpfs, mehr Verwendung der ganzen Körperstellung, um die Zeichnungen zu veredeln; und, sagte um und neben mir jederman, da er mit so viel Seele und Gefühl singt, warum sollte ihm beides beim Spiele versagen? Wenn er die Szene der Trennung, die Szene der Eumeniden mit Feuer gegeben, so sind noch andere Stellen, an denen seine grössere Bemühung nicht verschwendet sein wird. Nur das Beispiel von einer, wodurch ich zugleich Gelegenheit erhalte, dem französischen Dichter zu zeigen, daß wir, nicht Fehler nur, daß wir auch seine Schönheiten aufzufinden wissen. Ueber Iphigeniens Eintritt *) verschwinden die peinigenden Gespenster, und Orestes, der die Priesterin erblickt, ruft: die Mutter! Gott! — Viel Reichtum in einem Worte! Die noch unbesänftigte Einbildung läßt Oresten die gemordete Mutter in jedem Weibe, die ihm entgegen kömt, finden, fürchten — die Tochter Klytemnestrens ist das Ebenbild der Mutter. — Dieses Ebenbild, wie kömt es in diese barbarische Gegend? Alles das konte G . . . gedacht haben, alles das soll der Schauspieler hintereinander auszudrücken suchen!

Pilades. Es war darüber nur eine Stimme, daß Hr. Sutter an dieser Rolle nichts verdorben hat. Dieser mässige, aber um so wahrere Lobspruch ist für einen Mann

*) 2 Aufz. 5 Auftr.

Mann ermunternd, der im ernsthaften Singspiele zum erstenmal auftrit.

Aber Thoas? — ich nehme es nicht über mich, einen Sänger, dessen seltne Stimme und angenehmer Gesang uns so oft vergnügt, durch Wiederholung der Urteile zu kränken, die über ihn gefält worden. Mein Schweigen selbst wird vielleicht für ihn unterrichtend!

Nicht an Suttern und Adambergern lag der Frost am Ende der 5ten Szene des lezten Auftritts, die mit solcher Hize, mit der Mordung des Thoas angefangen hatte. Während daß die Scythen und Griechen kämpfen, jene, ihren Fürsten zu rächen, diese, ihren Fürsten zu retten, hängen Orest und Pilades, im Vorgrunde der Schaubühne einander zärtlich am Halse, und girren sich Süßigkeiten der Freundschaft zu. Ein Mädchen, das keine Vorstellung, sondern die Begebenheit mit anzusehen glaubte, wimmerte an meiner Seite ohne Unterlaß: Aber, mein Gott! mein Gott! wenn sie kommen, und beide erschlagen. Diese Furcht war eine treffende Kritik! Doch sie fält ganz und einzig auf den Autor, der den Pilades in die Arme des Orestes wirft, und: mein Freund, mein Einziger! ausrufen läßt — und dennoch ließ er, nur ein einziges Versehen vorwärts, eben diesen Pilades seine Griechen mit den Worten zum Streite anführen:

„Ihr Freunde! Mut! auf! folget mir!„

Wohin denn also? an Orestens Busen? Auch, wenn Pilades sich, da das Gemenge des Kampfs beginnt, vor den unbewafneten Orestes hinwerfen, und seinen Freund mit seinem Schilde, mit seiner Brust decken; auch wenn Orestes dem nächsten Griechen Schild und Schwert entreissen, und an der Spize seiner Freunde fechten wolte; so hat der Dichter ihnen, diese erhabenen Bilder auszuführen, nicht Raum gelassen; und die Stelle heischt unumgänglich, wenigstens

nigstens die Veränderung, daß die beiden müssigen Zeilen:

Orestes

„O Pilades! o du mein Schuzgott!„

Pilades (in Orestens Armen.)

„Mein Freund! mein Einziger!„

weggestrichen werden. Den Schauspielern stünde dann frei, zwischen den vorgeschlagenen beiden Handlungen zu wälen.

Das Gewühl dieses Auftritts, der die ganze Schaubühne füllt, geht sehr leicht in Verwirrung über, wenn nicht eine kluge Verteilung die Gegenstände von einander löst. Die Anordnung *) derselben fodert die Einsicht des Historienmalers, der zuerst die verschiedenen Gruppen unter sich, nach der Abstufung der Wirkung, die sie machen sollen, in Verbindung bringt, dann den einzelnen Figuren jeder Gruppe eine Stellung anweist, welche übereinstimmend in dem Hauptausdrucke, durch die Verschiedenheit des Individuellen, der ermüdenden Einförmigkeit ausbeugt. Das Chor der Priesterinnen, die vom Pilades herbeigeführten Griechen, die Leibwache des getödteten Thoas, sind die drei Gruppen, daraus das grosse theatralische Gemälde zusammengesezt wird. Die Lage des Zeitpunkts, der Anteil, den jeder an der Handlung nimt, weisen ihnen Ort und Stellung an.

Ein Haufen geängstigter, bebender Weiber, in einem Tempel, der izt der Schauplaz eines Gefechtes werden soll, dessen Ausschlag von ihrem Schicksale mit entscheidet, was kan der, als sich in Entfernung von dem Streite, in einer Ecke drängen, seine Furcht, seine Verzweiflung in seinen Geberden malen, gen Himmel, zu den Göttern um Beistand flehen?

Das

*) Ordonance.

Das Gemenge der zwo Parteien war nicht günstig, das Glück der streitenden Teile unterscheiden zu machen: die Uebermacht der Griechen:

„Laßt tilgen uns der Scythen Brut,
Vernichten sie! —„

Das Schrecken der Scythen:

„O rettet euch!
Entflieht dem Todesstreich!
Der Himmel kämpfet selbst für unsre Feinde!„

Um diese Chöre durch die Handlung zu begleiten, mußten die Griechen und die Taurier in gesonderten Kohorten streiten, mußten die leztern nach einem nur kurzen Widerstande weichen, zur Flucht sich neigen; mußten den Beistand des Himmels, der sichtbar für ihre Feinde kämpft, rollende Donner, und gegen sie schiessende Blize bezeichnen; mußten irgend solche Vorboten die Ankunft Dianens ankündigen; mußte Diana selbst im Pompe einer Feuerwolke erscheinen, deren ungewönliche Helle die Augen der Kämpfenden erst emporgezogen, dann sie aus Ehrfurcht auf ihre Knie geworfen hätte. —

Ballete. *)

Der algemeine Wunsch, die Versöhnung der Götter durch ein analoges Ballet gekrönt zu sehen, ist ohne Zweifel bis dahin gelangt, wo er in Erfüllung gebracht werden kan. Die Freude ist ein so wahrer, so natürlicher Anlaß des Tanzes, daß unser Herz, da er fehlt, eine Leere empfindet, die keine Wortgründe ausfüllen. Auch in Paris war am Schlusse kein Ballet! wohl! so könte Wien dem in Deutschland verpflanzten Singspiele eine Vol-

*) In einer Note, weil sie für den Text zu unbedeutend ist, die Bitte: den Scythen die Eitelkeit zu untersagen, statt der Handschuhe, nach ihrem Landsgebrauche, mit steinernen Schnallen auf nackten Beinen zu erscheinen.

Volkommenheit geben, die dort ihm mangelte. — Aber, da Gluck keine Musik zu einem Schlußtanze gegeben, wer könte es wagen, die seinige anzuhängen? Wer? das Publikum nent den Mann, der nichts dabey wagen würde, Herrn Starzer, welcher den Ruhm, so Noverre sich bei uns erworben, wenigstens zur Hälfte anzusprechen, berechtigt ist, den Verfasser der Horazier, des Roger und Bradamante, der Diane und Endymion, und so vieler anderer, an grossen, dichterischen Schönheiten reichhaltiger Werke, wodurch er bewiesen hat, daß er — der Gluck der Balletmusik ist. —

J. v. Sonnenfels.

4.

An Zaupfer.

Sei Mann und Weiser! duld' und handl' als Mann!
laß dich's nicht irren, Zaupfer! denn du bist
der Erste nicht, wirst nicht der lezte sein,
dem's geht, wie dir! — Laß dich's nicht irren, Freund,
wenn Fürsten schwach, und Priester zornig sind!
wenn freie Wahrheit Haß der Thoren reizt,
und Haß der Thoren in Verfolgungslust
und Kränkung deiner Freuden übergeht!
Dich lieben doch, vom Ister bis zum Belt,
der guten, freien, edlen Männer viel!
Laß sein, daß deine Kirche dich verkennt,
und deinen Geist nicht will; Dich lieben doch,
o Freund, nach allen Himmelsstrichen hin,
der unsichtbaren Kirche Glieder viel!

Der unsichtbaren Kirche? Wo ist die?
Sie ist — ist nicht in Rom, und nicht in Genf,

und nicht in Moskau, nicht in Wittenberg:
allein sie ist — sie ist — ist überall,
in Rom, und Moskau, Wittenberg, und Genf,
und überall, gen Süd, Nord, Ost und West,
wo gute, freie, edle Menschen sind,
die Wahrheit lieben, nach der Wahrheit thun,
und Christen nach dem Sinne Christus sind! — — —
Du kennst sie nicht? Sie kennen selten sich
von Namen; seltener von Angesicht:
allein ihr Geist und Herz ist Harmonie!
von Wittenberg, und Moskau, Genf, und Rom
steigt oft in Einem Augenblick Ein Wunsch
von gleichgestimten Seelen himmelan,
zum Vater aller Geister, unserm Gott,
und wird von ihm mit gleicher Lieb' erhört.
Nur Priester machen bösen Unterscheid:
Gott nicht! Gott ist kein Priester! trägt kein Kleid
wie Lojolas, noch wie Domingos Sohn,
und keins, wie König oder Kaiser trägt!
und liebt kein Kleid vor andern Kleidern nicht!
und keine Stadt vor andern Städten nicht!
Wer ihm vertraut, und recht thut, ist ihm werth!

Dies sei dein Trost, wenn dich ein Eifrer schmäht,
der klaren Wahrheit dreist in's Angesicht
Hohn spricht, und stolze Lügnerin sie nennt,
weil sie sein Thun verdamt; mit Rosenkranz
und Kinderfabeln dich bekehren will;
dich lehrt, daß Wahrheit und Religion
des Laien Untersuchung nicht verträgt;
und Fürstenarm erfleht, zu deinem Heil
mit strenger Ruthe dich zu züchtigen,
und in der Kirche, seiner Mutter, Schooß
den ungetreuen Sohn zurückzuziehn! —
Der Thor und Sünder! der am hellen Tag
mit ofnen Augen nicht die Wahrheit sieht,

daß

daß, von des Glaubens Einfalt fern, er selbst
das Volk zu tausend Sazungen verführt,
die Jesus Christus nicht für sein erkennt!
Daß er, er selbst, ein ungetreuer Sohn
der Kirche Christus ist; zwar schmeichelnd oft
sie Mutter nennt: allein dafür zum Dank
ihr jeden Einfall eines faulen Mönchs
und jedes Inquisitors Grausamkeit
aufbürdet, gleich als wär's ein Werk von ihr!

Wie? oder ist — ist Inquisition,
und Ruth', und Geissel, Sanbenito, Strang,
und Henkersschwert, und Scheiterhauf' ein Theil
von eurer mütterlichen Kirche? — dann,
Tirannen, wißt: daß eure Kirche nicht
die Kirche Christus ist! —

Allein ihr liebt
den kurzen Weg! den Irthum mit dem Kopf,
worin er sizt, vom Rumpfe wegzuhaun!
die Kezerei mit samt dem Kezerleib,
in dem sie steckt, und nicht heraus wil, stracks
mit Feuer zu verbrennen! wenigstens
den frechen Mann, der sich erkühnen wil,
auf Erden klüger, als ein Mönch, zu sein,
in einem Kerker ohne Sonnenlicht
zehn Jahr lang einzusperren, bis er glaubt,
was keiner glauben kan, den ihr nicht zwingt!

Was uns der grosse Menschenfreund gelehrt,
bedarf zu seinem Schuz der Ruthen nicht!
der Geissel nicht! des Sanbenito nicht!
des Stranges nicht! des Henkerschwertes nicht!
des angesteckten Scheiterhaufens nicht!

Hört eine Wahrheit! Sie ist groß, und kam in keines Josts und Grubers Seele noch;

doch

doch wessen Herz noch nicht verblendet ist,
dem ist sie lichtvoll: „Keine Lehre nicht,
die Bann und Kerker, statt Belehrung, heischt,
kan Jesus Lehre sein! kein Glaube nicht,
der Flamm' und Schwert zu seinem Schuze braucht,
kan Wahrheit sein! kan Wille Gottes sein!„

Du kennst die Wahrheit Gottes besser, Freund!
kennst Jesus Lehre besser! besser den,
deß groß Gesez in wenig Worten liegt,
und deutlich ist: „Lieb' über alles Gott,
und deinen Nächsten, als dich selbst!„ — das, Freund,
ist unser Symbolum! und freudenvoll
sehn wir die Zeit, die kommen wird, voraus,
wo Kirchen, nicht mehr hassend und gehaßt,
nicht mehr von Sazungen entflammt zum Krieg,
durch ihres weisen Stifters groß Gesez
zu Schwesterfreundlichkeit vereinigt sind,
und aller Orten Christ und Menschenfreund
nur einer und derselbe Namen ist!

5.

Ueber die Gewonheit, dem Frauenzimmer die Hand zu küssen.

Eine verwegene Ankündigung, bei der meine herzhaftesten Freunde für mich zittern werden! Aber auch meine eigene Ahndung, daß mir die ungewonten Waffen die Hände durchboren möchten, soll mich nicht feigherzig machen, einem verjährten Vorurteil trozig entgegen zu gehn; und solten auch selbst diejenigen, zu deren Befreiung ich wider ihre Despoten zu Felde ziehe, sich mit ihnen ver-

binden, und mich mit vereinten Kräften, als einen Rebellen und Störer des Reichs, bis an das äusserste Ende der Welt verfolgen — Doch was solte ich fürchten? Im Ganzen ist ja mein Glück schon gemacht, indem ich das beste Weib, die zärtlichste Teilnehmerin an allen Freuden und Leiden meines Lebens schon lange besize; und sie ist noch viel zu jung und lebhaft, als daß ich befürchten solte, jemals wieder für die Besezung ihrer Stelle sorgen zu müssen. Ausserdem würde ich freilich diesen Fehdebrief ganz versiegelt noch in meinem Pulte aufbewahren. Solte man indeß selbst mein gutes Weib, die mir jezt so willig das Papier zu diesem Aufsaz zubeschneidet, auch sonst mit Rath und That beisteht, wider mich aufwiegeln, um mir die künftigen Tage meines Lebens zu verbittern; oder solte ich so unglücklich sein, in einem Zweikampfe — denn wer kan die Grenzen des weiblichen Hasses bestimmen — mit einem durch Liebkosungen erkauften Verteidiger ihrer usurpirten Gerechtsame mein Leben verlieren: so sterbe ich doch wenigstens den Tod fürs Vaterland, und vielleicht, süsser Gedanke! segnet dereinst noch die Nachwelt, von Dankbarkeit durchdrungen, die Asche ihres Verteidigers. Denn ich gehorche dem Triebe der Natur, die, wofern mich nicht alles täuscht, mich als ein besonderes Rüstzeug zu Bestreitung des Händeküssens ausersehn, nicht ohne wichtige Ursachen so oft unter die Schönen geführt, und über diese Huldigung in Verlegenheit gesezt zu haben scheint.

Nie, dies betheure ich bei allen Entzückungen, zu denen mein Herz jemals an dem Busen eines reizenden Mädchens ist erhoben worden, nie war ich ein Feind dieses Geschlechts, so frühzeitig auch mein Vater mich vor dessen gefährlichen Reizen warnte: aber von jeher hat mir doch das leidige Händeküssen die beschwerlichsten Händel verursacht. Schon in meinen gefühlvollesten Jünglingsjahren, da ich noch fähig war, ein blühendes Mädchen zum Range einer Göttin zu erheben, schrieb ich deßwegen

wegen an meinen Freund, dessen Geliebte ich eben kennen gelernt hatte, diese bedenklichen Worte: „Ich habe mich verführen lassen ihren schönen Händen das traurige Opfer der männlichen Unterwürfigkeit, oder vielmehr Niederträchtigkeit, ganz demütig zu leisten! ꝛc. „ Man kan denken, daß einem Liebhaber besonders der leztere Ausdruck, als die Erklärung des erstern, ausserordentlich auffallen mußte. Hier ist der Anfang von seiner mir gehaltenen Strafpredigt. „Freund, wo gerathen Sie hin? Kan das Opfer, das Sie Ihrem eignen Geständniß nach einer Göttin gebracht haben, traurig sein? Welch ein Widerspruch! Kan es jemals traurig, kan es demütigend, kan es nach Ihrem ungeschliffenen Ausdruck niederträchtig sein, einem Mädchen die Hand zu küssen, da sie doch immer die besten, die vortreflichsten, die liebenswürdigsten Gottesgeschöpfe auf dem ganzen Erdboden sind?„ u. s. w. Und beinahe hätte mich die enthusiastische Beredsamkeit meines Freundes zum Gehorsam zurückgebracht, als ein anderer kleiner Vorfall mich wiederum aufrührerisch machte. Ich kam nach Verlauf einiger Jahre in eine Geselschaft verschiedener Schönen, welche den hergebrachten Handkuß so strenge als eine Wechselschuld einzufordern pflegten. Ein Mädchen unter ihnen merkte gleich bei meinem Eintritt, daß ich einen Anschlag auf ihre Hand gefaßt hätte; sie kam mir aus Ungedult mit Höflichkeit zuvor, und fuhr mit ihrer Rechten, der die meinige nicht geschwind genug folgen konte, so heftig, wie Cäsars Widder gegen die Gallischen Mauren, zu meinem Munde, daß meine Zähne den Einsturz drohten. In dieser Verlegenheit machte ich den Uebrigen eine blose Verbeugung: aber mein Glück auf den ganzen Tag war dahin, und die Meinung von meiner guten Lebensart für diese Stadt unwiederbringlich verloren. Ich beschloß, mich zu rächen, es koste was es wolle, und fing schon an, meine verrätherischen Grundsäze in Ordnung zu bringen, als ich zufälligerweise in Heirathstraktaten mit einem

Frauenzimmer verwickelt wurde, welche ich nun die Meinige zu nennen so glücklich bin. Ich war mistrauisch genug, noch in den ersten seligen Tagen unsrer Liebe einen Ehescheidungsprozeß zu befürchten, wofern ihre Neugierde meine Papiere entdecken solte, uud warf sie feigherzig ins Feuer. Aber die Natur erweckt mich vom neuen, ich gehorche ihrer Stimme, die wie eine tirrhenische Posaune in mein Ohr ertönt, und ziehe, vol Vertrauen auf meine gute Sache, wider eine der ungerechtesten Anmasungen des andern Geschlechts zu Felde.

Doch in allen gesitteten Staaten ist es gebräuchlich, bevor man wirkliche Gewalt anwendet, durch ein Manifest — solte es auch erst in Feindes Lande bekant gemacht werden — die Ursachen des Einbruchs andern Mächten vorzulegen, um sie, wo nicht zu einer Allianz, doch zu einer volkommenen Neutralität zu bewegen. Ich folge also auch diesen Grundsäzen, und mache euch, Männer und Jünglinge aus allen deutschen Provinzen und Städten, die ihr bisher den Damen zinsbar gewesen seid, hierdurch bekant, daß es eure eigenen Gerechtsame sind, daß es die richtige Bestimmung der Grenzen der Artigkeit zwischen beiden Geschlechtern, die Herschaft des Mannes, die eheliche Glückseligkeit, und, unter uns gesprochen, die Versicherung des geliebten Gegenstandes selbst, ist, welche mich aus meiner philosophischen Ruhe zum Streite für euch unwiderstehlich herausgezogen haben. Laßt euch durch keine Intriguen und Negoziazionen irgend eines geheimen Kabinets bewegen, an der Güte meiner Absichten zu zweifeln, oder, bevor wir alle Kräfte gegen einander abgewogen haben, einen schimpflichen Frieden einzugehn. Höret also meine, oder vielmehr unsre gemeinschäftlichen, Beschwerden!

Man küßt den Damen die Hände, ohne bisher die geringste Urkunde gesehn zu haben, worauf diese Gewonheit sich gründet. Wenn Kinder ihren Aeltern die Hand küssen, so ist dies ein Zeichen, wodurch sie ihren unbe=

unbedingten Gehorsam und ihre ausschliessende Hochachtung zu erkennen geben. Wenn Unterthanen gegen ihren Landesherrn diesen Gebrauch beobachten so läßt er sich in eben dieser Rücksicht rechtfertigen; Und ich selbst wolte desfals immer mit Vergnügen die Hand meines gütigen Fürsten küssen, welche so viel Glückseligkeit über sein Land verbreitet. — Diese Gewonheit also sezt allemal Unterthänigkeit, Gehorsam und Abhängigkeit voraus. Ist dies etwan auch das Verhältniß, in dem das männliche Geschlecht gegen das weibliche steht? Wehe uns, wenn man erst beweisen müßte, daß das Geschlecht, welches, im Allgemeinen genommen von der Natur mehr Fähigkeiten, und Kräfte des Geistes so wohl als des Körpers bekommen hat, zugleich auch mit der Herschaft über das andere belehnt sei! Wehe uns, wenn man erst weitläuftig darthun müste, daß das Geschlecht, welches ohne Unterstüzung und Verteidigung des andern fast keinem einzigen Unfalle in der Welt gewachsen ist, dieses nicht als seine gebornen Sklaven behandeln dürfe, und daß, um es kurz zu sagen, der Mann des Weibes, nicht das Weib des Mannes, Haupt sei!

Wenn ich Lust hätte, meine jezige vorteilhafte Stellung zu verändern, oder mit antiken Waffen zu streiten, so dürfte ich nur die Thüre zu einem morgenländischen Serail, oder zu einem griechischen Gynecäum ein wenig öfnen, um zu zeigen, wie ausschweifend die Männer sich ehemals ihrer Rechte bedienten, und zum Teil noch jezt bedienen. Es ist zwar schlechterdings nicht zu billigen, daß diese Völker den Despotismus und die Geringschäzung des andern Geschlechts so weit trieben, daß sie ihre Weiber in den hintersten Teil ihres Hauses dahin bleichen liessen, sie mit den allerniedrigsten Arbeiten beschäftigten, ihnen nie gestatteten, ihre strengen Gebieter ohne ausdrückliche Erlaubniß anzureden; nie, ohne ihre schönen Gesichter verhüllt zu haben, ihnen erlaubten, an der freien Luft, noch an öffentlichen Lustbarkeiten, viel weniger an

öffentlichen Staatsangelegenheiten, Anteil zu nehmen — es müßte denn zufälligerweise der patriotische Athener, im nächtlichen Schlummer an der Seite seiner Gattin, von der Belagerung Potidäas geträumt, oder zum Kriege wider den Philippus gerathen haben. — Es ist höchst ungerecht, daß sie ihre Töchter, ohne sie um die Einwilligung ihres Herzens und ihrer Vernunft gefragt zu haben, an den Meistbietenden verkauften, und so ihr natürliches Gefühl und ihre natürlichen Rechte beeinträchtigten. Ja, ich erkläre, ohne die Schönen damit bestechen zu wollen, den Mann öffentlich für meinen Freund, der sich zuerst diesen tirannischen Gebräuchen widersezte, vol edelsten Mitleids das unterdrückte Weib an seine rechte Hand nahm, und vol Vertrauen auf die Billigkeit dieser Neuerung in Geselschaften von Männern einführte. Ich lobe den Mann, der das Gespräch von Staatsgeschäften und andern blos Männer interessirenden Gegenständen auf solche leitete, woran das Herz des Weibes mit Vergnügen Anteil nehmen konte. Ich schäze den Mann, welcher schwieg, da er das Weib in öffentlicher Geselschaft den Mund öfnen sah, oder sie zur Entschädigung gegen die vorigen Bedrückungen zuerst urteilen, oder allein sprechen ließ; mit einem Worte, ich ehre den Mann, der das Weib als ein Geschöpf von Würde behandelte, und ihr durch ein edles männliches Betragen zu zeigen suchte, daß er mit Verstand und Gefühl die Glückseligkeit zu schäzen wisse, die ihm durch das Weib zu Teil werde. Aber wer zuerst einem Weibe die Hand küßte: — o! der sank von seiner Würde hernieder, und zernichtete in dem Herzen des Weibes diejenigen Gefühle der Dankbarkeit, wovon es doch beständig gegen seine Befreier und Beschüzer durchdrungen sein solte!

Aber welche Ursache bewegt uns denn, dieses schwachsinnige Opfer noch ferner ohne Murren darzubringen? Sind sie noch nicht geehrt genug? Sind sie nicht bei allen Geselschaften, die Versamlungen der Frei-

mäu-

mäurer ausgenommen, gleichsam zunftmässig? Haben sie nicht ihre Hände unvermerkt selbst an die Triebräder der Staatsgeschäfte gelegt? Ist nicht alles schon dahin eingelenkt, um beide Geschlechter fast gar mit einander zu verwechseln, und so wie man in unsrer Sprache den Mond, welchen alle Alten nur für die Frau der Sonne erkanten, als einen Mann bekomplimentirt, auch im häuslichen und bürgerlichen Leben dem weiblichen Geschlechte alle Prätensionen des männlichen einzuräumen? Haben sie also auch nur die entfernteste Veranlassung, sich über Mangel der Ehrfurcht von unserer Seite zu beschweren?

Diese Ehrfurcht gegen ein Geschlecht, welchem die Gottheit selbst die wichtige Bestimmung angewiesen, die Urstoffe des künftigen Menschengeschlechts in sich zu tragen, zum Leben hervorzubringen, und, erwärmt von dem heiligsten aller Gefühle, von dem Gefühle der mütterlichen Zärtlichkeit, in ihrem hülflosesten Alter zu verpflegen und zu erziehen; diese Achtung gegen Personen, welche die Schöpferinnen so vieler Freuden, die Teilnehmerinnen an so manchen Bekümmernissen und Sorgen des Mannes sind: diese wäre indeß noch die einzige Ursache, welche jedes zu diesem Endzweck dienliche Mittel rechtfertigen könte. Allein, ich zweifle so sehr, daß der streitige Handkuß jenen Endzweck befördern solte, daß ich vielmehr jedes andere Uebel von ihm befürchte. Für ein algemeines Zeichen der Ehrerbietung gegen das ganze Geschlecht sind der Personen, so weit auch die Mode um sich gegriffen, und von der Frau Geheimderäthin bis zur Jungfer Ausgeberin, vielleicht auch noch weiter herabgestiegen ist (die Stellung, in welcher ich vor kurzen meinen Bedienten gegen das Kammermädchen überraschte, ist mir immer noch bedenklich) sind, sage ich, der Frauenzimmer offenbar viel zu wenig, denen man es darbringt. Und was haben denn Personen aus niedrigern Ständen und in wohlfeilern Kleidern verbrochen, daß man sie davon ausschließt. Sol es ein Zeichen der besondern Ehrerbietung gegen vorzüg-

lich achtungswürdige Personen des schönen Geschlechts sein: so zeigen wahrhaftig die Mannspersonen, um nicht mehr zu sagen, sehr wenig Menschenkentniß und Beurteilung, da sie die Gegenstände ihrer besondern Hochachtung nur in einem gewissen Kleiderschnitte, nur in gewissen Abteilungen und Rangordnungen der bürgerlichen Geselschaft zu suchen scheinen. Und dann sind wieder viele Damen, welche sich durch ihren Stand, oder durch ihre Geburt und Schönheit, so erhaben dünken, daß sie dieses Zeichen der Ehrerbietung von Mannspersonen aus niedrigerm Stande fast für eine Beleidigung ansehen; einige wenige, die, wie man zu ihrem Ruhme gestehn muß, über ihre Würde und Bestimmuug zu aufgeklärt denken, als daß sie sich jemals durch dieses verbrauchte Zeichen geehrt glauben könten. Sol aber der Handkuß eine Schuzmauer für die Tugend und Keuschheit beider Geschlechter sein: o, so muß diese Tugend wahrhaftig auf den allerzerbrechlichsten Füssen stehn, welche einen solchen Anstoß schwerlich noch aushalten möchten! Denn, o ihr Männer, fürchtet vielmehr jeden, der mit Anmut und Grazie die Hand eures geliebten Weibes zu küssen versteht! wißt, daß diese Talente oft reichlicher, als durch den blosen dankbaren Druck der Hand belohnt werden! O, dürfte ich euch Beispiele anführen, wie oft man über diese vermeinte Schuzmauer, so gut wie die Tatarn über die chinesische, in euer Gebiet eingestiegen ist! Doch mein Wink mag euch warnen.

Oder solte etwa jemand von euch eine wichtige Einbusse bei dieser Neuerung zu leiden befürchten? Nun so sagt doch nur, welche? vielleicht die — und dies ist wohl das Aeusserste — daß ihr keine schöne elastische Hand mehr so leicht berühren dürftet? Aber das werdet ihr doch wol nicht im Ernste behaupten, daß alle Hände, oder daß doch die meisten davon jenes Opfers wert wären? Berechnet doch nur obenhin die Unannehmlichkeiten, welche ihr an der geschrümpften lederfarbenen Hand der Frau Burgemeisterin, an der plumpen schwarzbehäuteten Faust der

Frau

Frau Postkommissarien, an der von Rhabarber und Baldrian vermischt mit Eau de Lavande und Esprit de savon duftenden der Frau Doktorin, an der pergamen = oder ölfarbigen der Frau Magisterin, an der hochadrigen wohl beneroten der Frau Gerichtsdirektorin, u. s. w. zu überwinden habt, ehe es euch gelingt, bis zu der runden weissen Hand eines blühenden Mädchens vorzudringen! Denn wenn ihr den Apfel nicht in eben so viel Stücke zerschneiden, sondern zur Ehre eures guten Geschmacks einer Einzigen ganz erteilen woltet: welche bittere Anzüglichkeiten würden nicht über euch und über das unschuldige Mädchen hereinbrechen? Berechnet die Kränkungen eures ästhetischen Gefühls, wenn diese schönen Hände, ausser den Beschwerlichkeiten der individuellen Organisazion, zufälligerweise einige Merkmale von den Regierungsgeschäften in Küche, Keller, Speisekammer, und andern inkorporirten Distrikten der weiblichen Monarchie an sich tragen! Gerade als wenn man den Rettig mit der Schale essen müßte! Bedenkt doch, wie viel Mühe und Uebung diese Manoeuvres erfordern, um in eben dem Augenblick, da ihr neben dem Favoritbologneser ein Männchen macht die Hand mit Grazie empor zu heben, mit einer Art von Heishunger nach euren Munde zu führen, und dann mit dankbarer Ehrfurcht wieder herabzulassen, ehe es euch wirklich gelingt, mit Beifal und Zufriedenheit zu küssen! Bedenkt endlich, wie wenig euch alle eure Geistesfähigkeiten und Wissenschaften nuzen; wie wenig euch die geistreichsten unterhaltendsten Gespräche und Reflexionen wieder in Kredit sezen können, wenn ihr einmal beim Eintritt so unglücklich gewesen seid, in diesem einzigen Stücke für einen unmanierlichen und tölpischen Menschen, der noch nicht viel unter Leuten von feiner Lebensart gewesen sei, erklärt zu werden!

Dies wenige, wenn ihr es beherzigen woltet, müßte euch meiner Meinung nach, schon dringend genug auffordern, die Last einer bisherigen Gewonheit abzuwerfen, welche keinem Teile weder Ehre noch Nuzen bringt. Aber

Digitized by Google

bedenkt nur, wie sehr das weibliche Geschlecht diese Last bisher vergrössert und erschweret hat, und wie weit es diesen Uebermut noch treiben kan, wenn ihr euch noch immerfort auf eine so unnatürliche Art erniedrigen wolt. Nicht genug, daß sie sich das, was vielleicht anfänglich nur Scherz war, gefallen lassen und die Hand zum Kusse darbieten; nicht genug, daß sie über diese unartige Höflichkeit so hartnäckig, wie ein Consistorium über geistliche Observanzen und Verjährungen, halten, nein, sie machen so gar, nach Beschaffenheit der Person und des Standes, einen Unterschied darunter, welche von beiden Händen sie hinreichen wollen? Ja glaubt mirs, viele Mannspersonen müssen mit der äussersten Spize der linken Finger vorlieb nehmen; viele Damen glauben sich schon weit genug gegen einen Mann herab zu lassen, wenn sie ihm erlauben, nicht etwa den abgelegensten Teil ihres Körpers, nein — nur ihren Handschuh zu küssen; und noch andere, o der Demütigung für einen vernünftigen Mann! halten es sogar für eine Gnade, wenn sie ihn klein genug machen einen Zipfel — ihres Rocks zu küssen. Werden sie nicht bald diese Ehre auch an ihre Fächer und Schirme kommen lassen? Wer weis, daß ein Knecht aller Knechte so verwegen wurde, die größten Fürsten im Staube nach seinen geheiligten Pantoffel hinkriechen zu lassen: der zittre vor dem Schicksal, wozu das weibliche Geschlecht das männliche, seinen verächtlich gewordenen Gebieter, noch verdammen kan!

Indes bildet sich doch jedes Volk seine Unterdrücker selbst, und welche Art der Tirannei es auch immer sein mag, so ist sie gemeiniglich eine Folge der Verachtung, die es sich durch seine Schmeicheleien zugezogen hat. Laßt uns also gestehn, daß das weibliche Geschlecht nicht alle Schuld allein tragen müsse, und daß wir daran selbst, wo nicht den größten, doch auch nicht den geringsten Anteil haben. Denn nie würden die von Natur furchtsamen Frauenzimmer so kühn geworden sein, uns zu untertreten, wofern wir uns nicht selbst vor ihnen hingeworfen hätten

und sklavisch krochen. Aber wollen wir uns niemals wieder aus dem Staube erheben, und, frei von der Macht des Vorurteils, der Stimme unsrer Vernunft folgen? O, dann würde ich mich fast schämen ein Mann zu sein, mich schämen, euch vergebens aufgefordert zu haben, die natürlichen Rechte der Oberherschaft wieder zu behaupten!

Denn was in aller Welt ist es, das uns so furchtsam macht? Vielleicht die Vorstellung, durch die plözliche Unterbrechung einer gleichgültigen Gewonheit, wobei man ohnehin nichts dächte, viele Personen zu beleidigen, welche man, der seltenen Vorzüge ihres Karakters und sanften Tugenden wegen, gar nicht hoch genug ehren könne? Wie gleichgültig dieser Gebrauch sei, habe ich schon, wie ich hoffe, ins Licht gesezt. Wer aber fürchtet, auf diese Art jene achtungswürdigen Damen zu beleidigen, der kennt sie viel zu wenig, als daß er ihnen den Handkuß für einen gültigen Beweis seiner Hochachtung anrechnen dürfte. Sie werden allemal lieber Männer als Unmänner beherschen, oder, wenn es sein muß, sich von ihnen beherschen lassen. Ja man traue ihnen zu (meine ziemlich ausgebreitete Bekantschaft und vieljährigen Beobachtungen berechtigen mich volkommen zu diesem Zutrauen) daß sie das Leere dieser französischen Ziererei hinlänglich einsehn, die Abgeschmacktheit derselben empfinden, und sich von dem Zwange derselben mit los zu machen wünschen können. Aber Revoluzionen in der Geschichte der Menschheit zu bewirken ist zu wenigen seltenen Erscheinungen dieses Geschlechts vergönnt, als daß wir die Verdrängung dieser Gewonheit auf sie dürften ankommen lassen. Sie werden uns die Freiheit von diesem Gebrauche gern gewähren, und ganz gewiß damit zuvorkommen, sobald wir nur Miene machen, sie uns uns selbst zu nehmen. Und die von ihrem Geschlechte, welche zu eingeschränkt denken, als daß sie nicht mit dem Handkuß ihre ganze Ehre und Reputazion zu verlieren fürchten solten, werden das Beispiel ihrer tonangebenden Schwestern so geschwind als ih-

ren

ren Anzug nachahmen, so bald sie merken, daß sie durch Verweigerung der Hand den Ruhm einer guten Lebensart und den Schein vorzüglicher Einsichten in die Abgeschmacktheit mancher kleinstädtischer Gewonheiten erwerben, und, was das bezauberndste ist, die Schuld davon ganz allein auf die törichten Mannspersonen wälzen können. Und wie viel haben denn jene wenigen, welche mit aller Entschlossenheit auch dem zudringlichsten Gecken ihre Hand schon zu verweigern pflegen, an rechtmässiger Hochachtung verloren? Haben sie nicht wirklich dabei gewonnen? und wie viel würden sie nicht noch gewinnen, wenn man sie ihrer hellen Einsichten und ihres gesunden Geschmacks wegen öffentlich autorisirte, den Ton in der grossen Welt anzugeben. Uebrigens denke man doch ja nicht gar zu verkleinerlich von der Billigkeit der Damen, als ob sie unsern übrigen Talenten und Vorzügen, wenn wir deren nur wirklich besizen, nicht solten Gerechtigkeit wiederfahren, und als ob sie von nun an ihre Augen vor allem, was sie sonst an uns zu loben pflegen, verschliessen würden. Dies thun sie ganz gewiß nicht; ich verbürge dafür meine ganze Ehre. Und sie dürften es doch wahrhaftig nicht so ganz mit unserm Geschlechte verderben; es müßte denn sein, daß sie sich selbst genug wären, um auf alle übrige Gefälligkeiten, die wir ihnen erweisen, gänzlich Verzicht thun zu können.

Laßt also, ihr Männer und ihr Weiber, laßt die Angesehensten von beiden Geschlechtern zusammen kommen, und allen fernern verderblichen Vorkehrungen, wozu ich sonst aus Patriotismus schreiten möchte, durch Abschliessung eines ewigen Friedens vorbeugen. Ich liebe den Frieden von ganzem Herzen; ich habe nicht die allergeringsten parteiischen Absichten; in der auffeimenden Eitelkeit meiner Töchter zu Liebe könte ichs immer beim Alten lassen. Ich verlange keine Entschädigung gegen den Aufwand von Papier und Dinte und der übrigen Hülfstruppen, ich möchte nicht einmal einen Kuß — sei es auch

von

Digitized by Google

von der unbezweifeltsten Königin des ganzen schönen Geschlechts, sondern nur das süsse Vergnügen, daß ihr einander von nun an, statt des widersinnigen Küssens, brüderlich und schwesterlich die Hand gebet, und nach Befinden sie einander recht freundschaftlich drücket; und daß ihr von beiden Seiten jeden für einen Rebellen und Störer der öffentlichen Ruhe und des guten Vernehmens erklärt, der es wagen wird, das geringste von der altväterschen Gewonheit wieder sehen zu lassen.

Um euer ganzes beiderseitiges Zutrauen zu meinen friedliebenden Gesinnungen noch mehr zu gewinnen, erlaubt mir noch zum Ueberfluß ein ohnmasgebliches Formular des künftigen Friedensinstruments zu entwerfen, und euch vor der Eröfnung des Kongresses zu beliebigem Ermessen vorzulegen. Seid einig und vertragt euch in der Güte: und soltet ihr auch etwas darin abzuändern für nötig halten, so versichert mir wenigstens, ehe ich meine Truppen auseinander gehn lasse, die unbedingte Genemigung eines einzigen Präliminärartikels: „daß weder beim Eintritte zu diesem Friedenskongreß, noch während desselben, kein einziges von den Bevolmächtigten die streitigen Rechte des Handkusses auf irgend eine Weise ausüben noch fordern wolle, so lange bis das Friedensgeschäft ganz geendigt ist.„

Hier ist das ohnmasgebliche Friedensinstrument.

„Beiderlei Geschlechter haben von der merkwürdigen Aufklärung unsers Zeitalters so viel gewonnen, um schon seit geraumer Zeit einzusehn, daß die Gewonheit, dem Frauenzimmer ohne Einschränkung die Hand zu küssen, nicht nur ohne allen Grund in der Natur, ohne alle politische und moralische Absicht und folglich törig; sondern auch lästig, beschwerlich, vielen Misbräuchen unterworfen, und dem wahren Interesse beider Teile entgegen sei. Da wir nun nicht gesonnen sind der Nachwelt, welche ohnedem noch genug altväterschen Gewonheiten abzuschaffen behalten wird, den Ruhm einer löblichen Abänderung dieses unlöblichen Ge-

Gebrauchs zu überlassen: so erklären wir beiderseits Bevolmächtigte, Kraft dieses feierlichen Instruments, alle fernere Ansprüche auf den Handkuß, so alt und heilig sie auch immer scheinen mögen, für null und nichtig, und geloben einander im Namen aller, daß, von dem Tage der Publikazion dieses Friedensschlusses an, niemand wegen dessen Unterlassung an dem Ruhme der Artigkeit und der guten Lebensart den geringsten Abbruch leiden solle; welchen Vorwurf sich vielmehr jeder zuziehn wird, der sich diesen Verordnungen zu widersezen wagt. Zu desto leichterm Fortgange unserer Reformazion versprechen wir einander in Ansehung des Vergangenen eine völlige Amnestie zu beobachten, so daß kein Geschlecht dem andern die geringsten Vorwürfe wegen des bisher vorgefallenen mache, noch ihm die Schuld allein beimesse."

„Protestazionen wider unsern Friedensschluß werden wir schlechterdings keiner Aufmerksamkeit würdigen. Solten indes einige bei dieser Gewonheit grau gewordene Kleinstädter darauf bestehen, diese Ziererei zu einem lächerlichen Andenken für die aufgeklärtere Nachwelt in einem kleinen Zirkel gangbar zu erhalten; so ist dies die einzige Bedingung, unter der wir ihnen, zur Schonung der menschlichen Schwachheit, unsre Einwilligung geben: daß die Kosten aus gemeinschaftlicher Kasse bestritten werden, und diejenige Dame, welche beim Eintritt in die Geselschaft die Hand zum Kusse dargeboten, bei ihrer Entfernung die Hände ihrer vorigen Vasallen, ohne alle Widerrede und Ausflucht, in eben der Form höflich wieder zu küssen gehalten sei. Da wir, die Abgeordneten beiderlei Geschlechts, zugleich eignes Interesse sowol suchen als aufopfern, und daher um so viel weniger unsre Volmacht überschritten zu haben fürchten dürfen; so versprechen wir uns auch eine desto algemeinere und willigere Ratifikazion dieser Artikel, welche wir zu jedermans Wissenschaft durch alle öffentliche Zeitungen, und an allen Thüren geweihter Visitenzimmer

be-

bekant zu machen Verfügung treffen werden. Gegeben auf dem rc.„

Solten bei der Unterschrift dieses Instruments, an dessen Genemigung ich nicht im mindesten zweifele, einige Rangstreitigkeiten entstehn, welches freilich schon ein sehr bedenkliches Anzeichen sein würde, so gibt mein kluges Hanchen den Rath, gleichsam als ob sie bei dem westphälischen Friedensschlusse zugegen gewesen wäre, die Sache so beizulegen: daß eine doppelte Abschrift des Instruments abgefaßt, und auf dem einen die Namen der Manspersonen, auf dem andern hingegen die Namen der negoziirenden Frauenzimmer obenan gesezt würden. Und so würden die mänlichen und weiblichen Namen einander in Friede begegnen. Ich glaube, der Einfall ist nicht zu verachten, ob ich gleich für meine Person zu gut von ihrem Geschlecht denke, als daß ich, wie sie, von einer Rangstreitigkeit eine Hinderung dieses wichtigen Geschäftes besorgen könte. —

Einige andere Personen, welche sich vorläufig erboten haben, den Kongreß zu verstärken, sind gesonnen in Vorschlag zu bringen, daß man zum Andenken dieser Unterhandlungen, anstatt der gewönlichen Münzen, eine hinlängliche Anzal Geisseln austeilen lasse, um damit jeden Jüngling, welchen man mit gekrümten Rücken den Mund wieder auf die Hand eines Frauenzimmers heften sieht, durch einen warnenden Hieb zu einer geraden Linie zu befördern; und versprechen einander, bei diesen und ähnlichen patriotischen Geschäften wechselseitige Unterstüzung zu leisten.

Solte aber wider alle meine Erwartung der Kongreß gar nicht zu Stande kommen, und ich auch von der bevorstehenden Karnevalszeit, welche, im Vorbeigehen gesagt, ein eben so bequemer Zeitpunkt zur Reformazion unsrer Etikette ist, unangenehme Nachrichten erhalten: so sind schon von meiner Seite die nachdrücklichsten Vorkehrungen gemacht, um nächsten Frühling einen neuen, ganz gewiß

nicht

nicht unglücklichen Feldzug zu thun. Aus gegründetem Zutrauen zu meinem Plane, und aus Vorgefühl von dessen glücklicher Ausfürung bin ich so offenherzig, selbst bekant zu machen, daß ich den Feldzug mit „richtiger Bestimmung des Verhältnisses, in welchem nach allen vernünftigen Aussprüchen des natürlichen Rechts, das weibliche Geschlecht gegen das mänliche steht,„ eröfnen werde. Schon sehe ich im Geiste voraus, wie sehr auf diesen Fall das Getöse meiner Waffen die Frauenzimmerhüte erschüttern wird, und wie hurtig vielleicht manche davon auf die Köpfe der Chapeaubasgänger zurückkehren werden. Und dann ist freilich über den Handkuß gar keine Frage mehr!

Um mich nicht in einem Scharmüzel mit meinen Frau Gevatterinnen vor der Zeit zu schwächen, oder meiner Frau und Töchtern die Winterergözlichkeiten zu verbittern; überhaupt aber, um nicht die schwächere Partei durch das Ansehn meines Namens zu schrecken, oder die stärkere zu irgend einer Verwegenheit zu verleiten, nenne ich voriezt blos einen meiner Beinamen.

Misophiletes.

6.

An Herrn J. F. Ratschky. *)

Wien. Im Brachmond 1781.

Fünf Monden lang
an Faulheit krank
lag meine Mähre
schon auf der Streu,
und ich dabei.

Der

*) d. M. Novemb. 1781. S. 419.

Der Sporn der Ehre
war viel zu schwach;
was er auch stach,
ich streckt' und dehnte
mich aus, und gähnte,
und ward nicht wach.
Ich sah den Maien,
doch träumend nur,
das Jahr verneuen.
Selbst die Natur
sprang aus dem Bette,
und zog sich an;
und in die Wette
erschalt' ihr dann
in lauten Schlägen
Gesang entgegen.
Doch Aug' und Ohr
blieb mir, wie vor,
fest zugeriegelt,
als wären sie
mit Pech versiegelt.
Die Harmonie
von hundert Chören
vermogte nicht
mich aufzustören;
bis dein Gedicht
mich aufgerüttelt.
Ich las, und, sieh!
die Lethargie
war abgeschüttelt:
mein Kopf ward warm
und in den Arm
kam mir ein Jucken,
wie Fieberzucken;
und, Freund, für Dich

ergossen sich,
durch meine Finger,
die kleinen Dinger
zur Antwort hier
auf das Papier.

Du, dem hienieden
das höchste Gut,
ein tanzend Blut
und frohen Mut,
Natur beschieden,
du machest Dir
selbst öde Mauern,
wo Menschen trauern,
zum Lustrevier,
und malest mir
Kirch' und Kapelle
und selbst die Schwelle
am Kerkerthor
so reizend vor,
wie in der That
wol kein Prälat
dem Kandidaten
den Aufenthalt
der Herrn Kastraten
ex voto malt.

Allein der Bauer
sei noch so schön;
drin wonet Trauer.
Dem Vögelchen
wird hinter'm Gitter
der Zucker bitter;
viel lieber holt
es sich die Speise
mit Müh', und lebt

nach

nach eigner Weise.
Es flattert, strebt
nach seines gleichen;
du magst ihm Trank
und Futter reichen,
es härmt sich krank;
sieht seine Brüder
in freier Luft;
hört ihre Lieder;
sieht aus der Gruft
der Liebe Freuden,
und härmt sich ab
in seinem Grab.

Zu solchen Leiden
verdamten sich
die Emigranten
der Menschheit, banten
das all von sich,
was uns hienieden
ein guter Gott
zur Lust beschieden.
Ihr täglich Brod
sind Sehnsuchtsblicke
in's Vaterland,
das sie verbannt
und nicht zurücke
die Armen läßt,
die, ach! so fest
ein Schwur gefangen,
und von der Welt
gesondert hält.
Drum laß die Stangen
nur immerhin
von Golde prangen,

so bleibt ihr Sinn
am Golde hangen.
O, glaube mir,
es würde Dir
gar schlecht behagen,
durch einen Schwur
von der Natur
dich loszusagen,
und immerhin
an jedem Sinn
ein Schloß zu tragen.

Bedenke nur,
wie die Natur
die Ueberläufer
der Menschheit straft.
Ein blinder Eifer
gibt ihnen Kraft,
das ihre Treiben
der Menschlichkeit
zu übertäuben;
doch pflegt im Streit
den Geisselstreichen
kein Härchen breit
der Trieb zu weichen,
dem Heid' und Christ
gleich zinsbar ist.
Was hilft all Ringen
mit ihrem Fleisch?
Wer kan sich keusch
und fühllos singen?
Ein Opiat
wär' in der That
in solchen Nöten
viel besser, als
was durch den Hals,
den Wurm zu tödten,

den Kämpfern rinnt.
Wann's in der Seele
gewaltig brinnt *)
und durch die Kehle
noch Feuer rinnt,
wer kann da sagen:
ich habe mich
mit meinem Ich
herumgeschlagen?
Was Wunder denn,
wenn sie im Bette
Gespenster sehn,
und in der Mette
das hohe Lied
an Sunamith,
(das unsre Zeiten
so albern deuten)
im gleichen Ton
wie Salomon
herunter singen,
und oft dabei,
nach Athem ringen.

Wie vielerlei
Gefahren dräuen
der Fantasei,
wann fromme Laien
dem Priesterohr,
in Schildereien
ganz ohne Flor,
abkonterfeien,
was sie gethan?
Wann junge Schönen
nur halb bekennen,
so muß der Mann,

*) brennt.

durch zwanzig Fragen,
das gute Kind
so lange plagen,
bis es die Sünd'
ihm, so genau
wie Gerhard Dow
im Kleinen, malet.
So angestralet
vom Schein der Lust,
muß nicht die Brust
ihm höher pochen,
und Wollust kochen?
Ein Amtsgesicht
in solchen Fällen
hilft warlich nicht
sich zu verstellen.
Kein Ordenskleid
Hemmt da das Bäumen
der Menschlichkeit,
und des geheimen
Verlangens Spur
glüht auf den Wangen
zu deutlich nur.
Dich hält, Natur
kein Eid gefangen.
Kein Skapulier
und kein Brevier
banne deine Triebe!
Der Arme hier,
verdamt die Liebe
und glüht von ihr,
erwährt sich kaum,
selbst in den Sünden
sie schön zu finden.

Ein

Ein Busenbaum
zwar ahndet kaum
das Echauffiren
in diesem Fall;
denn judiziren
muß nun einmal
er über jeden
Gewissensfall:
Drum hat er jeden,
wie sich's gebührt,
beim Sündenwägen
privilegirt
von Amtes wegen,
weil ihn aus Pflicht
der Kizel sticht.

Kraft dieser Lehre,
die stets zur Ehre
der Menschheit ist,
bestimt und mißt
ein Kasuist
auf seiner Elle
die Sündenfälle
ohn' alle Fahr,
und darf sogar
ohn' Angst und Grauen
der Sünderin
ins Antliz schauen,
die Sünde kühn
anatomiren,
mit Seel und Leib
sich drin verlieren,
darf ohne Scham
dir jeden Schlam
von Lust filtriren —

Noch nicht genug:
er kan ein Buch,
wie Sanchez, schreiben
und seinen Sinn
zum Lustpful in
die Schwemme treiben!
der gute Mann
kan ohne Schaden
darin sich baden,
und bleibt — ein Schwan!

Genug für izt,
denn, sieh! es schwizt
schon Roß und Reiter.
Auf einem Ritt
bei solchem Schritt
kömt man nicht weiter.
Zudem sind ja
die Verschen da,
die kleinen Dinger,
dir, traun! von je
gar bösliche
Gedankenzwinger.
Und Schritt vor Schritt
in dem Gebiet
einher zu reiten,
ermüdet sehr;
es auszureiten
schikt es sich mehr
zum Galoppiren,
als zum Trottiren.

A. Blumauer.

7.

Schloß Frankenstein, auf dem Wege von Manheim nach Zweibrücken.

Es ist schön hier. Menschen, deren Narung in Almanachen und Bonbons besteht, welche ihre Seelen vertauschten gegen Façon, die müssen hier sich fülen, wie — „das Leben geschenkt um Gotteswillen.„ Jede Konversazionsmine wird Brandmark, durch den herzlichen Gruß des guten, gesunden Kölers. Wem die Gärten holländischen Geschmacks aus dem vorigen Jahrhundert wohlthun, der schlafe hier, oder lese den Courier du bas Rhin.

Berge und Menschen, Wasser und Thal! Nichts ist durch abwechselnden Geschmack verstümmelt, durch halbe Aufklärung verunstaltet. Alles prangt in einfacher Majestät, und gießt eine Kraft durch den ganzen Menschen, als ob jeder Athemzug eine Welt trüge — Es ist schön hier! Diese Denkmaale der Vorzeit — wer kan bei ihnen kalt vorüber gehen? Es sind Denkmaale der Zeit, wo Ehrfurcht für das eheliche Band mehr war, als blos Journalanekdote. Wo deutsches Freundschaftsstück von Leben um Leben keinen befremdete, nicht zur Narung der Eitelkeit seiner sparsamen Belohner gepriesen wurde. Wo man lieber mit dem Schlachtschwert rauben und tödten, als durch versteckte Papiere stehlen, und durch Schikanen, langsam siechelnd, zehnfach morden wolte.

Aus dem Schutt dieser Vesten loderte Aufklärung über Deutschland. Aber, Wehe uns! Liebe und Freundschaft sind Rittermärchen worden, branten aus mit diesen Vesten. Wo sind die Weiber, die ihre Män-

ner konten fechten sehen? Grazie verhandelt uns Kränklichkeit, Esprit kam an die Stelle der Herzlichkeit. Das Ausland schlif die Schwerfälligkeit ab von dem Jüngling, aber der Mut verwandelte sich in Eloquenz, deutsche Traulichkeit in Manieren. Unsere Gutmütigkeit, unser — Kurz das, wo unsere schönen Geister, beim Versuch es mit Bravheit auszusprechen, entweder ein enger Rock, oder der Husten Lügen straft; unsere Deutschheit ist so viel leichter worden, als unsere Rüstung!

Die Sonnenstralen hatten abgelassen von der Landschaft, hohes Abendroth brante durch den einsamen Baum, der mutig, wie der junge unbesonnene Heerführer einer schwankenden Kabale, auf den Bruchstücken der Burg emporstrebte, als wir auf das Schloß Frankenstein kamen. Wol und feierlich ward es uns auf dem Wege zu der Burg. Ehrfurchtsvoller Schauer überfiel uns, als wir da standen vor der zerstörten Herlichkeit. Leise gingen wir zu den Trümmern, als fürchteten wir jemand zu erwecken. — Hier waren sie!

Ein Schild in ihrem Wappen konte Geschlechter entzweien. Izt hängt es, unter den verloschenen Geschlechtern, in den Domhallen von Deutschland, nuzt zu nichts, als daß ehrliche Bürger zur Vesperzeit unbekümmert ihren Hut hinanhängen. Verweht ist ihr Staub, vergessen sind ihre Thaten, ihre verheerten Palläste sind das Memento mori menschlicher Herlichkeit. Hier waren sie!

Da hingen ihre Schlachtschwerter, ihre Harnische. Hier schmückte ein edles Mädchen den Helm, in dem nun bald am heiligen Grabe die gelben Locken des tapferen Jünglings modern solten. Hier blinkte der Brautkranz; dort brach ein Todesruf die hohe Brust des Freiherrn. Hier schlief das Kind am keuschen Busen der deutschen Mutter, dort leuchteten geweihte Kerzen auf Helm und Wappen am hohen Sarge. In diesem Gemach schied die Tochter von ihrem edlen Hause, Glück und Frieden zu bringen einem anderen. Hier floß deutscher

deutscher Wein in die goldenen Becher; Jugend hatte der graue Ahnherr daraus getrunken; das machte den Jüngling hohen Sinns für Mut und Redlichkeit. Hier sprach der Priester den heiligen Segen über Mann und Weib! Dort, wo erbeutete Fahnen rosteten, Todtenkränzchen flimmerten, dort auf der Grabethür dröhnte in funkelnder Winternacht der Todtenpsalm an die Kreuzgewölbe, während die Wanderer stil vorüber eilten, und das Licht in den Warten verglom —— Hier waren sie!

Unterdeß war die Abendröthe ausgebrant, die Wipfel der Bäume neigten sich dem sanften Winde. In einem Gemache, das noch Spuren von Malerei duldete, waren in den grossen Bogenfenstern Size zu traulichen Gesprächen. Hier waren wir lange, meine beiden Freunde und ich. Ganz unten im Thale lagen die kleinen Hütten der fleissigen Bewoner, näher unter uns die Kirche und der Kirchhof. Fern herüber blickte der Abendstern.

Wie manche Thräne des edlen Mädchens über den Haß des Vaters gegen ihren Ritter, den Haß, angeerbt mit Wappen und Burg, mag versiegt sein auf diesem kalten Steine! Der Ritter zog fort durch das Thal, und nicht wieder heim. Am bäumenden Roß kante sie ihn noch fern, am hochbuschigen Helm — Als sein Blick sich loswand von den Schieferzinnen der Burg, der weisse Federbusch ihr aus den Augen schwand — da weihete sie sich stum der Verzweiflung, und lächelte hinab in das Thal.

Eine männliche Thräne rolte hinab auf des Ritters glänzenden Küraß; der Schild schlotterte an seinem Arm; seine Kraft war daheim geblieben. So zog er fort, ohne Trost und Frieden. Und als das mutige Roß des Ritters gefaltete Hände vom Nacken warf — da sprach sie das heilige Gelübde, und im Chor der andächtigen Jungfrauen borst mitten der Grabstein, unter dem nun bald die blauen Augen zu Staub verrinnen solten. Anzeichen schauerten durch des Ritters Burg.

Die

Die Ritter kamen heim, die Brüder. Er ritt nicht wieder über den Berg! Hize, Noth hatte ihn ausgezehrt im heiligen Lande, und als er um einen Trunk Wassers bat, spaltete ein Sarazenenhieb sein Herz!

Ihre Seelen müssen sich schon geahndet haben, und wenn einst Rückerinnerung Seligkeit ist — O die Glücklichen, daß sie litten! Gottes sanfter Friede, um alle, die hier waren, hier weinten!

Arm in Arm, sahen wir vor uns hin in das Thal. Das Licht schimmerte aus den kleinen Hütten, durch die verbranten runden Fensterscheiben. Der Wind fuhr an der hohen Epheumauer des Schlosses nieder. Vergänglichkeit wehete uns an! leiser Graus fröstelte durch das innerste Mark.

Meine Freunde — von diesem glühenden Händedruck der Freundschaft, bis zum lezten Todeskrampf, wie lange wird es noch sein? O über unsere Plane, unsere Werke, unsere schlaflosen Nächte! Unter einer Spanne Erde modert der Kopf, dessen Systeme eine Welt umschufen. Laßt einen Höfling den Einfal eines Grossen bei der Tafel zu Wunsch und Befehl machen; und muntere Bursche tanzen unbekümmert in dem Staube Mazarins und Richelieus. Weniger Menschen Werke dauren so lange wie ihre Grabsteine. Wir zeichnen in den Staub; und eine Lage überzieht die andere. Ehe unser Sarg den Schädel eines andern tiefer in den Sand drückt, vergehen höchstens noch dreissig Jahre. Der Todtengräber hackt den Spaten in unser Grab, dehnt sich, schmaucht über unsere Verrwesung weg, und wir waren. O des Thoren, der nach irgend Etwas strebt, als nur nach dem, was dem Weisen und Guten Bedürfniß ist!

Es ward finster, stil — so stil, daß auch ein Gedanke Geräusch gewesen wäre — die Abendglocke schlug

an.

an. Aus allen Gräbern fuhr es herauf mit dem Schlage: Wir waren!

Bange schol es herüber von fernen Orten: sie waren!

A. W. Jfland, Schauspieler zu Manheim.

8.

Zwei Gedichte.

Der zweite Mai.

Lied einer Gattin.

Der zweite Tag im Monat Mai
ist mir der seligste der Tage;
Und, bleibt mein Thyrsis mir getreu;
Gereut michs nie, was ich izt sage.

Zwölf Sommer sind es, seit ich schwur:
Vor allen Hirten ihn zu lieben,
und heut erneut mein Herz den Schwur:
Ihn ewig stark und treu zu lieben.

Du, Liebe! gibst mir Ruh und Glück,
ein zweites Vaterland und alles;
Mit dir fürcht ich kein Misgeschick,
versieht mein Wohl sich keines Falles.

An Thyrsis Hand, von ihm geliebt,
fühl' ich den schlechten Rausch der Freude;
Ein Glück, das keusche Liebe gibt,
verdient allein, daß man's beneide.

Nicht

Nicht Heldenruhm, nicht Fürstengut,
kan uns zufriedne Herzen geben;
Der Liebe wunderreiche Glut
allein beseligt unser Leben.

Und hört der Himmel auch mein Flehn;
So wird mir noch zum süssen Lohne,
(Lusttrunken wird's mein Thyrsis sehn;)
sein Bild in einem Göttersohne.

Bild meiner Freundin
nach dem Pope.

Selten sieht man, was ich kenne —
Schweige, Neid! und höre mich.
Warlich, wenn ich sie dir nenne,
legt dein finstrer Unmut sich.
Jeder Reiz schmückt ihre Jugend,
sie ist gut und klug und schön,
kent den Wert der sanften Tugend,
läßt nie Zorn und Eifer sehn;
Scherzt, wie Grazien, bescheiden,
jeden Stolz verwirft ihr Herz;
Heiter bei des Nächsten Freuden,
weint sie auch in seinen Schmerz.
„So hat sie bei allen Gaben
keinen Fehler?„ fragt der Neid.
Fehler, wie sie Engel haben,
keinen Fehler ihrer Zeit. —
Mag sie, wer sie kennet, loben;
Was sie thut, gilt ihr für Pflicht.
So, durch innern Wert erhoben,
Schäzt sie Lob, und braucht es nicht.

Gr. v. E. geb. Gr. v. S.

9.

Briefe aus Holland.

Neunter Brief.

Utrecht d. 28. Jul. 1779.

Da meine Briefe so schnell auf einander folgen, so kan es Ihnen gleichgültig sein, von woher Sie dieselben erhalten. In der That war auch unser Aufenthalt in Rotterdam so kurz und unserer Zerstreuungen daselbst so viele, daß es nicht möglich war, einen langen Brief zu schreiben, und blosse si vales bene est, verlangen Sie doch nicht.

Wir reiseten vorgestern auf die gewöhnliche Weise über Delft nach Rotterdam, welches nur drei Stunden von dem Haag entfernt ist. In Delft hielten wir uns einige Zeit auf, vornemlich um die dasige Fayenzefabrik zu besehen. Mit Vorbeigehung alles Technologischen, wil ich Ihnen nur diejenigen Nachrichten mitteilen, welche ich auf der statistischen Seite dieser Manufaktur eingesammlet habe.

Gegenwärtig sind noch 15 Meister in Delft, welche Fayenzefabriken besitzen. In jeder derselben arbeiten zwischen 30 und 40 Personen, mithin in allen zusammengenommen ohngefähr 500. Es wird dort also immer noch von dieser Waare mehr verfertigt, als an irgend einem andern Orte, wenn gleich bei weitem nicht so viel als zu der Zeit, da die Konkurrenz ähnlicher Fabriken noch nicht so groß und das sogenante Steingut noch nicht Mode war, auch der Luxus den Gebrauch des ächten Porzeláns noch nicht so gemein gemacht hatte als jezt. Man versicherte mich, daß vor 25 Jahren in Delft 31 Meister und also doppelt so viele als jezt, Fayenzefabriken betrieben hätten.

Rotter

Rotterdam hat mir sehr gefallen. Nicht sehr groß, aber dicht bebauet, und die ziemlich hohen Häuser stecken voller Menschen bis in die Souterrains hinein. Man schäzt die Zal der Einwohner auf 90 bis 100000. Bei minderer Grösse ist es also so volkreich wie Leiden. Kein Wunder, da dieser Ort so sehr bequem zur Handlung liegt. Ein sehr auffallender Anblick ist es, wenn man die Masten und Wimpel grosser beladener Kauffarteischiffe in der Stadt vor den Fenstern vorbeiziehen sieht. Die Kanäle daselbst sind so bequem und tief, daß dergleichen grosse Fahrzeuge unmittelbar an den Vorratshäusern der Kaufleute gelöscht und wieder beladen werden können. Dieser Vorteil, welchen Amsterdam bei weitem nicht hat, muß es befremdlich machen, daß der Hauptsiz der niederländischen Handlung sich nicht schon längstens von diesem Orte weg und nach jenem gezogen hat. Freilich geschehen dergleichen Veränderungen in Staaten wo man den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt, nur äusserst langsam. Die Handlung von Rotterdam, nimt indessen jezt anch wirklich beträchtlich zu. Ein sicherer Barometer, ist unter andern das Steigen des Preises der Grundstücke. In Amsterdam wurde neulich ein Haus um 36000 Fl. verkauft, welches ohnlängst nach der Versicherung sachverständiger Leute 40000 Fl. zu bauen gekostet hatte, dahingegen in Rotterdam der Wert der Häuser täglich zunimt. Hier ist wenig Luxus, alles geht zu Fusse, in Amsterdam aber, rollen unzälige Karossen beständig über das Pflaster.

Weil von Rotterdam nach Utrecht keine gerade Treckfart angelegt ist, und man also zu Wasser einen ziemlichen Umweg nehmen muß, so mieteten wir heute ein Fuhrwerk bis Bodegrave, welches 7 Stunden von Rotterdam liegt, um uns dort der Schüyt welche täglich von Leiden nach Utrecht durch jenen Ort geht, zu bedienen. Unterwegs verweilten wir einige Stunden in Ter Gount oder Gouda. Die berühmten Tabakspfeiffenmanufakturen daselbst, waren

ten das wichtigste was unsere Neugierde an sich zog. In einer derselben welche wir besuchten, arbeiteten ohngefähr 30 Menschen. In den mehresten sollen aber nur 10 bis 15 Arbeiter angestellt sein. Der Gasthof wo wir abtraten, war zugleich das Gildehaus der Pfeiffenfabrikanten, oder wie man hier spricht: der Pfeiffenbäcker. Eine grosse schwarze Tafel hing an der Wand, auf welcher die Zeichen sämtlicher Meister, die sie den Pfeiffen, ehe solche in den Ofen kommen, aufdrücken zu lassen pflegen, in runde weisse Schilder gemahlt waren. Ich zälte überhaupt 251 Schilder, und so viele Meister sind noch gegenwärtig da. Ehemals soll ihre Anzal 387 betragen haben. Seit 1766 in welchem Jahre die Tafel gemacht worden, waren wiederum 2 Werkstäten eingegangen und deshalb die Zeichen auf den Schildern gelöscht. Hieraus kann man die Zal der Arbeiter überhaupt ohngefähr bestimmen, und wenn ich nur zehn auf jede einzelne Fabrik rechne, so kommen doch über drittehalb tausend Menschen heraus, welche sich unmittelbar mit dieser Manufaktur beschäftigen. Wie groß muß nun nicht die Anzal der Hände sein, welche mittelbar bei der Verpackung, Versendung, Anfertigung der dazu erforderlichen Kasten oder Körbe, und auf mancherlei andere Weise dadurch in Thätigkeit gesezt werden?

Der Preis der Tabakspfeiffen zu Gouda ist sehr geringe. Von den kleinsten und schlechtesten kostet das Gros oder 12 Duzend nicht mehr als 8 Stüiver. Nach Verhältniß der Grösse und Feinheit, wenn nemlich der Thon öfterer geschlemmt wird, steigt dieser Preis bis zu 36 Stüiver. Eine unglaubliche Menge wird von dieser Waare im Lande verbraucht.

Sogar die Wirte in den Gasthöfen reichen den ankommenden Fremden sogleich neue Pfeiffen, ohne dafür besonders etwas zu rechnen, ohngefähr auf die Art wie man bei uns eine Prise Schnupftabak darreicht. Rauchtabak trägt jeder Holländer in einer Dose bei sich. Uebrigens

führte uns unser Weg heute auch noch über Woerden, eine starkbefestigte Stadt in welcher aber keine Besazung liegt. In der Nähe derselben sind eine ungeheure Menge Ziegelbrennereien. Nach Utrecht hin, findet man wiederum Ackerbau und nicht blos Viehweiden, besonders sahen wir viele Kartoffeln, auch etwas Rocken, Hafer und Hanf in den Feldern.

Hier gefält mir es nicht sonderlich, vielleicht ist Sehnsucht nach Hause Schuld daran.

Morgen wird noch eine Spazierfart auf dem Wege nach Amsterdam hin, gemacht, und alsdenn an die Rückreise gedacht.

Eben werde ich gewahr, daß ich Ihnen von dem Standbilde des berühmten Erasmus in Rotterdam noch nichts gesagt habe. Jedoch was solte ich Ihnen davon sagen, was Sie nicht schon wüsten oder in jeder gedruckten Beschreibung lesen könnten? Ehre macht dies Denkmaal dem Geburtsorte des grossen Mannes. Noch mehr Ehre dem Lande, daß es seine toleranten Grundsäze von jeher so sehr als irgend ein andres zur Ausübung brachte. Ob nicht Zufal und glücklicher Instinkt, wenn ich so sagen mag, stärkeren Anteil als Liebe zur Warheit und zu dem was recht und billig ist, hieran hatte, mag ich heute nicht untersuchen.

Der Geist des Erasmus sei mit uns allen, Amen.

---

10. An

10.

An Lina.

Antwort auf einen Brief, worin sie dem Verfasser schrieb, er solle sich vor der Welt verstellen lernen und an böse Zungen denken.

Was? Ich solte mich verstellen?
solte Pfeile voller Gift Dir schnellen
und im Herzen lieb und hold Dir sein?
solte Dir den klaren Wein
nur in düstern Winkel schenken
und mit Essig vor der Welt Dich tränken?

Lina, sieh mich ofnes Blickes an!
sage, kan ein deutscher Mann
deutsche Redlichkeit verstecken?
sage, kan ein deutscher Mann
sein Gesicht mit einer Larve decken?

Ha! Du schweigst, und sprichst: „ich fehle,
sehe, daß ein Schattenbild
meine junge Mädchenseele
mit dem Zauber falscher Schlüsse trillt.„

Laß die Dummen, was sie wollen, sagen!
laß verbuhlte Weiber uns der Kezerein
in der Lieb' uns ärgrer Dinge zeihn!
laß sie Holz in Scheiterhaufen tragen,
unsre Asche schon im Geist zerstreun:
Wir, wir wollen frölich dabei sein
und die Schwachen oben drein beklagen!

Beßre Männer, beßre Frauen
sehn im mildern Licht' uns an,
daß der Freundschaft Talismann,
auch im Winter, uns in Auen
von Elysium versezen kan.
Aechte Menschen sehen keine Sünden
auf dem Fittig unsrer Küsse ruhn,
werden nicht in unserm Thun
Spuren eines Irwegs finden.
Nur das Mädchen, das, mit frechen Blicken,
wollusttrunken, jeden Mann beschielt,
das, so wie der Bach, mit Felsenstücken
und mit Veilchen, gleiches Sinnes, spielt,
das nur drängt sich zu den Alten,
die Genuß der Zeit in Falten
eingenehet hat, mit ein,
sucht durch böse Spötterein,
Lina, Dir auf Deinen Wangen
sonnenhell und sonnenrein
schwarze Flecken anzuhangen,
suchet unsre Seelen zu entzwein
und auf ebnen Rosenwegen
Dornen für Dich auszustreun.

Aber unsers Engels Segen
hemt den Pfeil, auf Dich geschnellt, im Lauf,
schließt die Pforten edler Herzen
Dir, zur sichern Wehre, damit auf.
Göttermächtig deckt in unsern Scherzen
uns der Unschuld Flügel, wann der Neid
Zwietrachtesamen für uns streut,
und, ob auch ein Korn gedeit,
wächst daraus, dem Säemann zum Spotte,
eine dichte Mirtengrotte,

die der Freundschaft, gleich der unsern rein,
wir alsdann zum Tempel weihn.

Lud. Stelzer.

11.

Verzeichniß der Vorlesungen, welche in dem Jahr 1782. sowohl von sämtlichen Professoren, als übrigen Lehrern der herzoglichen Karlsuniversität zu Stuttgard gehalten werden.

Religion.

Dogmatischer Theil. Kleß, nach Zachariä.
Historischer. Müller.
Katechetischer. Bernhard.

Rechtsgelehrtheit.

Juristische Encyklopädie und Methodologie. Von Normann, nach Pütter.
Rechtsgeschichte. Eben der, nach Selchow.
Römische Rechtsaltertümer. Seeger, nach Selchow.
Reichsgeschichte. Normann, nach Pütter.
Uebliches Völkerrecht. Eben der.
Institutionen des römischen Rechts. Seeger, nach Hofacker.
Pandekten. Heid, nach Hellfeld.
Deutsches Privatrecht. Hochstetter, nach Pütter und Selchow.
Aelteres und mittleres deutsche Statsrecht. Reuß.
Neueres. Eben der, nach Pütters Institutionen.
Deutsches Kirchenrecht. Hochstetter, nach G. L. Böhmer.
Deutsches Lehnrecht. Eben der, nach Böhmer.
Reichsprozeß. Reuß, nach Pütters Epitome.
Stats- und völkerrechtliche Praxis. Eben der.
Prozeß und bürgerliche Praxis. Seeger, nach Claproth.
Wirtenbergisches Privatrecht. Hochstetter.
Polizei- Handlungs- und Finanzwissenschaft. Autenrieth, nach Sonnenfels.
Juristische Kanzleipraxis. Eben der.

 Mili-

Militärische Wissenschaften.

Einleitung durch die reine Mathematik. Hahn, nach Unterberger.
Artillerie- und Kriegsbaukunst. Rösch, nach Struensee.
Taktik. Eben der, nach Keralio und Maizeroy.
Wasserbaukunst. Eben der, nach Silberschlag.
Griechische und römische Kriegsaltertümer. Nast, nach seinem Handbuch.
Kriegs- und Soldatenrecht. Seeger.
Artillerie- Fortifikations- und taktische Zeichnungen. Hahn.

Oekonomische Wissenschaften.

Stats- Handlungswissenschaft. Autenrieth, nach Sonnenfels.
Technologie. Eben der, nach Bekmann.
Finanzwissenschaft. Eben der, nach Sonnenfels.
Forst- und Jagdwissenschaft. Stahl, nach Sukkow und Buchting.
Forst- Kameralwissenschaft. Stahl.
Bergbauwissenschaft. Eben der, nach Lehmann.
Metallurgie. Eben der.
Kameral- und Wirtschaftsrecht. Hochstetter.
Algemeines deutsche, und besonders Wirtenbergische Forstrecht. Reuß.
Kameralische Kanzleipraxis. Autenrieth.
Rechnungswesen nach algemeinen Grundsäzen, und insbesondere nach Wirtenbergischen Gesezen. Weisser.

Arzneigelehrtheit.

Geschichte der Arzneiwissenschaften. Konsbruch.
Osteologie. Morstadt, Prosektor.
Anatomie. Klein.
Physiologie. Konsbruch, nach Haller.
Semiotik, Therapie. Eben der.
Theoret. Chemie. Reuß, Medikus.
Naturgeschichte des Thierreichs. Köstlin, nach Blumenbach.
Mineralogie. Eben der, nach Gmelin.
Botanik. Kerner, nach Dietrich.

Handlungswissenschaften.

Handlungswissenschaften. Dannenberger.
Kaufmännische Rechnungen. Eben der.
Handlungsgeschichte. Drük.
Handlungserdbeschreibung. Franz.
Handlungsprodukte aus dem Pflanzenreich. Kerner.

Weltweisheit.

Philosophische Geschichte. Schwab.
Logik, Metaphysik. Eben der, nach Ploucquet.
Theoretische Philosophie. } Abel { nach Platner.
Praktische — — } Abel { nach Ferguson.
Naturrecht. La Motte, nach Höpfner.

Mathematik.

Reine Mathematik. Rappold, Bibliothekar, nach Kästner.
Arithmetik, Geometrie. Duttenhofer.
Eben diese, Trigonometrie, Statik, Hydrostatik. Moll.
Mathemat. Geographie. Rappold und Moll, nach Funk.
Theoretische Naturlehre. Rappold, nach Seegner.

Geschichtskunde.

Vorbereitung zur Geschichte der ältern Völker, bis auf die Griechen und Römer. Drük.
Griechische und römische Geschichte, bis auf den Umsturz des römischen Freistaats. Eben der.
Geschichte des römischen Kaiserthums und der gleichzeitigen Völker, bis auf Karl den Grossen. Eben der, nach Renner.
Mittlere, neuere Universalgeschichte. Schott.
Wirtenbergische Geschichte. Eben der.
Statistik. Eben der, und le Bret, nach Tozen.
Heraldik. Vischer, nach Gatterer.
Numismatik. Eben der.
Erdbeschreibung, Kielmann, Franz, Gauß, Hübner, Hausleutner, nach Volz.

Philologie, Altertümer, schöne Wissenschaften.

Griechische Sprache, Profanskribenten, Altertümer, Trauerspiel. Naſt, über Homer, Vollborths Tragische Chrestomathie, Aristotels Poetik, Geßners pros. Chrestomathie. und Nädele über Xenophon und Aesop.
Lateinische Sprache. Kielmann, Franz, Kellenbach, Nädele, über Korn. Nepos, Cicero, Livius, Virgil, Horaz, Köhler, Hausleutner, Hübner, Gauß.
Römische Altertümer. Kielmann, nach Nieuport.
Deutscher Stil. Schwab.
Literatur der schönen Wissenschaften in Deutschland. Göriz, nach: Karakter der deutschen Dichter und Prosaisten.

Deutscher Stil und Sprachübungen für Ausländer. Eben der, nach Sulzers Vorübungen ꝛc. und les recreations philologiques von Choffrin.

Ausländische lebende Sprachen.

Französische. Uriot, Baer, Franz, Guinard, Mayerlen, Steckdorf; über Wailly, Dumarsais, Korneille, Racine, Alembert.
Italische. La Motte, über Metastasio; Werthes, nach Tasso.
Englische. Gosse.
Russische Sprache (und Erdbeschreibung) Boniatschewsky.

Künste.

Theorie der Künste. Guibal.
Allegorien, mit Anwendung auf die Kunstaltertümer. Haug.
Bürgerliche Baukunst. Atzel.
Malerei. Guibal, Harper, Schlehauf.
Kupferstecherei. Müller.
Bildhauerei. Friederich.
Gärtnerei. Scheidle.
Freie Handzeichnung. Atzel, Friederich, Schlehauf.
Pflanzen- und Thierzeichnung. Kerner.
Tonkunst ꝛc. Poli, Seubert, Stauch, Hetsch, Enßlen, Bertsch, Weber.
Schreiben. Rooß, Reichmann.
Reuten. Vischer, Stallmeister.
Fechten. Malte.
Tanzen. Malter α und β, Kysel, Hutti.
Choreographie. Malter, Vatter.

Wo keine Bücher angegeben sind, lesen die Professoren und Lehrer nach eigenen Entwürfen.

Lektionszettel von Universitäten interessiren selten, enthalten oft nur, was zu lesen versprochen, nicht, was wirklich gelesen wird. Nicht so bei Stuttgard, von welcher Universität innern Verfassung man noch überdies durch vorstehendes Verzeichniß ihrer Vorlesungen ein und anderes Neue und Rechte kennen lernt.

Der

Der Fakultäten sind fünfe:	Deren Dekane:
Juristische.	Reuß.
Medizinische.	Konsbruch.
Philosophische.	Schott.
Militarische.	Rösch.
Oekonomische.	Autenriet.

Intendant, von Seeger. Sekretar, Vischer. s. obiges Verzeichniß.

Prorektor, Held. Kanzler, Le Bret. Medikus, Prosektor, Bibliothekar, Prediger, Plank.

12.

Pygmalion.

(Ovids Verwandlungen. Buch 10. Fab. 9.)

Ehlos hatte Pygmalion schon im einsamen Bette
lange gelebet. Er furchte die Thorheit der weiblichen Herzen.
Künstlich bildet er unterdessen mit glücklichen Händen
eine Jungfrau, schön, wie keine Lebende sein kan,
weiß, aus täuschendem Elfenbein, wie Schnee des Gefildes,
und verliebet sich in sein Werk. Du hättest im Antliz
Leben und Wahrheit gesehn, geglaubt, es würde die Jungfrau
sich bewegen, wofern nicht schüchterne Scham sie zurückhielt:
so verbarg sich die Kunst. Pygmalion staunet und schöpfet
heisser Begierde Flammen aus nachgebildeten Reizen,
forschet mit tastenden Händen nach Fleisch, und zweifelt, und leugnet
schon sich selber, sie sei aus Elfenbeine gebildet.
Küsse gibt er, und wähnet Küsse zu nehmen, und koset,
rühret den Leib, und wähnet, er weiche dem drückenden Finger,
fürchtet, ein bläuliches Maal verrathe den drückenden Finger.
Schmeichelnd redet er oft sie an, und bringet auch oft ihr
Mädchengeschenke, Muscheln und kleine Vögel und glatte
Steinchen, oder Blumen von mannigfaltiger Farbe,

Lilien, bunte Bälle, der trauernden Hälladen *) Thränen, die sie, verwandelt in Pappeln, noch schwesterlich weinten
über Phaetons Fall, sie träufeln glänzenden Bernstein.
Auch Gewande schenket er ihr, und schmückt mit Gesteine
ihre Finger, schmücket den Hals mit hangendem Schmucke,
mit Geschmeide den Busen, mit leichten Perlen die Ohren.
Alles kleidet sie wohl, die eignen Reize noch besser.
Teppiche breitet er aus, getaucht in Tyrischen Purpur,
nennet sie Bettgenossin, und legt, als könne sie fühlen,
ihren Hals auf weichen Pflaum mit bebender Sorgfalt.

Venus Fest brach an, vor allen Festen in Cyprus
hochgefeiert. Es fielen unter den Beilen der Priester
weisse Stärken vor dem Altar mit vergüldeten Hörnern,
und es duftete Weihrauch. Auch Pygmalion brachte
seine Gabe, stand und betete schüchtern: „wofern ihr,
Götter, alles vermöget, so werde meine Gattin„
(diese elfenbeinerne Jungfrau durft' er nicht sagen)
„dieser elfenbeinernen gleich!„ Die goldgelockte
Venus war zugegen bei ihrer Feier, und wußte
seinen Wunsch. Dreimal ergrif zum günstigen Zeichen
eine Glut das Opfer mit aufwärts strebender Lohe.

Heimgekehrt besuchet er oft das Bild der Geliebten,
breitet küssend sich über ihr aus; sie scheint zu erwarmen.
Wieder küßt er, und tastet mit seinen Händen den Busen,
und der Busen ist weich, und sinket unter dem Finger,
Wie im Sonnenscheine das Wachs. Pygmalion staunet,
zwei-

*) Die Töchter des Hälios (des Sonnengottes) beweinten den Tod ihres Bruders Phaeton. Sie wurden in Pappeln verwandelt. Auch als Pappeln weinten sie; aber ihre Thränen waren Bernstein, welcher in den Po fiel, der ihn dem Meere zutrug.

zweifelt, indem er sich freut, und fürchtet getäuschet zu
werden.
Seine Wünsche betastet er, und betastet sie wieder;
aber es ist ein Leib, und unter prüfenden Händen
wallt ihm entgegen der Puls. Die Fülle des Dankes ent-
strömt ihm.
Seine Lippen berühren nun, ach! nicht täuschende Lippen
mehr; die Jungfrau fühlt und erröthet, fürchtet die Küsse,
hebet schüchterne Augen empor zu seinen Augen,
und erblicket zugleich mit ihrem Geliebten den Himmel.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

13.

Edler Wetteifer.

Die ansehnlichen Felder eines Gräflich Wertherl. Dorfes, Grosneuhausen, im Kursächs. Thüringen, waren durch den bekanten in der Nacht des 7 Jun. 1779 eingefallenen Frost gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Noch kan ich nicht ohne Rührung an den Augenblick des darauf folgenden heissen Nachmittags denken, da man dieses Unglück an der auf einmal mit einer unzeitigen Weisse überzogenen Flur wahrnahm. Die ganze Gemeinde war eben zur Feier des Friedensfestes auf einer grossen Wiese versamlet; alles was jung war hüpfte in frölichen Tänzen, die Alten hatten sich über das Glück, durch eine ungewönlich reiche Aernte gegen alle erlittene und befürchtete Uebel des Kriegs entschädigt zu werden, in die süssesten Betrachtungen verloren: als die Nachricht von der schrecklichen Verwüstung ihrer Flur die ganze Menge, wie ein Orkan, plözlich aufhob, und unter lauten Wehklagen zu den Ruinen aller ihrer Hofnung fortris. Jederman befürchtete,

da

da das Unglück auch die Nachbarschaft nicht verschont hatte, den traurigsten Mangel. Und doch übertraf diese Gemeinde, welche am meisten gelitten hatte, das Jahr darauf ihre Nachbarn an großmütiger Wolthätigkeit. — Ein weimarisches Dorf, Brembach, brannte vor der Aernte 1780. fast ganz ab, und jene Gemeinde, welche von dem Wetterschaden des vorigen Jahres zu sehr gedrückt war, als daß man von ihr die geringste Beisteuer hätte erwarten sollen, war die erste, welche ihren verarmten Nachbarn in einer fremden Herschaft zween volle mit Korn und Mehl beladene Wagen zufuhr. Der Herzog von Weimar, welcher von dem Unglücke seines Dorfes herbei gerufen worden war, und sich freuete, daß die Abgebranten ihren einstweiligen Unterhalt auf der Stelle kaufen könten, erstaunte als er vernahm, daß es ein Geschenk der Neuhäuser Gemeinde sei, deren eigenes noch nicht verschmerztes Unglück ihm nicht unbekant geblieben war. Er schickte den Augenblick einen seiner Husaren ab, um dieser großmütigen Gemeinde unter den gnädigsten Ausdrücken seine Rührung und Dankbarkeit zu bezeugen. Hierdurch von neuen erweckt, beschlossen diese gutherzigen Landleute einmütig, ihren Brüdern, welche sie nun zwar wider den Hunger, aber noch nicht gegen den Durst bei der strengsten Hize zu schüzen gesucht hätten, einige zu einem jährlichen Gemeindefeste bestimte Fässer Bier eben so willig aufzuopfern. Und Entschluß und Ausführung war Eins. — Die rühmliche Befreiung von gewissen Abgaben, so oft sie durch das weimarische Gebiete fahren, wird einst ihre Enkel noch belehren, daß edle Handlungen immer noch erweckende Belohnungen finden und für die Nachwelt ein Seegen sind.

Nicht ein ganz vorzüglicher Wohlstand machte diese Menschen so wolthätig, sondern ihre wirklich sehr gute Denkungsart, woran, wie ich zur Ehre und zur Aufmunterung rechtschaffener Prediger nicht verschweigen darf, der dasige verdienstvolle Prediger, dessen eigenes

Beispiel

Beispiel mit seinen Lehren aufs genaueste übereinstimmt, gewiß einen sehr grossen Anteil hat. Und dies ist eben die Gemeinde, welche ausser andern Beweisen ihrer veredelten Empfindsamkeit zur Zeit der Theurung im J. 1771 und 1772 durch die erste freiwillige sehr ansehnliche Kollekte für die Armen im Erzgebürge andern Thüringischen Gemeinden zur Nachahmung das ermunterndste Beispiel gab, und auch in der Folge mit ihnen weteiferte.

Solten Handlungen dieser Art, welche wirklich unter den mit Unrecht noch immer so wenig geachteten Landleuten nicht so selten sind, als man es argwöhnt, nicht verdienen in den Jahrbüchern der deutschen Nazion aufbewahrt zu werden? Und solte ich durch diese Bekantmachung von den dabei interessirten Personen wol einen gegründeten Vorwurf zu befürchten haben? — Für die Wahrheit meiner Erzälung verbürge ich übrigens, in Ermangelung einer andern Bürgschaft, meinen Namen.

Leipzig, d. 18. Sept. 1781.

J. S. Fest.

14.

Ein Gespräch.

B. Wie so mürrisch, alter ehrlicher Freund?

A. Es ist kein Wunder!

B. Und weswegen kein Wunder?

A. Weil man mir's darnach macht.

B. Aber was macht man dir denn? was ärgerst du dich? was fehlt dir? — Es ist wol nicht Unbescheidenheit, wenn ich dich nach der Ursache deines Unmuts frage, wir sind schon seit so langer Zeit Freunde!

A. Ich habe einen Sohn. —

B. Und

B. Und einen braven Sohn; einen Sohn, um den ich dich beneiden würde, wenn der meinige nicht eben so brav zu werden verspräche.

A. Du weißts, ich habe keine Kosten und keine Sorgfalt an meinem Sohne gespart; er hat sehr viel gethan; er ist ein junger Mensch von der edelsten Denkungsart, ist immer mein Stolz gewesen; ich dachte meinem Fürsten an ihm seinen würdigsten Diener zu bilden. —

B. Und?

A. Und nun muß ich sehn, daß meine Kosten und seine eifrigsten Bemühungen verschwendet sind. Weil ich nicht bestechen, und er nicht kriechen kan; weil ich keinen Vetter in einem der hohen Kollegien habe: so sezt man ihn, troz seinen Verdiensten, hinten an; so laufen ihm Tausend und aber Tausend zuvor, die nichts wissen, aber viel brocken; so wird mein Sohn das Opfer des Neides, der Kabale, der Spizbüberei, und ich — gelegentlich mit!

B. Nichts weiter, als das? Gerade, als wenn du's nicht hättest voraussehen können! Glaubst du denn, ich erwartete für meinen Sohn ein günstigeres Schicksal? Man macht hier wol sein Glück mit einem leeren Kopf, aber sicher mit keinem leeren Beutel.

A. Nun, so spare deine Kosten, und dem armen Jungen das Kopfbrechen. —

B. Nein, Freund, er soll dem ungeachtet was lernen; er soll seines Vaterlandes würdig werden: Schande für das Vaterland, wenn es seiner nicht würdig ist. Und seh' ich, daß sich hier durchaus nichts auf erlaubten Wegen für ihn finden läßt — ie nun, die Welt ist weit genung! So mag er zusehen, wo es anderwärts was giebt!

A. Freund.

A. Freund! Freund! die Ausübung dieser Philosophie wird dir einst so schwer werden, als sie mir jezt wird.

B. Du hast recht, sie wird mir schwer werden. Einen ehrlichen Mann, einen Mann von Patriotismus kränkt so was. Und das nicht blos um seines Kindes willen, sondern mehr noch um des Landes willen, das von den aufgeblasnen, feilen, niederträchtigen Räubern mishandelt wird; um des Fürsten willen, dessen gute Absichten besser unterstüzt zu werden verdienen; um manches braven Mannes willen, der, sein sogenantes Glück zu machen, den ersten unwürdigen Schritt thut, und dann von einer Niederträchtigkeit zur größern Niederträchtigkeit stufenweise übergeht. — Aber was wil man machen? Man muß dem Dinge mit Gelassenheit zusehn. Am Ende sieht man doch, daß es kein reelleres Glück giebt, als das, ein ehrlicher Mann zu sein.

A. Aber bei dem Glücke kan man hungern. —

B. Die Bedürfnisse nur einschränken; nicht hungern; Gott läßt den Redlichen nicht hungern — das ist mein Trost. Doch, wenn ich diesen Trost nicht hätte, so wüßte ich auf alle Fälle einen andern, minder schlechten Weg, meinem Sohne ein einträgliches Amt zu verschaffen. Ich lies ihn Lakai, oder so was ähnliches werden.

A. Aber was würde dann endlich aus dem Lakai?

B. Ein Kammerrath.

15.

Am Sarge
meiner früh vollendeten Tochter
Johanna Elisabeth
gebor. den 16. Jan. 1780. gestorben
den 1. Oktobr. 1781.

Elegie.

Sanft entschliefst Du, frei von Kampf und Schmerzen,
sanft, von Engeln Gottes eingewiegt,
selbst nun Engel! Theil von meinem Herzen!
Kind, das hier dem Tod' im Arme liegt,
nicht dem bleichen, schreckenden Gerippe,
das die mordgewohnte Sichel hebt,
nein, dem Genius, auf dessen Lippe
Lächeln, wie auf deiner Lippe, schwebt!
Schlumre friedsam! Deines Vaters Thränen,
deiner Mutter Winseln um dich her,
deines Bruders halb verstandnes Sehnen,
wecken Dich zum Mitgefühl nicht mehr.
Ewig glücklich! daß Dich Gottes Gnade
früh entkörpert, früh vollendet hat;
ewig glücklich! daß die Dornenpfade
dieses Lebens kaum Dein Fuß betrat;
daß Dich allem Straucheln, allem Gleiten
der Erbarmende so ganz entnahm;
daß von tausend, tausend Eitelkeiten
keine nicht in Deine Seele kam;
daß Dein Blick der ird'schen Zauberszenen
Aussenseite, nicht ihr Inres sah! . . .

Ueber

Ueberal hier, wo wir Wonne wähnen,
    ist uns Kummer, bittrer Kummer, nah.
Wonne wähnten wir's, uns Dein zu freuen,
    zarte Pflanze! Dich vol Aemsigkeit
zu verpflegen; hoften Dein Gedeien;
    Gott! und wir verpflegten unser Leid!
All die Bilder, die von Dir wir sammeln,
    Deines Aufblicks, Deines Lächelns Lust,
und Dein erster Schritt, Dein erstes Stammeln,
    alles wird izt Dolchstich unsrer Brust.
Traumgewebe war es! Noch empfunden
    schien es Wahrheit dem getäuschten Blick;
aber izt, hinweggerückt, verschwunden,
    läßt es Reu und Sehnsucht uns zurück.

Aber nein! auch was uns bleibt, der Schatten
    jenes süßen Traums, ist doch uns wert.
Der Gedanke, daß wir einst Dich hatten,
    wenn er nicht mehr wild die Brust durchfährt,
wenn der Schauder nun in Schwermut schwindet,
    und der Gram nicht mehr so wütend nagt,
unser Herz die Stille wieder findet,
    die der Wunde Pein ihm noch versagt;
o! dann giebt belebtern, sanftern Bildern
    diese stille, süße Schwermut Raum;
sie wird uns Dein Leben schöner schildern,
    nicht als eiteln, wesenlosen Traum;
nein, als den umwölkten, trüben Morgen,
    bald vom heitern Sonnenglanz ereilt,
dessen Stral die Nebel unsrer Sorgen,
    Deiner Leiden Dämrung früh zertheilt.

Weinende Gefährtin meines Lebens,
    wohl uns! bald wird Sie uns neu gewährt,
die wir izt beweinen. Nicht vergebens

hast du sie geboren, sie genährt,
warst, mit frommer, seltner Muttertreue,
unablässig sorgsam für ihr Wohl;
nicht vergebens! Stark durch Hoffnung freue
Dich des Glücks, das einst uns werden sol,
haben wir, durch Kampf und Mut und Leiden,
jenen Lohn der bessern Welt ersiegt,
wenn uns dann, am Eingang ihrer Freuden,
dieser Engel in die Arme fliegt.

Eschenburg.

16.

Auszüge aus Briefen.

I.

Genf, den 1sten Okt. 1781.

...... Ich kan mich weder über die Genfer, noch über Verdruß beklagen, den sie mir durch ihre Zwistigkeiten verursacht hätten. Man hat es so ziemlich gelten lassen, daß ich ein Fremder war; aber schwer ist es doch, an den Händeln der Leute nicht einigen Teil zu nehmen, wenn man eine Weile mit ihnen lebt. Mich hat das alles sehr gerührt, denn, wenn es nicht bald aufhört, so rennen die Genfer mit schnellen Schritten in ihr gänzliches Verderben. Von Haß und Eitelkeit besselt, werden sie aus ihren Mauern notwendig Industrie und deren Vorteile verjagen. Drei Vierteile wissen warlich nicht warum man streitet, und doch sind sie wie rasend, wenn von ihren Angelegenheiten die Rede kömt. Sonst ist Genf in vielem Betracht sehr interessant, wegen seiner Lage, der herlichsten, die sich denken läßt, seiner Gegenden, die mit denen bei Dresden viel ähnliches haben, seiner Einwoner

(ich

(ich kenne fast keinen Ort, wo das, was die Franzosen Esprit nennen, so algemein ist) und wegen seiner Industrie und des daraus fliessenden Reichtums. Genf hat 25000 Menschen, und solten Sie wol glauben, daß diese Hand vol Menschen zwischen 7 und 8 Millionen jährlich an Renten allein aus Frankreich zieht. Gleichwol ist dies sicher. . . . . .

Ich bin auch zu Ferney gewesen, um dem Schatten des ehmaligen grossen Besizers zu opfern. Aber, lieber Gott, wie sehr hab ich mich über das jämmerliche Ganze und über das Denkmal gewundert, das der Marquis de Villette der Asche seines Helden hat sezen lassen! Stellen Sie sich ein Schloß vor, das, ungeachtet es an einen Engländer für 800 Livr. jährlich vermiethet ist, vor Alter einfällt und einem wahren Neste ähnlich sieht, einen Garten, wo man bis an's Knie im Grase geht; und wo, glauben Sie, steht das herliche Mausoleum? In einer kleinen Schlafkammer, die Voltaire bewont haben sol. Es steht ein schmuziges gelbseidenes Bett darin, an den Wänden ist Papier, das Bild des Königs von Preussen, sehr gleich und gut gemalt, der Markise von Chatelet, auch gut, des le Kain, sehr ähnlich, aber elend, in Pastel, und der Russischen Kaiserin in Seide gestickt durch einen ganz gehorsamen Mr. Visner, seines Handwerks ein Sticker, dem Herrn von Voltaire unterthänig zugeeignet, eine jämmerliche Karikatur. Ferner die Priester des Gözen Voltaire, d'Alembert, Diderot, Thomas, la Harpe u. s. w. wie man sie, mit Glas und Fassung, etwa für einen Gulden das Stück kauft, und endlich der schöne Calas von Chodowiecki. Nun in diesem Kämmerlein, in einem Winkel, worin man in Niedersachsen die Ofen stelt, und nicht höher, steht eine barmherzige, in eine schwarzbezogene Nische hingeflickte Piramide. Ich habe nicht Acht gegeben, ob sie von Stein oder Thon ist, aber mit gelb, grau, braun und grün ist sie befleckt, als wenn es Marmor sein solte, und auf die-

dieser Maschine steht mit goldenen, schwarz gewordenen Buchstaben: mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de Vous (wie rührend!) und über der Thüre des Eingangs liest man die prächtige Inschrift: Mon esprit est partout, mon coeur est ici. Kurz das Ganze ist sehr armselig. Hingegen hat Hr. Cramer, Voltairens ehemaliger Verleger und ein sehr liebenswürdiger Mann, eine weisse Marmorbüste von ihm, die in Rom sehr gut gearbeitet, sehr ähnlich und das beste ist, was ich von Voltairen gesehen habe. . . . . Aber besser als dies alles sind zwei Denkmäler dem Andenken des unsterblichen Rousseaus geweiht. Das eine lebt, und hat mich Thränen gekostet, das andre ist leblos. Hier sind sie beide. Hr. Argans, ein geschickter Mechaniker, hat einen Sohn von 12 Jahren, genau wie Emil erzogen und ganz mit seinen Tugenden und Fehlern begabt. Nie hab ich eine glücklichere Bildung gesehen. Grosse blaue Augen, braunes lockiges Haar, und einen Blick, Freund! recht so einen Blick der Unschuld, wie Rousseau in dem Herzen seines Emils sie pflanzen wil, den Blick eines freigebornen glücklichen Kindes. Ich ging ausdrücklich hin, um es zu sehen. Der Vater rief ihn herein. Er sprang auf ihn zu, und küßte ihm das Gesicht und die Hände, aber nicht mit der Miene der Schmeichelei, sondern als wenn er sagte: Dieser Mann, den ich da küsse, ist mir der liebste auf der Welt. Ich saß da, und mir rolten unwilkürliche Thränen über die Wangen. Der Knabe kam auf mich zu, ohne Gruß (denn den kennt er nur im Wörterbuch) „hat der Mann Gram?„ sagte er, „warum mag er weinen?„ und ich weinte noch mehr, ohne mir selbst Rechenschaft davon geben zu können; aber der Knabe machte einen so süssen Eindruck auf mich, daß ich es nicht beschreiben kan. Der Vater fragte ihn über verschiedene Dinge, doch nicht, als wenn er mir sein Wissen zeigen wolte, sondern unterredungsweise mit ihm und mit mir, um desto besser unsre Absicht zu verstecken. Das Kind scheint mir sehr viel zu

wis-

wissen, aber nicht so ganz gründlich. Allein daran ist niemand schuld; denn sein Vater und Lehrer zugleich, ein Künstler und sonst verständiger Mann, weiß es nicht besser. — Eben dieser hat in seinem Garten ein kleines hölzernes Haus, womit er ein Monument verdeckt, daß er dem Rousseau hat errichten lassen. Eine Figur von Gips in Lebensgrösse und griechischem, oder besser armenischem Kostum stelt diesen Philosophen dar und soll ihm sehr ähnlich sein. Die linke Hand, die ein Buch hält, lehnt er auf einen Schild, der in halberhobener Arbeit die alte Erziehung in dem Bilde eines Mannes, der einem Kinde die Ruthe gibt, anzeigt, das Kind zeigt dem, der es ansicht, gerade den leidenden Teil, welches mir sonderbar vorkam. Andre Kinder liegen auf den Knieen, und noch andre scheinen in Büchern zu lesen, als wenn sie etwas auswendig lernten. Durch die anscheinende Gewalt, womit die Hauptfigur das Buch auf den Schild drückt, scheint dieser zu zerbrechen, und dies ist mit so viel Warheit vorgestelt, daß ich meinem Führer sagte, es sei Schade, daß das schöne Stück so beschädigt wäre. Ein etwa sechsjähriger Knabe liegt zu den Füssen des Schildes. Er scheint, mit einem Hammer in der Hand, beschäftigt, etwas an einem Schlitten auszubessern. Uebrigens hat er an den Armen kleine leichte Ketten, die sich an eine Kette von Rosen anschliessen, welche Rousseau in der ausgestreckten rechten Hand hält. Am rechten Fuß hat er einen Ring mit einer Kette, die unter dem Leibe des Kindes durchgeht, ohne es zu fesseln. Die ganze Allegorie ist deutlich, nur diese Kette scheint mir dunkel. Es ist die Kette der Notwendigkeit. Die ganze Gruppe steht auf einem drei Fus hohen Piedestal, worauf in Basrelief ein Fels mitten im Meere vorgestelt ist, auf welchem die Königin der Welt, das Vorurteil, thront, dann die Verläumdung, der Irthum und die Warheit mit ihren Attributen. *) . . . . . II.

*) Mehrere Beiträge von dieser Hand können dem Herausgeber nicht anders als sehr wilkommen sein. A. d. H.

II.

Dresden, d. 24. Nov. 81.

Freuen Sie sich mit mir, L. B. ich hab' einen Freund, und wir Deutschen einen Tonkünstler wieder erhalten, den wir unter unsre Allerersten zu sezen Ursache haben — Schustern. Bald hätte das Ausland ihn uns ganz entrissen, und wenn Schäzung nach Verdienst ein Recht zum Besiz gäbe, so hätt' es auch vielleicht noch mehr Recht auf ihn als unser Vaterland. Aber lassen Sie ja uns diesen Anspruch nicht für gültig erkennen: wär er es, wie viel von seinen bessern Söhnen würde das kalte undankbare Deutschland für sich zu behalten verdienen?

Seit Hassen hat kein Sachse den Ruhm unserer Tonkünstler in Welschland so neu belebt, eines so algemeinen Beifals genossen mit so viel Freude sich empfangen, mit so viel Geschenken, Lobsprüchen und Zurückwünschungen sich entlassen gesehn, als Schuster. Man muß ganz der wahrhaft bescheidene — Sie wissen ja wol welcher brüstende Stolz sich zuweilen in der Demut Mantel hült; — ganz der liebenswürdige Mann sein, der er wirklich ist, um bei solchem Beifal von einem solchen Lande nicht stolz zu werden.

Schuster war schon zweimal vorher in Italien gewesen, und hatte bei seinem zweiten Aufenthalt alda seinen Namen so beliebt gemacht, daß 1777, wieder verschiedene Rufe, vorzüglich aus Venedig und Turin an ihn ergingen. Doch erst zu Ende des folgenden Jahres verschafte der ausgebrochene Krieg und die Zertrümmerung des Dresdner Theaters ihm Gelegenheit zum Urlaube und er reiste nach Venedig. Von diesem Zeitpunkte an, bis zu Ende des heurigen Augusts hat er vier grosse ernste Opern, eine kleinere ernste, eine komische Oper und ein Oratorium gesezt, viele andere Arbeiten von mindern Umfange ungerechnet. Die erste grosse Oper war die Dido des Metastasio, die zu Venedig mit dem ausserordentlichsten Beifal aufgeführt

ward.

ward. Die zweite grosse ernste Oper war Ruggiere e Bradamante und für Padua gesezt. Kabale eines vornehmen Paduaners wegen einer Sängerin machte, daß das Stück als Stück nicht gefiel, der Musik hingegen ließ man alle Gerechtigkeit wiederfahren. Mittlerweile hat er sich nicht nur für Venedig auf das Karneval 1780 von neuem verbindlich gemacht, sondern da auch von Neapel ein Antrag über den andern an ihn ergieng, unternahm er gleichfals für dort zum Namenstage der Königin beider Sicilien die Oper Creso in Media zu sezen, reiste im August ab, und brachte sie den 4ten Nov. bereits aufs Theater. Diese Tonsezung ward mit dem unglaublichsten Beifal aufgenommen. Die Königin selbst beschenkte ihn nicht nur reichlich; sondern da auch sein Versprechen ihn wenig Tage nach der ersten Aufführung zurück nach Venedig zu gehen zwang, bezeigte sie ihm wegen dieser baldigen Wegreise ihr Misvergnügen, und lud ihn selbst ein, die Oper für ihren nächsten Geburtstag, auf den 13ten August des folgenden Jahres zu übernehmen. Vergebens entschuldigte er sich damit, daß sein Urlaub zu Ende gehe; sie versicherte ihn, daß sie durch ihre Mutter, die Kaiserin Königin schon Verlängerung desselben auszuwürken hoffe, und drang so lange in ihn, bis er endlich wieder zu kommen versprach.

Sie erfülte ihr Versprechen in Ansehung des Urlaubs, und er das seinige wieder zu kommen, sobald die komische Oper für das Karneval zu Venedig fertig war. Aber beinahe wär' es jezt Schustern gegangen, wie es schon einigen Gelehrten — aber das muß den Fürsten, zumal den deutschen zum Ruhm nachsagen, nur wenigen, — gegangen ist. Die alzuviele Gnade wäre seinem Leben nachteilig gewesen. Denn da er bereits kränklich von Venedig wegging, da er in Florenz wieder einige Tage bettlägerig liegen bleiben mußte, so wolt' er dennoch sein Versprechen, als ein Deutscher halten, und sezte seinen Weg über Rom in kleinen Tagereisen fort. Die Hize des Sommers, die in dieser Jahreszeit die Reisen von Rom nach Neapel auf-

serst ungesund macht, die Beschwerlichkeiten des Wegs und seine schon wankende Natur machten, daß er wenige Tage nach seiner Ankunft in Neapel abermals in ein hiziges Fieber verfiel, und man ihn bereits für verloren gab. Die grosmüthige Monarchin that auch jezt alles mögliche, um ihn zu erhalten, schickte täglich ihm ihre Leibärzte, ließ für seine Wartung die sorgfältigsten Anstalten treffen, und ward hierdurch vielleicht seine Retterin.

Schuster genaß, aber so langsam, daß die Sezung der Oper zur Königin Geburtstag ihm unmöglich fiel, und bis zu ihrem Namenstag verschoben werden mußte. Für ein kleines Theater komponirte er jezt Metastasios wüste Insel, die er, wie sie wissen, auch im deutschen gesezt hat; und dann verfertigte er die Musik zur Oper Amor und Psiche, die mit vieler Pracht vorzüglich in den Balleten gegeben ward. Sein bisheriges Glück verließ ihn auch hier nicht; und nachdem er noch verschiednes für den Hof und auf Verlangen des Hofes gearbeitet, und neue Aufträge nur mühsam abgelehnt hatte, reist' er endlich, königlich beschenkt im April d. J. von Neapel ab.

Er hatte bereits überal so viel Ehre sich erworben, daß er auf keinen weitern Zuwachs hoffen konte; und doch fand er ihn da, wo er ihn eben am wenigsten suchte. Er wolte zu Venedig einige Zeit ganz in Muse zubringen, und den Umgang des ehrwürdigen Hasse, der ihn einer ganz vorzüglichen Freundschaft würdigte, geniessen, er schlug auch daher alle und viel vorteilhafte Anträge abermals ab; doch endlich übernahm er, und zwar mit auf Zureden dieses seines Freundes, noch ein Oratorium für das dortige Conservatorium, L'ospitaletto. Der berühmte Anfoßi war seit verschiedenen Jahren der Komponist dieser jährlichen Oratorien gewesen, und weigerte sich jezt dessen, eines kleinen Zwistes mit den Vorstehern wegen. Kaum aber hört er, daß Schuster diesen Auftrag übernommen, als er bekant machen ließ, daß er selbst dies Oratorium zu sezen entschlossen sei. Anfoßis Name war bisher so abgöttisch verehrt worden, daß er glaubte, der

Sach-

Sachse würde sofort von einer Arbeit abstehen, in der er mit ihm um Preis ringen müsse. Doch Schuster, sich bewußt, daß er den Wettkampf nicht gesucht habe, scheute ihn auch jezt nicht, da er von ohngefehr sich anbot. Er vollendete seine Musik, ließ sie aufführen, und sah sich mit einem Beifalle belohnt, der selbst über seine gröste Erwartung ging. Sogar der Senat von Venedig ließ ihm den Tag vor seiner Abreise eine besondre zur Belohnung vorzüglicher Künstler geschlagne goldne Medaille von 70 Dukaten an Gewicht einhändigen.

Kurz darauf ließ auch Anfoßi seine Komposizion aufführen, und fand so wenig Beifal in Vergleich mit Schustern, daß er sogar seine Stelle drüber verlohr, die man unserm braven Landsmann antragen ließ.

Ich bitte Sie nicht erst um Verzeihung L. B. daß ich Sie so lange von einem Manne vorerzählt habe, den Sie nicht einmal persönlich kennen. Ich weiß zu gut, daß Sie alles lieben, was edel und groß, und zumal, wenn es deutsch ist. Ich bin ꝛc.

M.

III.

Dresden, d. 7. Dez. 81.

Unter den mannichfaltigen Arbeiten, welche patriotische Künstler der Asche des unvergeßlichen Lessings geweiht haben, verdient eine Zeichnung des Hrn. Prof. Schenaus, die er für seinen Freund und ihren beiderseitigen Landsmann, Hr. Meißnern, verfertigt hat, einen vorzüglichen Plaz. Wer die Kunst dieses grossen Malers und Zeichners schon aus andern Arbeiten kennt, wird wissen wie viel es zu bedeuten habe, wenn man ihm versichert: daß dieses eines seiner treflichsten Meisterstücke sey. Die Komposition davon ist so reich, daß man vielleicht bei der Erzäh-

*) Seit Schlagung dieser Medaille ist Schuster der Vierte, der sie erhält. Auf der einen Seite sieht man die Republik, mit der Umschrift: Invitat pretiis animos et præmia ponit. Auf der andern, Zirkel, Pinsel, Leier und andere Kunstinstrumente, mit den Worten. Academia Veneta. Das Band, das sie umschlingt, hat die Aufschrift: Veteres revocat artes.

lung sie überreich finden dürfte; aber auf der Tafel selbst ist jede Figur so weislich geordnet, daß nichts zu überladen scheint; und die Verteilung von Licht und Schatten, der Ausdruck und das Erhabne in Stellung und Antliz der Personen ist so schön, als die Gedanken der ganzen Erfindung dichterisch schön sind.

Germanien, eine majestätisch gewachsne und gekleidete Frau, ums Haupt das Diadem, und um ihren linken Arm den Eichenkranz, das Bild ihrer ehmaligen Feierlichkeiten hängt um Tempel der Unsterblichkeit Lessings Bildnis auf. Ueber ihn glänzt Shakespeare; neben ihm Sophokles und Moliere.

Der deutsche Adler hält das Wappen von Lessings Vaterlande, der Oberlausiz; über solchen sieht man die Kurschwerter.

Die Tragödie, eine edle Figur in Stola und Kothurn, nebst den übrigen Insignien ihrer Kunst lehnt sich weinend auf die Urne ihres Lieblings, die sie umkränzt. Ihr Blick ist auf sein Bild gerichtet, und auf der Urne ist en Basrelief der Genius des Todtes mit umgekehrter Fackel, als eine Anspielung auf das, was Lessing hierüber geschrieben, gebildet.

Am Piedestal sizt im vorteilhaften Lichte die Muse des Lustspiels; in ihrem Anzuge aller Reiz, der sie sonst zu karakterisiren pflegt. Aber jezt will sie ihr Antliz verhüllen und die Feder entsinkt ihrer Hand.

Im Vordergrunde lehnt sich der Genius Antique an eine umgekehrt liegende ephesische Diana, dem Bilde der schaffenden Natur. Klozens Buch über die Münze hat er verächtlich hinter sich geworfen, vor ihm steht ein kleiner Lackoon den er mit Lessings Schrift vergleicht.

Ihm zur Seite enthüllt die Fabel ihren Schleier; auf ihm sieht man einige Fabeln Lessings; z. B. die vom Stier und Kalb — auf Lessingen selbst so passend! vom Strausse, vom Kameel und Pferde, vom Schaaf und Zevs ꝛc. — auch sieht man auf dem Schleier eine Biene; vielleicht eine Anspielung auf den Karakter des Dichters.

Der

Der Verfolgungsgeist kömt die Stufen des Tempels herangekrochen; froh an Lessingen doch einen Fehler gefunden zu haben, hält er in der einen Hand eine Rolle, vermutlich der Fragmente, in der andern eine zwiefache Fakel, mit der er Lessings Bilde dräut. Germaniens rechte Hand stößt ihn zurück. Sie wil nichts von einem Schritte wissen, den sie zwar ungethan von ihrem Lieblinge wünscht; um dessen willen sie aber doch seine übrigen Verdienste nicht verdunkelt haben mag.

Ueberm Eingange des Tempels umarmt der Genius der Alten den Genius der Neuern. Jener, ein schöner, ausgewachsner Jüngling, mit grossen Flügeln, ums Haupt den Lorbeer, über ihm die Flamme der Unsterblichkeit, auf der Brust das Bild der Warheit. Sein forschender Blick prüft noch mitten in der Umarmung den jüngern Bruder, ob er seiner auch wert sei. Die getroste Miene des zweiten beweißt dies. Noch zwar ist sein Haar nur mit Blumen bekränzt; seine Fittige sind kleiner, und er selbst noch nicht ausgewachsen. Aber auch über ihm schwebt die unsterbliche Flamme; in seiner linken Hand trägt er noch die Opferschaale, und die Palme, die ihm zu Teil geworden ist.

Der Tempel ist von dorischer Ordnung zum Teil mit Wolken umhüllt. Die Höhe des Bildes ist etwas über 3 Fuß und seine Breite nahe 2 Fuß.

Ich wiederhol' es: bei der blossen Erzälung kömt man leicht auf den Gedanken, daß die Erfindung alzureich sei: aber dieser Einwurf schwindet sogleich beim Anblik der Zeichnung selbst. Und ihre Mannichfaltigkeit dient nur dazu noch stärker und länger die Aufmerksamkeit zu fesseln, und das Vergnügen bei solcher zu vergrössern.

Befremdend war es mir übrigens, bei dieser Gelegenheit von verschiednen Dresdnern, wegen Einwebung des Verfolgungsgeistes ungünstige Mutmassungen von der Religion des Künstlers und seines Freundes zu hören. Sobald man jene obenangeführte Auslegung, die aus Schenaus eignen Munde kömt, annimt, scheint es mir unmöglich, auf eine be-

scheid-

scheidnere Art der Arbeiten Lessings in seinen leztern Jahren zu gedenken; und noch mehr erstaunte ich, als verschiedne sonst angesehne Männer laut behaupteten: Ein Schriftsteller, wie Lessing, verdiene nicht, daß man nach dem Tod ihn ehre. — Schatten des Unsterblichen, vergieb ihnen diese Sünde des Vorurteils oder Unwissenheit! R.

IV.

Wien, den 23sten Jan. 1782.

. . . . Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist immer die hier gedruckte Ankündigung einer deutschen Uebersezung der Henriade in Hexametern. Ihr Verfasser, Herr Schrämbl, erscheint, in den dabei gegebenen Proben aus dem ersten und zweiten Gesange, als ein dichterischer Kopf, der Sprache und Vers schon ziemlich in seiner Gewalt hat, und er wird unstreitig den Dank der Nazion verdienen, wenn er seinen Vorsaz, künftig einige noch unübersezte Meisterstücke der Alten in unsere Sprache zu übertragen, ausführet: die bekante französische Abhandlung über die deutsche Literatur hat bei Hr. S. wie er sich ausdrückt, „den Wunsch veranlasset, zu beweisen, daß unsre männliche, und doch gewiß auch biegsame Muttersprache dieselben Gegenstände mit ähnlicher, meist mit wirksamrer Kraft zu schildern im Stande sei.„ — „Sprache,„ fährt er fort, „gegen Sprache, nicht Geisteswerke gegen Geisteswerke aufzustellen, war mein Verlangen.„ — die Rechtschreibung der Ankündigung war eine dem Dichter gröstenteils eigene, wird aber, auf Befehl des Kaisers, in dem Abdrucke des Gedichtes mit der gewönlichen vertauscht. Hier haben sie eine Probe aus dem ersten Gesange:

Zwischen zerrissenen Felsen hindurch, wo die schäumenden Wellen,
fürchterlich brausend, das Meer in seinem Grimme zerschläget,
zeiget sich dein glücklicher Hafen, Dieppe, dem Helden.

Kast-

Rastlos sieht man die kühnen Matrosen am Borde; die Schiffe,
um die unermeßlichen Tiefen hinüber zu fliegen,
warten des nervigen Arms der verwegenen Meerestrozer.
Angekettet in oberster Luft läßt Boreas ungern
Zefirs sanfteren Hauch die ruhigen Meere durchsäuseln.
Und man lichtet den Anker; man reiset; man fliegt vom Gestade;
sieht in der Ferne schon Englands glückliches Ufer; doch plözlich
hüllt sich das glänzende Licht des Tages in Finsterniß; sieh! es
pfeifet die Luft; es brüllet der Donner; es rauschen die Wellen;
losgekettete Winde durchsausen die Wogengebirge;
der sich schlängelnde Bliz fährt durch zerrissene Wolken,
und der feurige Stral, der geöfnete Abgrund der Fluten
zeigen an jeglicher Stelle den Tod dem erblassenden Bootsmann u. s. w.

V.

Giessen, den 10ten Febr. 1782.

..... Der Prediger zu Grossenlinden bei Giessen, welcher ganz Taubstumme mit dem besten Erfolg unterweiset, heißt nicht Vigelius, *) sondern Johann Ludwig Ferdinand Arnoldi. Von seiner Lehrart ist in dem fürstl. Hessen-Darmstädtischen Statskalender vom Jahr 1782 Nachricht erteilt worden, und er selbst hat sie durch folgende kleine Schriften bekant gemacht: 1) Praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren. 2) Denkwürdige Konfirmationshandlung der taubstummen Fräulein von T. 3) Fortgesezte Unterweisung für Taube und Stumme.

Da ich diesen verdienstvollen Mann, eben so wie Herrn Heinecke, zu kennen die Ehre habe, so versichere ich Sie, daß er sich nur ganz einfacher und ungekünstelter Mittel be-

*) D. M. Herbstmond. 1781. S. 249.

bedient, seinen Schülern eine ihrer Fähigkeit angemessene Kentniß im Sprechen, Schreiben und Rechnen beizubringen.

Daß er es mit seinen Schülern sehr weit bringt, bezeugen redende Beispiele, insbesondere aber ein Fräulein aus einem vornehmen Hause, das er gegenwärtig unterweiset, und meines Erachtens alle Personen in ihrem Falle weit übertrift, denn sie redet nicht nur verständlich, sondern lieset auch Zeitungen und deutsche Bücher, und rechnet die schwersten Exempel aus.

Er bedient sich weder einer künstlichen Gurgel, noch ausgeschnittener Pappdeckel, noch einer künstlichen Zunge, noch eines medizinischen Arkanums; denn er hält die Sprachinstrumente und Maschinen bei Taub = und Stumgebornen eben so unnüz und unbrauchbar, als eine irgend erfundene Sehmaschine bei Blindgebornen.

Dahingegen sezt dieser Mann die Zunge, Lefzen, und überhaupt alle Sprachorgane seiner taubstummen Schüler ganz natürlich in Bewegung, daß sie alle Töne der menschlichen Sprache hervorbringen, und dadurch, daß ihr Auge auf den Mund des Redenden stark geheftet ist, andre Menschen zu verstehen, und mit ihnen zu reden im Stande sind. Er zeigt ihnen auch noch durch das Gefühl, wie viel Druck der Luft erforderlich ist, die Deutlichkeit der Töne herauszubringen. Seine Skala und Anreihung der Begriffe besteht darin, daß er seine Schüler von den einfachen Begriffen zu den zusammengesezten, von den lezteren zum Verstande ganzer Perioden, und von diesen zum Verstande und zur Beurtheilung ganzer Bücher führet.

Er hat bereits vor mehr als zwanzig Jahren diese seine Lehrart an einem hessischen Edelmann bewährt gefunden, sie aber eine geraume Zeit nicht ausgeübt, weil er nicht geglaubt, daß sie so viel Aufsehen machen würde, als sie jezt macht. Seit ungefähr 6 Jahren hat er auf besondere Veranlassung sie erst wieder zur Hand genom-

men

men. Alle Schüler, die er seit der Zeit unterwiesen, bezeugen, daß seine Methode von dem besten Nuzen sei.

Schade, daß der wackere Mann nicht besser unterstüzt wird! der enge Raum seines Hauses und sein beschwerliches Amt erlauben ihm nicht, mehr als höchstens drei Schüler anzunehmen, und er sieht sich daher in die Notwendigkeit gesezt, die meisten Aufträge dieser Art von sich abzulehnen, und andern zuzuweisen, die m hr Raum und Unterstüzung haben.

Ganz unentgeltlich unterweist er jezt ein armes siebenjähriges Kind, an welchem er der Welt zeigen wird, wie weit ein Taubstummer in menschlicher Sprache und Kentniß es bringen kan; denn dieses Kind wird er so lange unterrichten können, als es nötig ist.

F . . . . a.

VI.

Mansfeld, den 4ten März 1782.

. . . . Vor vierzehn Tagen wurde das neue Gesangbuch für die preussischen Staten auch hier zum öffentlichen gottesdienstlichen Gebrauch aufgenommen. Die Bürgerschaft sezte sich dawider; und warum? Weil am Ende des im Faberschen Verlag zu Halle gedruckten neuen Gesangbuchs sich ein Holzschnitt findet, der das Bild einer Heiligen, die ein Kruzifix in den Händen hält, vorstellet. „Dies ist eine Nonne,“ sagt die Bürgerschaft, oder vielmehr der Pöbel. „Das Buch ist katholisch. Man wil eine andere Religion einführen u. s. w.“ Es entstand öffentliche Störung des Gottesdienstes aus dieser Volksgrille. Man drohete laut mit Beleidigungen dem Prediger, der das alte Gesangbuch abgeschaft hatte, und gewiß wären die Drohungen in Erfüllung gegangen, wenn nicht die Obrigkeit durch freundliches Zureden das Volk besänftiget hätte. — — — — —

Mich

17. Nachricht.

Die neulich von Halle aus, mit Kupfern und auf Pränumeration angekündigte Ausgabe der Gedichte meines sel. Freundes Hölty ist mir zu gleicher Zeit eine angenehme und höchst unangenehme Erscheinung. Eine angenehme, weil die Unternehmung einen nicht zweifelhaften Beweis giebt, wie sehr die Freunde der deutschen Muse eine Samlung des poetischen Nachlasses von einem ihrer Lieblinge wünschen; eine höchst unangenehme, weil der Herausgeber, sei er, wer er wolle, und meine es so gut, als immer möglich, nicht im Stande ist, die Gedichte so zu geben, wie Höltys Freunde sie für die seinigen erkennen können. Was kan er, als wieder abdrucken lassen, was unter Höltys Namen in den Almanachen und andern Samlungen enthalten ist, und etwa hinzufügen, was Anekdotenträgerei und unzuverlässiges Gerede ihm aussserdem zuschreiben? Sonderbar ist es freilich, daß der Herausgeber, der seiner Ausgabe auch das Leben des Dichters vorsezen will, sich deswegen an keinen von dessen eigentlichen Freunden gewand haben muß. Ein jeder derselben würde ihm gesagt haben, in wessen Händen sich die Handschrift befindet, nach der allein eine vollständige und korrekte Ausgabe von Höltys poetischen Werken geliefert werden kan. Ich sage dem Publikum hiedurch, daß sie in den meinigen ist, und verspreche, gegen die künftige Michaelmesse, einen Abdruck davon entweder selbst zu besorgen, oder die Ausgabe einem gemeinschaftlichen Freunde zu übergeben, dessen Name allein für den Vorzug derselben Bürge sein wird. Wer nach dieser Erklärung mit der angekündigten sich begnügen will, dem habe ich nichts weiter zu sagen.

Meldorf, den 11. März 1782.

H. C. Boie.

Verbesserung.

Die im vorigen Stück befindliche Anekdote No. II. hat nicht sollen als Anekdote gedruckt werden.

Gedruckt in Isens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Sechstes Stück. Sommermond, 1782.

1.

Die Eiche Ydrasil.

Ein Gesicht.

War's nicht ein Traum? Erliegt das Unthier nun?
Zu lange leitetest, Schikane, du
Gericht und Recht. Vor dir umschlungen lag
die Wahrheit. — Ha! bestandest du
dem Einzigen? Ihm lieh das Rachschwert Gott.
Hart war der Kampf und lang. Der Jüngling schon,
(ihr saht es) zog den Stal: als Sieger schwingt
der Greis ihn nun. Triumf! das Unthier liegt!

So jauchzt' ich einsam, hochentzückt, und sieh!
Hell ward es um mich her, und plözlich stand
ein Weib verschleiert vor mir. „Nim," so sprach
die Lichtgestalt, „dies Buch, und lies!" Ich las: *)

So ist der Edda Wort. O, sinn' ihm nach!
Allvater schaut' herab von seiner Burg,
und sah der Erdesöhne Zwist, und sah
die Güter all, die seine Milde lieh,
der Habsucht Raub und alles Elends Quell;
da jammert' ihn der armen Sterblichen.

„Hinfort,

*) Edda. Myth. 8.

„Hinfort, so will ich, sei Gericht und Recht!“
Er sprach's, und ging in's Idathal hinab.
Die Götter all vernahmen seinen Ruf,
und sammelten sich um Allvaters Thron.
Sein Blick war Ernst. Die Eiche Ydrasil
beschattet' ihn; von ihren Aesten ward
die Gegend rings bedeckt; der Gipfel drang
hoch durch die Himmel. „Hier,“ so sprach er,
der Siz des Rechts! Unwandelbar ist es
und tiefgegründet, wie der heil'ge Baum,
der dieses Thal bedeckt. Ein Unthier nagt
die Wurzel zwar, und eine Schlangenbrut
umzischt den Stamm und speit verderbend Gift.
Doch Labung quillt der Weisheit Silberstrom
und dort der Vorzeit Bach. Ich goß sie aus.
Einst reift die Brut der vollen Rache; einst
macht sich der Adler auf!“ Allvater sprach's,
und hob den Blick zum Wipfel. Alle sahn
des Adlers Kraft, und segneten die Zeit,
da Ydrasil in dichterm Laube prangt.
Doch sieh! Der Höh' entschweben Hand in Hand
drei Göttinnen; sie, die die Vorzeit sieht,
und deren Blick, was ist und sein wird, mißt,
die Nornen Urd', Werandi, Skulda, wer
verkennet die? Sie nahn den Strömen sich,
und nun, entschöpft durch ihre Schleier, tränkt
der klare Quell der Eiche dürstend Laub.
Wohlthät'ger Thau erquicket rings das Thal,
und weit erschallt des Adlers Flügelschlag,
Verkündiger des Flugs, des Racheflugs,
der einst der Brut Verderben bringt und Tod.

Die Edda schloß. Ich wandte mich. Da w...
als würde sanft die Stirne mir berührt.
Melodisch scholl der Göttin Stimme nun:

„Verkennst du noch der Zukunft Norne, noch
der Edda Sinn? Der große Einzige,
den du bewundertest, er war es, er,
des Ankunft dort Allvater uns verhieß.
Der Adler schoß (es winkte, der ihn schuf!)
in seiner Kraft herab, und tödtlich war
die Wunde, die er schlug. Wie krümt sich nun
der Drache sterbend! Ja, die Zeit ist nah,
da dichtern Laubs die schöne Eiche grünt;
und ist euch dann in ihrem Schatten wohl,
so singt mit Dank des hohen Siegers Lob.“

v. H.

2.

Vorschlag zu einem Magazin einer Erfarungs-Seelenkunde.

An alle Verehrer und Beförderer gemeinnüziger Kentnisse und Wissenschaften, und an alle Beobachter des menschlichen Herzens, welche in jedem Stande, und in jeglichem Verhältniß, Wahrheit und Glückseligkeit unter den Menschen thätig zu befördern wünschen.

von

Karl Philipp Moriz.

Unter allen übrigen Dingen hat der Mensch sich selber seiner eignen Aufmerksamkeit vielleicht noch am allerwenigsten werth gehalten. Blos weil das dringendste Bedürfniß der Krankheit ihn dazu nöthigte, fing er an, seinen Körper genauer kennen zu lernen. Weil er dieses Bedürfniß bei den Krankheiten der Seele nicht so lebhaft empfand, so vernachläßigte er auch die Kentniß dieses edelsten Teiles sei-

ner selbst. Tausend Verbrecher sahen wir hinrichten, ohne den moralischen Schaden dieser, von dem Körper der menschlichen Geselschaft abgesonderten Glieder unserer Untersuchung wert zu halten. Da diese doch ein eben so wichtiger Gegenstand für den moralischen Arzt und für den nachdenkenden Philosophen, als für den Richter ist, welcher die traurige Operation veranstalten muß.

Wie nahm die Entzündung in dem schadhaften Gliede almählich zu? Wie hätte dem Uebel noch beizelten vorgebeugt, der Schaden noch geheilt werden können? An welcher Nachläßigkeit im Besichtigen oder Verbinden lag es, daß er so weit um sich grif, bis kein Rettungsmittel mehr fruchten wolte? In welchem Dorn hatte sich der gesunde Finger gereizt? welcher kleine unbemerkte Splitter war darin stecken geblieben, der nach und nach ein so gefährliches Geschwür erweckte?

Wie weit mannichfaltiger, verderblicher, und um sich greifender als alle körperliche Uebel, sind die Krankheiten der Seele! Wie weit unentbehrlicher, als alle Arzneikunde für den Körper, wäre dem menschlichen Geschlechte eine Seelenkrankheitslehre, die es noch nicht hat! Vielleicht deswegen noch nicht hat, weil eine solche wolthätige Wissenschaft die ganze Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes eine lange Reihe von Jahren hindurch erfordert; weil sie noch tausendmal mehr Beobachtungen und Erfahrungen, als die Arzneikunde, voraussezt; weil die besten Köpfe, welche ein Jahrhundert hervorbringt, sich dazu verbinden müßten; weil diejenigen, welche bisher den Krankheiten der Seele eigentlich entgegen arbeiten solten, dieselben größtenteils durch den Schleier einer nur alzuoft misverstandnen Religion betrachteten, wodurch ihre Augen so dunkel wurden, daß sie die so mannichfaltig verschiednen Gebrechen der Seele mit einem einzigen algemeinen Namen benanten, und beständig ein einziges Universalmittel dagegen anpriesen, wodurch das Uebel oft noch grö-

grösser ward, um sich nur nicht die Mühe geben zu dürfen, über den jedesmaligen Zustand des Kranken, und über die innere Natur und Beschaffenheit der Krankheit selbst genauere Untersuchungen anzustellen.

Gäbe es doch wahre moralische Aerzte, welche so wie die phisikalischen, sich mehr mit Individuis beschäftigten, und von ihren Heilungsarten, zum algemeinen Besten, öffentliche Berichte abstatteten! Aber leider gibt es viele moralische Quacksalber, welche die einzige Universalarznei aller Krankheiten der Seele erfunden zu haben glauben, und sie mit grossem Geschrei und in einem Schwall von Worten zu Markte bringen, um dem staunenden Pöbel ein Blendwerk zu machen.

Was ist unsre ganze Moral, wenn sie nicht von Individuis abstrahirt ist? Der Grundriß eines Gebäudes im Sande, den ein kleines Lüftchen zerstört, ein ohngefährer Umriß ohne innern Gehalt, eben so wie alle Pädagogik, die sich nicht auf eigne spezielle Beobachtungen und Erfarungen gründet.

Aus den vereinigten Berichten mehrerer sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens könte eine Erfarungsseelenlehre entstehen, welche an praktischen Nuzen alles das weit übertreffen würde, was unsre Vorfahren in diesem Fache geleistet haben.

Freilich hält sich der Mensch für zu wichtig, an dem Menschen selber moralische Experimente zu machen; aber es kömt ja hier nicht auf den Namen sondern auf die Sache an. Man macht ja diese Experimente nicht, um ihrer selbst willen, oder blos um etwa einen Saz aufzuklären, sondern vorzüglich um einem Individuum unmittelbar dadurch nüzlich zu werden; gelingt dies leztere nun, so hat man ja einen doppelten Vorteil erreicht.

Aber wenn es nicht gelingt, wenn es die entgegengesezte Wirkung thut? — Muß man nicht bei Krankheiten, wo das Leben eines Menschen auf dem Spiele steht, eben

dies befürchten, und oft zu verzweifelnden Mitteln schreiten, wenn sonst keine Hofnung mehr übrig ist. Sagt nicht ein Vater von seinem ausgearteten Sohne: dies lezte wil ich noch an ihm versuchen, und wenn das nicht hilft, dann muß ich ihn aufgeben, und ihn seinem Schiksale überlassen!

Wer aber wird solche traurige Beobachtungen, die er an Kindern, Verwandten oder Freunden gemacht hat, öffentlich drucken lassen, und dadurch jene Unglüklichen noch der öffentlichen Schande aussezen? — Wenn der Nuzen, welcher dadurch erreicht werden kann, das Wohl der Menschheit betrift, wer wolte sich da wol weigern, ein solches Opfer zu bringen? schonen wir doch nicht unserer Körper nach dem Tode, sondern lassen dieselben zum Besten der Menschheit öfnen, um zu untersuchen, wo der Siz der Krankheit war. Dann dürfen ja auch nur die Fakta ohne die Namen der Personen erzält werden, ob es gleich in sehr wichtigen Fällen besser wäre, wenn auch diese als Belege der Warheit mit angeführt würden.

Befürchtet man, daß es eine widrige Wirkung thun würde, wenn manche Personen ihre eigene Geschichte gedruckt lesen solten; könte man denn nicht auch Stof genug von solchen Personen hernehmen, welche nicht zur lesenden Welt gehören? Ein Prediger auf dem Lande von seinen Pfarrkindern? ein jeder Vorgesezter von seinen niedrigern Untergebnen? Könten nicht der Schulmann, der Prediger, der Offizier, der Jurist zu einem solchen Werke wichtige Beiträge liefern? Schon die Geschichte der Missethäter und der Selbstmörder, was für einen reichen Stof bietet sie dar? Die Geschichte wohlhabender in den Bettelstand gerathener Leute, und solcher, die sich aus einem niedern Stande empor geschwungen haben. Die lezten Stunden grosser Männer, so wie der Aufsaz von Sulzern im deutschen Museum, und das, was Leisewiz von Lessings Tode schreibt. Eigne wahrhafte Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selber, wie Stillings

Ju=

Jugend und Jünglingsjahre, Lavaters Tagebuch, Semlers Lebensbeschreibung, und Rousseaus Memoiren, wenn sie erscheinen werden. Die Beßrungsgeschichte von Jünglingen und Erwachsenen in jedem Alter. Die Art und Weise, wie es jemanden gelungen ist, irgend einen besondern Fehler, als Zorn, Hochmut oder Eitelkeit abzulegen. Der Rückfall in diese Fehler. Gelungene oder mißlungene Versuche rechtschafner Schullehrer und Erzieher an einzelnen Subjekten. Nachrichten alter Schulmänner von den merkwürdigen Schicksalen ihrer ehemaligen Schüler, die sie in ihrer Jugend genauer kennen gelernt haben. Die Geschichte der Wahnwizigen und Schwärmer. Auffallende gute Handlungen, wie die von dem hiesigen Leichmann, mit der genauen Prüfung derselben. Auffallende böse Handlungen, wie die von Rousseau, worüber im deutschen Merkur vortrefliche Abhandlungen stehn. Auffallende oder stille Tugenden. Auffallende oder verborgene Fehler. Nebeneinanderstellung verschiedener Personen aus der Geschichte, und ihr Verhalten in beinahe ähnlichen Fällen. Karaktere und Gesinnungen aus vorzüglich guten Romanen und dramatischen Stücken, wie die Shakespearschen, welche ein Beitrag zur innern Geschichte des Menschen sind. Vorzüglich aber Beobachtungen aus der wirklichen Welt, deren eine einzige oft mehr praktischen Werth hat, als tausend aus Büchern geschöpfte.

Alle diese Beobachtungen erstlich unter gewissen Rubriken in einem dazu bestimten Magazine gesamlet, nicht eher Reflexionen angestelt, bis eine hinlängliche Anzal Fakta da sind, und dann am Ende dies alles einmal zu einem zweckmäßigen Ganzen geordnet, welch ein wichtiges Werk für die Menschheit könte dieses werden! das wäre noch der einzige Weg, wie das menschliche Geschlecht durch sich selber mit sich selber bekanter werden, und sich zu einem höhern Grade der Volkommenheit empor schwingen könte, so wie ein einzelner Mensch durch Erkentniß seiner

selbst volkomner wird. Wie wird nicht schon durch Schlözers Briefwechsel, durch die Ephemeriden der Menschheit u. s. w. die Welt mit sich selbst bekanter, warum solte nicht eben dieses auch durch ein Magazin der Erfarungsseelenkunde geschehen können? das würde alsdann einmal ein algemeiner Spiegel werden, worin das menschliche Geschlecht sich beschauen könte. Und wenn dieser Beobachtungsgeist nur einmal rege würde, und eine dauerhafte Richtung auf diesen wichtigen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß behielte, was für wichtige Fortschritte könnten nicht in wenigen Jahren gemacht werden, wenn ein jeder in seinem Zirkel Beobachtungen anstelte, und dieselben zum algemeinen Besten bekant machte?

In dieses Magazin könte zuerst vieles gesamlet werden, was hin und wieder in Büchern zerstreut ist, und grade hieher gehört Dann müßten aber schlechterdings nur wirkliche Fakta darin abgedruckt werden, und wer sie einsendete, müßte der Versuchung widerstehn, Reflexionen einzuweben, so würde es sich vielleicht von selber fügen, daß mehrere nach und nach eingesandte Fakta einen bisher zweifelhaften Saz endlich bestätigen, oder einen andern einschränken, oder wiederum einen fälschlichbehaupteten ganz aufheben könten.

Wer siehet nicht ein, daß Lavaters Physiognomik immer ein vortreflicher Beitrag zu einer Erfarungsseelenlehre bleiben wird, und daß dieselbe vielleicht nur darauf wartet, in ein grösseres Ganze eingeschoben zu werden, um ihre völlige Nuzbarkeit zu zeigen? Einige vortrefliche Aufsäze von Lichtenberg im Göttingschen Magazin sind ebenfals ein wichtiger Beitrag; so wie verschiedene Aufsäze im deutschen Museum, Merkur, den Ephemeriden der Menschheit, Schlözers Briefwechsel, Meißners Skizzen, Zöllners Lesebuch für alle Stände u. s. w.

Wer

Wer wird nicht gern einer so wichtigen Wissenschaft, als die Erfarungsseelenkunde ist, seinen Zol abtragen? — Kömt eine solche Wissenschaft zur Volkommenheit, so wird man einmal die Kentniß des menschlichen Herzens mehr aus der ersten Quelle, als aus Erdichtungen schöpfen können. Das Nachbeten und Abschreiben in den Werken des Geistes wird aufhören, und der Dichter und Romanenschreiber wird sich genötigt sehn, erst vorher Erfarungsseelenlehre zu studiren, ehe er sich an eigene Ausarbeitungen wagt.

Auch das blosse Magazin dieser Wissenschaft würde auf die Art schon ein Werk seyn, das dem Seelsorger, dem Richter, dem Arzt, und vorzüglich dem Schriftsteller des menschlichen Herzens unentbehrlich wäre. Selbst dieses Magazin könte wechselsweise durch wichtige Reflexionen und wichtige Fakta wachsen. Und wenn dann dies Werk von den besten Köpfen Deutschlands unterstüzt würde, bis zu welcher Volkommenheit könte es gebracht werden! keine Nazion hätte dann vielleicht ein ähnliches aufzuweisen. Diese Wissenschaft würde sich auf die Weise almählich selber bilden, und wie fest würde dies Gebäude werden, wo die Lücken nicht durch leere Spekulazionen zugestopft, sondern durch Thatsachen ausgefült würden!

Welch eine Glückseligkeit wäre es, die Vollendung eines solchen Werks zu erleben! — Es ist fast schändlich, daß man bis izt noch Schneckenhäuser und Spinnen beinahe mehr als den Menschen seiner Aufmerksamkeit wert gehalten hat!

Aber wie sol ein solches Werk jemals vollendet werden? — Dann ist es vollendet, wenn alle Ausnahmen bemerkt sind, wenn die Fakta sich immer so einfinden, daß sie keine Ausnahmen mehr von der Regel machen. — Das System der Moral, das wir besizen, kan immer als ein ohngefährer Grundriß betrachtet werden, damit man doch nicht ganz aufs Ohngefähr hin ar-

breitet; aber man muß dies System auch so schwankend, wie möglich nehmen; blos einige Punkte festsezen, aber noch nicht von einem Punkte zum andern Linien ziehen, sondern nun warten, bis diese Linien gleichsam sich selber ziehen.

Möchten sich doch viele finden, deren Geist ihr ganzes Leben hindurch die beständige Richtung behielte, nur den Menschen zu beobachten! Möchten doch viele solche ihre Kräfte vereinigen, und zum Besten der Menschheit tausend andere nüzliche und angenehme Kentnisse aufopfern, die ihnen zu dem eigentlichen Studium des Menschen die Zeit rauben!

Wer sich zum eigentlichen Beobachter des Menschen bilden wolte, der müßte von sich selber ausgehen: erstlich die Geschichte seines eignen Herzens von seiner frühesten Kindheit an sich so getreu wie möglich entwerfen; auf die Erinrungen aus den frühesten Jahren der Kindheit aufmerksam sein, und nichts für unwichtig halten, was jemals einen vorzüglich starken Eindruck auf ihn gemacht hat, so daß die Erinrung daran sich noch immer zwischen seine übrigen Gedanken drängt. Dabei müßte er aber ja nicht etwa die Spuren seines Genies, oder dasjenige, was schon in ihm steckte, in den frühesten Begebenheiten seines Lebens oder in seinen kindischen Handlungen suchen wollen. Er müßte auf sein gegenwärtiges wirkliches Leben aufmerksam sein; die Ebbe und Fluth bemerken, welche den ganzen Tag über in seiner Seele herscht, und die Verschiedenheit eines Augenblicks von dem andern; er müßte sich Zeit nehmen, die Geschichte seiner Gedanken zu beschreiben, und sich selber zum Gegenstande seiner anhaltendsten Beobachtungen zu machen; ohne alle heftige Leidenschaften müßte er nicht sein, und doch die Kunst verstehn, in manchen Augenblicken seines Lebens sich plözlich aus dem Wirbel seiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu spie-

spielen, ohne sich im mindesten für sich selber zu interessiren. Von dem Leben der Menschen, deren Geschichte beschrieben ist, kennen wir nur die Oberfläche. Wir sehen wol, wie der Zeiger an der Uhr sich dreht, aber wir kennen nicht das inre Triebwerk, das ihn bewegt. Wir sehen nicht, wie die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwickeln. Dies bemerken wir nur so selten bei uns selber, geschweige denn bei andern. Damit ist aber nicht ausgemacht, daß wir es nicht bemerken könten. Dies ist eben noch das unbearbeitete Feld. Tausend Beobachtungen, die man hier schon gemacht hat, sind blos von der Oberfläche genommen, und nicht aus dem Innersten der Seele heraus gehoben. So mancher, der über seine Seele nachdachte, that es vielleicht erst in einem Alter, wo schon seine Leidenschaften ruhiger waren, und eine dunkle algemeine Zurückerinnerung war die Grundlage seiner Beobachtungen. Wenige nahmen sich vielleicht nur die Zeit, ihre Seele zu beobachten, da sie noch grade in der grösten Wirksamkeit und Thätigkeit begriffen war. Freilich scheint es mit einer widrigen Idee bei andern Menschen verbunden zu sein, Beobachtungen über sich selber anzustellen; und man kan den Gedanken nicht gut vermeiden, daß man seiner eignen Person eine zu grosse Wichtigkeit beilegt, indem man grade selber der Gegenstand dieser Beobachtungen sein wil. — Aber kan es denn ein andrer sein? können wir in die Seele eines andern blicken, wie in die unsrige? und opfern wir uns nicht beinahe eben so auf, wenn wir, andern zum Besten, den Zustand unsrer Seele zergliedern, wie derjenige, der nach seinem Tode andern Menschen durch die Zergliederung seines Körpers nüzlich wird? Kan man sich aber z. B. in einer unzufriedenen Stunde nur einmal so sehr über sich selbst erheben, daß man über seine eigne Unzufriedenheit reflektirt, so ist diese Reflexion gewiß weit interessanter, als wenn sie erst einige Tage nachher angestelt wird,

weil

weil mit der Unzufriedenheit selbst auch ihr Bild, welches sie in der Seele zurückließ, größtentheils wieder verschwunden ist. Getreue Gemälde, die man sich selber von seiner eignen Seele entwirft, verdienen immer die größte Aufmerksamkeit.

So müßte nun der Menschenbeobachter von sich selber ausgehen, und dann könten seine Beobachtungen nach und nach zu Gesicht, Sprache, und Handlungen von Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen übergehn. Von der geheimen Geschichte seiner eignen Gedanken müßte er durch Gesicht, Sprache und Handlung auf die Seele andrer schliessen lernen. Keine Wendung im Ausdruck, kein oft gebrauchtes Apropos, kein oft angebrachtes was ich doch sagen wolte? keine Wiederholung einer und eben derselben Sache, oder gar eines und eben desselben Worts müßte ihm unwichtig scheinen, oder seiner Aufmerksamkeit entgehn: denn zuweilen sind solche oft wiederholte unbedeutend scheinende Ausdrücke im Reden, ein getreues Bild von der Schnelligkeit oder Langsamkeit, Beständigkeit oder Unstetigkeit, Ordnung oder Unordnung, im Denken und Handlen bei solchen Personen. Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende ist überhaupt ein wichtiges Erforderniß des Menschenbeobachters, und dann die Uebung in der Nebeneinanderstellung des Successiven, weil der ganze Mensch blos aus successiven Aeusserungen erkant werden kan. Nun wird aber dasjenige in der Nebeneinanderstellung oft zur Harmonie, was einzeln genommen, mißtönen würde: dies trift auch bei dem Menschen ein. Welche Harmonie muß der höchste Verstand vernehmen, indem alles neben einander steht, und zugleich tönet, was uns auf einander zu folgen und einzeln zu tönen scheinet! etwas Aehnliches wird vielleicht einmal das Resultat von allen neben einander gestelten Bemerkungen des Menschenbeobachters sein. Dieser muß aber freilich auf viele andre angenehme und nüzliche Kentnisse Ver-

zicht thun. Das Studium des Menschen muß sein ganzes Leben hindurch, und in allen Verhältnissen seines eignen Lebens seine Hauptbeschäftigung sein. Vor jedem Hang, sich in eine idealische Welt hinüber zu träumen, muß er sich äusserst hüten; er muß in keine idealische, sondern in seine eigne wirkliche Welt immer tiefer einzudringen suchen.

Aber wer gibt dem Beobachter des Menschen immer Kälte und Heiterkeit der Seele dazu, alles was geschieht, so wie ein Schauspiel zu beobachten, und die Personen, die ihn oftmals kränken, wie Schauspieler? Ja, wenn er nur nicht selber mit im Spiele begriffen wäre, und wenn nur kein solcher Rollenneid statt fände? — Aber was sol einer denn thun, wenn er von Menschen oder von seinem Schicksale unterdrückt wird, und nun nicht weiter kan? was bessers und edlers, als sich hinaus versezen über diese Erde und über sich selber, gleichsam als ob er ein andres von sich selber verschiedenes Wesen wäre, das in einer höhern Region aller dieser Dinge lächelt — und auf die Art über sich selber, über seine eignen Klagen und Beschwerden — lächeln — das alles wie ein Schauspiel zu betrachten — welche Wonne, welch eine Erhebung zum alles umfassenden Schöpfer des Weltals!

So bald ich also sehe, daß man mir selber keine Rolle geben wil, stelle ich mich vor die Bühne, und bin ruhiger, kalter Beobachter. So bald mir mein eigner Zustand beschwerlich wird, höre ich auf, mich für mich selber so sehr zu interessiren, und betrachte mich als einen Gegenstand meiner eignen Beobachtung, als ob ich ein Fremder wäre, dessen Glücks- und Unglücksfälle ich mit kaltblütiger Aufmerksamkeit erzälen hörte.

In keinem Verhältnisse des Lebens ist die Beobachtung seiner selbst und der Menschen um uns her etwas Unangenehmes oder Beschwerliches. Es ist vielmehr ein Trost und eine Zuflucht vor unsern eignen besondern Kummer.

Und fehlet es uns wohl in irgend einem Stande an Gelegenheit, Beobachtungen über den Menschen anzustellen? Möchten doch Leute aus ganz verschiedenen Ständen, diese Arbeit unter sich vertheilen, und ein jeder nur erst einige Personen, mit denen sein Stand oder sein Amt ihn in die genaueste Verbindung sezt, zum Ziele seiner Beobachtungen machen? — Aber auf die Art wäre ja niemand vor den spähenden Blicken seines besten Freundes sicher, wenn dieser ihn gerade zum Ziele seiner Beobachtungen macht? — Und was schadet dieses denn? — Solten nicht vielmehr zwei Freunde selber jeder in den andern wie in einen Spiegel blicken, um desto genauer mit sich selber bekant zu werden? Wäre es nicht gut, wenn sie sich selber ihre Gedanken einer über den andern mittheilten, und auf diese Weise einen desto wichtigern Beitrag zu der Erfarungsseelenkunde lieferten, je strenger und unparteiischer sie sich gegen einander enthült hätten, und die Beobachtungen des einen von dem andern geprüft wären.

Freilich hat der Menschenbeobachter noch viele Hinderniße zu überwinden, er muß durch den Vorhang der sogenannten guten Lebensart, durch den Vorhang der Lebensklugheit, und durch den Vorhang der Selbstgefälligkeit oder Gefälligmachung seiner selbst bei andern durchblicken, ehe er in das Innerste des Herzens dringen kan.

Besonders ist die Verstellung aus einer falschen Art von Gefälligkeit am allerhäufigsten. So groß ist die Begierde, auch oft nur auf eine Viertelstunde lang, einem andern mit dem man jezt grade redet oder umgehet, besser zu gefallen, daß man, die Zeit über, seine Meinungen und Gesinnungen ganz verläugnet, um in die Meinungen und Gesinnungen des andern einstimmen zu können. Im Grunde ist dieses Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit, denn wir gefallen uns immer doppelt, indem wir zu gleicher Zeit einem andern zu gefallen glauben. Beinahe ein jeder zeigt sich in einem etwas andern Lichte, so bald er glaubt, daß

er bemerkt wird, und sobald ihm daran gelegen ist, in den Gedanken eines andern auf eine vorteilhafte Weise zu exstiren.

Auch die Nachahmungssucht unter uns ist ein grosses Hinderniß des Beobachters. Man legt nach und nach seinen originellen Karakter ab, und sezt sich aus hie und da abgerissenen Lappen einen andern zusammen. Dies macht die Menschen oft so unwahr, daß man sie selber beinahe gar nicht mehr reden hört oder handeln sieht. Diese Nachahmungssucht scheint aber daher zu entstehen, weil eine grosse Eigenschaft des Menschen, der Stolz eines jeden auf sein eignes individuelles Dasein, so sehr unter uns verloschen ist. Die Menschen drücken sich einander ihr Gepräge auf, und jeder verliert dadurch sein eignes. Man solte die Wertschäzung seiner selbst und den Stolz auf sein eigenthümliches Dasein, auch bei dem geringsten Tagelöhner zu erwecken suchen, so würde ein Stand dem andern nicht so niederträchtig nachahmen.

Die Nachahmungssucht erstrekt sich gar so weit, daß man Ideale aus Büchern in sein Leben hinüber trägt. Ja nichts macht die Menschen wohl mehr unwahr, als eben die vielen Bücher. Wie schwer wird es dem Beobachter, unter alle dem, was durch das Lesen von Romanen und Schauspielen in den Karakter gekommen ist, das Eigne und Originelle wieder hervorzusuchen! Anstatt Menschen, o Wunder! hört man jezt Bücher reden, und siehet Bücher handeln. Leute, die wenig Romane gelesen haben, sind noch immer der leichteste Gegenstand für den Menschenbeobachter. Man lebt und webt jezt in der Bücherwelt, und nur so wenige Bücher führen uns noch auf unsere wirkliche Welt zurück. Man sollte auch den geringsten Individuis nur ihre Wichtigkeit erst begreiflich machen, so würde ein ganz anderer Geist unter das Volk kommen. So ein Buch, wie Lienhardt und Gertrud ist gerade zu diesem Endzweck eingerichtet, und kann vielleicht

leicht eines der nüzlichsten Produkte unser Jahrhunderts sein.

Insbesondre ist es noch der äusserste Zwang in der Jugend, welcher die Verstellung am meisten befördert; und alle Vortheile, welche man durch den Zwang erreicht, können das niemals aufwiegen, was der Mensch dadurch auf sein ganzes künftiges Leben an Wahrheit verliert

Auch sogar der innre Zwang oder die Ueberwindung unsrer selbst kann uns unwahr machen, so bald wir glauben, daß dieselbe bemerkt wird. Drum ist es gut, sich lieber jemanden allein, als in Gegenwart anderer in dieser Selbstüberwindung üben zu lassen, und ihn sich seinen Freunden mit den Fehlern, die er nun einmal noch an sich hat, zeigen zu lassen, wie er ist. Um immer wahr zu bleiben, solte man sich sogar der Verstellung aus Höflichkeit oder aus Freundschaft nur im höchsten Nothfal bedienen, weil die Fertigkeit, welche man sich dadurch erwirbt, so gefärlich ist.

Bei Kindern geht die Verstellungskunst größtentheils so weit noch nicht; denn da dieselbe eine Fertigkeit ist, so kann sie freilich erst durch Uebung und Anstrengung erlernt werden, und wenn man Zwang vermeidet, so kann man ihr bei Kindern noch am ersten entgegen arbeiten, ob sie gleich auch bei einigen schon tiefe Wurzel gefaßt hat, und man diesem Laster mehr als Mutwillen und offenbarer Bosheit entgegen arbeiten muß, wenn es nicht einreissen soll. Denn dies macht eben die Scheidewand zwischen den Gedanken des Lehrers und des Schülers; dieser Vorhang muß erst aufgezogen werden, damit der erstere seinen stärksten Feind in der Seele des Jünglings zuerst entdecken, den erst überwinden, und dann mit aller Macht in dieselbe eindringen kan, bis dem reinen Strom der Wahrheit sich kein Damm mehr entgegen sezt.

Daß das Gepräge der Seele von dem Gesichte des Menschen schon so früh verwischt wird, daß sein Ton und seine Mienen schon so früh die selige Uebereinstimmung

mit

mit Gedank' und Empfindung verlernen; das ist die Frucht der Ueppigkeit und Verfeinerung, der auswendig gelernten Verbeugungen, lächelnder Blicke, und künstlichen Wendungen in den unbedeutendsten Ausdrücken der Höflichkeit.

Es ist traurig, daß mit den Gesezen der Höflichkeit, welche dem Leben einige Vorteile gewähren, besonders in grossen Städten, das beinahe unvermeidliche Uebel verknüpft ist, daß der Mensch in seiner frühesten Jugend schon verstimt, und vielleicht auf sein ganzes künftiges Leben unwahr gemacht wird. Das Kind lernt schon leere Danksagungen und Glückwünsche stamlen, bei denen es nichts empfindet; es lernt sich verstellen, ehe es noch weiß, daß es Verstellung giebt, und daß Verstellung ein Laster ist; es lernt in einerlei leerem Komplimententone seinem Vater mit einem Handkusse, und seinem Schöpfer mit gefaltenen Händen danken; und wann die Zunge noch lallet, sind die Worte schon gekünstelt, und hören auf, natürlicher Ausdruck der Empfindung zu sein. Dadurch wird almählich der dichte Vorhang gewebt, welchen am Ende der Blick des bildenden Beobachters, oder des beobachtenden Bilders, der Herzen nicht mehr durchdringen kan.

Wie viel Gelegenheit hat aber dem ohngeachtet ein Schulmann, Beobachtungen über den Menschen anzustellen. Er, welcher unmittelbar auf den Verstand und das Herz wirken, und nicht eher ruhen sol, bis er die Frucht seiner Wirkungen siehet! Freilich hat der Erzieher den Vorzug, daß er seine Subjekte beständig beobachten kan, da dem Schulmann dieses nur wenige Stundenlang möglich ist. Aber der Schulmann hat wiederum den Vorteil, der Mannigfaltigkeit der Subjekte.

Als ich meine Lehrstelle am grauen Kloster antrat, machte ich mir schon einen Plan, solche Beobachtungen bei meinen Schülern anzustellen. Ich entschloß mich, ein eignes Journal hierüber zu halten, welches ich auch gethan, und es bis jezt fortgesezt habe. Man samlet tägliche Beobachtungen, dacht' ich, über das Wetter, und

den Menschen solte man dessen nicht wert achten? Weil ich nun, nach unserer Einrichtung, sowohl in den untern, als in einigen höhern Klassen unterrichten muß, so sind diejenigen, bei welchen ich Beobachtungen anstelle, dem Alter, der Fähigkeit, der Erziehung, und dem Stande nach sehr unterschieden, welches mir also nach Wunsch zu statten komt.

Bei meinen Beobachtungen habe ich mir folgenden Plan gemacht: Ich suche an einem jungen Menschen, den ich zum erstenmale sehe, sogleich das Auffallende zu bemerken: denn was einem oft beim ersten Anblick auffällt, das übersieht man hernach schon leichter, wenn man mit dem Subjekte bekannter geworden ist, und sich an sein Gesicht, an seine Mienen u. s. w. gewöhnt hat. Freilich kan man sich beim ersten Anblick oft sehr in einer Person irren, allein dieser Irthum selbst hat nachher seine Vortheile; man muß nur nicht gleich im Anfange etwas festsetzen, sondern sich nur gleichsam erst einen ohngefähren Grundriß zu seinen künftigen Beobachtungen entwerfen. Auch kömt dieses noch zu statten, daß man gegen denjenigen, welchen man zum erstenmale sieht, gemeiniglich weder ein böses noch ein gutes Vorurteil gefaßt hat, und also seinen Beobachtungen am besten trauen kan. Das Unterscheidende in der Gesichtsbildung, daß mit dieser etwa Uebereinstimmende im Tone, im Gange, und jeder körperlichen Bewegung; Alter, und Erziehung, in so fern ich von dem Stande seiner Eltern, oder aus andern Nachrichten auf dieselbe schliessen kan, sind mir zuerst merkwürdig. Dann werde ich erst das Zutrauen des jungen Menschen zu gewinnen suchen, um auf besondere an ihn zu richtende Fragen, unzurückhaltende und aufrichtige Antworten zu bekommen. Ich gebe auf sein Betragen Acht, wenn sich die Gelegenheit eräugnet, ihm wegen Mutwillen oder Nachläßigkeit ernsthafte Verweise zu geben, oder ihn wegen seines Fleisses, oder seiner Ordnung zu loben. Wenn ich diese Bemerkungen ohngefähr eine Woche lang in mein

Buch eingetragen habe und sie dann zusammen nehme, so kömt oft gerade das Facit heraus, was ich nach wahrscheinlichen Gründen vermuthet hatte.

Auf diese Weise habe ich mir eine Tabelle von dem abstechendsten Karakter entworfen, wo die Namen eben in einiger Entfernung neben einander stehn, und wo ich unter einem jeden die täglichen Bemerkungen eintrage. Es ist ein Vergnügen, diese Karakteren da neben einander figuriren zu sehn, und ihre Nüancen bis in die kleinsten körperlichen Bewegungen, und bis zum Minenspiele zu verfolgen.

Indem bei diesen Anblick die Mannigfaltigkeit in den Werken Gottes meiner Seele immer anschaulicher wird, erhebt sich oft mein ganzes Herz. Welch ein Abstand vom Menschen bis zum Wurme, vom Wurme bis zum leblosen Steine! und dann wieder von den weisesten unter den Menschen bis zum wilden Bewoner der Wüste; und unter dieser kleinen Anzahl von aufkeimenden, werdenden Menschen, die ich vor mir sehe, welch eine Verschiedenheit! Vom Lebhaftesten unter diesen bis zum Trägsten; von der feinsten Organisation bis zur gröbsten; vom feurigsten Blick bis zum kältesten; und von der aufstrebendsten Stärke bis zur hinfälligsten Schwäche — und doch dies alles nur verhältnismässige Begriffe — jeder ist gut, und kan gut sein, in seiner Art. — Der Allerunterste auf der Staffel der Menschheit bliebe doch noch immer ein Meisterstück auf Erden, wenn er der einzige in seiner Art wäre.

Dieser Gedanke versöhnt mich wieder, so oft ich mich mit einem Gesichte, das ich vor mir sehe, nicht recht vertragen kan. — Blos weil wir durch das Beßre verwöhnt sind, ist uns das Gute schlecht. Die Würde der Menschheit ganz zu fühlen, das hat mir oft Mut und Stärke gegeben, Haß und Verachtung gegen manchen in meiner Brust zu unterdrücken, gegen den sich meine ganze Seele empörte, so oft ich ihn sahe; durch diesen Gedanken gelingt es mir, mein Herz mit gleicher Liebe, einer so sehr

untermischten Anzal zu eröfnen, wie ich sie oft vor mir sehe. Ich suche meine Gedanken zu gewönen, daß sie nicht besser und gut, mit gut und böse verwechseln: das giebt mir oft Trost und Beruhigung, wenn mein Herz mich gerade mit dem Theile der Menschen entzweien wil, auf den ich wirken sol.

Um auf die einzelnen Subjekte mehr zu wirken, stelle ich es denselben frei, mir schriftlich ihre Gedanken zu eröfnen, um mich um Rath zu fragen, oder mir von ihren Beschäftigungen Nachricht zu geben, auch es mir ohne Rückhalt zu schreiben, wenn jemand glauben solte, daß ich ihn, vielleicht ohne mein Wissen, Unrecht gethan habe. Denn so lange bei einem jungen Menschen das Gefühl noch in der Seele bleibt, daß er glaubt, sein Lehrer thue ihm auf irgend eine Weise Unrecht, so lange wird der erstre auf sein Herz auch nicht im mindesten wirken können. Und doch ist nichts leichter, als besonders unter einer grossen Anzal junger Leute einem Einzelnen Unrecht zu thun.

Vermittelst dieser Art von Korrespondenz, die ich mit meinen Schülern unterhalte, ist es mir gelungen, mit jedem Einzelnen bekant zu werden, und auf die Individua zu wirken. Bei einigen unter denselben ist es mir gelungen, den Schleier der Verstellung ganz hinweg zu ziehen, bei andern, wenigstens durch diesen Schleier hindurch zu blicken.

Ich glaube gewiß, daß viele Schulmänner eben solche, und noch beßre Beobachtungen wie ich über einzelne Subjekte angestellt und niedergeschrieben haben; es käme also nur darauf an, daß sie dieselben auch zum algemeinen Besten bekant machten, und sie in ein zu veranstaltendes Magazin der Erfarungsseelenkunde mit einrückten; dadurch würde dieses zugleich eines der wichtigsten Werke für die Pädagogik werden. Ich zweifle nicht, daß

daß ein jeder, der den Wert der Menschheit fühlt, zu der Entstehung und Beförderung eines solchen Werks, das Seinige beitragen werde; und hoffe daher, nicht ohne Grund, daß meine Aussichten zu einer Erfarungsseelenlehre vielleicht bald erfüllet werden können.

Zu dieser Hofnung berechtiget mich noch mehr das aufmunternde Versprechen verschiedner würdigen Gelehrten hier in Berlin, die sich erbieten, mir zu einem Magazin einer Erfarungsseelenkunde, wovon das erste Stück vielleicht bald erscheinen wird, Beiträge zu liefern. Herr Moses Mendelssohn hat mir selber seine Gedanken über den Plan zu diesem Werke mitgetheilt, und die Veränderung der Benennung Experimentalseelenlehre, welche ich anfangs gewählt hatte, in Erfarungsseelenkunde angeraten. Ausser ihm darf ich noch als Beförderer dieses Unternehmens nennen: den H. Dr. Markus Herz, die Herren Prediger Zöllner und Löfler, den Herrn Dr. Biester, Herrn Direktor Gedicke, Herrn Professor Zierlein, Herrn Doktor und Stadtphysikus Pihle, Herrn Kammergerichtsreferendarius von Schuckmann, welche alle selbst Beiträge liefern werden, und theils schon geliefert haben. Je mehrere Gelehrte aus verschiedenen Fächern, und Personen aus verschiedenen Ständen an diesem Werke arbeiten, desto volkomner kan es werden. Um desto mehr wäre zu wünschen, daß auch auswärtige Gelehrte sich zu der Beförderung eines so wichtigen Unternehmens vereinigten, und das Magazin der Erfarungsseelenkunde mit ihren gütigen Beiträgen unterstützten. Doch wozu bedarf es hier noch einer Aufforderung, da die Sache selbst laut genug redet, um jeden Menschenkenner und Menschenfreund für sich einzunehmen, und auf seinen thätigsten Eifer Anspruch zu machen!

3.

ELEGY
BY
J. J. ESCHENBURG
ON THE DEATH
OF
HIS INFANT DAUGHTER.

TRANSLATED FROM THE GERMAN.*)

Soft sinkest thou to rest; no groan, no smart;
soft lulling Angels waft thy latest breath,
thyself an Angel now, my soul's dear Part,
sweet babe, thus lying in the arms of Death!
Not he, that grisly Form, whose hand malign
wide sweeps with fatal scythe mankind away:
that Genius rather, on whose lips, as thine,
the smiling graces innocently play.
Peace to thy slumbers, babe! thy Father's tears,
Thy Mother wailing wild her darling o'er,
thy Brother's longings, infant as his years,
shall wake thee to sweet sympathy no more.
O ever fortunate! whom heav'nly grace
Recall'd so early from thy mortal clay;
O ever fortunate! not left to trace
with painful error this life's thorny way;
that from all slipp'ry paths, all hidden snares,
a pitying Providence has thee convey'd;
and that of thousand, thousand idle cares
not one upon thy breast has ever prey'd;
that of this visionary, magic scene
thine eye the outward fashion only saw!

While

*) Ist im vorigen Stück No. 15. S. 466. Deutsch befindlich.

While we, of bliſs too prompt to overween,
Sorrow from all, the bitterſt ſorrow, draw.
We ween'd it bliſs, thee, tendre plant, to rear,
to ſee our foſter'd Nursling kindly grow,
whoſe rip'ning faculties our toil might cheer;
Heav'ns! and we foſter'd thus our future woe!
All thoſe Ideas now, on which we hung,
thy ſmilling countenance, thy ſportive air,
thy foot's firſt effort, and thy liſping tongue,
all wound our breaſt, like daggers planted there.
'Twas ſure a dream; yet, while before our ſight,
it charm'd our ſenſes, to th'illuſion blind;
but, diſſipated now, and vaniſh'd quite,
it leaves vain longings, and regrets behind.

Yet no; ſtill ever preſent, ever dear
Muſt be the ſhadow of this fleeting dream!
the thought, we once enjoy'd thy preſence here,
when its now thrilling pangs grow leſs extreme,
when to the firſt rude ſhock a calm ſucceeds,
and gnawing anguiſh irritates no more,
When the deep wound, which now ſo freſhly bleeds,
does to our aching heart ſume eaſe reſtore,
o then ſhall pleaſing Melancholy ſhed
o'er ſofter images a milder gleam;
She o'er thy life ſhall fairer colours ſpread,
not paint it like a vain, unreal dream;
no; like a miſty morn, whoſe early gloom
was ſoon o'ertaken by a flood of day,
whoſe Sun diſpell'd the darkneſs of thy doom,
and all our fond forebodings chas'd away.

Thou weeping Partner of my life, be cheer'd!
all will be well; we ſhall not long complain
of her ſad fate, which erſt ſo ſad appear'd;
thou haſt not born her, haſt not nurs'd, in vain.

'Twas not in vain, that, to promote her weal,
watch'd unremitting thy maternal care;
Rejoice in the reward that Heav'n shall deal
For toil so pious, ann For love so rare,
when, all the pains endur'd, which here annoy,
we gain th' enjoyments of a better place,
when then, at th' entrance of eternal joy,
our own dear Angel flies to our embrace.

J. SIX. Nov. 18th. 1781.

4.

Das mittelländische Meer.

Eine geographisch = naturhistorische Vision.

Wohlan! ich wage es, das endlich auszustellen, was ich schon einige Jahre her geträumt habe!

Von der Fackel der Analogie und Erfarung umleuchtet, steige ich in den Schooß der Erde hinab, wie Choiseul = Gouffier in die Grotte zu Antyparos. Auf welchen ungeheuren Gewölben ruht der Welttheil, den wir bewohnen. Hier ist die unermeßliche Werkstäte der Natur, Mit Hülfe ihrer Elemente, besonders des Wassers und Feuers, bereitet sie Ländern und Reichen den Untergang, um neue Europen und neue Amerikeu aufsteigen zu lassen.

Welch ein Thor ist doch der Mensch! Er baut unermeßliche Städte, himmelhohe Thürme, unendliche Paläste. Acht Jahrhunderte schon kämpfen Frankreich und England um die Oberherrschaft. Monarchen erhöhen den Bau ihres Staats mit unermüdeter Wachsamkeit. Andre erfüllen die Länder mit ihren Siegeszeichen. Alles ringt nach Grösse, nach Unsterblichkeit des Namens. Jeder Erfinder, jeder grosse Geist siehts in Gedanken, wie ihn die Nachwelt mit Ehrfurcht nent. Aber die Natur

winkt!

winkt! Plözlich stürzt das unterirdische Gewölbe, auf dem Europa ruhete, ein, und Paläste, Städte, Trophäen, Denkmäler liegen mit den Menschen unter den Trümmern begraben, zerschmettert von den Alpen, den Pyreneen, dem Harz, und den schottischen Gebirgen.

So war einst Italien, Griechenland und Natolien mit der nordlichen Küste von Afrika zusammengehängt. Auf einmal knickten die unterirdischen Pfeiler, auf welchen dieses Land stand, mit einem Krachen von zehntausend Donnern zusammen. Unsere Erde bebte vor ihrer Zernichtung, England trente sich von Frankreich; Amerika zitterte von Entsetzen, riß wie von seinen Wurzeln sich los, und schauerte an den Plaz zurücke, wo es jezt steht. Mit Macht stürzte izt die See zwischen Spanien und Afrika herein, wo sie Oefnung fand, sezte das Land rechts und links bis an den Kaukasus unter Wasser, und kehrte nur nach und nach, je nachdem das überschwemte Land tiefer und immer tiefer sich sezte, in die Grenzen des jezigen mittelländischen Meers zurücke. Den Pyreneen, dem Apennin, dem Taurus, dem Tänarus dankte es das östliche Spanien, das südliche Frankreich, Italien, Griechenland und Natolien, daß sie in den Abgrund nicht nachgestürzt waren, so wie das nordliche Lybien seine Gebirge vor dem Nachsinken bewahrten. Noch ragen Sizilien, Sardinien, Korsika, Kreta, Cypern und die Inseln des Archipels, welche ehemals die höchsten Spitzen dieses Landes gewesen waren, als Denkmäler des versunkenen Erdstrichs] aus dem mittelländischen Meere empor.

So können schon vor undenklichen Jahren unterirdische Gewölbe eingestürzt sein, daß das feste Land — See wurde, und unser jeziges festes Land aus der See hervorging. Daher die Versteinerungen von Seethieren auf den Gipfeln unserer Berge! — So kan einst wieder, wenn unser Menschengeschlecht seine Perioden durchwandelt hat, wenn es so verfeinert und winzig geworden ist, daß die Nachkommen Teuts durch ein Nadelöhr schlü-

pfen könten, wenn wir die dem menschlichen Geiste mögliche Höhe des Geistes erreicht haben — so kan ein grosser jezt bewohnter Theil unsers Planeten zusammenstürzen, mit Wasser bedeckt werden, und was nun im Meer liegt, steigt hervor, und wird nach und nach bewohnbar. Ists denn so unwahrscheinlich, daß die Massen im Mittelpunkte der Erde nicht gerade so gedrängt und dicht auf einander liegen? Kan nicht Wasser in diese Höhlen Zugang haben, und sie nach und nach ausspülen? Kan nicht inneres Feuer immer an den Stüzen dieser Gewölbe nagen, bis sie sinken? Was ist der Natur zu groß? Oder was wär es für ein Verlust für das All der Schöpfung, wenn ein Maulwurfshügel einmal in derselben einsänke? Der Schöpfer legt in jede Zerstörung den Keim einer neuen Schöpfung; was liegt also an den Myriaden von Ameisen, die mit dem gesunkenen Hügel von Wasser bedeckt werden? Laßt uns nur nicht alzu stolz von uns und unsern Werken denken, so werden wir das, wofür wir freilich jeden Augenblick zittern müßten, nicht so ganz unwahrscheinlich, oder wol gar ungereimt finden!

Beilagen zur Vision.

Hier will ich ohne weitern Schmuck die Daten beisezen, die meine Hypothese von der durch einen unterirdischen ausserordentlichen Erdfall zu erklärenden sogenanten Sündflut vielleicht in einem milderen Lichte, als beim ersten Anblicke, erscheinen lassen. Immer mag die physische Erklärung derselben durch einen Erdfal, den ein Erdbeben begleitet oder verursacht hat, weniger unnatürlich scheinen, als durch den Anstoß des Whistonschen Kometen.

1) Daß Italien voll unterirdischen Feuers noch jezt ist, mithin ehemals noch mehr gewesen sein kan, beweisen die feuerspeienden Berge, Vesuv, Aetna und auf den äolischen Inseln. Kein Land hat so viele, so nahe beisammen, kein Land ist dem Erdbeben, wie ältere und neuere Geschichte lehrt, so sehr unterworfen, als Italien.

lien. Ein Beweis, daß es in den unterirdischen Gegenden dieses Landes noch jezt nicht ganz ruhig ist.

2) Das nämliche gilt von Kleinasien, das zwar keine Feuerspeiende Berge hat, aber viel unterirdisches Feuer haben muß, wie man aus dem bekanten grossen Erdbeben, das so viele Städte umstürzte, und aus den fast jährlichen Erschütterungen von Smyrna schliessen kan.

3) Ist die Untiefe des mittelländischen Meers bekant. Was scheint es daher anders, als versunkenes Land zu sein, wie das kaspische Meer.

4) Eben so bekant ist der Meerstrom, der durch die Meerenge von Gibraltar ins mittelländische Meer herein geht. Ein Beweis, daß das Wasser seinen Zug daher genommen hat, mithin das mittelländische Meer später entstanden sein muß.

5) Betrachtet man die erstaunend vielen Inseln des Archipels, deren kein Meer so viele und so kleine beisammen hat, für was kan man sie anders halten, als für Gipfel ehemaliger Berge, um die herum das Land niedergesunken ist. Hierzu kömt noch die alte Sage in Griechenland von der Insel Delos und den Cykladen, daß sie lange Zeit umhergeschwommen seien, bis sie endlich sich fest sezten. Sezt dieser Umstand nicht eine vorhergegangene Revolution dieser Gegenden voraus?

6) Die Küsten am Meere herum sind wie durch Gewalt abgerissen. Man betrachte besonders die von Dalmatien und Afrika. Wie viele Einschnitte findet man da, d. i. Stellen, aus denen das niedriger gelegene Land weggespült zu sein scheint. Die länglichen Inseln an der dalmatischen Küste herab waren höher gelegenes Land. Die Küsten selbst sind fast durchgängig bergig, Felsen oder Klippen.

7) Das mittelländische Meer nimt immer zu, andere Meere, die ihren Beitrag zu demselben hergeben, nehmen ab. — Nach der vorgegangenen Revolution muß das Meer sehr niedrig gestanden haben. Denn erstlich

lich drang nicht so viel Wasser durch die Meerenge von Gibraltar, daß der ganze Raum von Gibraltar bis Kaffa und Tyrus gleich ausgefült werden konte. Zweitens schluckte das gesunkene feste Erdreich anfangs sehr viel Wasser ein, bis es durchdrungen war. Drittens stürzten an den neuen Küsten wol hie und da noch manche kleine unterirdische Kammern oder Gewölbe nach, die auch wieder mit Wasser ausgefült werden mußten. Nun ist alles ausgefült, der Zufluß vom Ozean herein durch die Meerenge dauert fort, daher kan das Meer tiefer werden. Was der atlantische Ozean dem mittelländischen Meer mittheilt, dazu erhält er sein Kontingent auch wieder von den andern Meeren. So weiß man z. E. vom deutschen Meer, daß es abnimt und zurückctrit.

„Bei der Besichtigung des Götastroms wurden wir in verschiedenen Aushölungen, welche der Strom von Zeit zu Zeit an seinen Ufern gemacht hat, etliche Fuß über der izigen Oberfläche des Wassers, einige noch ganz deutliche Lagen von Seesande gewahr, welche mit Schnecken und Muscheln vermischt waren. Ein abermaliger überzeugender Beweis, daß das Wasser ehemals so hoch, wie diese Merkmale gestanden hat„ — sagt ein vortreflicher Beobachter dieser Gegenden *) — „Jenseits des Stroms trafen wir auf eine, zwischen zween Bergen gelegene, etwas vertiefte und gegenwärtig mit Gras bewachsene Fläche, welche wir nach einer angestellten Abwägung fünf und zwanzig Ellen höher, als das Wasser im Strome befanden. Nachdem wir die äussere Erdrinde sechs bis sieben Zol tief wegräumen lassen, so wurden wir gewahr, daß selbige, so tief wir kommen konten, aus lauter mit einem feinen Seesand vermischten Muschelschalen bestund, welche desto weniger beschädigt und verfallen waren, je tiefer wir hinunter kamen. „

„Was

*) Härlemans Reise durch einige schwedische Provinzen. Leipz. 1751. 8. S. 89.

„Was die neuere Entdeckung von Muscheln ꝛc. betrift, *) so können sie keinem andern Zufalle, als dem, wo nicht täglich, doch jährlich bemerkten Abfalle des Wassers zugeschrieben werden, von welchem sich in hiesigen Gegenden insonderheit unumstößliche Spuren und Beweise finden.„

Die erste Nachricht des Freiherrn von Härleman kan ein Belege von unsrer Hypothese sein. Als das mittelländische Meer entstund, trat das Wasser auch in diesen nordischen Ländern plözlich zurück, und hinterließ die Muscheln mit dem Sande. Schweden kan vor der Entstehung des mittelländischen Meers bis gegen Lappland hin mit Wasser bedeckt gewesen sein. Jezt wurde es frei, und es blieben nur die erstaunlich vielen und grossen Landseen im Gothland ꝛc. besonders in Dalekarlien zurücke.

Die andere Nachricht von der jährlichen Abnahme der Ostsee, ist vielleicht durch den Meerstrom bei Gibraltar, und die immer grössere Höhe des mittelländischen Meers zu erklären.

8) Virgil redt von Klippen, die die Italer Altäre nennen **). Die Ausleger des Dichters sezen sie zwischen Karthago, Sicilien und Sardinien. Sie waren Felsenspizen des gesunkenen Lands, von dem das Wasser die Erde weggespült hat. Jezt finde ich diese Insel Zimbra nicht mehr auf meiner Karte von Afrika.

9) Irre ich — oder nicht? daß das Wasser des mittelländischen Meers nicht so gesalzen ist, wie der andern Meere? Dies wäre ein weiterer Umstand, der es ins Licht sezte, daß es kein Originalmeer ist?

10) Die so besondern Nachrichten von einem westlichen grossen Lande — Atlantis — die Noachische, Deukalionische ꝛc. Ueberschwemmung, die Bevölkerung von Amerika, die Neuheit dieses Welttheils, von der Pauw

*) S. 94.
**) Saxa vocant Itali, mediis quæ in fluctibus, Aras. Aen. I.

Pauw so viele Beweise anführt, das todte Meer, der See Genezaret, Sirbonis, Moeris rc. — Umstände, die ich hier gleichsam hin werfe — können aus der angenommenen ausserordentlichen Revolution erklärt werden. Ich bin nur ein Laie in der Naturkunde. Daher ist es wol möglich, daß sie vielleicht nicht statt findet; desto eher nehme ich Belehrung an. Mir scheints indessen, als ob diese Hypothese Untersuchung verdiente, und es sol mir angenehm sein, wenn ich zu weiterer Prüfung Gelegenheit gegeben habe. Denn ich weis nicht einmal, ob nicht gar schon jemand vor mir diese Mutmassungen vorgetragen hat.

Mags mit Amerika sein, wie es wil! — aber das mittelländische Meer — — nebst seinen Zweigen dem adriatischen und schwarzen — ist — alle Data zusammengenommen — wahrscheinlich neu, d. i. nicht ursprünglich. Den 6. Dez. 1781.

Nachschrift.

Den 14. Dez.

Eben da ich den vorhergehenden Aufsaz absenden wil, finde ich noch in Herrn Prof. Bernoulli's Samlung kurzer Reisebeschreibungen folgende Stelle, die hieher gehört. *) „Die Naturkündiger haben mit einigem Grunde gemutmaßt, daß ein heftiges Erdbeben die Insel Capri (Capreä) vom festen Lande abgesondert habe. Betrachtet man sie von Salerno her, so bemerkt man, daß die korrespondirenden Felsenmassen auf der Insel und auf dem festen Lande auf solche Art gestaltet sind, daß jene von diesen abgerissen worden zu sein scheinen. Man bemerkt das nämliche auf Maltha gegen den barbarischen Küsten zu, und an andern Orten mehr.„

*) B. I. S. 25.

---

5. Der

5.

Der Fuchs und die Eule.

Braunschweig den 5. März 1782.

Auf einer Mittagspromenade
stieß Reinke, satt vom Rebhuhnfraß,
an einen Ast, drauf Mutter Eule
versenkt im tiefen Schlafe saß.
Er hascht zum Fraße sie, aus Spaß
und auch vielleicht aus langer Weile.

„Gestrenger Junker, Gnade! Gnade!
Ich dürres, abgelebtes Weib
bin nicht für Dero zarten Leib,
bin nichts als Knochen und ganz ledern,
bedeckt mit unschmackhaften Federn.
Mich zähes Wesen zu zerkäun
kan Ihnen nicht behaglich sein
und wär um Dero Zähne Schade.
Auch bringt Ihr adelicher Gaum,
gewohnt an leckeres Gefieder,
mich würgig Essen schwerlich nieder.
Des Odems Ambra zu verderben
und in dem Wohlgeruch zu sterben,
verdien' ich ja die Ehre kaum.
Ihr Magen speit, ohn' allen Zweifel,
den izt von mir gemachten Schmaus,
wie das Arsenikum die Maus,
in zwei Minuten wieder aus."

„Geh, altes Luder, unverdaut,"
schreit unser Windsfang, dem die Haut
für Ekel schaudert „geh zum Teufel!"
und schenket sie der freien Luft.

So

So waren sie geschiedne Leute.
Er hüpft von ihr zu fettrer Beute;
sie, der für mehrern Junkern graut,
die selbst dem Walde nicht mehr traut,
kriecht zitternd in die tiefste Kluft
der nächsten Trümmer alter Mauern,
ihr ängstlich Leben zu vertrauern,
der Jugend Wollust zu bedauern
und jungen Mäuschen aufzulauern.

Der Tag verfloß. Die Mitternacht,
verhüllt in grausenvoller Pracht
von ihrem schwärzesten Gewande,
bringt allen Redlichen im Lande
von niederm und von hohem Stande
den süßen Balsam sanfter Ruh
aus ihrem Honigbecher zu.
Sie weckt den Dieb; und seiner Bande
bringt sie die Furcht vor naher Schande
und vor des Stranges Ungemach.

Auch unser Hühnerdieb war wach,
und schlich, wie er am liebsten pflegte,
wann außer ihm sich nichts mehr regte,
der kummerfreien Unschuld nach.
Durch manchen Zaun, durch manche Straße,
führt ihn, zum königlichen Fraße,
der Nase feinste Witterung,
und das so nah am Hühnerstalle.
Da giebt's der Braten doch genung,
denkt er, und horch! was flattert hier?
Ein fettes Hühnchen an der Thür?
Die andern Närrchen schlafen alle!
Dies läuft mir in die Klaue schier.
Nun, Reinke, lustig! nur ein Sprung!
Mach' ihn geschickt, und sei nicht faul!

Ihm

Ihm läuft das Wasser schon in's Maul;
da läßt, mit heulend bangem Schalle,
der alle Nachbarschaft erschreckt,
die Eule, die sich hier versteckt,
von frommer Dankbarkeit erweckt,
ihr warnend Trauerliedchen hören.
Sie schreit: „Gefahr! Gefahr! Gefahr!“
und so entkam der Fuchs der Falle,
die dicht ihm vor der Nase war.

Oft nuzt, was wir verschmähn, uns mehr, als was wir ehren.

Konrad Arnold Schmid.

6.

Ueber einen Aufsaz im Jul. 1777. des Deutschen Museums,

Etwas von Regenschirmen betitelt *).

Ein Offizier auf der Parade zu Mez bot dem Kaiser seinen Regenschirm an, der denselben mit den Worten ausschlug, ich fürchte den Regen nicht **). Von dieser Höflich-

*) Daß dieser Aufsaz so spät erscheint, ist meine Schuld; er hatte sich unter meinen Papieren verloren, und der Hr. Verf. keine Abschrift davon behalten. Zufällig fand ich ihn jezt erst wieder.

Goeckingk.

**) Ein kürzlich verstorbener Staabsoffizier der preußl. Armee, ward einst, als er noch Fahnjunker war, mit 2 andern Junkern, (wovon einer noch als Major in Diensten steht) aus dem Lager, mit einer Anzal von Gemeinen kommandirt, welche Wasser holen mußten. Auf dem Rückwege traf sie ein Plazregen. Die Junker liessen die Gemeinen ihre Eimer hinsezen, und traten mit

lichkeit des französischen Offiziers hat der Verfasser des oben angezeigten Aufsazes Gelegenheit genommen, von unsern heutigen Armeen in einem so verachtenden Ton zu sprechen, daß man sich fast schämen müßte Soldat zu sein, wenn seine Behauptungen von ihnen Grund hätten. Er sucht durch Beispiele vom Heldenmut der Alten, die er theils aus der römischen Geschichte, theils aus Homers und Oßians Gesängen anführt, darzuthun, daß unsere heutige Kriegsheere nichts mehr und nichts weniger, als grosse Haufen gedungener mut- und kraftloser Sklaven sind, die blos mit dem Stocke regiert, und wie Opfervieh zum Tode geführt werden, und die sich verkriechen, oder wenigstens in aller Demut den Hut abnehmen müssen, wenn blos der Name irgend eines alten griechischen oder römischen Helden genant wird. Man hör' ihn nur selber sprechen. „Die Franzosen, sagt er, habens oft mit einer ihnen eigenen Naivetät wiederholt, daß wir Neuern, oder sie wenigstens, tapferer sind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumschlagen, und mit einer Sommerweste ins Kanonenfeuer gehen. Aber, sezt er hinzu, die Krankenwärter zur Pestzeit, welche des Brods wegen tausendfachen Tod wagen, sind darum den Primipilen der Römer nicht ähnlich.„

Daß der H. Verfasser sich wenig in der Geschichte der neuern Kriege umgesehen habe, und vielleicht gerade am

mit ihnen unter Zelte und Bäume, um nicht naß zu werden. Dies sah der Obrist des Regiments, und ließ jedem Junker dafür 150 Fuchtel geben. Der würdige Mann, von welchem diese Anekdote herrührt, hielt diese Strafe für sehr hart, denn er hatte zwar den Regen, aber nie den Feind gefürchtet, das hat er in mehr als funfzehn Schlachten, und noch zulezt im Baierschen Erbfolgekriege bewiesen, worin er ein Regiment kommandirte. Indeß haben sich in den lezten 40 Jahren die Sitten, und mit ihnen auch die Kriegsdisziplin so sehr gemildert, daß jezt eine solche Bestrafung um einer solchen Ursach willen für barbarisch würde gehalten werden.

Anmerk. des Herau

am wenigsten in der des lezten 7jährigen Krieges, die ihm eine bessere Meinung von der Tapferkeit der Neuern hätte beibringen können, davon ist die jezt angeführte Stelle, so wie überhaupt sein ganzer Aufsaz, ein sicherer Beweis. Denn wie hätt' er sich sonst so schwer versündigen können, die Truppen so mancher wakeren Nazionen, welche an dem eben gedachten Kriege Teil hatten, mit Krankenwärtern zu vergleichen, und ihnen denjenigen Grad von Mut und Mannhaftigkeit abzusprechen, den er so sehr an den Alten bewundert? Glaubt er etwa, daß, um von der Tapferkeit der Neuern, in Vergleichung mit der der Alten, ein gründliches Urteil zu fällen, es genug sei, daß man jene blos auf ihren Parade- und Exerzierpläzen besucht, und vielleicht die Beschreibungen einiger ihrer Feldzüge und Schlachten mit einem flüchtigen Blik überschaut habe? Nein, dazu wird mehr erfordert. Man kan sich unmöglich von dem kriegerischen Mute unserer jezigen Nazionen, wenn sie unter der Anführung eines Befehlshabers stehen, dem sie vertrauen, von ihrer nicht zu ermüdenden Gedult in Ertragung der mannichfaltigen Beschwerlichkeiten des Krieges, von ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit in rings sie umschwebenden Gefahren, von ihrer heldenmütigen Entschlossenheit zu kühnen und oft unmöglich scheinenden Unternemungen, man kan unmöglich, sag' ich, von dem allen, sich richtige Begriffe machen, wenn man entweder nie ein Augenzeuge davon gewesen, oder nicht mit einer mehr als gemeinen Einsicht in ihre Kriegsverfassung, in ihre Taktik, in ihre Belagerungsarbeiten, und in die Wirkungen ihrer Waffen ausgerüstet ist. Denn wie wil man ohne diese vorläufige Kentnisse, aus blossen Beschreibungen kriegerischer Operazionen, die grössere oder geringere Schwierigkeit, die mit dieser oder jener Unternemung verbunden war, übersehen, um daraus auf den Mut der zu ihrer Ausführung gebrauchten Truppen einen richtigen Schluß zu machen? Hat man sich aber, durch jene Hülfsmittel, zu dergleichen gründlichen Beurteilungen

gen in Stand gesezt; dann ist es nicht schwer sich zu überzeugen, daß wir Neuern eben so brav sind, als die Alten, ohne daß man eben nötig hat, den läppischen Umstand in Anschlag zu bringen: daß wir uns mit einer Sommerweste ins Kanonenfeuer wagen.

Die römischen gemeinen Soldaten, diejenigen nämlich, deren Mut nicht etwa durch die Hofnung zu höhern Posten in ihren Heeren oder zu sonstigem grossen Glük, durch den Krieg zu gelangen, beseelt wurden, thaten aus einem andern eben so mächtigen Antriebe brav, und zwar aus eben demselben, der auch iezt noch den Mut unserer heutigen Soldaten anfeuert. Sie bestrebten sich nämlich durch ihr tapferes Verhalten, dem Kriege und dessen Beschwerlichkeiten, so geschwind, wie möglich ein Ende zu machen, damit sie das Stück Brod, welches sie zu Hause hatten, wieder in Ruh geniessen konten, wenigstens war dies bei ihnen gewiß der gewönlichste Fall. Sie sahen den Feind, welchen zu bekämpfen, sie die väterliche Flur und die ihrigen verlassen hatten; überwindet er uns, dachten sie: so ist ein hartes Schiksal ohnfehlbar unser Loos; siegen wir hingegen, so nötigen wir vielleicht den Feind um Friede zu bitten; dann kehren wir, wo nicht mit Beute, doch gewiß mit Ruhm beladen nach Haus, umarmen die Unsrigen, erzählen ihnen von unsern Thaten, und bauen unsre Acker wieder in Ruhe; und so giengen sie mutig auf den Feind los, und schlugen ihn wenn ihre Befehlshaber sie gut anzuführen verstanden. Eben so denken noch heut zu Tage unsre Soldaten, die zu Haus einen eigenen Acker haben, der eigentlich das Vaterland ausmacht, das sie lieben; dieser Acker mag übrigens liegen, wo er wil: im Gebiet einer Republik, oder in den Staaten eines Monarchen. Auch sind diese Soldaten die wahren Primipilen unserer Armeen, und unter der tapferen Anführung der Vornehmsten ihrer Nazion, oft ihrer eigenen Landesherren, zuverläßig eben so brav, als es die römischen waren. Wer sie hat fechten sehen, wird gern ihrem Mute Gerechtig-

tigkeit wiederfahren lassen, und ihnen das Zeugniß geben, daß ihre Anführer nicht nötig haben, sie durch Ribbenstösse in lange dünne Reihen, oder in geschlossene Kolonnen zu ordnen, wenn sich der Feind ihnen, oder sie sich dem Feinde nähern, da gemeiniglich ein Wort, ein Wink dazu hinreichend ist.

Freilich sind unsre Heere nicht Heere wie Oßian sie schildert; allein was Oßians Heere wirklich waren, sind sie zuverläßig, wenn blos von Mut und Tapferkeit die Rede ist. Denn wenn der Barde von seinen Kriegern sagt: „Ein jeder lechzte mit dürrer Zunge nach Rache, in jeder Brust tobte lodernde Ungedult, den Feind zu fassen und seine Seele zu schleudern auf eine vom Bliz geröthete Wolke:„ so spricht er als Dichter, und jeder, dem die Dichtersprache nicht völlig fremd ist, weis schon, daß man nicht alles, was darin gesagt und gesungen wird, nach dem Buchstaben nemen dürfe, zumal, wenn Helden oder Fürsten der Gegenstand des Liedes sind; so wie auch keinem unbekant sein kan, der sich ein wenig in den Kriegsgeschichten der alten Römer umgesehen hat, daß manchmal auch ein anderer Zuruf bei ihren Heeren nötig that, als der des Vultejus: comites decernite letum! Das: Hake tau, Broder; 't gait vör't Vaderland! welches die Hannöverische Reiter, vor noch nicht gar langer Zeit, sich zuzurufen pflegten, wenn sie mit dem Säbel in der Faust, in die Feinde stürzten, klingt zwar nicht so erhaben, als jenes decernite letum! aber, bei Gott! es ist darum nicht minder der Zuruf wackerer Männer.

Wer die Frage aufwerfen kan: ob unsere Chocs den Handgemengen im Homer gleichen, wenn es bei diesem Dichter heisset: „Gegürtet traten nun beide in den Kreis, und griffen einander die Arme mit nervigen Fäusten . . . da krachten die Rücken, von ihren Fäusten mächtig geschlagen; Schweiß strömte vom Leibe, schwarze blutige Schwielen liefen an Seiten und Schultern auf,„ wer so fragen kan, sag ich, hat keinen Begrif von dem, was man im

Kriege einen Choc nennet; denn bei einem Choc ist man nicht gewont sich zu baxen, wie die Bootsknechte und Senfträger in London auf öffentlicher Gasse thun. Bei folgender Schilderung wäre die vorige Frage weit passender gewesen: As roll a thousand waves to the rocks so Swaran's host come an; as meets a reck a thousand waves, so Innisfail meet Swaran: Wie tausend Wellen gegen die Felsen rollen, so kam Schwarans Heer heran; wie ein Fels tausend Wellen empfängt, so empfing Innisfail Schwaran.

Gemälde unserer heutigen Schlachten vom Pinsel eines Voltäre, müssen allerdings verlieren, wenn man sie neben den Meisterstücken eines Homers oder Oßians aufstelt; allein dies beweiset mehr nicht, als daß jener kein so guter Maler war als diese.

Unsere Verfeinerung, Polizirung, Filigranisirung, das ganze künstliche Sistem unserer Knechtschaft, worüber man jezt so manche, aber mit unter sehr ungegründete Klagen anhören muß, ist das gräßliche, mutvernichtende Ungeheuer bei weitem nicht, das viele daraus zu machen suchen. Es hat die Sehne des Geistes, bei unsern heutigen Nazionen, nicht so sehr erschlaft als manche, die sich mehr um die Helden im Homer und um die braven Leute in der römischen Geschichte, als um die wakeren Männer unter ihren Zeitgenossen, bekümmern, ausschreien. Cäsar riß einem fliehenden Signifer den Adler aus der Hand, und rief: Gefährte, wer den Tod verachtet folge mir nach! That das Cäsar — Schwerin nicht auch in der Prager Schlacht? und haben wir etwa nie auf unsern Schlachtfeldern, sogar aus dem Munde tödtlich verwundeter, den edlen Zuruf gehört: Gefärte, haltet euch tapfer; der Sieg ist unser! Man nenne mir doch den Griechen oder Römer, der rühmlicher auf dem Kampfplaze gefallen wäre, als der preußische Kleist, der englische Wolf, der franzöische St. Hilaire, und hundert andere, deren Namen ich hersezen könte. Man

wird

wird keinen finden. Ist es demnach nicht eine Torheit, die Schlachtfelder der Alten mühsam in der Geschichte zu durchwandern, ihre Helden anzustaunen, und auszurufen: Hier war Mut, hier war Kraft! die Schlachtfelder der Neuern hingegen unbesucht zu lassen, und ihren Helden seine Bewunderung zu versagen, oder wol gar den ihnen gebürenden Ruhm noch zu schmälern? Wer wird nicht den Mann belachen, der seine neue, schöne Thaler für alte Gemmen und Münzen hingibt, und, wenn er deshalb hungern muß, sich über schlechte Zeiten beklaget?

Freilich haben wir auch halbbrave und feige Memmen unter unsern Heeren, allein, die Römer hatten deren zuverläßig auch: der nächste Beweis davon ist Cäsars vorhin erwehnte fliehende Signifer. Und wo lebte jemals eine Nazion, die sich rühmen durfte, keine zu haben? Wars etwa das kleine nordische Völkchen, von dessen König uns in dem oben angeführten Aufsaz ein Geschichtchen erzält wird, das den Geist einer Nazion schildern soll, die in kleinen Haufen Thronen erschüttert? Keineswegs. Denn eben dieses Geschichtchen, das übrigens einem Märlein so ähnlich sieht, als ein Ei dem andern, beweiset deutlich, deucht mir, daß gedachter König sein Volk zu gut kante, um die Meinung von ihm zu hegen, er dürfe nur die Hand unter dasselbe ausstrecken, um einen Eisenfresser zu packen. Er wolte ein Schif mit tapfern Männern bemannen; allein blind zugreifen unter diejenigen, welche sich ihm dazu anboten, that er nicht. Er traute keinem, dessen Mut er nicht vorher geprüft hatte. Nur ist die Art, wie er diese Prüfung anstelte, sehr sonderbar, und nicht zur Nachahmung anzupreisen. Er wolte nämlich nur solche zu seinen Gefährten, die das Gesicht nicht verzogen, wenn man mit einer Lanze darnach warf, die noch dazu, quod bene notandum, nicht selten traf. Der gute Mann hatte wol nicht überlegt, daß gerade die bravsten am meisten Gefahr liefen, bei der Probe zu verunglücken, ich meine, Krüppel und zu fernern Heldenthaten unbrauch-

 bar

bar zu werden. Noch sonderbarer sind die Geseze (das vom kurzen Degen ausgenommen, wovon man doch den Nuzen einsiehet,) worüber besagter König sich mit seinem kleinen Haufen verglich. „Wunden, (doch vermutlich nur solche, die keine Verblutung befürchten liessen)„ Wunden — so heißt es in der Erzälung — wurden nur den folgenden Tag verbunden: im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Mastes herunter gelassen werden. Nach vollendeten grossen Thaten kamen sie zurük. Ein schreckliches Ungewitter stürmte. Die einzige Rettung war, das Schif zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter zu lassen. Alle drängten sich, und die ersten am Rande sprangen ins Meer. Das Schif wurde leichter, und das Segel blieb.„ Wie aber würd' es um die Heldenthaten dieser Seeungeheuer ausgesehen haben, wenn der Sturm, wie das sich leicht hätte zutragen können, getobt hätte, als sie eben auf der Fahrt begriffen waren, welche zu verrichten? Nicht zum besten, denk' ich. Denn, da gewiß nicht wenige über Bord springen durften, wenn das Schif leichter werden selte: so wäre für die Uebrigen kein anderer Rath gewesen, als bei dem ersten besten günstigen Wind wieder nach dem Hafen zu lenken, und dort zu erwarten, obs ihrem Könige belieben würde, neue Lanzenproben anzustellen, oder lieber mit dem Meer und seinen sonstigen Feinden einen ewigen Frieden zu stiften.

Es sei mir erlaubt, zum Beschluß, auch eine kurze Anekdote aus der neuern Kriegsgeschichte, für deren Warheit ich bürgen kan, hier mitzuteilen. Sie wird uns von dem Mut unserer heutigen Krieger, einen richtigern Begrif geben, als der ist, welchen wir von dem Mut der Alten erlangen, wenn wir dabei stehen bleiben, was uns Homer und Oßian, in ihren unsterblichen Gedichten, von den Thaten ihrer Helden singen, oder wenn wir in den tales of former times Geschichtchen aufsuchen, die dem vorigen ähnlich sind.

In

In der Schlacht bei Soor schien eine Batterie von 10 Kanonen, welche die Oesterreicher auf einer Höhe hatten, den Sieg zu ihrem Vortheil entscheiden zu wollen. Ein preußisches Regiment versucht' es, sie wegzunehmen; ward aber in wenig Augenblicken beinah völlig zu Grunde gerichtet, und die Batterie blieb. Dies sah der brave Oberst v. Wedel, an der Spize zweier Grenadierbataillons, im zweiten preußischen Treffen. Ueberzeugt, daß der Gewin der Schlacht lediglich noch von der Eroberung jenes feindlichen Postens abhing, faßt' er den kühnen Entschluß, es koste was es wolle sich desselben zu bemeistern. Freunde! sagt' er zu seinen Grenadierern, heute laßt uns zeigen, was unsere Tapferkeit vermag! Dort die Batterie müssen wir haben und mit ihr den Sieg! Marsch! aber übereilt euch nicht; damit wir nicht ausser Athem an die Feinde gelangen. Beide Bataillons folgten. Ihr Zug war langsam; allein er schien ihren Vorsaz: Tod oder Sieg zu verkündigen. Sie kamen näher und näher dem Feinde, und jezt konte dieser mit seinem Geschüz sie erreichen. Ein Hagel von Kartetschen donnerte vom Berge auf sie herab, und schlug fürchterliche Lücken in ihre Glieder; allein ihr Gang blieb der vorige und ihr Mut unerschüttert. Sie erreichten die Höhe und klommen hinan. Schon war ein Theil derselben erstiegen; schon machten sie sich gefaßt, mit dem Bajonet in die Feinde zu stürzen; aber schon war auch ein Drittheil von ihnen gefallen, als plözlich das feindliche Feuer so heftig ward, daß Zug und Ordnung verloren, und sie zum Weichen gebracht wurden. Allein ihre Flucht, war nicht die Flucht derer, die ein panisches Schrecken ergriffen hat. Sie zogen sich bis zum Fusse der Höhe zurük. Hier ward die Ordnung unter ihnen wieder hergestelt, und einer vom andern obgleich noch immer unter dem Feuer der Kanonen, zu einem abermaligen Angrif ermuntert. Dieser erfolgte und gelang. Der Berg ward erstiegen; aber auch mit Leichen besäet. Nur wenige kamen hinauf; allein die Batterie ward erobert,

 und

und Wedel sank an seinen erhaltenen Wunden, zwischen den feindlichen Kanonen, ohne Leben zur Erde.

An dergleichen Beispielen von Tapferkeit und ächtem Heldenmut ist in neuern Zeiten kein Mangel. Schade nur, daß so manche derselben nach und nach in Vergessenheit gerathen, weil niemand sich findet, der sie aufzeichnet! Wie mancher Name, wie manche schöne That, würde auf die Nachwelt kommen; wenn unsere Geschichtschreiber der Warheit eben so getreu nachforschten, als emsig sie oftmals sind, alles zu sammeln, was nur zum Lobe irgend eines Helden dienen kan, den sie groß zu schreiben sich vorgesezt, zumalen wenn dieser Held das glänzende Verdienst besizt ein Fürst zu sein?

V. — m —

* * *

Ich kan diesen Aufsaz meines Freundes, (den Deutschland lange schon als Schriftsteller kent und liebt) nicht in das Museum schicken, ohne jeden Leser desselben zu ersuchen, auf den Fal, daß einer oder der andere mehr solche Beispiele von Tapferkeit, oder überhaupt Anekdoten von neuern Kriegern wüßte, die einen grossen Karakter unter den mancherlei kritischen Situazionen des Krieges verrathen, mir solche zu Vermehrung einer Samlung mitzuteilen, die ich selbst gemacht habe, um brave Männer einer unverdienten Vergessenheit zu entreissen, die wert wären, einen bessern Geschichtschreiber zu finden, als ich ihnen werden kan. Indeß hoff' ich, daß ich durch eine ungeschmükte Erzälung ihrer Thaten, ihnen noch immer einen bessern Dienst thun werde, als wenn ich sie, wie so manche andre, blos gehört und nicht bekant gemacht hätte. Der Uebersender muß sich nennen und mir für die Warheit stehen; (sonst würden wir beide unsers Zweks verfehlen) und wird mir, für das Publikum, die Versicherung geben, daß er kein naher Verwandter oder Freund des-

dessen sei, welchen er durch seine Thaten loben wil, damit auch der Schein der Parteilichkeit wegfalle, der Pauli's Leben grosser Helden (abgerechnet, daß es an sich ein elendes Buch ist) zuweilen auch ohne Grund verdächtig gemacht haben würde, weil die Familien der Verstorbenen, dem Verf. gröstenteils die Materialien dazu mitgeteilt hatten. Goekingk.

7.

Die Narrengeißel.

Her nur mit der Weidenruthe!
Wie der Aerger in mir braust!
Paarte doch zu Herkuls Mute
auch in mir sich Herkuls Faust,
um mit Striemen und mit Blute
alle Narren, groß und klein,
zu bedecken und kastein!

Alles Vieh durch Wald und Ställe
ist dem Stecken unterthan;
selbst dem Bär im dicken Felle
stumpfet er den Mörderzahn.
Aus des Wizes bittrer Quelle
trinkt der Narr, und lacht sich tod;
doch der Prügel macht ihm Not.

Her nur mit der Weidenruthe,
frischt geträнkt und eingeweicht!,
Er zuerst im Federhute,
Junker, glaubt Er, daß vielleicht
Ihm, bei seiner Ahnen Blute,
Stolz, und Geiz, und Tiranney
seiner Bauern Rechtens sei?

Glaubt

Glaubt Er wol, in Schild und Wappen
lieg' ein Privilegium,
sich als Weiser zu verkappen
und doch stolz zu sein, und dum?
Seines Kleides seidner Lappen,
seiner Teller leckrer Fraß
geb' Ihm das Verdienst und Maaß?

Frisch gehaun! Denn schon ein zweiter
wartet auf verdienten Lohn.
Ha! der Mädchenehrenbeuter!
Welche Stimme! Welch ein Ton!
Welche Wolke süßer Kräuter,
Nas' und Sinne sanft zu kirr'n,
duftet um sein leeres Hirn!

Für der Ruthe Striemen schüze
sein frisirtes Köpfchen nicht,
nicht des Kleides goldne Lize,
noch sein glatt gebohnt Gesicht;
denn mit Franzen-Modewize
hat der leichte Springinsfeld
manches Mädchenherz geprellt.

Und nun wil der Narr mit Pralen
noch sich zum Genie erhöhn,
weise Männer überstralen,
die in dunkler Ferne stehn.
Halt! den Lohn wil ich dir zahlen!
Wirbt mit Springen, Pfeifen, Tanz
man um später Nachwelt Kranz?

Unbestochne Ruthe, bücke
dich dem stolzen Reichen nicht!
Präge seiner plumpen Tücke
Zeichen ihm auf's Angesicht,

der

der den Armen an der Krücke
ächzen hört, und unbewegt
sich in seinen Sessel legt!

Goldne Aehren einzuscharren
streicht er auf beblümter Mast,
wandelt, wie die dummen Farren,
von dem Futter zu der Rast,
und der Pöbel, der den Karren
schweren Kummers ziehen muß,
leckt den Staub ihm von dem Fuß.

Seht, wie er die goldnen Bazen
schüttelt, und dem braven Mann
hönisch lächelt, der, wie Kazen,
seinem Stolz nicht schmeicheln kan!
Geist und Weisheit sind ihm Frazen;
und doch, hört! o Schande! hört!
ist er hoch im Staat geehrt.

Dumheit siz' auf ihrem Throne,
und beherssche, wie ein Held,
jeden Winkel, jede Zone,
spende Gnaden aus und Geld;
dennoch, meine Ruthe, schone,
troz der Rache ihrer Wut,
nicht der dummen Afterbrut!

Jeder Dumkopf will der Richter
jegliches Verdienstes sein;
über Künstler, Maler, Dichter
spricht er stolz sein Ja und Nein,
er, nur er, und sein Gelichter
bläht sich hoch, so sehr es kan,
über jeden großen Mann.

D.

O, wie wimmelt von den Dummen
der Parnaß schon Jahre lang?
Wann sie quacken, oder brummen,
geben sie's für Lied und Sang;
jede Sprache muß verstummen,
auszusprechen auf einmal
ihre ungeheure Zahl.

Seht! der Dumme steht im Staate
oft am ersten Ruder bei;
Dumheit bläht sich in dem Rathe
und erhält die Polizei;
Dumheit wirbt sich Mäcenate,
und der hohe Gönnerblick
scheucht den Weisen stracks zurück.

Mit den aufgeblasnen Backen
hält der Dumheit Tirannei
Werke des Geschmacks für Schlacken
einer wilden Fantasei.
Gold und Silber auszuhacken,
dazu nüzt ihr ein Kopist
besser, als ein Bellettrist.

Noch ist von den Narrenhorden
mein Registerchen gar voll,
von dem blinden Schmeichlerorden,
von den Priestern, welche toll
den Verstand auf Kanzeln morden,
von dem feisten Humanist
und dem Rezensentenmist.

Doch, ein alter Weiser stopfet
jetzt den Mund mir zu, und spricht:
Ob man schon im Mörser pfropfet
eines Narren Angesicht

und

und ihm sein Gehirn zerklopfet,
o, so bleibt der dumme Thor
doch so närrisch, als zuvor.

Gotthelf Wilh. Rup. Becker.

8.

Briefe über die Fabelgeschichte.

Siebender Brief.

den 15 Jul.

Eine grosse Uneinigkeit, die während der Belagerung von Troja zwischen dem Agamemnon und dem Achilles entstand, und von den schreklichsten Folgen war, macht eigentlich den Inhalt der Iliade aus. Sie fängt mit dem Zwiste an und endigt sich mit dem Tode des Hektors. Die sehr gute Uebersezung des Grafen Stolberg ist zu ihren Diensten, gnädige Frau. Vielleicht aber ist eine Uebersezung in Prose Ihrem besondern Geschmack viel gemäßer, und denn wil ich Ihnen mit der Zeit die Küttnersche senden.

Die Veranlassung zu dem Streit geschah durch den Agamemnon, der die Astynome, eine Tochter des Chryses, eines Priesters des Apollo zu seiner Sklavin gemacht hatte. Chryses kam demütig, seine Tochter auszulösen. Homer läßt ihn die griechischen Fürsten auf folgende Art anreden: (Um Ihnen doch ein Beispiel aus diesem Dichter zu geben, wil ich selbst die fünf Zeilen aus dem Original wörtlich übersezen).

Söhne des Atreus und ihr mit dem Halbstiefel gerüsteten Griechen, die Götter, die den Olymp bewonen, mögen euch Priams Stadt verwüsten, und dann glücklich in euer Vaterland zurückkommen lassen! Mir aber schenkt die

die geliebte Tochter und nehmt das Lösungsgeld an aus Ehrfurcht vor Jupiters Sohne, dem weitschleudernden Apollo.

Agamemnon, welcher herschsüchtig und trozig war, und die Chryseis liebte, schickte den Priester mit harten und drohenden Worten zurück. Sogleich schoß Apoll, seinen Priester zu rächen, Pfeile des Verderbens auf das Heer der Griechen. Kalchas, durch den Achill beschüzt, that den Ausspruch, daß man zur Versöhnung des Gottes dem Chryses seine Tochter zurückgeben müsse. Agamemnon sah sich gezwungen, es geschehn zu lassen, aber wütend gegen den Achill raubte er ihm die Tochter des Briseus, die er als einen Teil der Beute erhalten hatte. Der beleidigte Achill, von Rache und Wut erhizt, ging an das Ufer des Meers, warf sich auf die Erde, und weinte vor Scham und Verdruß. Thetis erschien ihn zu trösten, und auf seine Bitte bewegte sie den Jupiter, ihn zu rächen, die Trojaner siegen, und den Agamemnon empfinden zu lassen, mit welchem Unrecht er einen Helden beleidigt hatte, ohne dessen Hülfe seine ganze Macht etwas auszurichten nicht vermögend war. So wenig Agamemnon, als Achilles erscheinen hier in einem liebenswürdigen Lichte.

Jupiter hielt sein Versprechen. Troz der Juno, der Minerva und des Neptuns, welche alle, wie Sie aus meinen vorigen Briefen wissen, so empfindlich von den Trojanern beleidiget worden — die ersten beiden durch das Urteil des Paris und die Verachtung ihrer Schönheit, welche (nicht wahr?) so leicht kein Frauenzimmer vergißt; der lezte aber noch von Laomedons Zeiten her — troz des Diomedes, der wie ein Gott fochte, der die Venus verwundete und den Mars, daß er schrie, wie zehntausend Mann — muß ein artiges Gebrülle gewesen sein — dennoch siegten die Trojaner und trieben das griechische Heer zurück.

Nunmehr suchte Agamemnon, den Achill zu gewinnen, und schickte eine Gesandschaft zu ihm, welche ihm gros-

grosse Erbietungen thun mußte. Aber weder die Thränen seiner Freunde, noch die Verheissungen des Agamemnons konten den unerbitlichen Achill bewegen.

Endlich aber, als die Griechen bis an ihre Schiffe zurückgetrieben wurden, als schon der siegreiche Hektor eine Fackel ergrif, ihre Flotte in Brand zu sezen, gab Achilles seinem Busensfreunde dem Patroklus seine Waffen, mit welchen dieser in die Schlacht eilte.

Nun bemerken Sie, gnädige Frau, auf was für eine natürliche und dem Karakter des Achilles entsprechende Art der griechische Dichter diesen Helden in die Schlacht zurück bringt. Hätte Patroklus gesiegt, so würde Achilles nimmermehr die Waffen ergriffen haben. Wäre jener blos zurückgetrieben worden, so hätte Achilles wahrscheinlicher Weise die Flotten der Griechen verbrennen sehen, und nur seine eignen vertheidigt. Aber izt — doch ich wil in meiner Erzälung fortfahren.

Patroklus, welchen Achilles mit der größten Zärtlichkeit liebte, gieng also mit den Waffen seines Freundes und an der Spize seiner Völker gegen die Trojaner. Vor dem Anblick dieser Waffen entfloh Alles. Die tapfersten Krieger fielen unter seinen Streichen. Aber dem Achilles solte seine Rache theuer zu stehen kommen. Schon hatte Patroklus die Trojaner bis an ihre Mauern zurückgetrieben, als Hektor, vom Apollo unterstüzt, einen mutigen Ausfal wagte, der unserm Helden das Leben kostete. Bin ich Ihnen die Verzweiflung des Achilles bey dieser schrecklichen Nachricht zu malen im Stande? Homer (um noch ein Beispiel aus ihm zu geben) mag es für mich thun.

Antilochus komt in das Lager des Achilles und redet ihn mit folgenden Worten an: Wehe mir! O Sohn des kriegerischen Peleus! Eine schreckliche Nachricht wartet deiner! Und ach, warum mußte es geschehen! — Patroklus ist nicht mehr, sie kämpfen um seinen nackten Leich-

nam, und deine Waffen sind in den Händen des Hektors. — Er sprachs, und über den Achill verbreitete sich eine schwarze Wolke des Kummers. Mit beiden Händen streute er Asche auf sein Haupt, und entstelte sein schönes Angesicht und sein göttliches Gewand. Und nun warf er sich auf die Erde, und wälzte sich im Staube, und riß seine Haare aus.

Doch ich erzäle wieder selbst. Thetis tröstete ihren Sohn und verschafte ihm von dem Vulkan neue Waffen, mit welchen er in die Schlacht eilte, seinen geliebten Patroklus zu rächen. Er versöhnte sich vorher mit dem Agamemnon vol anständiger Grosmut. Und so ging er gegen die Feinde. Alles entfloh, Alles rettete sich in die Stadt. Der einzige Hektor erwartete ihn vor den Mauern. Achilles verfolgt ihn, indem jener dreimal um die Stadt flieht. Endlich erhebt sich der Kampf, und Peleus Sohn tödtet den Hektor, bindet ihn bei den Füssen an den Wagen, daß seine Stirn und sein Haupthaar im Staube schleppen, und schleift ihn dreimal um die Stadt, vor den Augen des Priamus und der Hekuba, die so viele ihrer Prinzen in diesem unglücklichen Kriege verloren hatten, und izt den tapfersten derselben so grausam gemishandelt sahen.

Priamus ging inzwischen ganz allein, unter dem Schuze des Merkurs, in das griechische Lager, mit reichen Geschenken versehen, küßte kniend dem Achilles die Hände, diese Hände, die noch von dem Blute seines Sohnes benezt waren, und flehte um den Körper des Hektors. — Er erhielt denselben, und Achilles bewilligte dem trojanischen Kriege einen Stillstand von eilf Tagen zur Beerdigung.

Aber izt nahete nach dem Schlusse des Schicksals das Ende so kurzer und so glorreicher Tage heran. Bei den Leichenfesten der Trojaner erblickte Achilles die Polyxena, eine Tochter des Priamus. Ihre gefällige Bildung und

und ihre sanfte Miene machte einen Eindruck auf das Herz des Kriegers. Er bot dem Priamus Frieden an, wenn er ihm die Prinzeßin zur Gemalin geben wolte. Man bewilligte ihm dieselbe. Als aber in dem Tempel des Apollo die Verbindung geschehen solte, schoß der treulose Paris, hinter einer Statue dieses Gottes versteckt, einen Pfeil auf den Achilles ab, der ihm das Leben raubte.

Achter Brief.

Den 21. Jul.

Nach dem Tode des Achilles ward sein Sohn, dessen ich Erwähnung gethan habe, vor Troja gebracht, weil die Stadt ohne ihn so wenig, als ohne die Pfeile des Philoktets, welche dieser Unglückliche von dem Herkules geerbt hatte, konte erobert werden.

Philoktet war auf der Insel Lemnos in den schrecklichsten Umständen, und aller menschlichen Hülfe beraubt. Ein Schriftsteller, der zugleich einer der besten Menschen der lezten Jahrhunderte gewesen ist, hat hievon nach dem Sophokles eine sehr interessante Erzälung gemacht. Ich, ohne den Sophokles — den ich auch izt nicht zur Hand habe — nachzusehen, wähle den französischen Dichter. Ich wil also hier dasjenige, was zu meiner Geschichte dienet, übersezen.

Philoktet folgte überal dem grossen Herkules. Als der leztere einmal mit Dejanira, einer Tochter des Oeneus, Königs von Kalydon über einen Fluß gehen wolte, erbot sich der Centaur Nessus, sie herüber zu tragen. Herkules aber ward bald gewahr, daß er sie entführen wolte, und tödtete ihn mit einem vergifteten Pfeile. Wie glücklich, wenn Herkules in dieser Leidenschaft wäre standhaft geblieben, für ein Frauenzimmer, die seine Gemalin war. Aber bald ward sein Herz von der Jugend der Jole eingenommen, auf deren Gesichte die Grazien herschten. Deja-

nira brante vor Eifersucht. Sie erinnerte sich jenes unglücklichen Gewandes, welches ihr der sterbende Centaur, seinen Tod an dem Herkules zu rächen, als ein sichres Mittel gelassen hatte, seine Liebe wieder zu gewinnen, so oft er sie für eine andre zu vernachlässigen scheinen würde. Dieses Kleid, vol von dem giftigen Blute des Nessus, enthielt das Gift der Pfeile, mit welchen dieses Ungeheuer erlegt war.

So bald Herkules das Gewand angelegt hatte, empfand er bald das fressende Feuer, welches sich bis in das Mark seiner Gebeine schlich. Er erhob ein schreckliches Geschrei, von welchem der Berg Oeta ertönte, und die tiefsten Thäler wiederhallten. Selbst das Meer schien davon bewegt zu sein. Stiere voller Wut, die in einem Kampfe gebrüllt hätten, würden kein so schreckliches Geräusch gemacht haben. In der Wut seines Schmerzens ergrif er den unglücklichen Lykas, der ihm von Seiten der Dejanira dieses Gewand gebracht hatte, und stürzte ihn von dem Berg ins Meer herab, wo er in einen Fels verwandelt wurde.

Nach diesem Unglücke des Lykas glaubte Philoktet nicht mehr, dem Herkules trauen zu dürfen. Er suchte sich in die finstersten Höhlen zu verbergen. Er sah ihn mit der einen Hand ohne Mühe die uralten Fichten und die bejahrten Eichen entwurzeln, die seit manchen Jahrhunderten Sturm und Ungewitter verachtet hatten: mit der andern trachtete er vergebens, das unglückliche Gewand von seinem Leibe zu reissen. Es war, als wenn es auf seine Haut geleimt, und seinen Gliedern einverleibt wäre. So wie er es zerriß, zerriß er seine Haut und sein Fleisch. Sein Blut tröpfelte und färbte die Erde. Endlich, da seine Tapferkeit seinen Schmerz überwand, rief er aus: Du siehst, mein lieber Philoktet, die Uebel, die mich die Götter leiden lassen; sie sind gerecht. Ich bin es, der sie beleidigt hat. Ich habe die eheliche Liebe verlezt.

lezt. Nachdem ich so viel Feinde bezwungen hatte, hab' ich mich niederträchtiger Weise durch eine fremde Schönheit bezwingen lassen. Ich sterbe, und ich bin zufrieden, zur Besänftigung der Götter zu sterben. Aber ach! theuerster Freund, wo fliehest du hin? Es ist wahr, das Uebermaß meiner Schmerzen hat mich wider diesen elenden Lykas eine Grausamkeit begehen lassen, die ich mir selbst vorwerfe. Aber glaubst du, daß ich die Freundschaft vergessen könne, die ich dir schuldig bin, und daß ich dir das Leben rauben werde? Nein, nein, ich werde nicht aufhören, den Philoktet zu lieben. Philoktet wird in seinem Busen meine Seele empfangen, die bereit ist, ihren Gefährten zu verlassen. Er wird meine Asche sammeln. Wo bist du denn mein lieber Philoktet — Philoktet, die einzige Hofnung, die mir hienieden übrig bleibt.

Auf diese Worte eilte Philoktet zu ihm hin. Herkules sammelte alle Bäume, die er ausgerissen hatte, und machte einen Scheiterhaufen davon, auf dem Gipfel des Berges. Er sezte sich geruhig auf den Scheiterhaufen. Er breitete die Haut des nemeischen Löwen aus, die so lange seine Schultern bedeckt hatte. Die Erlegung desselben war eine von den zwölf Arbeiten des Herkules. Dieser Löwe war vom Monde in den Wald Nemea herabgefallen. In Argos wurden deswegen die nemeischen Spiele gehalten.

Philoktet mußte nunmehr auf Verlangen des Herkules den Scheiterhaufen anzünden. Wie er sah, daß die Flamme anfing, denselben zu ergreifen, so rief er aus: Izt erfahre ich, mein lieber Philoktet, deine wahrhafte Freundschaft; denn du liebst meine Ehre mehr, als mein Leben. Die Götter mögen es dir belohnen! Ich lasse dir das Kostbarste, was ich auf der Erde besize, diese Pfeile, in dem Blute der lernäischen Hyder getaucht. Aber, wenn es wahr ist, daß du von meinem Unglück gerührt bist, so kanst du mir einen lezten Trost verleihen. Versprich

mir, niemals einem Sterblichen weder meinen Tod, noch den Ort, wo du meine Asche gesammelt haben wirst, zu entdecken. Philoktet versprach es ihm, und schwur es ihm so gar, indem er seinen Scheiterhaufen mit seinen Thränen benezte. Ein Stral der Freude blizte in Herkules Augen. Aber auf einmal erstickte ein Wirbel von Flammen seine Stimme und entriß ihn den Blicken.

Das Feuer verzehrte bald Alles, was Irdisches und Sterbliches an ihm war. — Aber sein edlerer Teil ging in die goldnen Gewölbe des glänzenden Olympus, wo ihm die Götter die liebenswürdige Hebe zur Gemalin gaben.

Was den Philoktet betraf, so fand er eine unerschöpfliche Quelle von Elend in diesen Pfeilen, die ihm Herkules geschenkt hatte, um ihn über die Helden zu erheben. Bald darauf unternahmen es die verbundenen Könige, den Menelaus an dem treulosen Paris zu rächen. Das Orakel des Apollo erklärte ihnen, daß sie sich keine Hofnung machen solten, diesen Krieg glücklich zu endigen, wenn sie nicht die Pfeile des Herkules hätten.

Ulysses suchte den Philoktet hierüber zu erforschen. Der leztere verabscheute einen Meineid zu begehen, und ihm ein Geheimniß zu sagen, welches er niemals zu offenbaren den Göttern versprochen hatte. Ach, er hatte die Schwachheit, seinen Eid zu täuschen, da er sich nicht unterstand, ihn zu brechen. Schrecklich straften ihn die Götter dafür. Er stieß mit dem Fuß auf die Erde, an dem Orte, wo die Asche des Herkules verborgen war. Hierauf ging er zu den vereinigten Fürsten, die ihn mit eben der Freude aufnahmen, mit der sie den Herkules selbst würden empfangen haben. Wie sie durch die Insel Lemnos gingen, wolte er allen Griechen zeigen, was seine Pfeile ausrichten konten, und bereitete sich, eine Gemse, die sich in ein Gehölz stürzte, zu erschiessen. Er ließ aus Versehen einen Pfeil auf seinen Fuß fallen. So gleich

empfand er die nemlichen Schmerzen, welche Herkules erlitten hatte. Er füllte Tag und Nacht die Insel mit seinem Geschrei an. Ein schwarzes und verderbtes Blut, das aus seiner Wunde floß, steckte die Luft an, und verbreitete durch das Lager der Griechen einen unausstehlichen Geruch, welcher die stärksten und gesundesten Menschen zu ersticken fähig war. Das ganze Heer sahe es für eine Strafe der gerechten Götter an — und verließ ihn.

Beinahe während der ganzen Belagerung von Troja blieb Philoktet schlechterdings allein und ohne Hülfe, unter den schrecklichsten Schmerzen, in der einsamen und wilden Insel, wo er nichts als das Geräusch der Wellen hörte, die sich an den Felsen brachen. Seit zehn Jahren litt er die Schande, den Schmerz und den Hunger. Selbst die Hofnung war in seinem Herzen erloschen.

Doch hier wird ein bequemer Absaz zu machen sein, und mein Brief (oder wie Sie es sonst nennen wollen, gnädige Frau! denn ein Brief in der Form scheint es mir freilich nicht zu sein,) mein Brief also ist so schon länger geworden, als ich geglaubt habe. Die Fortsezung sol in der künftigen Woche folgen. Ich bin u. s. w.

Neunter Brief.

Den 31. Julii.

Nunmehro erinnern Sie sich des Pyrrhus, der ein Sohn des Achilles und der Deidamia war. Ich habe Ihnen gesagt, daß Ulysses denselben nach dem Tode seines Vaters vor Troja brachte. Weil aber diese Stadt ohne die herkulischen Pfeile nicht eingenommen werden konte, so gingen beide nach der Insel Lemnos, den unglücklichen Philoktet abzuholen. Ich wil also seine Geschichte hier fortsezen.

Als er einst medizinische Pflanzen für seine Wunde gesucht hatte, und in seine Höle zurückkam, erblickte er einen Jüngling, der ihm die Züge, die Blicke und den

Gang des Achilles zu haben schien. Blos aus seinem Alter sah er, daß es Achill nicht sein konte.

O Fremder, rief Philoktet ihm von weitem zu, welches Unglück hat dich in diese unbewonte Insel geführt? Ich erkenne die griechische Kleidung, diese Kleidung, die mir noch so wert ist! O, wie verlangt mich, deine Stimme zu hören und von deinen Lippen jene Sprache zu vernemen, die ich von meiner Kindheit an gelernt habe, und die ich mit niemand seit so langer Zeit habe reden können. Sei nicht erschrocken, einen so unglücklichen Menschen zu sehen, du kanst nicht anders, als Mitleiden mit ihm haben.

Kaum hatte Pyrrhus geantwortet: ich bin ein Grieche, als Philoktet ausrief: O süsses Wort, nach so viel Jahren der Stille und des trostlosen Jammers! O mein Sohn, welches Unglück, welcher Sturm, oder vielmehr welcher günstige Wind hat dich hieher geführt, meine Leiden zu endigen?

Auf einmal überfiel ihn wieder der grausamste Schmerz; er wußte nicht mehr, was er that. Er foderte ein schneidendes Schwert, seinen Fuß abzuhauen. Er rief aus: O sehnlichst gewünschter Tod, warum komst du nicht? O Jüngling, verbrenne mich gleich izt, wie ich den Sohn des Jupiters verbrante! O Erde! Erde! empfange einen Sterbenden, der sich nicht mehr aufrichten kan! Von diesen heftigen Schmerzen fiel er, seiner Gewohnheit nach, in einen tiefen Schlaf. Ein starker Schweiß fieng an, ihn zu erleichtern; ein schwarzes und verderbtes Blut floß aus seiner Wunde.

Pyrrhus hatte sich unterdessen seiner Waffen bemächtiget.

Als Philoktet erwachte, so entdeckte ihm Pyrrhus, daß er ihm zur Belagerung von Troja folgen müsse. O Ufer! rief Philoktet aus, o Vorgebirge dieser Insel! O ihr wilden Thiere! O schroffe Felsen! Euch wil ich es klagen; denn ich habe nur euch, denen ich es klagen kan.

Ihr

Ihr seid meiner Seufzer gewont. Muß ich durch den Sohn des Achilles verraten werden? Er raubt mir den geheiligten Bogen des Herkules. Er will mich in das Lager der Griechen schleppen, um über mich zu triumphiren. Er sieht nicht, daß dieses über einen Todten, über einen Schatten, über ein eitles Bild triumphiren heißt.

Ich könte noch ein gutes Stück übersezen, aber ich merke, daß die Erzälung wegen des Herkules und des Philoktet ohnedies schon länger geworden ist, als sie es verhältnißweise gegen die ganze Geschichte eigentlich wol sein solte. Inzwischen hoffe ich, daß Ihnen Fenelon auch in meiner Uebersezung keine Langeweile gemacht hat. Wenigstens hat er Ihnen die ganze tragische, unerhörte und in ihrer Art einzige Lage des Philoktet mit lebhaften Farben geschildert. Ich habe wörtlich übersezt, aber so, wie es zum Behuf meiner Geschichte nötig war, und mit Weglassung vieler Stellen. Etwas, das harmonischer wäre, als Fenelons Prose, kan man sich nicht denken.

Von nun an und künftig wil ich wieder so, wie vorher, nicht als Dolmetscher, sondern in eigner Person erzälen.

Nach einem heftigen Streit ließ sich Philoktet endlich bereden, dem Pyrrhus und dem Ulysses, der sich bisher vor ihm verborgen gehalten hatte, nach dem Lager der Griechen zu folgen. Die schreckliche Wunde, die ihn so lange gequält hatte, ward daselbst von dem Machaon, einem Sohne des Aeskulaps geheilt, und Philoktet erschoß mit einem seiner vergifteten Pfeile den Paris, den Urheber so vieler Thränen, so vieler Grausamkeiten, so vieles vergoßnen Bluts! Aber auch sein Tod endigte den Krieg nicht. —

In meinem nächsten Briefe werd' ich endlich doch die Ehre haben, Ihnen Troja in der Asche, und die Griechen im Genuß der endlichen Früchte so vieler Gefahr und Mühe zu zeigen.

Aber fünf Briefe nun wieder, dächte ich, verdienten einige Zeilen Antwort. Wenigstens muß ich Nachricht haben, ob Sie die Griechen auf ihrer Rückreise begleiten wollen.

Ich kenne Leute, welchen nichts langweiliger scheint, als die griechische Fabellehre. Vollends eine zusammenhängende Geschichte davon! Wie unnötig würde ihnen diese Arbeit vorkommen. Aber sie bedenken nicht, daß so Manches, welches sie, wie man zu sagen pflegt, unter den Schuhen vertragen haben, sehr vielen Personen noch so gut als unbekant sein kan.

Leben Sie indessen wol, und bleiben Sie mir ferner ein bisgen gewogen.

(Werden fortgesezt.)

9.

Das Urteil.

Wer kennet die Launen der Liebenden nicht?
Was Wunder? Kupido, so sagt das Gerücht,
fing selber wol Grillen, dann schlüpft' er hinunter
zur Erden, und alles ging drüber und drunter.

Da stieß einst im Fluge Miß Thorheit auf ihn.
Recht fern ist sie nimmer. „Mit dir wil ich ziehn!“
so rief er, und nun ward ein Wesen getrieben,
daß Jungfern von funfzig nicht sicher sind blieben.

Die Freundschaft bestand nicht. Wie konte sie das?
Sie zankten sich weidlich und schlugen sich baß.

Herr

Herr Amor lag unter. „Ha!“ schrie er mit Zagen,
„sieh, Unhold! du hast mir die Augen zerschlagen.“

„O Mutter Cythere! dein Amor ist blind!
Kom, eile zu Hülfe! kom, räche dein Kind!“
Sie eilte mit himlischem Balsam zum Sohne;
dann drang sie mit Hize zu Jupiters Throne.

„Gerechtigkeit, Vater! Berufe den Rath!
Mein Amor geblendet — o schreckliche That!“
Und Jupiter winkte; da kamen bei Paaren,
in Mänteln und Kragen, die Götter gefahren.

Es klagte Cythere: die Thorheit gestand.
Nach weiterm Verfahren ward rechtlich erkant:
„Man schmiede sie an des Geblendeten Seite,
Damit sie auf ewig den Wankenden leite!“

v. H.

10.
Nachbargespräch.

T. Sieh, ach! mein Baum steht fruchtlos wie versengt,
da Doktors Baum so vol wie Hopfen hängt!
Sieh, wie sein Haus vol lieber Kinder ist,
da mir der Tod sie nach einander frißt!
Wie komt dies doch? und ist es nicht betrübt,
daß die Natur mir nichts, ihm alles gibt?

F. Narr! Siehst du denn hievon den Grund nicht ein?
Er schwizt für sie im Sonn- und Mondenschein;
Wann Sturm und Bliz aus ihren Wolken bricht,
so achtet er des Sturms, des Blizes nicht.

Aber fünf Briefe nun wieder
ten einige Zeilen Antwort. Wer … gebühr?
haben, ob Sie die Griechen …
wollen.

Ich kenne Leute, w… sie gemäht!
als die griechische Fab…
hängende Geschichte d… Konr. Arn. Schm
diese Arbeit vorkom…
Manches, welche…
den Schuhen v…
so gut als unb…

Leben …
ner ein bi…

11.

Der Zuruf.

…ilkommen, edle Genossen! wilkommen auch ihr …
Laufbahn!
Kühn und stark, wie ihr seid,
…bracht ihr die Fesseln; o, wagt's, ereilet die Sch…
Auslands;
fühlet euch stärker, und — siegt!
Noch hemmen sandige Wüsten, noch viele schwindliche …
viele Dornen den Weg
Ihr Edlen! trocknet den Schweiß, verfolgt mit dem …
Beharrn
eifrig die rümliche Bahn!
Erreicht ihr (ich seh's im Geist; doch wird mein A…
erblicken?)
Kämpfer, erreicht ihr das Ziel,
so wil ich, Deutscher auch ich, zuerst euch Sieger begrüß…
Folgt' ich gleich anderer Bahn,
so wil ich dennoch gerührt euch Sieger begrüssen, und …
„nahet dem Tempel Apolls!„ *)

*) de la litterature allemande.

Von wannen der warnende Ruf? — Ha! wer verkennet die Stimme
Friedrichs, der harrend am Ziel
und Sieger in jeglicher Kunst, den kommenden Zeiten ein Wunder,
Stolz der unsrigen ist?
Es rauschte, da er so rief, der unverwelkliche Lorbeer
um des Unsterblichen Haupt.
Ihr Edlen! verehret den Ruf, und schweigt, wie einst Diomedes
Agamemnonen schwieg. *)
„O, murre nicht wider den König!„ so rief er dem Sohne Kapaneus,
„steht nicht Ilium noch?
Drum, Lieber, zürn' ich nicht Agamemnon, dem Hirten der Völker,
Daß er die Griechen ermahnt.
Wohlauf! laß uns erheben in unsrer männlichen Stärke!„
Sprach's, und drang in die Schlacht.

v. H.

12.

Anekdote.

Ferguson hatte sich in seinen frühern Jahren zu Bristol aufs Porträtmalen gelegt, und eben das Bild einer hübschen jungen Dame vollendet. Die zalreichen Freunde der Schönen namen Teil daran und lobten das Stück; doch da war keiner, der nicht mit der Kennermiene irgend einen kleinen Fehler bemerkt hätte: „Wenn der gebessert wäre, würde die Aenlichkeit volkommen sein!“ Ferguson bat alle diese Kritiker auf eine gewisse Stunde zu sich, und

*) Il. IV. 413.

und auf seine Bitte brachte jeglicher nach der Reihe seine Meinung und Einwürfe vor. Er widersprach keinem, nahm Pinsel und Palet zur Hand und schien angewandt, alle bemerkten Mängel zu verbessern. Dann wendete er das Gemälde gegen die Versamlung. — „Unverbesserlich! volkommen getroffen! Nun fehlt kein Zug!" so rief von allen Seiten die geschmeichelte Eigenliebe. — „Und doch," fiel Ferguson ein: „Untersuchen Sie einmal Pinsel und Bild." Beide waren völlig trocken, und die Kritiker gingen beschämt von dannen.

13.

Die Teilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
von — sein Geschlecht bleibt ungenant —
und that, wie alle seine Landesleute,
die Pommern, ganz abscheulich wizig und galant.

Was schwazte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,
ein jedes Glied macht ihn entzückt,
bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
den plumpen Arm um Hüft und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male)
„Ha!" schrie der Junker; „wie geschlank!
Ha, welch ein Leib! verdamt, daß ich nicht male!
als käm' er von der Drechselbank!

so dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich wil ihn von einander brechen!
Mit den zwei fingern wil ich ihn zerbrechen,
wie einen Pfeifenstiel!"

„Wie?" rief das Fräulein; wie? zerbrechen?
zerbrechen" (rief sie nochmal) „mich?
Sie könten sich an meinem Laze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich."

„Bei'm Element! so wil ich's wagen,"
schrie Junker Bogislav, „wohlan!"
und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,
und packte schon heroisch an;
als schnel ein: „Bruder! Bruder, halt!"
vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
des Bräut'gams jüngster Bruder, Friz.
Friz saß mit ofnem Aug' und Ohren,
ein Kind vol Mutterwiz.

„Halt!" schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!"
und zog den Bruder mit sich fort:
„zerbrichst du sie, die schöne Docke,
so nim die Oberhälfte Dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
die, lieber Bruder, schenke mir!"

Gotth. Ephr. Leßing.

---

14. Bruch-

14.

Bruchstücke über Warheiten der gesunden Vernunft.

Wahre Philosophie und gesunde Vernunft können nie einander entgegen sein. Aber die entferntern Schlüsse der ersten werden teils nicht unmittelbar von der lezten begriffen und anschauend erkant, teils haben sie nicht die einleuchtende Gewißheit, auch für das geübteste Nachdenken, die uns vor allem Irtume sichert. Gesezt, daß wir denselben auch ahnden, so ist es doch schwer, in den abgezogensten Begriffen ihn aufzudecken, und wo der Fehler eigentlich size, ob in der Erklärung oder in der Folgerung, überzeugend zu entwickeln und zu beweisen.

Man halte diesen Eingang für keine Schmähung der Weltweisheit, die niemand aufrichtiger als ich verehren kan. Er soll nur die Ursache darstellen, warum ich mit der blossen gesunden Vernunft in Ansehung der allerwichtigsten Warheiten den nachfolgenden Versuch gemacht habe. Der Weg, den uns diese Betrachtung führen sol, ist einfach und unbetreten, auch zum Teil völlig neu — er wird uns aber zum Ziele bringen.

Wenn wir einen Blick auf uns selbst werfen, so finden wir, daß wir eine Vorstellungskraft haben, und daß wir uns unsrer selbst bewußt sind. Ob es noch andre Wesen gibt, welche diese Eigenschaft besizen, das wissen wir auf diesen ersten Blick noch nicht. Allein das weitere Nachdenken überzeugt uns von folgenden Säzen.

1.

Es ist ganz unmöglich, sich einen Zeitraum zu denken, in welchen kein einziges Wesen, das eine Vorstellungs-

lungs-

lungskraft hat, und folglich seines Daseins sich bewußt sein muß, existirt hätte.

Wenn wir auf einen Augenblick uns eine solche Zeit vorstellen wollen, so schwinden uns die Gedanken, und wir fühlen, obgleich dunkel, die Unmöglichkeit. In diesem eingebildeten Zeitraum hätte wenigstens eben so gut als nach demselben eine Vorstellungskraft sein können. Und gleichwol solte nicht eine einzige da gewesen sein, ich mag nun diese Periode so hoch hinauf sezen, als ich immer wil? Das ist gar nicht zu begreifen. Laßt uns aber die Sache genauer untersuchen, so finden wir, daß dieses einen wirklichen Widerspruch enthält. Wenn eine Zeit war, wo keine Vorstellungskraft existirte, wo ist die leztere denn hergekommen? Sich selbst konte sie ihr Dasein nicht geben, denn solches hiesse, sie war da, ehe sie noch da war. Von einer andern konte sie's nicht erhalten, eben weil wir voraussezen, daß keine existirte. Aus nichts oder von ungefähr konte sie nicht entspringen, denn dies heißt gerade so viel, nicht mehr und nicht weniger, als daß sie nicht entstanden ist. Wenn etwas von ungefähr entstehen solte, wie an sich schon im strengsten Verstande genommen unmöglich ist, so muß doch etwas vorher da sein, woraus dieses Ungefähr entspringen konte. Wenn zum Beispiel in einer Fabel die Steine von ungefähr zusammengehen und sich ordnen, um einen Palast zu bilden, so waren doch wenigstens Steine vorhanden. Wir haben es mit der Vorstellungskraft zu thun, und das, was ihr Wesen ausmacht, müßte also auch schon vorher da gewesen sein, ehe sie durch ein Ungefähr entstanden wäre. War nun aber ihr Wesen da, so war sie auch selbst da. War sie aber selbst da, so muste sie auch in ihrer völligen Thätigkeit da sein; denn sonst konte sie ohne fremde Hülfe nie thätig werden. Diese Hülfe konte nur von einer andern Vorstellungskraft herrühren; denn von einer

todten Kraft konte sie's unmöglich. Daß eine Vorstellungskraft nicht zusammengesezt sein könne durch ein Ungefähr, das sieht der bloße gesunde Menschenverstand ein, weil Teile, welche vorher getrennt waren und nicht denken konten, durchs Ungefähr zusammengesezt keine Vorstellungskraft ausmachen werden. Selbst wenn man denkende ausgedehnte Wesen annimt, so wird man das einsehen. Nun haben wir alle Fälle erschöpft. Wenn also kein Zeitraum war, wo nicht eine Vorstellungskraft sein mußte, so war von Ewigkeit her notwendig eine Vorstellungskraft.

2.

Die Menschen aber können nicht in beständig aufsteigender Linie von Ewigkeit her existirt haben, oder mit andern Worten, es müssen erste Menschen (hier nun gleich viel, ob zwei, oder dreißig, oder tausend; gleich viel, ob vor hundert tausend, oder vor tausend Millionen Jahren; gleich viel, ob Keimen gleich, durch ein andres Wesen erschaffen, selbst von Ewigkeit her) gewesen sein.

Wenn ich, ohne hierüber Eines oder das Andre anzunehmen, alle verstorbene und lebende Menschen denke: so ist dies ein wahrer Begrif, und denn auch ein solcher, der eine wirkliche und bestimte Zal in sich schließt. Die Menge und Grösse derselben mag noch so erstaunenswürdig sein, so unaussprechlich für unsre Töne, als sie immer wil, so kan ich doch in Gedanken jeden einzelnen Menschen, der auf der Erde gelebt hat und noch lebet, als zusammengerechnet mir vorstellen, und alsdenn muß eine bestimte Zal herauskommen. Hier ist die Warheit ganz auffallend. Ich kan mir alle Menschen denken, keinen

nen einzigen ausgenommen. Es ist kein einzelner Mensch, so wenig unter den verstorbenen, als den lebenden, der nicht so gut mit gezält werden könte, als der andre. Sind aber von Ewigkeit her in immer aufsteigender Linie Menschen gewesen, so enthält der Begrif aller Menschen keine bestimte Zal. Denn die aufsteigende Linie eines Menschen geht alsdenn in alle Ewigkeit hinauf, ohne Anfang, ohne erste Ursache. Daß solches schon in sich alle Begriffe verwirret, kan auch hier nüzlich bemerkt werden, ob es gleich eigentlich zu dem izigen Beweise nicht gehöret. Zu dieser Absicht zeiget es, daß keine bestimte Zal möglich wäre, auch alsdenn nicht, wenn ich mir alle Menschen denke. Denn ich mag so weit hinauf gehen, als ich immer wil, es kann sonach zu einer jeden Zahl noch eine neue hinzugesezt werden, und ich komme niemals zu Ende. Da nun ein jeder einsieht, erstlich, daß der Begrif aller Menschen, ohne Ausname eines einzigen, unwidersprechlich ein wirklicher Begrif sei, zweitens, daß dieser Begrif eine bestimte Zal ganz notwendig in sich schliesse, und endlich, daß wenn die Menschen von Ewigkeit her in immer aufsteigender Linie gewesen sind, jener Begrif keine Zal in sich schliessen würde, welches ein Widerspruch ist: so folget hieraus unwiderlegbar, daß erste Menschen gewesen sind.

3.

Auch die ersten Menschen können, ohne von einem andern Wesen das Dasein erhalten zu haben, nicht von Ewigkeit her gewesen sein.

Man braucht nur einen verständigen Blik auf diesen Saz zu werfen, um ihn sogleich wahr zu finden. Denn die Stameltern der Menschen, welche von Ewigkeit her existirt hätten, ohne Ursprung von einem andern Wesen,

könten keine Menschen mehr sein. Es wären Götter und keine Menschen. Wir sind mit unsrer Schwäche zu lebhaft bekant, als daß wir dieses nicht einsehen solten. Gesezt aber, sie hätten, Keimen gleich, von Ewigkeit her existirt? Ich sage Keimen gleich, weil auf diesen Fall der erste Mensch geworden zu sein, bei aller Verschiedenheit eben so wohl der Entwicklung eines Keims gliche, als nachher, wie der zweite Mensch und jeder andre zur Ausbildung gebracht worden. Alsdenn auch muß ein andres Wesen diesen Keimen das Dasein gegeben haben. Sonst kommen wir wieder auf einen Zeitpunkt zurück, wo keine Vorstellungskraft in ihrer vollen Thätigkeit da gewesen ist, und das haben wir oben widerlegt.

4.

Es ist folglich von Ewigkeit her ein höchstes Wesen, dem alle andere ihren Ursprung zu danken haben.

Daß dieser Saz eine Folge der vorhergehenden sei, wil ich nun entwickeln. Die ersten Menschen, als wirkliche Menschen, sind in einem gewissen Zeitraum entstanden. Die Bestimmung dieser Zeit, in der die ersten Menschen als Menschen auftraten, konte die weisesten Ursachen haben. Von Ewigkeit her war wenigstens schon ein Wesen, das eine Vorstellungskraft hatte, und seines Daseins sich bewußt war. Dies haben wir unleugbar befunden. Die Menschen besizen auch eine Vorstellungskraft. Ein solches selbstständiges Wesen kann aber, wie oben bewiesen worden, nicht entstehen und existiren, ohne von einem andern das Dasein zu erhalten, oder von Ewigkeit her gewesen zu sein. Wir haben, um es nochmals zu wiederholen, gesehen, daß dies alle Fälle erschöpft. Wir haben auch bewiesen, daß die Menschen nicht von Ewigkeit her, ohne

ohne Ursprung von einem andern Wesen, existirt haben. Hieraus folget also, daß sie ihr Dasein von einem Wesen erhielten, das ausser ihnen da war. Nun lassen sich von dem verständigen Menschen bis zu der höchsten Volkommenheit unendliche Stufen denken. Die höchste Volkommenheit aber schließt alle Wesen von gleicher Volkommenheit aus, sonst wäre sie nicht das volkommenste. Das volkommenste Wesen ist also nur ein Wesen. Nun kan ein minder volkomnes Wesen einem volkomnern das Dasein nicht geben. Also ist das Wesen, welches von Ewigkeit her existirte, das allervolkommenste. Folglich existirte von Ewigkeit her als wirkende Ursache nur ein einziges Wesen. Dieses existirte, wie wir bewiesen haben, notwendig. Von ihm allein hat folglich alles sein Dasein erhalten. Dies einzige allervolkommenste Wesen, das von Ewigkeit her notwendig existirte, der alles geschaffen hat, nennen wir Gott. Wer die ganze Natur, vorzüglich die Sternkunde beobachtet, der sieht und empfindet, wie groß, wie unendlich über alle unsere Begriffe erhaben, wie würdig unsrer tiefsten, unsrer feurigsten Verehrung dieser Gott sei. Er bemerket auch, daß alles ohne Ausname ein Räthsel und das ganze Reich beseelter Geschöpfe die schrecklichste Anarchie sein würde, wenn kein Gott wäre. Aber die wahren Gründe der Vernunft lassen die Zweifel verschwinden, wie Nebel vor den Stralen der Sonne.

15.

Der über uns.

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
in seines Edelmannes Garten
und plünderte den besten Aepfelbaum.

Johann und Hanne konten kaum
vor Liebesglut die Dämmerung erwarten,
und schlichen sich in eben diesen Garten,
von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß
und fleißig brach und aß,
ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
worüber er der Furcht vergaß
und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui:" rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß." — —
„Naß, oder nicht; was schadet das?
Es ist ja reines Gras." —

Wie dies Gespräche weiter lief,
das weis ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf und Hanne seufzte tief:
„So, schöner Herr! heißt das bloß küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könten es uns so versüssen!
Wie grausam aber müssen
wir armen Mädchen öfters dafür büssen!
Wenn nun auch mir ein Unglück wiederfährt —
ein Kind — ich zittre — wer ernährt
mir dann das Kind? Kanst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
der über uns wird's schon ernähren.
dem über uns vertrau!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, wil das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau!
„Nein!" schrie er: „laßt Euch andre Hofnung laben!
Der über Euch ist nicht so tol!
Wenn ich ein Bankbein nähren sol:
so wil ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrack und aus dem Garten rann,
das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
sie auch den Aepfeldieb wol an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.

Gotth. Ephr. Leßing.

16.

Auszüge aus Briefen.

I.

Wien, den 30sten Januar 1782.

. . . Der P. Parhammer wurde dieses Jahr zum Rektor der wienerischen Universität erwählet. Ein aufgeweckter junger Geistlicher machte folgende Verse, brachte sie seinem Prälaten, der Parhammers Tischfreund ist. Der Prälat las sie, glaubte, daß sie P's Lob enthalten, und gab mit vielem Lobe seinem Geistlichen die Privatzensur, auf die die politische ohne Bedenken folgte.

Rexerat infantes multis Ignatius annis;
Jam regit ille Sophos, alma Vienna, tuos.
Inclyta laeteris tanto Rectore Facultas!
Magnifici domini numen et omen ei!
Haec ubi fama tulit, docti grex omnis Olympi,
Obstupuit primum, multaque questus erat.
Mox altos tollens risit per sacra cachinnos,
Risit Aristoteles, risit et Hippocrates,
Justinianus item. Jam Thomas atque Molina
Junguntur (res est non habitura fidem.)
Credite, mortales! manibus jungentur amicis
Et Ganganelli, Riccius ac Lainez.

Die ganze lateinische Wienerwelt lachte über den Prälaten, und Parhammer, der sich gar nicht beleidigt fand, am meisten. — — —

II.

II.

Fulda, den . . . . 1781.

Von Fulda, oder wie man hier spricht, Fuld, hab ich Ihnen wenig zu sagen. Die Stadt ist nicht zum besten gebauet, und hat größtenteils ziemlich enge Strassen. Unter den Privathäusern ist fast nicht eins, das sich durch schöne Bauart auszeichnete. Dagegen bauet man izt an einer Kirche, deren Vorderseite schon izt ziemlich gut in die Augen fält. Vermutlich ist es dieser Bau, um dessen willen die Fleischtaxe, wie ich aus dem hiesigen Intelligenzzettel sehe, um eine Kleinigkeit ist erhöhet worden, und voraus gesezt, daß der Bau selbst nötig war, finde ich diese Art von Auflage, für das Publikum noch am bequemsten. Das Schloß des Fürstbischofs ist groß genug, aber es ist nicht schön, denn es sieht älter und räucheriger aus als es sein mag; wenn es abgepuzt würde, mögt es leicht eine bessere Wirkung auf das Auge thun. Der jezige Fürst ist indessen wenig hier; er hält sich die mehreste Zeit auf einem kleinen Lustschlosse auf, daß die Fasanerie heißt und eine kleine Meile von hier liegt, oder, wenn es die Jahrszeit erlaubt, in dem Kurbrunnen zu Brückenau, drei Meilen von hier. Beide sind mir ihrer schönen Gegend und Anmut willen sehr gerühmt; allein da es Winter ist, muß ich meine gereizte Neubegierde unbefriedigt lassen. Die Domkirche, ohnweit dem Schlosse, ist ein schönes Gebäude, inwendig simpel und nicht so bunt verziert, als die Kirchen, die ich bisher gesehen habe. Der hohe Altar ist edel, ohne Verguldung, ohne Schnizwerk, von marmornen Säulen. Die Bibliothek ist nicht groß, aber sie hat mir ausnehmend gefallen, denn im äuserlichen kömt sie der kurfürstl. zu Manheim sehr nahe, und im innern hat sie beinahe alle die neuern Schriften, welche die Aufklärung am besten befördern können. Ihr Museum fand ich auch da. Die Manuskripte kont' ich nicht

 sehen.

sehen. Ueberhaupt hab ich über diese uns noch nicht genug bekante Stadt, in den Paar Stunden meines Aufenthalts nur wenige Bemerkungen machen können, ich werde mich aber bei meiner Rückreise etwas länger hier verweilen. Izt wil ich Ihnen nur noch sagen, daß eine Fabrik von ächten Porzelan hier ist, von deren Existenz Sie vermutlich noch nichts gehört haben. Sie ist, so wie mehrere gute Anstalten, ein Werk des jezigen Fürstens. Ich habe mich über die Feinheit der Arbeit, in Form und Malerei, nicht wenig gewundert. Tischservice ausgenommen, macht man hier alles, was in andern Fabriken verfertiget wird. Bei der grossen Menge von Porzelanmanufakturen in Deutschland, kan freilich der Absaz dieser Fuldischen nur gering sein, auch sah ich nicht über 5 bis 6 Arbeiter darin; wenn ich nicht irre, so beläuft sich der jährliche Absaz dennoch 8000 Fl. Rheinisch.

Von dem Gymnasium wil ich Ihnen izt nichts sagen, ob es mir gleich das merkwürdigste geschienen hat. Bei meiner Zurückreise sollen Sie einen eigenen Aufsaz darüber erhalten.

Es ist mir, als ob ich kürzlich irgendwo schon etwas über das hiesige gesellschaftliche Theater gelesen hätte; dennoch wil ich es nicht ganz mit Stilschweigen übergehen. Die Gesellschaft besteht aus Personen adlichen und bürgerlichen Standes, wovon verschiedene als Räthe 2c. in Diensten des Fürsten stehen. Anfangs hat das Komödienspielen hier vieles Aufsehen gemacht, und die Gesellschaft hat lange gegen Vorurteile kämpfen müssen. Indeß scheint es, daß man izt des Dinges gewont ist, denn der Fürst, wiewol er nicht selbst ins Schauspiel komt, schüzt die Gesellschaft. Vermutlich besucht der Fürst deshalb keine Vorstellung, weil er alt und immer krank ist, denn sonst schließ' ich aus vielen seiner Anordnungen, daß er ein Herr von

Vor-

Vorurteilfreien Verstande sei. Ich sehe auch nicht ein, warum er nicht so gut ein Schauspiel solte besuchen können, als der vorige Fürstbischof von Würzburg, der sogar im Schlosse ein kleines niedliches Theater (dem im neuem Schlosse bei Potsdam sehr änlich) bauen ließ, worauf nicht selten, auch von der Hofhaltung, Opern vorgestelt wurden. Man hat hier in Fulda kürzlich den Hamlet gespielt, und wie ich höre, mit Beifal. Ich begreife indeß nicht gut, wie ein solches Stück hat auf einer Bühne gegeben werden können, die nicht viel grösser sein sol, als das Zimmer, worauf ich dieses schreibe.

Als ich zum Thore hereinritt, vermutete ich nicht, hier so viel Aufklärung unter dem gemeinen Manne zu finden, und die seltsam herausgepuzten Marienbilder an der Aussenwand der Häuser, wovon eins sogar mit einer Repetiruhr an der Hüfte gleich einer Hofdame versehen war, hätten mich noch mehr darin bestärken können. Allein der ganze heutige Tag hat mich vom Gegenteil überzeugt; denn ich fand die Einwoner so gutmütig und so frei von manchen dummen Vorurteilen, die in andern Provinzen unsrer Gegend noch herschend sind, daß ich daraus einen sehr vorteilhaften Schluß auf den Fürsten und seine Dienerschaft machte. Aus Iselins Ephemeriden werden Sie schon wissen, mit welchem Ernst man schon seit mehreren Jahren die Verbesserung der Schulen in diesem Lande betrieben hat, und mir deucht, man sieht schon izt die guten Folgen davon. Der Präsident Frhr. von Bibra, gibt sich viele Mühe um dieses Fach der Aufklärung und Bildung der Landeseinwoner. Ich sehe aus dem hiesigen Intelligenzblatte, daß man die Namen der Schulmeister, welche die ausgesezten Belohnungspreise erhalten haben, öffentlich bekant macht; in manchen andern Ländern, macht man nur die Strafen bekant, vermutlich weil man von Belohnungen nichts darin weis. Man hat mir versichert

chert: daß im Brandenburgischen, wo man jährlich, zur Beförderung der Betriebsamkeit unter den Landleuten und Fabrikanten, ein Paar tausend Thaler, in Preisen von 10 bis zu 50 Thlr. aussezt, und die Namen derer, welche sie erhalten haben, durch die Intelligenzblätter ihrer Provinz bekant macht, dieser lezte Umstand, welcher der Eitelkeit so sehr schmeichelt, eben so viel als die Preise selbst, auf die Wetteifernden gewirkt habe. Im Fuldischen wird das wol eben so sein, dann die Preise selbst sind nur geringe, die Art der Ankündigung in den öffentlichen Blättern ist aber äusserst ermunternd für eine ehrbegierige Seele.

Ehe ich schliesse, muß ich Ihnen noch einen Vorfal erzälen, der sich hier zugetragen hat und jezt das algemeine Gespräch der Stadt ist. Die Lottosucht, die auch hier mit den traurigsten Folgen und mit dem Untergange mancher Familien gewütet haben sol, verleitete einen Mann von Stande, der den beträchtlichsten Teil seines Vermögens in Lotterien verspielt hatte, auf den Gedanken, durch eine ausgekünstelte Betrügerei auf einmal zu seinem Verluste, und zu neuem Vermögen zu gelangen. Hierzu bot sich bald eine Gelegenheit an. Es kam ein Mensch von Köln hieher, und bat um Erlaubniß, ein Wettkomtoir, wenn ich nicht irre, cum privilegio exclusivo, errichten zu dürfen. Dies ward ihm abgeschlagen, und entweder war schon damals, oder wurde doch bald darauf eine Verordnung wider das Lotto herausgegeben, die Sie in Iselins Ephemeriden werden gelesen haben. Dieser Verordnung ohnerachtet, wußte der Mensch aus Köln, (ich weiß nicht wie?) einen hiesigen reichen Kaufmann als Kollektör für sein Wettkomtoir heimlich zu gewinnen. Man sagt, daß er für diese Kollektur, ohne die gewönlichen Prozente, 200 Fl. und die Instruktion erhielt, früh um 9 Uhr wenn die Nummern gezogen würden, keinen Ein=

Einsäz mehr anzunemen. Hr. v. B. entwarf einen Plan, durch dieses Wettkomtoir sich seines Schadens zwiefach zu erholen, und zog zwei hiesige Bürger mit hinein. Es mußte jemand den kürzesten Weg von hier nach Marburg, wo das nächste Lotto ist, ausfündig machen. Nachdem dieser ausgefunden war, wurd ein hiesiger Bürger, mit dem Versprechen, 600 Fl zu erhalten, nach M. abgeschickt, der auf die herauskommenden Nummern warten und nach der Ziehung in der größten Eile, mit unterlegten Pferden hieher reiten mußte. Damit aber die Post von Marburg nicht eher, oder wenigstens doch so geschwind nicht eintreffen konte, machte man auf verschiedenen Stazionen Aufenthalt für die Postilions, machte sie betrunken, so, daß die Post sehr spät ankam. Sobald die gezogenen Nummern durch den Expressen hier waren, welches, ich weiß nicht in wie viel Stunden? geschah; nahm der Kollektör noch Einsäze darauf an. Um den Betrug zu verstecken, wurden zwar Nummern, die nicht gewonnen hatten, 2 bis 3mal höher besezt, als die gezogenen. Selbst der Kollektör wurde von den drei Spielern zugeredet, auf die gewinnenden Nummern zu sezen, und gewann auch für seinen Teil 1100 Fl. der übrige Gewin für die Spieler selbst, betrug 18000 F. Da nun der Gewin erhoben werden solte, war Bartenfels und Kompagnie, unter deren Adresse das Wettkomtoir errichtet war, in Köln nicht zu erfragen, vermutlich deshalb, weil in Köln alle Lottos, das dortige allein ausgenommen, unter schwerster Strafe verboten sind, und folglich die Unternehmer unbekant bleiben wolten. Nichts desto weniger bracht es ein hiesiger Rath — durch Korrespondenz mit seinen Verwandten in Köln bald nachher heraus, daß der dortige Banquier von Franz, bei dieser angeblichen Bartenfelsschen Kompagnie interessirt sei. Hierdurch erfuhr man den wahren Namen der Unternehmer, Beck und Zeppenfeld, die sich aber erklärten, sie wären nicht ver-

mö-

mögend, Zalung zu leisten. Es wurde gedrohet, sie durch die Zeitungen bekant zu machen. Kurz, nach vielen Hin und Herschreiben, erklärten sie sich zu einer Vergleichssumme von 8000 Fl. und schlugen Frankfurt als einen dritten Ort zur Zusammenkunft vor. Nun befragte Hr. v. B. seine beiden Mitinteressenten, die zwei Bürger, ob sie die Reisekosten und andere Erforderniße mit tragen wolten? verheelte ihnen aber den Brief, worin schon 8000 Fl. geboten waren, und zeigte, wie man sagt, nur jene vor, die gar keine Hofnung zur Auszalung gaben. Bei so schlechten Aussichten war es ganz natürlich, daß die zwei Bürger zu keinem Vorschuß sich verstehen wolten. Hr. v. B geht also allein mit dem Rathe, den er um seine Vermittelung unter der Versprechung von 100 Pistolen angesprochen hatte, der aber von dem vergegangenen Betruge nichts wußte, nach Köln, vergleicht sich dort mit den Unternehmern Beck und Zeppenfeld auf 12000 Fl. und der Banquier v. Franz schießt solche vor. Nach dem Empfang dieser Gelder komt er hieher zurück. Indeß wird hier bekant, daß Hr. v. B. schon vorher von den gebotenen 8000 Fl. gewußt habe, ehe er nach Köln ging. Beide Mitinteressenten wollen also mit ihm teilen, allein er versteht sich zu keinem Kreuzer, unter dem Vorwande, daß sie vorher nichts hätten damit zu thun haben wollen. Die Sache wird izt vor der Regierung streitig, denn die beiden Mitinteressenten sagten, Hr. v. B. habe sich wol auf seinen Teil vergleichen können, aber für ihren Anteil hab er keine Volmacht gehabt; da er sich aber dennoch auf alle 3 Teile verglichen habe, so gehörten ihnen auch von den 12000 Fl. zwei Drittel. Ihre Klage ward dem Gegenteil zugefertigt, der aber gleich an das Kammergericht zu Wezlar appellirte. Die beiden Bürger, denen es indessen im Gewissen kriebelte, überhaupt fürchten mochten, die Sache möchte verrathen werden, und über dieses die schweren Prozeßkosten scheuten

ten, wolten nun auch den Hr. v. B. die Früchte des Betrugs nicht in Ruhe geniessen lassen, besonders da er zu gar keinem Vergleiche die Hand bieten wolte. Sie machten also den Betrug mit allen Umständen hier bekant. Indeß erhielten auch die Kölner unter der Hand Nachricht davon, ohne daß man weis, durch wen? die Sache wurde nun in puncto doli von neuem in Untersuchung gezogen. Hr. v. B. hatte aber unter der Zeit die Gelder zu Tilgung seiner Schulden, und zu andern, teils nötigen, teils voluptuarischen Ausgaben verwendet. Die von Wezlar aus erkante Deposition der Gelder wird also wol nicht statt finden, und doch hätt' ich sehr gewünscht, daß die ganzen 12000 Fl. ad pios usus hätten verwandt werden können, dann würde man vielleicht auch die Preise für die Schulmeister erhöhet, oder doch gewiß das Geld auf die nüzlichste Weise für das Publikum verwandt haben, da man sich hierauf im Fuldischen recht gut zu verstehen scheint. Wie Sie sehen, ist der Rechtshandel noch nicht ganz entschieden, aber ich hoffe bei meiner Zurückkunft das Ende davon zu hören, und Ihnen dann gleichfals mitzuteilen. Lassen Sie dieses indessen in Ihrem Museum abdrucken. Man kan dem törichten, leichtgläubigen Publikum nicht Beispiele genug aufstellen, wie weit die Lottosucht die Menschen verführen kan. Wenn man eine namentliche Liste aller in einem Lande durch das Lottospiel glücklich und unglücklich gewordner Familien könte abdrucken und durch die öffentlichen Blätter bekant machen lassen, so würde das freilich die beste Belehrung für die Thoren sein, die in Hofnung reich zu werden, ganz und gar verarmen.

Ich habe erst bei Gelegenheit jener Geschichte von einer ältern Betrügerei gehört, die man dem Lotto zu Kassel vor einiger Zeit gespielt haben sol, bei welcher, wie man sagt, auch einige Personen von güten Stande mit ein-

geflochten gewesen sind, wovon einer der Schuldigen in die Karre gekommen ist. Ich erinnere mich nicht, in irgend einem unserer politischen Blätter etwas davon gelesen zu haben, ob diese Nachricht gleich nüzlicher für das Publikum werden könte, als hundert Erzälungen von genommenen Kapern, Bällen an Höfen und dergl. für uns ganz unnüzen Dingen. Solche Vorfälle können wenigstens etwas dazu beitragen, das Lotto selbst anzuschwärzen, da es zu solchen Vergehungen verleitet. Ich verabscheue natürlicher Weise den Menschen, der einer solchen Niederträchtigkeit fähig ist, aber bei dem allem könt' ich nicht sagen, daß ich eben Mitleid mit den Unternehmern eines Lotto fühlen solte, die auf diese Art betrogen werden, da sie selbst zu gut wissen, was für einen ungeheuren Vorteil sie über die Einsezer haben, wie jeder, der das für sich selbst nicht berechnen kan, aus einer kleinen Schrift des Herrn Pütters zu Göttingen, in dem Magazin von M. Lichtenberg und Forster leicht begreifen würde, wenn er sie, (wie ich allen Lottospielern wünsche) zu Gesicht bekommen solte. Im vorigen Jahre überzeugt ich eine Geselschaft zu Würzburg, die jene Berechnung auch nicht annehmen wolte, auf eine noch bessere Art. Ich wußte, daß einer meiner Bekanten eine kleine Lottomaschine von einem Kolporteur gekauft hatte; diese ließ ich holen, ließ die Geselschaft, welche aus 13 Personen bestand, gegen mich einsezen, und in zwei Stunden hatt' ich von Zwölfen alles Geld, bis auf das, was der Dreizehnte durch eine Terne gewonnen hatte. Ich gab indeß jedem, wie ichs vorher versprochen hatte, sein Geld zurück. Die Geselschaft hat es mit dieser Maschine nachher noch verschiednemal versucht, und der Erfolg ist immer der nemliche gewesen, ob die Ziehung gleich so ehrlich, als bei irgend einer Zahlenlotterie in ganz Deutschland geschah. Durch diese eigene Erfarung wurden die Herren und Damen ohne Schaden klug; ach! aber wie viele werden es bloß mit ihrem Schaden

den? Ich wüßte nicht, lieber Freund! was ich Ihnen alles zu Gefallen thun wolte, wenn Sie sich gegen das Publikum erböten, alle Anzeigen von Herschaften, die durch ihr Gesinde, vom Lottospiele hingerissen, bestolen worden sind rc. durch Ihr Museum bekant zu machen *). Ehe nicht traurige Thatsachen, die das Lotto veranlaßt hat, mit Namen und Belegen (denn wozu sol das Verschweigen?) dem Publikum zur Warnung bekant gemacht werden, ehe wird keine herschaftliche Verordnung etwas gegen diese Pest, die im Finstern schleicht, ausrichten. Gesezt, daß auch nur alle Leser des Museums aufhörten, in die Zalenlotterien zu sezen: (es sind gewiß noch viele darunter,) so hätte ihr Journal schon etwas so Nüzliches gestiftet, als ein Buch nur irgend stiften kan. Der sel. Lessing hat mich versichert, daß bloß aus Wolfenbüttel, zwischen 80000 bis 100000 Rthlr bares Geld in das Lotto geflossen wären, und dies ist also warscheinlich mit ein Grund, warum W. ein so sehr todter Ort ist.

Da ich einmal ins Schreiben gekommen bin, und meine Galle durch die Lottospiele erregt ist, so muß ich wenigstens einen Teil davon auf den Verfasser der folgenden Reime ausschütten, die in einer auf einem halben Foliobogen gedruckten Nachricht von der Berlinschen Zalenlotterie stehen, und mir so merkwürdig, um des Orts willen, wo ich sie fand, (denn diese Nachricht ist mit einem Adler bedruckt, und scheint von der Lotterie selbst ausgegeben zu werden,) vorgekommen sind, daß ich sie abgeschrieben habe. Voran steht ein chronologisches Verzeichniß der Zalen, so wie solche seit der Errichtung, und wie oft? gezogen worden sind; dann eine Nachricht von den Gewin-

*) Der Herausgeber nimt die Aufforderung seines Freundes an.

Gewinsten, und endlich dieser Schluß: Der Einsezer berechne darnach obermeldete Gewinne, so wird er über die Vorteile, welche diese Lotterie darbietet, erstaunen und fragen: Wo findet man eine andere Lotterie, als diese, welche allen Interessenten, so viele deren auch sein mögen, in der Proportion Gewinste liefert? — Und nun die Reime:

An einen jeden im Publiko.

Sei redlich, sei geschickt, dein Herz sei gut, er haben,
Sei klug, sei tugendhaft, so wirst du nicht geacht,
Wofern nicht bei der Welt, der Reichtum deinen Gaben
Den besten Nachdruck gibt, und ihr sie sichtbar macht.
Du findst ein Mittel hier, ihn leichtlich zu erwerben,
Ein einzger Augenblick darf dir nur günstig sein.
Er macht dein Leben froh und bringt bei deinen Erben
Dir Ruhm — was säumst du noch? Kom, Freund! und seze ein.

Haben Sie jemals etwas Impertinenteres gelesen? Vier Pistolen wil ich ins nächste Armenhaus in dem Augenblicke schicken, worin ich den Namen des Verf. dieser Reime erfare, denn ich wil mein Mütlein noch ärger an ihm kühlen, als Liscov einst an Simonetti. Wie könten die Unternehmer (die Erben der Grafen Reuß und Eichenberg) jährlich hundert tausend Thaler Pacht geben, alle drei Wochen (so oft wird das Lotto gezogen,) ein oder gar ein Paar arme Mädchen ausstatten, eine Menge Bediente, (wovon der Kriegsrath Marpurg, der musikalische Schriftsteller, allein 1000 Thlr. Gehalt bekömt,) gut besolden, ihren Kollektören so viele Prozente bewilligen,

gen, und die ungeheuren Kosten für Korrespondenz und Porto, wozu noch die Gebühren für die Ziehungskommissarien kommen, nicht nur tragen, sondern vermutlich noch Vorteil dabei haben, wenn nicht hundert Tausend verspielen müßten, ehe einer so viel gewinnen kan, daß er Ruhm, (elender Mensch! was nennst du Ruhm?) davon auf seine Erben brächte. Der König selbst hat nicht den geringsten Vorteil von der Pacht selbst, denn er bauet Häuser dafür und verschenkt sie. Ganz gewiß kennt er und sein Ministerium nur die gute Seite, die das Lotto äusserlich hat; denn man muß, wie ich, unter alle Stände sich mischen, wenn man die böse in der Nähe sehen wil. Und so läßt sichs leicht erklären, warum in einer so philosophischen Regierung ein Lotto geduldet wird; da Berlin selbst ohnehin zu groß ist, als daß die üblen Folgen auf den ersten Blick sichtbar sein solten.

Man hat mir hier von einem benachbarten Lotto erzählt, daß es einen Menschen mit 400 Fl. bestochen habe, auf seinen Namen einen Gewinn von 10000 Fl. durch die öffentlichen Blätter bekant machen zu lassen, das dieser um so eher geschehen lassen konte, da er reich und geizig dazu war, um das eine glaubhaft zu machen, das andere aber anzunehmen. Ich werde auf meiner fernern Reise durch den Ort kommen, wo sich dieses zugetragen haben sol, mich genauer erkundigen, und dann die Sache so gut mit den Namen der Interessenten bekant machen, als die Fuldische Geschichte, wenn sie anders diesen Brief in Ihr Journal einrücken wollen. Denn überhaupt halt ichs für meine Pflicht, auf dergleichen Dinge eben so Jagd zu machen, als der L. v. H. D. auf die Zigeuner machen läßt.

In Ansehung der Lottos selbst, hab ich die drei Grundsäze meines Vaters angenommen: Nicht selbst einzuse-

zusetzen, keinen Dienstboten zu leiden, der nur einen Kreuzer hineinträgt, und einem Freunde, der von dieser Sucht in hohen Grade befallen ist, so lange, Anfangs mit Glimpf und dann mit Ernst, Vorstellungen dagegen zu thun, bis er entweder aufhört zu spielen, oder mein Freund zu sein. Meine Ruhe würde zu sehr darunter leiden, wenn ich einen Freund sein Vermögen dadurch verschwenden, seine Familie darben, und am Ende ihn vielleicht aus einem sonst ehrlichen Manne zum Schurken werden sähe.

Ein Kandidat wurde im Examen um ein Exempel gefragt, wie man Gutes thun könne, woraus in der Folge Böses entstehe? — „Wenn man Zahlenlotterien errichtet." Die Herren lachten und fanden vermutlich die Antwort richtig, und der Kandidat hätte sie vielleicht a posteriori durch sein eigenes Beispiel bestätigen können.

L — L.

III.

Anspach den 15ten April, 1782.

Das Geburtsfest Ihrer Exzellenz der Frau Gräfin von Hohenheim, ist am 10ten Jänner d. J. abermals zu Stuttgard gefeiert, und auf Befehl des regierenden Hr. Herzogs Durchl. auf dem dortigen grossen Theater ein Stück vorgestellet worden, das des Hr. Verfassers Hochedelgeb. ein allegorisches Fest (fete allegorique) zu benennen beliebt haben. Die Vorstellung davon hat 12000 Fl. gekostet. Sie werden also vermuten, der Hr. Verfasser werden seinen Kopf recht ausgeleeret haben, um etwas Gutes dem Hofe und Publikum zu sehen und zu hören

ren zu geben; aber, wo nichts ist, da hat der Kaiser selbst sein Recht verloren, und das ist, tausend gegen eins! der Fal mit dem Kopfe des Monsieur d'Vriot, Sprachmeisters und Direktors des Theaters, der diese allegorische Feierlichkeit auf das Papier zu schmieren unverschämt genug gewesen ist. Er hat dem Stücke den Titel gegeben: La naisſance de Felicité, ou l'hommage des fees et des génies. Es ist ins Italiänische übersezt und in dieser Sprache aufgeführet worden. Die Parzen, die Feen der vier Elemente, Gnomen, Silphen, Salamander, Wasſernixen u. s. w. sind die spielenden Personen, und für ein Duett im Baß, hätte Mſr. d'Vriot noch immer den Teufel und seine Großmutter hinzuthun können, denn Haltung ist ohnehin im ganzen Stücke nicht. Die Parzen und Feen der vier Elemente bitten im ersten Auftritte die Göttin des Schicksals, ihnen zu sagen, was zu ihrem Befehle sey? (Parle: quelque ſoit ton deſir nos coeurs ſont prets a l'obéir) „dies ist der Tag, sagt die Göttin, an welchem die Sterbliche geboren wurde, der ihr auf meinen Befehl, den Namen Glückseligkeit, *) und zugleich, (der Fee Schadenfroh, **) (malfaiſante) ohnerachtet,) die schönsten Eigenschaften des Herzens und Geistes gabt. Beweiset euch daher, diesen grossen Tag durch Feierlichkeiten zu feiern, die ihres Gegenstandes würdig sind. Erschöpft (fährt die Göttin in einer Arie fort) für diese Geburtsfeier, die euch verliehenen Schäze; bedient euch eurer Macht über die, welche ich euch unterworfen habe.„ Sein Uebersezer ist ein ganzes Teil klüger gewesen, denn er hat dies leztere so gegeben:

*) Der Vorname der Frau Gräfin ist Felicitas.

**) Ich besinne mich nicht gleich auf den eigentlichen Namen, den sie in unserm Feenmärchen führt.

L'eccelsa nascità di esalti e ranti
Con danze, splendide, con lieti canti.
Dagli a voi sudditi genj possenti
Omaggio a renderle, degli Elementi;

Denn er gibt uns doch wenigstens bestimte Begriffe von der Art der Feier und karakterisirt die Feen als Feen der Elemente, was noch kein Mensch wußte, wer nicht die Nase vorher in *Msr. d'Vriots* Text gestrekt hatte. Da haben wir also einmal den ausserordentlichen Fal, daß die Uebersezung besser als das Original selbst ist! Aber etwas schimpflicheres kan man auch wol von einem Original nicht sagen.

Sie sehen schon aus dieser ersten Szene, daß Msr. d'Vriot nicht lange hinter dem Berge hält und viel zu sehr Menschenfreund ist, als daß er uns lange in ungedultiger Erwartung der Dinge die noch kommen werden lassen solte, denn man kan füglich beim ersten Auftritt nach Hause gehen, und dennoch den ganzen Verlauf eben so gut erzählen, als wenn man bis ans Ende zugesehen hätte. Wenn Moliere, dessen Nachkriecher M. d'V. zu sein scheint, für Ludewig XIV. eine fete de Versailles oft in eben so vielen Tagen machen mußte, als M. d'V. Monate zu seiner Arbeit gehabt hat, so hielt der die Leute ganz anders für Narren, denn da mochte jemand noch so nötig zu Hause zu thun haben, er kam dennoch nicht eher vom Flecke, bis das Schlußballet getanzt war.

Wenn Sie nicht vorher schon wissen, was die Feen im 2ten Auftritte sagen werden, so muß Ihre Indolenz Schuld daran sein, denn sobald ich Ihnen den ganzen Wechselgesang herseze, werden Sie dennoch sagen, das kont' ich wol denken! Also hören Sie! Ich

wil

eine Uebersezung, die des Originals wert ist, dar-
zu sezen.

Brillante.	Brillante.
ciel le plus digne ouvrage	Felicitas ist ohne Zweifel
plus doure est Felicité.	des Himmels bestes Werk.
Diamantine.	Diamantine.
ame a, par son courage,	Besiegt hat sie den Unglücksteufel
vaincre l'adversité.	durch ihres Geistes Stärk.
Coralline.	Coralline.
grandeur peu commune	Bei einer nicht gemeinen Grösse
coeur n'est point orgueilleux.	Weiß nichts ihr Herz von Stolz.
Lumineuse.	Lümineüse.
consacre sa fortune	Und giebt von ihrem Geld, der Blösse
secours des malheureux.	Ein Kleid, dem Frier'nden — Holz *).
Toutes quatre.	Alle vier.
ne vit nulle ame paraitre	So volkommen sah man nie
parfaite en aucun tems.	Eine Seele als wie die
Fètons	Laßt

*) Um des Reims willen, hab ich das Original, wie oben der ital. Uebers. verbessern müssen.

Fêtons le jour, qui la rit naitre,	Laßt uns alle Elemente den Tag, der sie uns gönnte
Par l' hommage des Elements.	Ihr Respect bezeigen hie!

Mit dem Uebrigen wil ich Sie nun ganz kurz unterhalten. Der Verf. läßt einen prächtigen Palast, und darin einen von Gold stralenden Thron errichten, mit der Ueberschrift:

Felicita n'e degna.
Sie ist seiner wert.

Und der Fürst der Salamander, versichert sie, daß sie eine Krone verdiene. Alle Elemente ꝛc. bringen ihr Geschenke, die Tritonen und Nereiden errichten eine Piramide mit Muscheln ꝛc. von Sirenen, Flüssen und Delphinen unterstüzt, auf der Spize das Datum.

X

Januar.

Und über dieses eine gräfliche Krone, (Surmontée d'une couronne de comtesse.) und

pour eterniser sa vie
Atropos rompt ses ciseaux.

Die Liebesgötter und Zephiren bringen ihr Brustbild mit Blumen bekränzt,

Di sue virtu la ricompensa è questa.

Das

Das ist der Preis ihrer Tugenden! sagt die Inschrift. M. d'Vriot läßt wieder, weil er selbst nichts hervorbringen kan, durch die Salamander einen majestätischen Tempel erbauen, und einen antiken Altar, der ganz von Feuer zu sein scheint, mit der Inschrift:

A. FELICITA.

Da lassen sich denn Paucken und Trompeten hören, da wird gegeigt und getanzt und gesungen, und was das Beste ist, von der Göttin des Schicksals die Versicherung gegeben, daß die Freude kein Ende haben sol.

Oui, de Felicité, pour vous une autre Astrée
Le culte n'aura point de fin;
De son autel j'assure la durée:
C'est un oracle du Destin.

Da haben wir's! Kein Wort mehr von Mſr. d'Vriot und seinem Unsinn.

Ich wil Ihnen dafür etwas besseres von der Gräfin selbst sagen, als die Vriots zu sagen verstehen. Ich habe diese Dame kürzlich gesehen. Sie ist etwa 36 Jahr alt, keine Schönheit, aber angenehm, ihr Verstand nicht glänzend, aber richtig. Der Herzog schäzt sie um ihres Herzens willen ausserordentlich und durch das Vergnügen, welches er an ihrem Umgange findet, hat er sich von rauschenden Ergözlichkeiten zu einer sanften einsamen Lebensart herabgestimt, durch die eingeschränkteste Oekonomie sein Land ganz aus den Schulden herausgerissen und izt immer beträchtliche Summen in Vorrath, die er teils zu der rühmlichsten Absicht, Menschen glücklich zu machen, teils bei schicklichen Gele-

genhei-

genheiten wie z. E. die lezte Inauguration war, mit der geschmackvolsten Pracht, zum Vergnügen und Bewunderung der Fremden, verwendet. Sie sehen also, daß ein Teil dieses Guten, mit auf Rechnung der Gräfin kömt, die bei Hohen und Niedern beliebt ist, ihren Rang mit Anstand, aber ohne den geringsten Stolz, behäuptet, und so viele wolthätige Handlungen schon ausgeübt hat, daß schon dieses ein Beweis von dem schlechten Kopfe des Hn. *d'Vriot* ist, einen solchen Karakter nicht mit Würde auf der Bühne entfalten zu können, da allen Zuschauern die einzelnen Züge von Edelmut 2c. bereits bekant sind, folglich auch nicht die kleinste Anspielung verloren gehen würde.

Gedruckt in Jseus Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Zweiter Band.

Julius bis Dezember.

1782.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
13 SEP 1952
UNIVERSITY OF OXFORD

Digitized by Google

Inhalt

aller sechs Stücke des zweiten Bandes.

Julius.

August.

10. Be:

September.

Oktober.

November.

Dezember.

4. Die

Hauptinhalt.

Deutsches Museum.

Zwölftes Stück. Wintermond, 1782.

1.

Ueber Tischbeins Göz von Berlichingen.

Im Julius 1782.

Oft ermahnt' ich die schönen Geister im Lande Thuiskons,
daß sie die Thaten sängen, die in den deutschen Annalen
glänzen, die Männer, die Deutschland, was den Staaten der Griechen
Philopömen, Epaminondas und Aratus waren,
was den Quiriten die Scipio, Kato und Fabius waren:
aber sie faßten den Wink nicht auf. Noch ist unbesungen
Heinrich der Vierte, begabt mit aller Tugenden Hoheit,
die zum Herschen gehören. Den Herscher, den gütigen Vater
hat kein Dichter geschäzt, da ehlose Väter den Abfall
brüteten und das Herz des fünften Heinrichs vergällten,
daß er den Trieb der Natur vergaß und die Pflichten des Sohnes.
Weder von Sachsen der Löwenherzige Held in der Reichsacht,
noch der Friedriche Stämmung der Herschaft der Priester entgegen,
die mit dem Glauben den Staat verwebten, das Schwert mit der Note,
warfen Funken von Glut in die Seele. Die Fürsten der Jugend
Schwabens und Oestreichs lezte Hofnung, die Brustwehr des Friedens,
ließ man mit kaltem Blut, wie Uebelthäter, ermorden.
Noch hat Niemand den grausamen Tod Marias von Brabant,

ihre Schönheit, ihr liebendes Herz, mit Wehmut erfüllet,
Niemand die Wut beweint, so die eifersüchtige Liebe
an der Tochter der Keuschheit, dem Mündel der Ehre verübt hat,
keinem Dichter das Herz und den Sinn mit Feuer begeistert.

Ohne Gefühl und Sinn für diese Geschichten der Heimat
seufzet man, winselt, daß Norne die Streiter Odins in der Halle,
Helden von ungewisser Geburt, irokesischen Sitten,
aus dem Gedächtniß tilgte. Man singt die geträumeten Schlächter,
die in der Frühe des Morgens einander in Stücke zerhackten,
doch, unsterblich, und wann des Mittags bereitet das Mahl war,
wieder mit ganzen Gliedern und unverlezet erstanden,
daß sie des folgenden Tags sich wieder im Felde zerhackten.

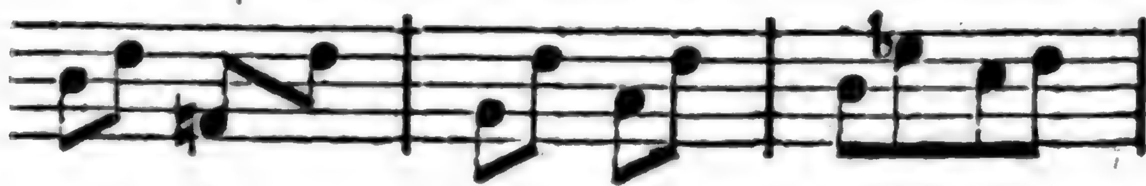
Was von den Thaten der grossen Deutschen, dem Adel der Seele,
auf Papier mit dem Kiel die fühllosen Dichter nicht sprachen,
spricht mit Begeisterung izt, o Tischbein, dein zeichnender Pinsel.
Göz mit der eisernen Hand spricht laut in der leblosen Leinwand,
seine Großmut den eisernen Arm, der schlägt und verzeihet.
Deine Farben, die Züge von deinem Pinsel gezeichnet,
waren's, die mir das Herz entflamten, die Sinnen erhöhten,
als ich den Berlichinger vor meine Stirne gebracht sah,
sahe die deutsche Kraft, den deutschen Adel der Seele.

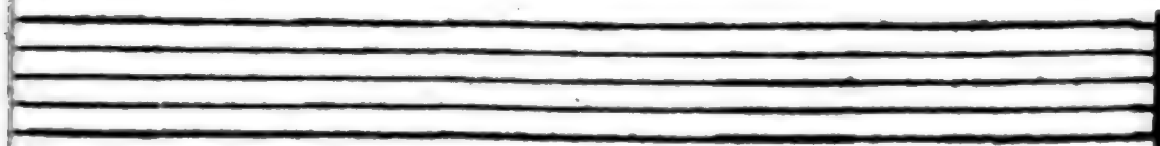
Höre nicht auf bei dem ersten Versuch! o, rette die Edlen!
rette, die Löwen im Schlachtfeld waren und Lämmer bei Frauen,
trage durch deine Kunst sie zur Nachwelt über, verschaffe
ihnen das späte Lob, das der Dichter zu singen versäumte!

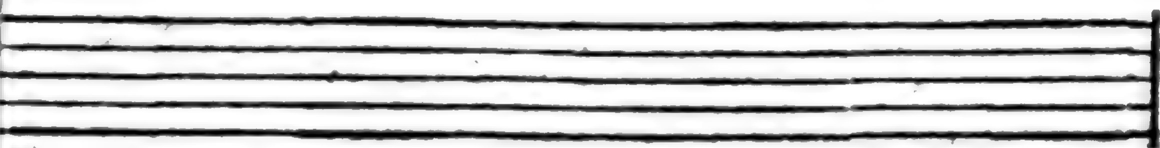
Möge

der.

J. G. Witthauer.







Gieb mir, o Zevs, die goldne Ruhe wieder
Den frohen Lenz, den Kuß, den Wein:
Ich wil dir auch vol Andacht hundert Lieder
Zur süßen Hekatombe weihn.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Siebentes Stück. Heumond, 1782.

I.

Joseph II. eine Fantasie.

Herrn Regierungssekretär Tux in Stuttgardt gewidmet.

Speyer d. 29. May, 1781.

Gestern kam das Gerücht von Heidelberg und Schwezingen:

Joseph war bei Uns —

Wir haben Joseph gesehen — .

mit aller seiner edlen Einfalt, welche die wahre Grösse der Seele bezeichnet, sein Beobachtungsgeist, seine Leutseligkeit und Thätigkeit waren um ihn.

Ein jeder sprach mit einem Gefül von Glück, mit einem Aussehen von Stolz von dem vorübergegangenen Augenblick wo er Joseph gesehen hatte. Ich beneidete jeden um diesen Anblick, weil mich deuchte, ich hätte noch mehr Freude gefühlt, noch mehr Verehrung als andre, weil schon so lange das Bild von grossen Hofnungen auf Josephs Seele vor mir ist. Aber ich muste mich trösten: habe ich doch den Trajan und Mark-Aurel auch nicht gesehen, kenne sie nur aus der Geschichte, so wie ich Joseph durch seine Verordnungen kenne. Ich rufte sie alle in mein Gedächtnis zurück. Nur wenige Monate ist er ganz Unser Kaiser, ganz Beherscher, Vater und Führer seiner Staaten und schon diese Reihe schöner und grosser Gedanken ausgeführet!

Segne ihn, göttliche Vorsicht! Erhalte ihn lang, lang! Laß ihn die wahre Fürstenfreude geniessen, alles grosse Gute zu thun, wozu du ihm die Macht und den Geist gabest!

Ich ging mit diesen Gedanken Abends um 11 Uhr auf den einsamen Domplaz, wo Heinrich IV. Körper, durch Unrecht und Kummer getödtet, noch so viele Jahre unbegraben lag. Ich war allein, nur der Geist der Geschichte vergangener Zeiten und der von Hofnungen und Wünschen, die auf dir ruhen, Cäsar Joseph, waren um mich; ich konte nicht still fort denken; ich mußte reden:

Ueberreste so vieler Kaiser der Deutschen! Du Rudolph von Habsburg! fühlet ihr nicht, daß ein würdiger Nachfolger eures Throns nicht weit von hier war und vieleicht die Thürme sah, unter denen eure Gebeine ruhen! Und du, heilige Asche des verfolgten liebenswürdigen Heinrichs IV., wurdest du nicht bewegt und erwärmt, als Josephs Blicke auf diese Thürme fielen? O! mögtest du wissen, was er alles denkt und thut, du würdest in der Weisheit und Gerechtigkeit seiner Handlungen einen reichen Ersatz alles des Unrechts sehen, welches Dir und Deiner Würde wiederfaren ist.

Ein sanfter Schimmer drang durch die Rizen der Mauer und die kleine arme Gitter der mir so heiligen Kapelle, das leise Flüstern eines Unsterblichen redete mir zu:

Redliche deutsche Seele! Ich bemerke dankbar die Thränen, welche du bei dem ersten Anblick dieser Kapelle über die Erinnerung aller meiner Leiden und über die damalige Verblendung Unsers Vaterlandes vergossest; deine Aufforderung zur Freude über Joseph ist nicht vergebens. Ich fühlte seine nahe Gegenwart, ich segnete ihn, wie die Friedriche von Schwaben ihn

ihn segnen und um seine Erhaltung beten. Wir sahen schon lange, daß die Vorsehung grosses mit ihm vor hat; denn so oft sein Schuzgeist vor dem Ewigen erschien, um von Josephs einsamen Stunden, in denen er den Plan seiner künftigen Regierung durchdachte, Rechenschaft zu geben, so lächelte der Ewige ihm zu. Ihr sagt, wir kennen Josephs Karakter nicht, weil er in den Zubereitungsjahren schwieg, jeden grossen edlen Entwurf nur in seiner Seele umfaßte, keinem Günstling, keinem kleinen eröfnete. Verehrt ihn deswegen, erkennet den ersten Zug der Stärke einer sich selbst fühlenden Seele, die jeden Schrit auf der grossen bezeichneten Bahn ohne Stüze und Führer gehet. Liebet ihn meine Deutsche! der Fürst, der keinen Günstling hat, liebt um so mehr jeden seiner Unterthanen. Beurtheilet euern Joseph nach seinen Thaten, und wenn ihr ihn nicht aus diesen kennen lernet, so seid ihr nicht wert in seine Seele zu sehen. Niemals werden Sterbliche die Zukunft wissen; selbst in der Ewigkeit wird uns nur der Grund des Vergangenen enthüllet; dadurch sah ich, daß alle meine widrige Schicksale nach Anordnung der ewigen Weisheit einige von den Stufen waren, über welche die Hand der Zeit das Glück und die Aufklärung Unsers Vaterlandes empor führte; denn das Wohl der Staaten reifet langsam, und viele Fürsten, viele Unterthanen werden früh das Opfer künftigen Segens der späten Enkel. Mögen Joseph und seine Deutschen die Frucht des Leidens so vieler edlen Menschen und so vielen algemeinen Wehes geniessen. Möge der Gang seines Geistes durch nichts gehindert, durch nichts irre gemacht werden, so werden die Thaten seiner Regierung **und die unter ihm aufwachsende Wohlfart und der Ruhm Unsers Vaterlandes die Krone der Belonung für die Leiden der Vorfaren sein; Möge immer Gerechtigkeit in seiner Seele und Wahrheit vor ihm sein,**

so wie die Liebe und der Segen seiner Völker ihm folgen werden, und möge jedes deutsche Herz gesinnet sein, wie das deinige!

Die Stimme schwieg, der sanfte Schimmer erhob sich und zog gegen die Ruinen von Hohenstauffen hinüber, woher in freudig zitternder Bewegung helle Strahlen herauf stiegen, und beyde in einander geflossen einen grossen, gegen den Himmel sich wölbenden Bogen machten, unter welchen aus Habsburgs Mauern eine Lichtsäule auflo derte, vor der alles in seiner wahren Gestalt erschien. Vorurteile, Heuchelei, versteckte Bosheit und Ränke flohen weit; das verborgene Verdienst, die Menschenliebe, freie ungezwungene Tugend und Geist erquickten sich an der wohlthätigen Flamme, welche den Nebel völlig zerteilte, der noch auf der Hälfte von Deutschland ruhete.

2.

An Joseph den Zweiten.

Gesungen im Ostermond, 1782.

Im lezten Zwanzig dieses Jahrhundertes
sol, was der kühnste Wünscher kaum hoffete,
durch Joseph ausgeführt, befreiet
Deutschland vom römischen Joche werden.

Zwar sann des Aufgangs Herrin und Niedergangs
manch Hundert Jahre, brennendes Stolzes, drauf,
die freie Wilde mit dem Schwerte
oder zu bändigen mit der Flöte;

Doch

Doch eitel blieben ihre Triumphe stets.
Denn Hermann schlug das eiserne Halsgeschmeid
zu Trümmern endlich, daß in Winfeld,
Tausend bei Tausend, den Abgesandten

die kecken Fäuste bluteten, bluteten,
Augustus bang den Führer vom Stix beschwur:
die Legionen, Varus! Varus,
bring mir zurücke die Legionen!

So, was einst Rom, die Alte, durch keine Kunst
des Krieges oder Friedens vermogte, that
die neue Rom, die kleine Rom, der
Schatten des Schattens von jener Riesin;

That's nicht durch Männer, that es durch Weichlinge,
that's nicht durch Klugheit, that es durch Schlauigkeit,
blies aus ihr die Vernunft, und warf das
Joch der Geblendeten rücklings über;

Zog an geweihtem Stricke die Taumelnde
vor Christus Priester, welcher, versuchend erst,
so leise, wie den Pantoffel
ihr in den sehnigen Nacken sezte,

Bald fester eintrat, und sich vom Schemel des
Altars, auf dem er saß, zum Altare selbst
emporschwang, den der Pfaffen Hochmut
und der bethöreten Laien Irwahn

Jezt unter ihm mit tüchtigem Blasezeug
zum Thron', um Eine Stufe noch höher, als
die höchsten Thronen aller andern
Könige, Fürsten und Herren, auftrieb.

Und du? du wärst statt Christus, der, Demut ganz,
nur Eine Wohlthat lebte? deß Reich nicht war
von dieser Welt? Ha! nicht statt Christus,
gieriger, blutiger, stolzer Mönch du!

Wach auf, mein Kaiser! zwar, daß Dein Vaterherz,
noch da wir träumten, über uns wachete,
ihr Thun dein Adleraug bespähte,
eh' es Kometen vom Himmel ihnen

Verriethen, zeugen Deine Verordnungen,
aus welchen helle, mutige Weisheit stralt,
der wir frohlocken, der Europa
staunet, die schielende Babel knirschet.

Volbring es denn, o! was Du so schön beganst!
was Deines Stammes keiner vor Dir gedurft,
was nach Dir keiner mehr wird können,
Du nur allein zu volbringen wert bist!

Volbring's! und laß nicht päbstische Listigkeit,
ihr Augendienen, ihren gebückten Stolz
ihr Meuchellächeln, ihren frommen
Dolch im gerechtesten Schrit Dich hemmen!

Zerstöre jene müssige Lüge von
des grossen Täuflings Schenkung, vernichtige
die Dekretalen, spreng' auch unsre
Kette, die hiebevor Niederdeutschland

Selbst abgeschüttelt, beug das entchristliche
Apostelhaupt, befreie Dein Vaterland,
sei ganz, was Du bisher zur Hälfte
hiessest, sei Römischer, Deutscher Kaiser!

Dank.

Dankweinend wird Dich küssen Germania,
auf ihrer Berge Rücken Dir Maale baun
und stets, mit Hermann, Joseph ihren
zweiten Befreier im Liede preisen.

Haschka.

3.

Briefe der Agnes und Ida.

Erster Brief.

Ida an Agnes.

Von dem Landgut A. . . . nahe bey Coblenz.

Beste, mein Herz schlägt laut, wenn ich gedenke, wie weit wir nun von einander sind. Nun spielt der Wind mit meinen Seufzern, nun schwebt der Kuß umsonst auf meinen Lippen. Ach Agnes! meine ganze Munterkeit hat mich verlassen. An der Erinnerung der verfloßnen Zeiten hängt meine ganze Seele. Ich gedenke mit inniger Wehmut an die Abende, wo wir in der duftenden Laube am Ufer der Moldau ruhend, schnel mit unsern Nadeln Blumen schufen, und wie wir ein munteres Lied, um die Arbeit zu beleben, dabei erschallen liessen. Wie wir dann Arm in Arm zu Hause wandelten, und, im Glanze des sanften Monds, oft unsre Hände gen Himmel hoben und ihm flehten, uns nie zu trennen. Ach Agnes, wie wenig ward unser Wunsch erfüllet! Doch schweig, du liebendes Herz, du thust deine Pflicht, und dieses muß dich über alles erheben. Ja, liebste Mutter, du wandelst nun unter den stralenden Engeln. Vielleicht verlässest du die Hymnen der Ewigkeit, sinkest schneller wie ein Licht-

stral herab und umgibst deine trauernde Tochter. Verzeih, du Heilige! Ida trocknet ihre Thränen, und die Wonne, deinen lezten Befehl volbracht zu haben, erfüllet meine ganze Seele. In meinem lezten Brief schrieb ich dir, daß meine Schwiegerin mir nicht so ganz gefiele. Wenn ich meine Ungeduld über das lange Ausbleiben meines Bruders zeige, wenn ich ihr sage, wie zärtlich ihn meine Mutter liebte, wie sie sich in ihrem lezten Augenblick nach ihm gesehnet hätte, wie sie, da schon kalter Todesschweiß ihre Stirne bedeckte, noch mit schwacher Stimme: Heinrich! Heinrich! gerufen hätte: Wenn ich ihr alles mit ganzer Seele erzäle, so gießt sie Wasser auf die helle Flamme. Agnes, ich mag die Frau nicht. Hier kömt ihr Kleiner, ein holdseliges Kind. Tante, kom in den Garten! Eben so ein Kränzchen von Blumen mußt du mir binden, und um die Schläfe sollen sich wieder Lorbeerblätter schmiegen, dann bin ich ja wie die Helden, wär es nicht so Tante? Ja, ja, Frizchen! Lebe wohl, meine Beste. Wie sehr ich mich nach deinen Briefen sehne weißt du wohl.

Zweiter Brief.

Agnes an Ida.

Prag.

Gott sei Dank! rief meine Mutter, da dein Brief erschien, nun wird Agnes doch einmal lächeln. Nein, Beste! Thränen entquollen meinem Auge. Wie einem Wanderer, der, längst ermüdet, in der öden Wüste eine Quelle suchet und sich endlich am klaren strudelnden Wasser laben kan, so war mir dein Brief. Ich las ihn schnel durch, sprang manche Zeile in der Freude über. Dann gab ich ihn meiner Mutter. Sah ganz gelassen, wie sie langsam ihre Brille suchte, und horchte geduldig, da sie hier und da lange Anmerkungen machte. Ich dachte ließ du

du nur, beste Mutter. Aber dann ist der Schaz mein. Liebe Ida, nun mag ich ihn verlieren, ich bin gelassen; er ist mit unauslöschlichen Buchstaben in meine Seele eingeschrieben. Ach, daß dein Bruder mein Herz hätte, wie schnel flöge er nicht zu dir! Gewiß, meine Beste, ein Mann, der viele wichtige Geschäfte hat, kan nicht von ganzer Seele lieben, nicht wie deine Agnes — Was das doch für wichtige Papiere sein mögen? Deine Mutter, die eine Feindin der Romane, der reisenden Heldinnen war, schicket dich von Prag nach Coblenz. Allein, in der Blüthe der Jugend, im Glanze der Schönheit, um sie deinem Bruder selbst zu überliefern. Erinnerst du dich, wie ängstlich sie war, da du den alten Eberhard vorschlugst? wie du schnel zu ihren Knien sankst, und schwurst ihren Willen zu volbringen? wie sie dich freundlich anlächelte, und wie seitdem sich kein Schatten der Unruh in ihre Seele erhub? Mädchen! du hast es, in meinen Armen, vor dem Angesicht Gottes, geschworen, wieder zu mir zu kommen. Wenn du dort ein Herz fändest, das deiner wert wäre, so umarmte ich dich doch, als Braut, oder Frau. Du weißt nicht, meine Beste, wie sehr ich dich liebe. Von Jugend an mit dir erzogen, sind alle die Empfindungen unsrer Seelen entstanden. Du warest mir alles, und um deinem Hang zur Eifersucht zu schonen, entging ich der Gesellschaft der Männer. Denn wie oft riefst du nicht aus: Liebet Agnes je einen Jüngling, so bin ich ihr nicht mehr so theuer. Mädchen, du hattest unrecht, aber ich wollte selbst den Schatten der Furcht bei dir verbannen. Seitdem du weg bist, lebe ich ganz einsam, durchblättre hie und da ein Buch um die Zeit zu tödten, aber empfinde nichts dabei. Der Schwung der Begeisterung möge es erfüllen; oder eine duftende rosenfarbige Fantasei darin herschen. Es ist ein schrecklicher Zustand, und wirkte ihn nicht Idas Abwesenheit, so würde ich eine Veränderung wünschen. Mit der ersten Post empfängst

du wieder einen langen Brief. Dank mir nicht. Freuet sich nicht die Wärterin, wann sie mit ihrem Gesang das schreiende Kind beruhiget hat?

Dritter Brief.

Ida an Agnes.

Von dem Landgut A.... nahe bey Coblenz.

Endlich habe ich ihn nach zehn Jahren Trennung wieder gesehen! ihn an mein Herz gedrückt, und zum erstenmal empfunden, was das ist, einen edlen Bruder zu haben. Ach Agnes! wäre er frei, er solte der Deine werden, und in eurem Glück würde ich den Himmel geniessen. Heinrich ist nicht glücklich, kein Wort ist seinen Lippen entschlüpft; aber was merkt man nicht, wenn einen die Liebe leitet. Doch nun fort zur rechten Erzälung, wirst du rufen. Geduld, meine Beste, hier ist sie. Vor einigen Tagen empfing meine Schwiegerin einen Brief. Ihr Bruder ist übermorgen hier, sagte sie mir. Gott sei Dank! rief ich und meine Wangen glüheten. Freude und Zorn über die Kälte, womit sie dieses sagte, wirkten die schnelle Röthe. Nun war jeder Windstoß, der in den Blättern rauschte, das Rollen seines Wagens, alles war Heinrich, und meine Ungeduld war auf das Höchste gestiegen. Auf einmal kam jemand zu Pferde angesprenget. Papa! Papa! rief der Kleine. Ich sprung auf, und im schnellen Lauf warf ich einen Nährahm um. Meine Schwiegerin murrte, und hub ganz gelassen alles wieder auf. Ach mein Bruder, warum hast du dich durch Reichtum verblenden lassen! Nie werde ich diese Kälte vergessen können.

Beste Agnes, umsonst würde ich unternehmen, die die Freude des Wiedersehens zu beschreiben. Dein Herz wird leicht begreifen, wie unmöglich es ist. Die lebhaftesten

testen Farben scheinen einem tod bei dem lebendigen Bilde der Natur.

Wir faßten uns lange nicht, und noch, wann mein Blick lange auf ihm ruhet, zittern meine Thränen im Auge. Wie seine Gestalt sich verändert hat, wie manhaft, wie edel! Die schönsten Augen, sein Blick sanft und feurig. Agnes, wärest du doch hier, du müßtest dich der Gefahr aussezen, ihn zu malen. Wenn aber sein Herz dir offen läge, so wärst du ganz verloren; er ist ja wie deine Ida, nur mehr Geist, mehr Standhaftigkeit. Er hat Kentnisse, wovon ich nie einmal den Namen geträumt habe. Gleich wie schnel ein stralender Bliz den dunkeln Wald erleuchtet, so verwandelt er ein albernes Geschwäz in das interessanteste Gespräch. Beste Agnes! wenn man mit Feuer spricht, ganz fühlt, was man sagt, so beseelt man schnel die Unterredung, und dies ist was mich so sehr bezaubert. Liebstes Mädchen, seit dem er hier ist, athme ich viel freier, ich fühle mich wieder Ida, und oft ermuntre ich durch meine frohe Laune den besten Heinrich. Aber Agnes verkennet mich nicht. Sie weis, wie lebhaft ich mich nach ihr sehne, nur mein Herz schlägt nicht mehr so ungestüm. Heinrich ruft, er allein kan mich diesem süssen Geschwäz entreissen.

Eben lockte uns der schöne Sonnenschein; wir liefen ins Freie; es wurde mir recht wohl. Selbst im Winter hat die Natur was Schönes, was Majestätisches. Wir gingen am Ufer des Rheins. Wäre ich nicht bey der Moldau geboren, wandeltest du nicht dort, ich fände diese Gegend schöner. Ich sprach von dir; alle Saiten meiner Seele tönten. Meine Stimme schol melodischer, mein Auge wurde heller. Ach! sagte ich und weinend sank mein Haupt auf seine Schulter. Hättest du sie doch eher gekant. Wie ein Pfeil ging ihm dieses durch die Seele. Er sah traurig nieder. Aengstlich rief ich, Heinrich! mein Heinrich! verzeih das Ungestüme meiner Liebe.

Ach,

Ach sagte er mit einem tiefen Seufzer: Ja, hätte ich den Engel eher gekant; hätten damals die zarten Züge so einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht, so wäre ich nun nicht mit schweren unauflöslichen Ketten gefesselt. Nur wenige Tage schienen sie mir von Rosen geflochten; schnel war der Zauber zerstört, und die nackte Wahrheit nagte an diesem Herzen: Ida alles dieses ist deiner Liebe nicht entgangen. Aber wenn ich dir theuer bin, so erwehne nichts mehr hievon; sie ist die Mutter meines Frizens. Dieser Name sol mich stärken, sol mich retten, wenn die wütenden Wogen mich an der Felsenklippe zerschmettern wollen. Lange schwiegen wir; seine Trauer rührte mich aufs äusserste. Ich wolte ihn zerstreuen, und erwehnte der Papiere. Lange hätte ich sie dir schon gegeben, aber nie haben wir allein einen ruhigen Augenblick genossen. Beste, rief er lebhaft, Dank für deine Vorsicht! Es hätte mich ihr Anblick vielleicht zu lebhaft gerühret, und es ist ein Geheimniß, das in meinem Busen sterben muß. Selbst dir, Ida, muß ich es verhehlen. Nun wandelten wir langsam zu Hause. Mein Bruder konte sich den ganzen Tag nicht wieder fassen. Aber ach! alles dieses entgehet meiner Schwiegerin, und so eine Frau entreißt mir die Wonne, meinen Bruder mit meiner Freundin verbunden zu sehen. Ach, diese Vorstellung wird manche Freude meines Lebens verbittern, und nur eine Verbindung wo dir Glück und Liebe zulächeln wird, kan mich ein wenig trösten.

Vierter Brief.

Elwina an Fatme.

Presburg.

Hier bin ich, meine Beste! und nur der Gedanke dich nie wieder zu sehn, geht mir sehr nahe.

Ich

Google

Ich bin glücklich, glücklicher wie ich es je in einem der rosenfarbigsten Träume gewähnt habe. Ich liebe mit der größten Leidenschaft und werde eben so geliebt. Habe das Band seiner ewigen Treue, lächelnd und saugend, an meiner Brust. Und jeden Tag erschrecke ich, daß schon von neuen so viele süsse Stunden verschwunden sind. Erinnerst du dich, wie traurig ich den lezten Abend war? da ich mich weinend aus deinen Armen riß; du zeigtest mir deine ganze Liebe, und hätte ich nicht geschworen, dir es zu verhehlen, so hätte ich dir meine Flucht entdecket, und dich aus der Sklaverei befreiet. Ach, Fatme! wenn man einmal den süssen Hauch der Freiheit genossen hat, so kan man nicht begreifen, warum man nicht wie eine Blume, die nie der Morgenthau benezt, dahin gesunken ist. Der Graf von D. — — hat mich gerettet. Er hat in meiner Seele so manche Empfindung erweckt, die bei euch Unglücklichen ewig schlummern. Ich wil, durch eine weitläuftige Erzälung, eine deiner Stunden verschönern, die den Schatten meines Glücks zeigen.

Einst an einem der Abende, wo wir im Garten des Bassa am Ufer des Hellesponts — uns in tanzenden Reihen verloren, mit duftenden Kränzen uns umschlungen, die silbertönende Stimme erschallen liessen, um ein Herz einzunehmen, das uns gleichgültig war, und ich mit Freude das glänzende Tuch mir vorbei fliegen sah, beim Spiel der flüsternden scherzhaften Winde, ruhte ich in dem kleinen duftenden Hain, als ich beim hellen Schein des Monds meinen Geliebten auf der hohen Mauer erblickte. Ich wolte rufen, aber schnel erhub sich in meinem Herzen eine ganz unbekante Empfindung. Mein Blick hing an ihm, und ich sah, wie er mit neugierigem Auge alles betrachtete. Endlich wand sich sein holder Blick auf deine Elwina. Eine unbeschreibliche Wärme flog mir zum Herzen; es war als wenn mein ganzes Blut erstarrte. Ach, Fatme! du begreifst mich nicht; bei diesem Gemälde bleibt

dein

Digitized by Google

dein Herz ungerührt und überspannt findest du meine Beschreibung. Eduard sah, welchen Eindruck er auf meine Seele machte. Er winkte mir, sprach, aber, ach! der Wind spielte mit dem Schall seiner Stimme. Er wolte sich die hohe Mauer hinunter wagen. Erschrocken sank ich auf meine Knie und winkte ihm es nicht zu thun. Er lächelte, und zu meinen Füssen fiel ein prächtiger Ring. Ich küßte ihn, und seitdem hat er mich nie verlassen. Und nach dem Geliebten, nach meiner Kleinen, ist er mir das Liebste auf der Welt. Ich hörte ein Geräusch und verschwand. Ach, Fatme, umsonst wanderte ich jeden Abend zu dem kleinen Hain, umsonst war mein Blick star auf die Mauer geheftet. Thränen stürzten meine blassen Wangen hinab, und der Ring war meine einzige Freude. Gerne hätte ich in deinen Armen Trost gesucht, aber ich habe dich immer schöner wie mich selbst gefunden, und ich furchte, daß dein Anblick mir den Geliebten entreissen mögte. Das Feuer, das in meiner Brust glühte, verzehrte mich von Tag zu Tag. Dank, meine Fatme, für alle die Zärtlichkeit, die du mir damals bewiesest! Endlich erschien einst meine Mutter, liebender wie jemals; dies wehete ein wenig Ruhe in die tiefe Wunde meines Herzens. Sie fragte mich lächelnd: warum so traurig? Willst du durch die sanften Töne der Laute deinen Schmerz lindern? Morgen bring' ich dir ein altes Mütterchen; du solst sehen, wie sie die Saiten hinab rauscht. Suche dann allein zu sein, sonst schallt nicht so anmutig die einnehmende Laute. Tausend angenehme Hofnungen erhuben sich in meiner Fantasei, aber schneller wie Seifenblasen sanken sie dahin. Meine Mutter erschien und mit ihr das Mütterchen. Es fiel zurück der Schleier, der mir die zarten Züge verhehlte; die blonden Locken ruhten auf seiner Stirne, und ohnmächtig fiel ich in die Arme des Geliebten. Da ich die Augen wieder öfnete, sah ich seine Angst, und in demselbigen Augenblick schwur ihm mein Herz ewige Treue. Oft habe ich unbemerkt von euch allen

len, im süssen Geschwäz der Liebe, unvergeßliche Stunden genossen. Einst kam er; sein Auge war finster, sein Kuß nicht so liebend, und in tiefe Trauer schien er versunken. Er nahm die Laute, spielte ein schwermütiges Stück, und mein Herz war innig gerührt. Eduard, was fehlt dir? dein Schweigen martert mehr, wie Worte es sagen können. Er sank zu meinen Knien. Ach, Elwina! zum leztenmal sehe ich dich. Thränen hemmten seine Stimme. Nein, rief ich lebhaft, und umschlang ihn mit meinen Armen. Komt, ihr Grausamen, stosset den Dolch in meine Brust, ehe werdet ihr mich nicht von ihm trennen. Nur ein Mittel, rief er feurig, du must mit mir fliehen. Ich bin nicht frei, der Gesandte sendet mich weg, und ohne dich ist Leben Tod. Lächelnd sagte ich: Ist dies ein so grosses Opfer? verdient Eduard nicht tausendmal mehr? Aber höre, ich verlasse mich ganz auf dein edles Herz. Du bist mir alles, ich wil nur für dich leben, was du wünschest sol mir die theuerste Pflicht sein. Aber bleib Elwina getreu. Laß mich nicht mit Verzweiflung an diesen Augenblick gedenken. Eduard schwur, und ich wurde ruhig. Vorsichtig verschwieg er mir den Tag meiner Entweichung, damit meine Unruh keinen Verdacht erwecken solte. Jeden Tag wurde die Hofnung, daß der süsse Augenblick meiner Befreiung nicht entfernt wäre, lebhafter in meinem Herzen. Einst entschlief ich in dieser lieblichen Vorstellung. Eine Kette angenehmer Träume erhub sich in meiner Fantasei. Zulezt fand ich mich in der schönsten Gegend, zu meinen Füssen rieselte ein klarer Bach. Eduard mit dem Blick der feurigsten Liebe, suchte emsig duftende Blumen. Ich band damit einen holdseligen Kranz. Wann er dich schmückt, meine Elwina, bist du auf ewig die Meine. Kaum sagte er dieses, so erschien die schönste weibliche Gestalt, sie riß den Kranz hinweg. Eduard folgte ihr, und ich weinte heftig. Endlich erschienen sie wieder, und die liebliche Frau warf mir mit den Zügen der Verzweiflung den Kranz zu. Ihr Auge

blickte

blickte wild umher, und die innigste Teilnehmung erfüllte meine Seele. Ich wolte sie umarmen, aber ich erwachte. Sah meinen Eduard; auf seiner ganzen Gestalt war Liebe ergossen; vergessen war der Traum. Schnel sprang ich auf, ein leichtes Gewand bedeckte mich. Ich warf mich in Eduards Arme, und unerschrocken folgte ich ihm in den dunklen Gängen. Mein ungewohnter Fuß erstieg leicht die hohe Mauer, und ohne Furcht ließ ich mich an der seidenen Leiter hinunter. In wenig Augenblicken waren wir im Wagen. Ich wurde schwindlich, da ich die Geschwindigkeit bemerkte, mit welcher die Gegend meinem Auge entfloh. Ach Fatme! wie der Tag anbrach, wie die glänzende Sonne den sanften Mond verbannte, hatte ich einen recht himlischen Augenblick. Von Jugend an in einem engen Kreis eingeschlossen, war es mir jezt ein so grosses Schauspiel zu sehen, wie die weiten Gefilde sich veränderten und wieder erschienen. Die Seele erhebt sich dann, sie gibt uns eine so schmeichelhafte Vorstellung unsrer Grösse, und scheint sich dem Schöpfer aller dieser Wunder zu nähern. Mit welcher Zärtlichkeit mein D.... allen meinen Wünschen entgegen kam, mit welcher sanften Geduld er mir alles, was mir neu war, begreiflich machte. Ach Fatme, könntest du doch einen solchen edlen Christen erblicken! Und ihre Religion, wie wenig gleichet sie der unsrigen! Dort werden wir nicht verstossen, nehmen an dem ewigen Glück der Seele eben so viel Antheil. Im Glanze der Herlichkeit erscheint ihr Gott; ach! unser Mahomet ist glücklich, wenn er die lezte Stufe seines schimmernden Throns mit Thränen benezen kan. Fatme, wie stärkt ihr Glaube nicht in den trüben Stunden des Lebens. O, mit unaussprechlicher Ungeduld sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ich unter ihnen werde aufgenommen werden, wo meine ganze Seele ausrufen wird, er ist auch mein Gott! mein Vater! In acht Tagen werden sich meine Knie beugen, und vor dem heiligen Altar werde ich eine Christin werden. Eduards und Elwinas Gebet wird sich zusammen zum Himmel schwin-

Digitized by Google

schwingen. Fatme, meine Seele blutet, dich nicht zu diesem Glück erheben zu können; aber sei eine tugendhafte Türkin, mein Gott wird dich nicht verstossen. Ihm ist jede Falte deines Herzens bekant; laß diese Vorstellung immer bei dir schweben und sei überzeugt, daß ich oft meine Hände gen Himmel erheben und für meine Fatme flehen werde.

Fünfter Brief.

Der Graf D. . . . an den Baron von F. . . .

Presburg.

Du weist, wie glücklich ich war. Meine Elwina eine Christin, meine Sophia so schön! Aber nun erscheinen doch trübe Wolken. Eben erhalte ich den Befehl in drei Tagen in Prag zu sein. Ich muß eilen, und die beiden lieben Geschöpfe mit zu nehmen wäre unmöglich. Auch ist meine Sophie nicht wohl, und Elwina, die mit der zärtlichsten Sorgfalt, sie Tag und Nacht gewartet hat, liegt eben und schlummert. Ach Lieber, ich muß fort, ehe sie erwachet: sie würde um meinen Leib ihre schneeweissen Arme schlingen, und wie könte ich sie dann verlassen. O Morpheus! laß noch lange deinen sanften Balsam sie erquicken! laß traumlose Ruhe sie beschatten, oder süsse Träume mit seidenen Flügeln ihr schönes Haupt umflattern. Ach, Bester! mein Herz wäre mir leichter, wenn ich sie am Altar für die Meine erkant hätte. Doch fort, ihr traurigen Bilder. Lebe wohl, Bester! schon schallt das Horn meines Führers. Die sonst angenehme Melodie ist mir traurig wie das Geschrei einer Eule auf dem einsamen Grabe. Noch einen Kuß auf Elwinas weiche Lippen, noch einen Blick nach Sophie, und dann fort von den Theuren.

Sechster Brief.

Ida an Agnes.

Von dem Landgut X. . . nahe bei Coblenz.

Beste, wie sol ich dir den schauervollen Auftritt erzälen? Heinrichs edle Seele ist in ihrem ganzen Glanze erschienen, aber nicht alles kan ich dir sagen. Hie und dort muß ich den dunklen Schleier der Verschwiegenheit fallen lassen. Mit Sonnenaufgang verließ uns meine Schwiegerin. Der Ruhe des Landlebens überdrüssig, wolte sie im Taumel der lärmenden Ergözungen ihre Grillen verbannen. Mein Herz war auf jeden Augenblick geizig, ich wolte recht meinen Heinrich geniessen. Kaum war Frizchen, durch einen Wink des Vaters, im muntern Hüpfen verschwunden, so sagte er mit gerührter Stimme: Beste Ida, wo sind die wichtigen Papiere? Hier im Busen rief ich. Ernsthaft nahm er mich bei der Hand, und führte mich ins Freie. Es war ein göttlicher Tag. Der Lauf des stolzen Rheins war gehemmt. Hier stürzte aus der Wiese unter einer Wölbung von Eis die rauschende Quelle, hier verlor sie sich in sanftem Rieseln. Hier wiegten sich an dem erblaßten Grase Tropfen des Morgenthaus, die, nun erfroren, sich wie Diamanten spiegelten. Wir gingen lange, und ich wagte nicht zu fragen wohin. Endlich erschien eine Kette von Bergen, und in der Tiefe ein liebliches Thal, wo ein Tempel von weissem Marmor sich meinem Auge zeigte. In der Mitte erhebt sich eine Urne von Granit; über ihr schweben Schmetterlinge. Sie gleicht der, welche die Alten der Unsterblichkeit weiheten. Hier, sagte Heinrich, mit gerührter Stimme, hier ruhen die heiligen Gebeine meines Vaters! Mein Herz schlug laut; ich sank zur Erde, und küßte mit Ehrfurcht den Staub seines Grabes. Da ich mich ein wenig erholt hatte, fragte Heinrich nach den Papieren. Ich gab sie ihm; feurig riß er sie auf. Er las geschwinde; bald

wurde

wurde er blaß, bald glüheten seine Wangen. Endlich rief er heftig aus: Deine Unschuld, edler Greis, war also bekant. Wie ein Opfer der Tugend bist du gefallen; in der dunklen Nacht bist du gesunken! Könte meine Hand den blutigen Dolch in eure verruchte Herzen stossen. Doch nein! du, Gott, wirst ihn rächen; du wirst die grausame That bestrafen. Nun zerriß er schnel die Papiere. Es rauschte der Wind, und zerstreut flogen umher die Ueberbleibsel dieser Schandthat. Ida, du hast nie mit deinem unschuldigen Lächeln unsern Vater erfreuet. Da meine Mutter dich in der Verzweiflung gebar, da mußte er fliehen. Seine Seele war für diese Welt zu groß, zu edel. Die Niedrigen, sie erröthteten im Glanze seiner Erhabenheit. Er wurde einer niederträchtigen, verrätherischen That beschuldiget. Der Prinz war schwach und mein Vater verschwand. Ida, in diesen Armen ist er gestorben, ich habe seinen lezten Hauch empfangen. Er lächelte, als wenn er schon die glänzenden Gestalten erblickte, als wenn er schon die himlischen Töne der silbernen Harfe hörte. Kein Schatten der Feindschaft in seinen lezten Worten. Und doch hatte der Kummer seine Jahre schneller dahin rollen lassen. Diese Papiere sind ein Opfer, das meine Mutter seiner Asche gelobet hatte. Es sind die teuflischen Anklagen seiner Feinde. Ach, Ida, fasse dich! Lange schon hat sich mein Herz gesehnet, hier mit dir eine Stunde der Trauer zu feiern. Aber meiner Frau ist dieses alles unbekant, und ich zitterte, du würdest nicht den Augenblick ihrer Abwesenheit erwarten wollen, um diese heilige Stätte zu besuchen. Agnes, wie manche Empfindungen meine Seele bestürmten! Es war, als wenn mein Herz aus der Brust springen wolte. Endlich sank ich auf meine Knie. Heinrich hielt mich; wir beteten laut; die Verzweiflung verschwand, eine sanfte Trauer ergoß sich in unsre Seelen, und ein lautes Rufen, der ewigen Vereinigung tönte in unsern Herzen. Auf immer wird mir die heilige Stunde unvergeßlich sein. Be-

st Agnes, wann ich die Freude des Wiedersehens geniessen werde, sollen noch mehr helle Funken in dieser Geschichte erscheinen. Wir verliessen nicht diesen theuren Ort, ehe der Sternentanz begann, ehe der Mond die Gegend erleuchtete. Wir gingen schnel, weil wir durch einen dicken Wald unsern Weg verlängert hatten, als wir das Aechzen eines Kindes hörten. Es lag fast erstarrt im Schnee. Ich hüllte es in meinen Pelz ein, hauchte in die erfornen Händchen neues Leben, und wärmte in meiner Hand die kalten Füßchen. Endlich kam es wieder zu sich selbst. Engelchen, wo komst du her? Von der nahen Hütte. Meine Mutter ist nach der Stadt, um mit Wein die sterbende Alte zu erquicken, niemand bemerkte mich, ich machte Schneebälle, folgte ihnen in schnellen Lauf, und so kam ich immer weiter. Mir wurde Angst, ich rief laut, eine Stimme die der Meinigen glich, antwortete mir denselbigen Namen. Ich weinte, daß man meiner so spottete, und ermüdet fiel ich endlich in Schlaf. Heinrich trug den Knaben, und wir folgten den Weg den er uns beschrieben hatte. Endlich erblickten wir ein Licht, und folgten dem Schein. Wir traten in die armselige Wohnung. Ein altes Mütterchen, dessen erstorbene Augen durch die Fieberhize von neuem belebt waren, sprach laut, und ihre Fantasei wirkte täuschende Bilder. Ein Greis mit Silberhaar kniete neben dem Bett; er betete so andächtig, so feurig, daß er uns nicht bemerkte. Agnes, sein Engel hat gewiß rauschend die Blätter des Buchs des Lebens umgewand, und mit flammenden Buchstaben dies Gebet erscheinen lassen. Die Kranke sah mich, und rief: Hinweg mit dem Schleier der deinen Glanz verhehlet. Du bist es, meine Mutter. Ich höre ja das Säuseln deiner Gegenwart, ich sehe deinen ätherischen Leib, wie Morgenröthe schimmert er, glänzend wie die goldenen Wolken ist dein Gewand, sein Saum ist wie die hellen Farben des Regenbogen. Nun streckte sie die blassen Hände nach mir aus. Und in dem Augenblick, da sie mich umfaßte,

kam sie wieder zu sich selbst. Agnes, wie die Frau sprach! mit welcher Wonne, mit welcher Ruhe sie den Augenblick ihrer Befreiung (so nante sie den Tod) erwartete! Sie sind nicht in dem Stande geboren. Ihr Mann war Offizier, hatte rühmlich gedient, aber vergessen und unterdrückt hatte er in dieser Einsamkeit gelebet. Ihr einziger Sohn ruht am Eintritt der Hütte unter einer alten Eiche. Dort sol auch ihr Grab sein. Nun kam Athemlos eine junge Frau, deren anmutige Züge sie einem gleich theuer machten. Sie goß stärkenden Wein in den tiefen Becher. Hier, Mutter, ist das, wornach du dich so lange gesehnet hast. Begierig schluckte es die Kranke, und küßte schnel hinweg die hellen Zähren, die ihrem Mann entwischten. Sie bat uns, ihn nach ihrem Tode zu trösten. Von neuem begann sie zu fantasiren. Aber alles waren himlische Bilder. Bald wolte sie den schallenden Gesang der Engelchöre mit leiser Stimme nachahmen; bald glaubte sie, daß ihr Sohn ihr entgegen schwebte, und sie mit himlischem Lächeln in die duftende Laube führte. Nun kam sie von neuem zu sich selber. Sprach lange sachte mit ihrem Mann, dann streckte sie die Hand nach ihrer Schwiegertochter aus.

Nun betete die Sterbende laut; wir sanken alle auf unsre Knie, und nie, meine Agnes, habe ich so etwas empfunden. Gott gebe, daß meine lezte Stunde der ihrigen gleiche. Sie segnete den Knaben. Tochter, deinem Friz wil ich das Zärtlichste von dir sagen. du, mein Geliebter, folgst mir bald. Einen tiefen Seufzer, und tod war sie. Dieser Anblick hatte uns lebhaft erschüttert; die übrige Zeit der Nacht suchten wir die Traurigen zu beruhigen. Der Alte sieht dieses an, wie ein kurze Trennung; aber im Busen der jungen Frau hat sich nur Ruh erhoben, da ich ihr vorschlug nach dem Tode des Vaters, mit dem Knaben bei mir zu leben. Du weißt, meine Beste, daß ich reich bin, und wird mich nicht je-

des Lächeln dieses Weibes tausendfach belohnen? Alle diese erlittene Stürme der Seele haben Heinrichs Herz und das Meinige noch mehr in einander verwebt. Beim zu Hausegehen sprachen wir viel von dir. Heinrich, ohne es zu wollen, lenkt immer die Unterredung dahin. Aber da wir ankamen, überfiel uns ein rechter Schrecken. Meine Schwiegerin war zurückgekommen, und mit ihr eine Menge tobender junger Leute. Sie schwärmen um einen, wie die Bienen bei einem duftenden Rosenstrauch. Schon einmal habe ich bei meinem Bruder die Saite des Verlassens berührt; hättest du aber Heinrichs Blick dabei gesehen, so hättest du auch wie ich geschwiegen. Hier sende ich dir ein Kränzchen, gebunden von Blumen, deren zartes Leben der sausende Wind geschonet hat. Lebe wohl, meine Beste.

Siebenter Brief.

Der Graf D.... an Elwina.

Prag.

Du hast doch meine fliegende Zettel empfangen? alle meine freie Augenblicke in dieser schnellen Reise sind dir geweihet worden. Meine Seele ist so matt, daß wenn du nicht so zärtlich wärest, mich auf alle Arten zu ertragen, so würde ich nun nicht wagen, dir zu schreiben.

Der verwundete Krieger, der seine fliehende Kräfte sammelt, das Schwert in die Höhe zu halten, zeigt so viel Streitlust, als der rasche Jüngling, der sich in die Geschwader stürzt, und ich habe meine Elwina in den feurigsten Augenblicken meines Geistes nicht lieber, als in der Seelen Ermattung. Beste! schon oft habe ich die wichtigen Papiere durchgeblättert, und mit Mühe die Begebenheiten in mein Gedächtniß eingeprägt.

Dann

Dann erscheinst du aber auf einmal in deiner ganzen Lieblichkeit, und schnel erheben sich ganz andre Bilder. Ich sehe dich blaß da liegen, die schönen Augen geschlossen. Freude und Liebe überraschten dich zu sehr, du sankst in meine Arme; dein schöner Blick, wie du wieder zu dir kamst und mit ganzer Seele sagtest: Eduard, dein Wunsch ist erfüllt. Ich habe dir eine Tochter geboren, vergesse nie ihre Mutter. Vergessen! Einer unedlen Seele hat dies Wort seine Entstehung zu danken. Schreibe mir von unserer Kleinen; ein jedes Lächeln, ein jedes Lallen dieses Kinds ist mir unendlich theuer. Tag und Nacht wil ich nun meiner Arbeit widmen. Der Gedanke, wann es volbracht ist, wirst du deine Elwina umarmen, erhebt einen über jede Unannehmlichkeit. Meine einzige Zerstreuung ist deine Wohnung so anmutig wie möglich zu machen. Ein grosser Garten, der sich am Ufer der Moldau schlängelt, sol dir den Aufenthalt angenehm machen. Unter unsrer Hand sol sich ein kleiner Hain erheben, der demjenigen ganz gleichet, wo ich meine Elwina zuerst erblikte. Jedes Jahr wollen wir den Tag feiern, und immer mit der innigsten Wehmut daran gedenken.

Lezthin wanderte ich ganz einsam in der schönen Gegend umher, als ich in Gedanken vertieft ein junges Mädchen erblickte. Ganz zerstreut entriß sie mancher Blume das Leben, sah wie die Wellen mit den Blättern spielten; und helle Zähren standen in ihrem Auge. Ich näherte mich ihr. Mit einem unschuldigen Blick, der sich bald in einen wilden veränderte, sah sie mich steif an. Schönes Mädchen, was ist die Ursache Ihrer Trauer? Trauer, sagte sie und ein schreckliches Lachen verstellte die schönen Züge. An einem lieblichen Gürtel hing die tönende Harfe. Wann ich nur die Saiten leise berührte, so war Carl glücklich. Er spielte mit meinen blonden Locken, und wann ich sanft erröthend sagte: ich

liebe dich, auf ewig liebe ich dich! so flammte sein Auge. Nun kam der schreckliche Krieg. Ich mischte mit goldenen Faden, die hellen Farben der Seide. Um seinen Leib band ich die glänzende Scherpe; wie ein Gott stand er vor mir. Seitdem habe ich ihn nie wieder gesehn. Sie weinte heftig. Ich war ganz gerührt und drückte sie an mein Herz. Ist denn Ihr Carl nun tod? Tod? wiederholte sie, und zitterte so heftig, daß ich sie mit Mühe hielt. Ach, ich glaubte es; weinte bitterlich, aber dieses hier, und hielt mit ihren beiden Händen den Kopf, dieses war nicht so krank. Aber du, Unbekanter, du der die erste Thräne des Mitleids meinem Unglück weihest. Er lebet und hat mich in den Armen einer andern vergessen! Die Scherpe hat er nicht einmal behalten wollen, doch sol der Tod mich nur von ihr trennen; mein Carl hat sie ja getragen. Nun schweigt die Harfe, nun rauscht der Wind in diesen Locken, und verblüht ist der Kranz, der mich schmücken solte. Welches Geräusch? Carl, bist du es? nun sprang sie auf, und lief so schnel als wenn goldene Flügel an ihren Fersen rauschten. Umsonst habe ich ihren Aufenthalt entdecken wollen. Unglückliches Mädchen! Grausamer Carl! Lebe wohl, mein Engel. Küsse mit deinen weichen Lippen Sophiechen. Ich umarme dich tausendmal in Gedanken.

Achter Brief.

Elwina an Graf D....

Presburg.

Welches schreckliche Erwachen! umsonst rief ich: Eduard! mein Geliebter! Hätte auch gleich der sausende Wind sein Rauschen gehemmet, hätte die stolze Donau ihre schäumenden Fluten nicht hinab rollen lassen, so hättest du doch meine Stimme nicht hören können. Schon liegen zwischen

schen uns wilde Wälder, weite Ebenen. Umsonst strecke ich meine Arme nach dir aus. Ich umfasse nur einen Schatten, und dein Bild, das nun scheint mich traurig anzublicken, ist mein einziger Trost. Eduard, du woltest mein Herz schonen, da du dich in den Stunden meines Schlafs entferntest. Ach D. . . . thue es nie wieder. Ein Abschied, wo man in den Armen des Geliebten heisse Thränen rollen läßt, wo man seinen ganzen Gram schildert, erleichtert das Herz, macht einem die schwere Bürde erträglicher. Ach, Eduard, wie manches hätte ich dir nicht gesagt! Schreiben kan ich es nicht, es ist ein todtes Gemälde wann der Blick der Liebe entfernt ist. Da ich die Augen öfnete, lag Sophiechen in ihrer Wiege, und spielte lächelnd mit ihren kleinen Fingern. Ich rief. Mariane erschien. Eduard sol kommen, sol sich freuen, wie einige Stunden des sanften Schlafs das süsse Kind erquicket haben. Sie sah traurig nieder. Ach, wenn man feurig liebt, so erweckt der geringste Wink schon Ahndungen in der Tiefe der Seele. Ich sprang auf. Mariane, was ist? um Gottes willen sage es mir schnel. Meine Todtenblässe erschreckte sie, und mit gerührtem Herzen gab sie mir deinen Brief. Schnel las ich ihn, ich fühlte nicht deine zärtlichen Versicherungen, nur der Gedanke: er ist fort! fort! bestürmte meine Seele. Aber, ach! warum vergrössere ich deine Leiden durch die Beschreibung meiner Verzweifelung? Dein Herz blutet auch, aber wo in der Natur sol man Balsam für eine solche Wunde finden? Tod ist besser, wie Trennung. Eduard, oft denke ich mit inniger Rührung und Dankbarkeit: Daß wie die duftende Rose, die schimmernde Lilie ihren Glanz von der Sonne empfangen, ich, gleichwie diese, dir meinen Verstand, meine Kentnisse, überhaupt alles schuldig bin. Dein Geist bestrale sie mit erhabenem Licht; nur die Liebe ist mein Eigenthum, die Liebe, welche auflodert, und schöner und reiner als Weihrauch in den Tempel hinauf dringt und ewig vor ihm bleibt, vor dem Be-

der treuen Liebe! Meine süssesten Stunden sind die, die ich mit dem alten Carl zubringe. Seine Jugend hat er deinem Vater geweihet, dir sein silbernes Haar. Er spricht mit vielem Feuer. Ich erblicke dich mit frohem Mute hüpfen und auf einem kleinen Steckenpferde reiten. Aber bald sehe ich dich in den Jünglingsjahren, wie von Tag zu Tag deine Gestalt edler wird, deine Wangen bei dem Andenken grosser Thaten glühen. Wann Carl schweigt, so spinne ich gleich meinen Faden an den Seinigen. Nun bist du auf der hohen Mauer, nun bist du in meinen Armen. Aber, ach Eduard! alles dieses hilft nichts, sonst hätte ich gerne noch viele Glieder an die Kette der Stunden geschmiedet, aber nun — — — — Eben ruft Sophiechen: Papa! Papa! Hätte sich der Himmel im ganzen Glanz geöfnet, und hätte ich die Melodien der Engel gehöret, so hätte es mich nicht so glücklich machen können. Ich erwartete nicht so eine süsse Empfindung in der Trennung von Eduard. Ich habe einen jungen Herrn von E — — — kennen lernen. Seine Augenbraunen sind so finster! seine Augenwimper so dunkel! und hie und da entfleucht ihm ein Blick, der mir nicht ganz gefällt. Seine Schwester ist aber ein holdes Mädchen. Wie der Epheu sich um die Ulme schmiegt, so hängt sie an mir. So natürlich, so sanft, und horcht mit ganzer Seele, wann ich ihr Stunden lang von dir spreche. Sie bittet mich einige Zeit in B. . . ., dem Landgute ihres Bruders, zuzubringen. Es ist 10 Meilen näher bei dir, mein Herz kan diesem Bewegungsgrunde nicht widerstehen. O erscheine bald dort und bringe die goldenen Stunden des Lebens wieder zurück!

Neunter Brief.

Der Herr von E.... an Baron von K....

von B———

Wie oft hast du nicht ein Hohngelächter erhoben, wenn ich meine Neze auswarf, dann stolz auf meinen schönen Fang hinein blickte, und es leer fand. Nun schweig aber und denke, wie glücklich ich bin. Elwina, die schöne Griechin, ist mein. Nicht so sehr die Liebe als Haß gegen den Grafen von D.... hat mich hiezu bewogen. Mein Vater überging einst die Grenzen der Treue, die er seinem Prinzen schuldig war, D.... entdeckte es. Mein Vater wurde auf dieses Gut verwiesen. Vor Gram starb er. Wenn sein Schatten in dieser Gegend umher irrt, so muß er sich über das schöne Opfer, welches ich seiner Asche weihe, selbst in den Tiefen der Hölle freuen. Die kleine Fanny, die ich sonst geliebet habe, ist nun meine Schwester. Elwinas Seele, die rein wie ein klarer Bach ist, bemerkt nicht, daß sie sich nur in den Schleier der Unschuld gehüllet hat. Ihre ganze Seele lag Fanny offen. Die Schlaue bemerkte schnel, daß D.... und Elwina sich wie Turteltäubchen liebten, so wandte sie immer die Unterredung auf D.... und da verflossen die Stunden schnel für Elwina, mir schienen sie aber unausstehlich lang. Endlich schlug Fanny vor, den Frühling auf meinem Landgut zu geniessen. Sie sprach von der Natur, als wenn je ihr Herz etwas dabei empfunden hätte. Zuerst zögerte Elwina, aber da wir versicherten, sie käme 10 Meilen näher an Prag, so glüheten ihre Wangen und mit der innigsten Rührung nahm sie es an. Ich bemerkte, daß, da sie das alte Schloß, den Garten, wo hohes Gras wächst, erblickte, sie sich erschrocken gegen Fanny wandte. Mit Mühe bewache ich einen alten Bedienten, den sie hieher gebracht hat. Er

die Welt zu kennen, und hier eine unedle That zu befürchten. Doch sollen alle seine Briefe aufgefangen werden, und dann sind nur seine Seufzer eine passende Melodie zum tragischen Stück, das ich auff ühren werde. — Elwina ist nicht mehr hier, eine tiefe Höle ist ihre Wohnung, die Kleine gab ich ihr mit, sonst hätte sie aus Verzweifelung sich tödten können. Niemand kennt diesen Aufenthalt des Schreckens. Mit Dornen ist der Eingang verhehlet. Ein junger Knabe, dessen Treue bewährt ist, bringt ihr alles, was sie braucht. Ein einzigesmal bin ich bei ihr gewesen. Sie sank zu meinen Knien, flehete und rang die Hände. Ich war aber bei ihren Bitten taub. Da sie dieses bemerkte, erhub sie sich mit der edelsten und stolzesten Miene. Höre, du Unedler, ich verschmäh deine Drohungen! Noch einen Schrit weiter, so stosse ich den Dolch in dieses klopfende Herz. Der Graf von D. . . . hat mich zu seiner Gemalin gewählet; in weniger Zeit solte mich dieser Name schmücken. Du zerstörst mit deinem niederträchtigen Herzen die Tage der Wonne, die uns erwarteten. Aber bis in den lezten Augenblick meines Lebens werde ich an Eduards Liebe gedenken, und nie wird er bei dem Gedanken erröthen müssen, Elwina geliebt zu haben. Ich wolte mich nähern. Tritt zurück, Scheusal! rief sie, und schon ruhte die scharfe Spize auf der schneeweissen Brust. Ich suchte ihn ihr aus den Händen zu winden. Tugend und Furcht gaben der Schwachen Kräfte. Sie behielt ihn, und bedeckte ihn mit heissen Thränen. Du bist mein Schuzengel! rief sie mit einem unbeschreiblichen Ton. Dann sank sie auf ihre Knie, küßte die Kleine mit ganzer Seele, und betete mit solchem Feuer, mit solcher Rührung, daß selbst dein Freund einen Augenblick erschüttert wurde. Doch ich bin nun einmal so weit gegangen; nichts kan sie mir entreissen, und ich wil die Saiten der mütterlichen Liebe auf eine so schreckliche Art berühren, daß die Beute doch die Meinige sein sol. Dann wird sie mit fliegendem Haar, mit dem Blick der Verzweifelung

felung zu D. . . . eilen, und mein Vater ist gerächet. Kom bald hieher, und in ihrer tiefen Trauer wird dir Elwina doch die Schönste der Frauen scheinen. Lebe wohl, ich eile zur Höle.

Zehnter Brief.

Agnes an Ida.

Prag.

Beste! Schon ruhet alles in der ganzen Natur, schon verbergen die kleinen Vögel ihre Köpfchen unter den weichen Federn; schon lange schläft sanft der Jüngling, der mit dem Schweiß seines Angesichts die kränkliche Mutter erhält. Aber, Ida, der Schlaf wird nicht seinen sanften Balsam auf meine schweren Augenlieder träufeln lassen. Mein Herz schlägt zu laut und nur in deinen Armen würde mir wohl. Ida, ich weis selbst nicht, warum eine solche Unruhe meine Seele bestürmt. Solte es die Liebe sein? Beste, öffne deine Arme, laß mich meine glühende Wangen an deinem klopfenden Herzen verbergen. Wenn ich an den Zustand meines Herzens gedenke, so empfinde ich die gröste Unruh; und doch wenn ich die geheimsten Falten desselben schnel entwickle, kan ich keine unedle Regung entdecken.

Beste, ich wil dir alles erzälen; du solst die Dunkelheit verbannen, welche meine Seele umgiebt. Es war der göttlichste Morgen, ich saß vor dem ofnen Fenster, meine Nachtigal sang laut und ich freute mich der Bäume, die nur noch einen warmen Regen brauchten, um wieder unser Auge mit hellem Grün zu ergözen. Du weißt, wie gerne ich mit den hellen Farben der Seide auf meinem Nährahm sticke. Schon prangte die stolze Lilie; schamhaftig verhehlte sich unter einem sinkenden Blatt das kleine Veilchen, schön schmiegte sich ein Kranz von Je länger je lieber, um den Strauch zu knüpfen. Nun hatte ich

ich an' der Rose den Uebergang vom Schatten zum Licht auszudrücken. Ich zögerte, schon manches helle Roth hatte ich verglichen und wieder weggeworfen, als ich endlich ungeduldig ausrief: Ach, wäre meine Ida doch hier! In demselbigen Augenblick höre ich ein starkes Geräusch. Ein Pferd ganz mit Schaum bedeckt, kömt angesprungen. Umsonst sucht der Jüngling es zu besänftigen, zweimal geht es schneller wie der Wind unser Haus vorbei. Zum drittenmal stürzt es. Man hebt den Fremden auf. Du weißt, wie meine Mutter in solchen Gelegenheiten ganz Seele ist. Sie hält selbst ein Tuch auf die Wunde am Kopf, aus welcher das Blut mit Heftigkeit stürzte. Ich näherte mich, und erkante den Grafen von D. . . . Ich bebte so, daß ich umsonst unternahm den Arm, den man zerbrochen glaubte, zu halten. Ach, Ida, ich muß ihn wol lieben, denn sonst hätte ich dir ja von ihm erzählt. Seit kurzem ist er hier, doch schon oft habe ich ihn gesehen, und schnel haben unsre Seelen sich verstanden. Er ist ganz in das Geheimniß unserer Freundschaft aufgenommen. Niemand begreift meine unendliche Trauer über deine Entfernung so als er. Wenn ich nur ein Wort sage, so versteht er schnel die Kette meiner Gedanken.

Ob er mich liebt? Ida, das glaube ich nicht, die zärtlichste Freundschaft herscht in seinen Gesprächen, und in seinem Blick. Aber Liebe! O Ida, das ist wol noch ganz was anders. Doch wie schnel hat mich nicht mein Herz von der Erzälung weggelenkt. Der Arzt erschien, ich wolte in der Tiefe seiner Seele lesen, da er die Wunde am Kopf untersuchte; aber, Ida, auf seinen Zügen war nicht die geringste Veränderung zu bemerken. Gott sei Dank, Ida, es war keine Gefahr, aber Ruhe braucht er sehr, und lange wird die Wunde des Kopfs keine Veränderung der Stelle erlauben. Beste, noch liegt er wie betäubt, noch hat er nicht die schönen Augen geöfnet.

Ach,

Ach, ich muß dir alles bekennen. Eben erhub sich so eine schreckliche Unruhe in meiner Seele. Ich schlich mich hinunter, kaum wagte ich Athem zu holen, aus Furcht entdeckt zu werden. Die Wärterin ist deine Amme gewesen, die wird dich nicht verrathen. So dachte ich und ging immer weiter. Sie lag in tiefem Schlaf, und D. . . . fantasirte, er nante oft laut Elwina! Elwina! Gott, Ida, die schreckliche mir unbekante Empfindung der Eifersucht erhub sich schnel in meinem Herzen, nur den Gedanken bin ich fähig zu fassen: Wer ist wohl Elwina? Die Amme erwachte und ich verschwand. Ach Beste! warum sind wir getrent? An deiner Hand würde ich standhaft den Weg der unglücklichen Liebe betreten. Aber so bin ich verloren. Elwina! Elwina! so sagte er! Bete, Ida, bete für deine unglückliche Freundin.

Eilfter Brief.

Der Herr von E. . . . an Baron von K. . . .

von B. . . .

Elwina ist von neuem im Schloß. Ich sah wie von Tag zu Tag ihre Todtenblässe, ihre Entkräftung zunahm, sie schwieg, und nährte glaube ich mit Freude den Gift, der an ihrem Leben nagte. Ich ließ meinen alten Freund L. . . . kommen. Da er Elwina sah, rief er ängstlich: ist sie noch lange in diesem feuchten Ort, so stirbt sie. Bester Freund, dies würde meinen Triumph schwächen; D. . . . sol sich an den erstorbenen Augen, an den eingefallenen Wangen noch ergözen. Ich nahm sie hieher. Da sie ihren alten Carl, ihre Mariane wieder sah, sank sie aus Schwäche und Freude in eine tiefe Ohnmacht. Was die Weiber doch vor reizbare Nerven haben. Der verwünschte L. . . . sagt, sie müsse drei Monate haben um sich zu erholen, mit zweien ist es wohl genung. Warum habe

habe ich auch selbst bei meines Vaters Asche, bei allem was mir am heiligsten ist, geschworen, daß sie in der Höhle mein sein solte.

Doch die kleine Fanny gefällt mir von neuem, und verkürzt mir die Zeit. Es graut einen recht, wenn man sieht, wie solche niederträchtige Seelen, bei dem Glanz einer Tugendhaften errôthen, wie sie gern ihr Leben dahin geben, um sie zu erniedrigen. Ich habe die Gegenwart des alten Carls recht gut genüzt. Hier ist ein Brief, den ich ihn mit dem Dolch auf der Brust gezwungen habe zu schreiben. Doch versicherte er mir meine Drohungen hätten ihn nicht dazu gebracht, nur die Hofnung seine gnädige Frau von meinen Tigerklauen zu erretten. Seine Feigheit wolte einen Mantel haben, um sich zu verhüllen. Den konte ich ihm wol lassen.

Carl an den Grafen von D....

Gnädigster Herr, mein Herz blutet mir. So lange wie möglich habe ich ihnen die traurige Nachricht verhehlet. Ihre Frau Gemalin, denn diesen Namen solte sie doch bald tragen, ist tod. Meine Hand zittert, da ich Ihnen dieses schreibe. Ihr leztes Wort war Eduard! Diese Locke ihrer Haare hat sie mir befohlen Ihnen zu geben. Eine ansteckende Krankheit, die auf dem Gut des Herrn von E.... herschte, hat sie Ihnen entrissen. Die Schwester von dem Herrn von E.... war in der größten Verzweiflung, auch er selbst war sehr gerührt. Mariane und ich wären schnel zu Ihnen, bester Herr, geeilet, aber die Kleine zwinget uns langsam zu reisen. Wenn wir keine andere Befehle empfangen, so bleiben wir hier in dem Städtchen K.... noch einige Zeit. Der Arzt ist sehr gut und Sophiechen wird unter seiner Aufsicht täglich besser. Schreiben Sie mir bald, liebster Herr! Ich küsse mit der tiefsten Ehrfurcht Ihre gnädige Hand.

Carl.

Dieser

Dieser Brief wird D.... beruhigen. Aber hör, wenn ich mich bisweilen im Spiegel betrachte, so glaube ich die Gestalt eines Teufels zu erblicken. Man kan sein Gewissen überrumpeln, aber ersticken, das ist nicht möglich.

Zwölfter Brief.

Agnes an Ida.

Prag.

Du weißt meine schnelle Neigung zur Schwermut. Ida, sonst verbanntest du sie, aber nun ist sie meine beste Freundin. Der schwarze Schleier, den sie trägt, ist mir lieber, als das rosenfarbigste schimmerreichste Gewand der frohen Laune.

Ich wil dir, liebe Ida, von D.... erzälen, eine wahre Schilderung von dem Zustande meines Herzens würde dich zu sehr erschüttern. Zwei Tage währte noch sein heftiges Fieber. Ich las bei seinem Bette, mein Auge sah Buchstaben, aber der Sinn derselben blieb mir unbekant, als D.... zum erstenmal wieder zu sich selbst kam. Er fühlte nicht seine Wunde am Kopf, und berührte die Tücher; ich sprang auf, und hielt ihm die beiden Hände. Fräulein, wo bin ich? Agnes, sind sie eine Erscheinung? Graf, rief ich, Sie sind gestürzt, Ihr Kopf leidet sehr; zum erstenmal seit zweien Tagen kommen Sie wieder zu sich selber. Sie sind bei meiner Mutter, thut Ihnen dieses leid? Mein Herz schwebte auf meinen Lippen, und ohne es zu wollen hatte ich dieses gesagt. Er küßte feurig meine Hände, feurig! so schien es mir. Meine Mutter kam. Sie muß D.... zärtlich lieben; denn auf ihrem Gesicht glänzte Freude, da sie den Kranken so wohl fand. Nun ist D.... schon viel besser. Heute früh hat er eine Stunde auf sein können. Ach! so wie man sich im Frühjahr über das erste Grün, über

das erste Blümchen ergözt, so freue ich mich, wann D.... ohne zu wanken einige Schritte mehr machen kan. Ach, Ida, ich habe deine lezten zwei Briefe noch nicht beantworten können. Aber brauseten auch nicht in meinem Herzen solche stürmische Wogen, was könte ich dir sagen? Gott helfe deinem Bruder. Wer kan besser wie ich seine Leiden nachempfinden? Brauche ich dir zu sagen, warum dieser Brief so kurz ist?

Dreizehnter Brief.

Ida an Agnes.

Beste! wie schnel flöge ich nicht zu dir, wenn die Trauer auch mich nicht hier fesselte. Die Seele meiner Schwiegerin hat sich ganz in ihrem wahren Licht gezeiget. Alles wil ich dir sagen. Aber erst muß mein Herz durch das zärtliche Geschwäz der Freundschaft ein wenig Luft gewinnen. Agnes, du liebst? aber Elwina fesselt D.... vielleicht mit rosigen Ketten. Beste, noch nie sind die Saiten der Liebe in deiner Seele berührt worden; nun tönen sie alle, und nichts in der Welt wird den rauschenden Strom hemmen können. Ach! mein ganzes Herz ist bei dir; seine Hülle irrt wie ein Schatten herum. Heinrichs ganze Liebe kan nicht einen Augenblick Ruhe bei mir erwecken. Wenn D.... gebunden ist, so sind deine goldenen Tage dahin gerollet. Die Freude wird vielleicht noch einst in deiner Seele aufkeimen, aber die himlische Blume wird nie mehr deinen Busen schmücken. Ach, Agnes! überwinde dich, rede mit D.... von Elwina. Wenn er frei ist, so muß er dich lieben, oder sein Herz ist nicht einer weiblichen Thräne wert. Wenn er es nicht ist! So zerreiß den Schleier, der dir dein Unglück verbirgt: du saugst nur Gift an den süssen Lippen der Hofnung. Und, Beste, ich kan es dir nicht verhehlen, es ahndet mir nur Trauer bei deiner Liebe. Ach! ich habe nie so empfunden

den als jezt, wie unendlich ich dich liebe; tausend Empfindungen die noch schlummerten haben sich schnel erhoben, und doch warst du immer die, die ich auf der Welt am mehrsten liebte. Nach dir kömt Heinrich. Ach, meine liebe, wie sehr hat sein schönes edles Herz nicht in diesen Tagen gelitten! Wenn er stürbe, so würde ich mich freuen. Glückliche Tage werden ihn wieder anlächeln.

Ich kan gar nicht begreifen, daß man die, die man mehr wie sich selber liebt, nicht gerne im Thal des Friedens wünscht; es ist ein unvergeblicher Eigennuz. So einer Frau wie meine Schwiegerin, wünsche ich langes Leben. Vieleicht keimt noch einst Tugend in ihrer Seele auf, die heissesten Thränen der Reue hat sie in meinen Armen vergossen. Vor einigen Tagen war sie sehr krank, ihre Wangen glüheten, ein heftiges Fieber erschreckte uns. Heinrich wachte, ich mit ihm. Da der Tag anbrach, schlummerten sie beide. Ich öfnete das Fenster, sah den schönsten Morg n; die Sonne stürzte wie ein Feuerstrom aus den schimmernden Wolken. Mein Gebet schwung sich mit dem Gesange der mannigfaltigen Vögel zum Throne Gottes, als ich in der Weite einen Mann von einem jungen Mädchen geführt, entdeckte. Der Alte schien blind zu sein, denn sie wagte es nicht ihn über einen schmalen Steg, der über den Bach ging, zu führen. Ein Hirt, welcher Schaafe hütete, mußte ihn darüber leiten. Nun näherten sie sich. Ich eilte hinunter. Ganz erstaunt war ich, in der Gestalt des jungen Mädchens, Adel, Grazie und einen Zug der tiefsten Trauer zu erblicken; ihre Stimme schol melodisch. Ich führte sie in den Gartensaal: der blinde Greis mußte ruhen; ein Glas Wein gab seiner Seele neue Kräfte. Er fragte nach meiner Schwiegerin. Das junge Mädchen wurde todtenblaß, und konte die Thränen nicht zurück zwingen. Was ist? sagte ich mit der innigsten Rührung,

können Sie mir nicht das Geheimniß anvertrauen? Darf ich? sagte liebend das holde Mädchen. Ja Louise rief der Alte, vieleicht wird man hier deine Tugend belohnen. Schweig, liebster Vater, nur deinen Zustand wil ich erträglicher machen, und meinen Adolph glüklicher sehen. Meinen Vater, diesen ehrwürdigen Alten, hat das Glück einst angelächelt. Er war ein Kaufmann. Manche Schiffe eilten für ihn durch die Fluten; oft sah ich, wie die Segel mit tobendem Winde aufschwollen, und wie Freude bei dem Anblick des Lands laut erschallte. Nur mein Lächeln hat meine Mutter erfreuet; kaum konten mich die schwachen Füßchen tragen, als sie starb. Mein Vater ließ mich, da ich das 13te Jahr erreicht hatte in einem der vorzüglichsten Häuser, wo man junge Mädchen unterrichtete, erziehen. Ihre Frau Schwiegerin, denn so nanten Sie, gnädiges Fräulein, ja die Dame, war auch dort. Drei Jahre waren wir zusammen; wir liebten uns von ganzer Seele. Sie ward entfernt und schwur mir noch in dem lezten Augenblick ewige Freundschaft. Mein Vater nahm mich wieder zu sich, und da sah ich zum erstenmal meinen Adolph. Er war nicht reich, aber edel. In meines Vaters Armen schwur ich ihm, die Seinige zu sein. Der Donner rollte in den schwarzen Wolken, der stralende Bliz fuhr herab vor unsern Füssen, aber wir fühlten nur, daß keine weltliche Macht uns trennen konte. An demselbigen Tage pflanzte er einen Rosenstrauch, mit der Morgenröthe begoß ich ihn, mit der Abendröthe band ich seine zarten Zweige. Ach! jedesmal, das die erste Rose blühete, war es ein heiliger Tag, sie mußte an Adolphs Brust sterben. Nichts hat meine Seele so erschüttert, als da der Garten mit dem Rosenstrauch verkauft wurde. Die Wütriche! wie werden sie mit dem Baum der Liebe umgehen? Ach, gnädiges Fräulein, die schäumenden Wogen verschlangen meines Vaters Reichtum. Er ward arm, immer ärmer, und wäre in den Ketten ohne Adolph gestorben. Sie sah erröthend nieder. Ich ging, fuhr

sie

sie fort, zu ihrer Frau Schwiegerin. Zum erstenmal beugten sich meine Knie vor einer Sterblichen. Ich wurde verstossen, und ging nach dem Kerker meines Vaters beben zurück, doch half mein feuriges Gebet. Nicht Ruhe erhub sich in meiner Seele, aber die Empfindung der Verzweifelung verschwand. Adolph! Gott wird dir die edle That belohnen, ich Arme ich kan es nicht. Er kam mir mit meinem Vater entgegen. Bettelarm war er nun, aber die Liebe und meine himlische Freude waren ihm genung. Ach, gnädiges Fräulein, die Bitten eines jungen Mädchens haben nichts geholfen, wird der Anblick dieses Greises nicht mehr Eindruck machen? Wo nicht, müssen wir um Almosen bitten. Du nicht, mein Vater! ich und Adolph werden unsre Hände ausstrecken, und wann kalte Seelen unserer Armut spotten, so wird uns der Gedanke trösten, daß es für dich geschieht.

Sie weinte heftig, meine Thränen mischten sich mit den ihrigen, als Heinrich hereinstürzte. Er hatte alles gehört. Engel! rief er, trockne deine Thräne! Wo ist dein Adolph? In der nächsten Hütte erwartet er uns. Adolph erschien, eine schöne Gestalt, Feuer im Blick. Ich kan dir die Glückseligkeit dieser Liebenden nicht beschreiben. Der Alte hub immer seine zitternde Hände gen Himmel und betete laut. Eine kleine Wohnung mit Wiesen und Garten hat Heinrich ihnen geschenkt. Selbst der Rosenstrauch wird wieder unter der Hand der Liebe duftende Blumen tragen. Die Reue und Scham meiner Schwiegerin ging mir nahe. Ich sprach mit ihr, sie mit Heinrich. Er hat vergeben, aber doch glühen, in seinem Herzen, die feurigen Kohlen unter der Asche. Er ist gar nicht wohl, ein schleichendes Fieber raubt ihm alle Kräfte. Wie könte ich ihn verlassen? Gott sei mit dir.

Meine Hand zittert, wann ich deine Briefe aufmache.

Vierzehnter Brief.

Agnes an Ida.

Prag.

Dein Wunsch ist erfüllet, ich kenne Elmina. Aber, ach, ist darum meine Trauer verringert? Ein Unglücklicher der mit den Wogen kämpft, sieht einen Zweig der sich sanft zu ihm hinab beugt. Der Sturm rauscht, der Zweig schwimmt nun auf der Tiefe, keine Rettung ist mehr, und sein Grab ist in den schäumenden Wellen. Hier, Ida, sende ich dir die ganze Erzählung. Ach, wenn er von seiner Liebe gegen Elwina sprach, so wolte er mich schonen, meinem Herzen entging es nicht, und erröthend blickte ich nieder. D.... ist in der größten Unruhe; seit langer Zeit hat er von Elwina keine Briefe empfangen. Mein Leben gäbe ich gerne hin, um ihn glücklich zu wissen. Freude und Ruh kan ich ihm nicht mehr weihen, sie haben mich ja ganz verlassen. Ach, Ida, ich mögte in einer Einsamkeit leben. D.... müßte dort gewesen sein. Ich würde wandern zu den heiligen Stellen, die einst seine Gegenwart verschönert hätte, beim Schein des sanften Mondes, beim Rauschen des Felsenstroms würde meine Stimme erschallen und den Geliebten besingen. Wenn zarte Blümchen schön prangten, würde ich sie schnel in einen Kranz binden, und dem Geliebten weihen. Jedes Jahr würdest du einige Zeit bei mir zu bringen, die Tage würden ganz allein der Freundschaft geweihet. D. — sein Andenken würde oft sich erheben wollen, aber in deinen Armen würde ich des heftigen Grames auf Augenblicke vergessen. Hätte D.... viele Kinder, eine seiner Töchter müßte er mir geben, dies Kind solte mein Reichtum, mein Stolz sein. Wie ein mächtiger Fluß sich über klare Bäche und rauschende Quellen erhebt, so solte sich auch einst meine anvertrauete über alle Frauen erheben.

Ida,

Ida, wie ich schwärme! und doch wenn ich diesen Gedanken nachhänge, wird mir wohl.

Gott laß dir die Stunden der Liebe nicht so traurig erscheinen!

Funfzehnter Brief.

Der Graf D.... an Baron von F....

Prag.

Elwina! Elwina! hörst du nicht meine Stimme? Dein Eduard ruft dich! deine Augen bleiben geschlossen, deine Hand ist erstarret. Kom! ich wil sie in meinem Busen wärmen, ich wil in deine kalte Lippen neues Leben einhauchen. Ach sie schlummert! Wind, säusele sanft in dem duftenden Hain! Vögelchen, du lockst zu laut deine Geliebte. Ach schweigt! die Schönste der Frauen schlummert.

* * *

So früh sank die schönste der Blumen, eben entsprossen, und schon kam der wütende Wind und entriß ihr das Leben. Sie glänzt nun in den himlischen Lauben. Ihr stralenden Engel, pfleget sie, lasset sie unter euch sich hoch erheben! Hier auf der Erde war ihr Anblick wie eine strudelnde Quelle dem ermüdeten Wanderer. Ein Jüngling hatte oft von der Rose zur Lilie gewandelt, bald schmückte ihn die eine, bald die andere. Aber, ach! sogleich er diese entdeckte, blieb sein Herz bei allen andern ungerührt; er pflegte sie wie seine Seele. Doch schnell verblühete sie, und die Erde, die ihm sonst ein Elysium schien, ward eine Wüste.

* * *

Bester Freund, schon sind 14 grauenvolle Tage, seitdem ich dieses geschrieben habe, dahin gekrochen. Ach, ich

ich wolte nun die Stunden rauschend beflügeln, sie eilen zum Ziel, zu meiner Vereinigung mit Elwina! Alles sagt mir, sie sei nicht mehr, und doch erhebt sich oft eine Stimme in der Tiefe meiner Seele, die laut ruft: Elwina! deine Elwina lebt! Schreckliche Stimme, du wühlst mit feurigem Eisen in der blutenden Wunde! Ruhig werde ich wohl nie wieder. Ist der Sturm dann nicht am heftigsten, wann die Wut der an dem Felsen sich aufthürmenden Wogen bisweilen eine Pause macht? Die Natur ruhet nur dann, um nachher mächtiger zu toben. Was ich empfand, da ich Carls Brief empfing, ist mir unbekant. Ich glaube aber, daß wenn Gottes furchtbares Gericht mich zur Höllen verdammt hätte, es meine Seele nicht mit mehrerer Verzweifelung hätte erfüllen können. Drei Tage war ich zwischen Leben und Tod, ganz betäubt lag ich da! Als Agnes neben mein Bette sank und mit einer unaussprechlichen Inbrunst betete. Ich öfnete meine fast erloschenen Augen, faltete meine Hände, und stammelte ihr feuriges Gebet leise nach. Ich wurde besser, und mit der Erscheinung meiner Kräfte, wurde die Empfindung meines Elends auch heftiger. Ohne Agnes wäre ich vergangen. Sie fühlte meinen ganzen Verlust. Oft hemte ich meine Klagen, um sie zu beruhigen. Du soltest das liebe Mädchen sehen! Ihr holdes Angesicht, wo, wie auf glatter Tiefe der Sonne Bild, innerer Friede ruht, ihr Auge vol von sanftem Selbstvertrauen lockt einen bis in die Tiefe der Seele hinab zu blicken. Da ich wütend schwur meinen Dolch in E . . . s verruchte Brust zu stoßen, und mein Herz in seinem dampfenden Blut zu kühlen, sprach sie mit solcher Grösse, daß ich meine Wut schnel verwünschte. Seine Unvorsichtigkeit, Elwina an einen Ort hinzubringen, wo man den Gift einer ansteckenden Krankheit einhauchte, schleudert mich mit mächtigem Arm in den schrecklichsten Zustand. Elwina, du warst mehr wie Agnes, mehr wie alle Sterbliche! dein Verlust hat in meinem Herzen eine Leere zurückgelassen, sie

ist

ist oft heftig, daß ich erschrocken vor mir selbst fliehe. Carl hat mir wieder geschrieben. Gott, die süssen Stunden des Lebens, die mir noch zu Teil werden können, hängen nun ganz von Sophiechens Leben ab. Und, ach! nur an einem seidenen Faden hängt über mein Haupt das schreckliche Schwert.

Ach, wäre ich nur stark genug, um Sophiechen entgegen zu eilen Aber selbst diese Freude wird deinem unaussprechlich unglücklichem Freunde entrissen. Endige nie mehr deine Briefe mit einem, Lebe wohl Bester! sondern schreibe: meine ganze Seele wünscht dir einen schnellen Tod.

Sechszehnter Brief.

Ida an Agnes.

Nahe bey Coblenz.

Gestern h[redacted] wir Louisens und Adolphs Hochzeit gefeiert. Ihre Stimmen waren ganz Seele, da sie das feierliche Ja aussprachen. Der Vater segnete sie mit einer Würde mit einer Rührung — so ein Segen erleichtert einem gewiß den rauhen Pfad des Lebens. Mein Heinrich vergaß bei ihrer Freude seine eigene Trauer, aber, ach! nachher sank er nur tiefer. Eben ist der alte Greis, dessen Frau wir in der Hütte hatten sterben sehen, in unseren Armen verschieden. Sein Tod war nicht so sanft, als das Ende seiner Gattin; die Bande des Lebens waren erschlaft, sie konten nicht reissen. An dieser Wunde sterbe ich, sagte er mit erloschener Stimme, und zeigte auf sein Herz, seitdem mein Sohn in der blutigen Schlacht sank, um mich zu retten, seit dem hat nie wahre Freude durch meine tiefe Trauer durchdringen können. Aber bald hebt sich der Vorhang, der mir die Theuren verhehlet. Nun streckte er die Arme nach einer Ecke der fast dunkeln Stube; wir sahen nichts, aber er lächelte. Beste, das Lä-

cheln der Sterbenden ist schrecklich. Er sprach nicht mehr, seine Brust erhub sich stark, und lange währte es, ehe die heilige Seele sich von ihm trennte. Heinrich und ich gingen stillschweigend zu meines Vaters Grabe. Ein sanftes Säuseln herschte in der ganzen Natur. Das Thal duftete aromatisch. Mit Thränen benezten wir die Urne, mit Blumen schmückten wir sie. Ich entriß Heinrich diesem heiligen Orte. Bei einem so schwachen Körper hat er viel zu viel Herz. Könten alle seine Empfindungen eine kurze Zeit schlummern, so würde von neuem die Gesundheit ihn anlächeln. Eben empfange ich deinen Brief. Elwina ist tod; kaum kan ich deine durch Thränen ausgelöschte Wörter lesen. Ach entreiß deinen D. . . . den schrecklichen Armen des Todes; er muß der Deinige werden. Ach, ich muß dich glücklich wissen, mein Herz erträgt nicht das immerwährende Schauspiel der Trauer. Agnes, meine angeborne Munterkeit hat mich lange gerettet, aber nun ist sie verschwunden, vielleicht auf immer. Mit welcher Ungeduld ich deinen Brief erwarte. Ist D. . . . nicht mehr, so komme ich gleich zu dir, und suche Tropfen der Ruhe in dein sanftes Herz zu träufeln. Gott behüte uns aber vor so einem Wiedersehen. Lebe wohl, Agnes, ich bin zu gerührt um mehr schreiben zu können.

Siebzehnter Brief.

Agneß an Ida.

Prag.

D. . . . lebt! Eduard ist mein. Nein, Elwina, nicht mein, sondern dein; du lebst noch ganz in seiner Seele, immer sol dir auch die erste Stelle in seinem Herzen geweihet sein, in seiner Sophie wirst du wieder erscheinen — Sophie, du bist mein! Nicht zärtlicher konte dir Elwinas Herz entgegen schlagen, und hätten auch die Mutterpflichten etwas schweres, so wil ich sie erfüllen, als

als wenn ich auf Rosen hüpfte. Kom, du Engelkind, trockne nicht die Thränen von Eduards Auge, aber laß sie sanft, wie einen warmen Regen, der die ganze Natur erquicket, hinab träufeln.

Ida, du hast ein Herz, du empfindest also wie unmöglich es mir ist, dir eine ordentliche Erzälung zu machen. Samle die hingeworfnen Farben, und mache daraus ein ganzes Gemälde — Ihr Chöre der Engel, rieft ihr nicht, Amen! Amen! da ich auf seine Schulter sank, und erröthend sagte: ich bin die Deine — War es Mitleiden? das ihn bewog mir zu sagen: Agnes, öfne deine Arme, laß mich an diesem schönen Herzen Ruhe wieder finden, nicht Elwina vergessen, aber die schreckliche Verzweifelung verbannen! Sei die Mutter meines Kind's, sei der tröstende Engel deines Eduards — Ida, er liebt Elwina mit Leidenschaft, und meine Seele würde ihn verachten, wenn er sie vergessen könte — Aber, Beste! wenn ich stürbe, würde ich den Gedanken ertragen können, daß mein Eduard einer andern gehörte? Nein, bei der Geburt mögen die Blumen verwelken, die ihren Kranz verschönern sollen! Und weis vielleicht Elwina nicht in dem stralenden Aufenthalt, daß Eduard mich gewählet hat? vieleicht ist ein Tropfen der Trauer in den Ozean ihres Glücks gesunken? vielcicht wäre sie sonst Eduard schwebend erschienen, ihre blendende Brust umwallet von himlischen Wolken, ihr Gewand blau wie die ruhenden Meereswogen, ihr Gürtel mit funkelnden Sternen besäet, aber nun zürnt vieleicht die Himlische! — Ich komme von D. . . . . Gerührt hat ihn meine Besorgniß, und mit der anmutigsten Freimütigkeit hat er mir bekant, daß wenn Elwina ihm nicht oft in den Tagen des Glücks gesagt hätte: Eduard, wenn ich sterbe so schenke meiner Sophie eine Mutter, und dir eine zärtliche Freundin, er nie gewagt hätte diesen Schritt zu thun. Ach! so eine Seele wie die von meinem Eduard wird nie mehr geschaffen —

Du

Du weist, meine Ida, wie sehr gut ich male, wie glücklich ich im Treffen bin. D.... hatte ein schlechtes Gemälde von Elwina. Tausendmal hat mir Eduard mit Feuer ihre ganze Gestalt, jeden Zug ihres holden Gesichts beschrieben. Ich wagte es, ließ meine Einbildungskraft lebhaft wirken, und getroffen habe ich das Bild der Theuren. Da Eduard es sah, da ich den Schleier wegriß, der es verhüllte, da wurde er der Meinige, Elwina liebte er in mir — Meine Mutter ist unaussprechlich glücklich. Sie hat die ganze Täuschung einen Sohn geboren zu haben. Eduards Liebe und Ehrfurcht lassen ihr den süssen Wahn — Ida, kom bald zurück, deine Gegenwart wird auch manche dunkle Wolke von Eduards Stirne verdrängen, und mein Glück wird Thränen des Danks in dein Auge locken — Ach, Beste sink auch auf deine Knie. Gott läßt mir ja die süssen Stunden erscheinen — Sei nicht eifersüchtig. In der Freundschaft bist du in Ewigkeit die erste, in der Liebe mein Eduard. Kom bald! die Freude, die du in meinem Auge lesen wirst, wird jeden Zweifel verbannen. Ach, Ida, laß mich nicht länger einen Schatten umarmen!

Achtzehnter Brief.

Elwina an Graf D....

Kaum kan meine schwache Hand die Feder leiten. Ach Geliebter! Ach Eduard! beim wankenden Schein einer sterbenden Lampe, kniend, schreibe ich dir diese Zeilen — Du glaubst mich tod, deine Thränen fliessen und ich kan sie nicht mit liebender Hand trocknen! — Eduard, was habe ich nicht alles gelitten, seit dem schrecklichen Augenblick der aus der Kette der Zeit gerissen und in den Abgrund der traurigen Begebenheiten hätte hinab geschleudert werden sollen! Alles kan ich dir nicht erzälen. Ich bin dazu zu entkräftet — Aber das mußt du wissen, daß ich

ich Arme in den Händen eines Niederträchtigen bin. Schon lange hat er dem Teufel seine ganze Seele geweihet. Ich sehe schon, wie sie von einem feurigen Abgrund zum andern hinunter gewälzet wird, und welches schreckliches Hohngelächter sich in den Tiefen erheben wird — Eduard, du solst ihm vergeben. Elwina wil in den lezten Augenblick ihres Lebens für ihn beten — Leben! Leben! bleibe noch bei Elwina! von Tag zu Tag entreissest du mir meine wenigen zurück gebliebnen Kräfte. Erbarme dich meiner! Nur einen Augenblick der Wonne mit dem Geliebten, und dann öfne ich meine Arme. Tod, hier ist mein klopfendes Herz — Rette! Rette mich! sonst sterbe ich in dieser Höle. Kein Grab wird mir gegeben, kein Blümchen wird die Ruhestätte meiner Gebeine schmücken, kein hohes Gras den Wanderer dahin locken. Und, Sophie! deine Sophie! unsere Sophie! sie wischt oft mit ihren kleinen Händchen meine heisse Thränen hinweg; wann ich bete, so kniet sie neben mir. Wann ich von dir spreche, so bittet sie mich zu schweigen. Mama! Mama! du wirst ja ganz blaß, und wann der böse Mann kömt, so zitterst du so, daß du dich kaum halten kanst. Wenn Papa nur einmal den bösen Mann wegschicken wolte! Bester Eduard, hier in der Einsamkeit habe ich mich allein mit ihr, mit Gott und deinem Andenken unterhalten. Es ist unbegreiflich, wie schnel sie alle Wörter lernt, und wär ich einer Freude fähig, so würde sie sich bei dem Guten, das schon in ihrer Seele aufkeimt, erheben — Mein Retter, Gott, wie ist er glücklich! in zweien Tagen sieht er dich! wann er zurück kömt, werde ich ihn umarmen, dein Blick, dein Athem hat ihn ja berührt — Ich sehe durch die Rizen des Felsen, daß von neuem die Sonne untergehet. Ach, mir ist unbegreiflich, daß sich unter den Füssen des verruchten E. . . . . nicht die Erde krachend öfnet, und die teuflische Seele verschlingt. Gestern um die Stunde öfnete sich mein Gefängniß. E. . . . trat herein. Auf seinen Wangen schimmerte die Abendröthe,

röthe, er glänzte, und Gott veränderte nicht die sanften Stralen in zerschmetternde Blize! E.... trat näher. Ich zeigte ihm meinen Dolch. Gott belohne Carl, daß er ihn mir in dem lezten Augenblick geschenket hat! E.... lachte; mir schien als wenn es in den Tiefen der Hölle wiederhallte. Er nahm unsern Engel, sie rief: Papa! Papa! Hülfe! Hülfe! Er hielt ihr den Dolch auf die Brust. Elwina, wilst du die Meine sein, oder — Gott im Himmel! ich sah schon Sophie blutig da liegen. Ich sank zur Erde, küßte den Saum seines Kleides, rang die Hände, alles umsonst, er wiederholte die schreckliche Drohung. Er wolte mein Schrecken nuzen, um mir meinen besten Freund zu entreissen. Aber auf einmal war es, als wenn Gott mir zurief und Stärke in mein Innerstes goß. Ich betete laut, es schien mir, als wenn mein Gesicht stralte, als wenn meine Stimme überirdisch schallte, wie die goldenen Harfen der Engel. Feurig beschrieb ich Gottes furchtbares Gericht, dann zeigte ich ihm die himlischen Lauben. E...., sagte ich, mit vieler Rührung, lassen sie sich durch Elwina dahin leiten. Ihr schreckliches Verbrechen kan hier unbestraft bleiben, aber wenn in dem lezten Augenblicke Ihres Lebens, wann schon Ihre Seele auf den kalten Lippen schwebt, wenn wir dann blutig Ihnen erschienen. Er bebte, ließ den Dolch sinken, und in meine Arme fiel Sophie. Ich zitterte so heftig, daß ich umsonst unternahm, mich zu erheben; ich kroch wie ein Wurm zu ihm hin. Sie sehen wie entstellt ich bin, wie eingefallen mein Auge, wie blaß meine Wangen sind, lassen Sie sich erweichen, lassen sie mich in den Armen meines Geliebten erblassen! Eine Blume die gebrochen ist, kan der Zephir tödten, und dieser gewaltige Sturm — bald! bald! bin ich dahin — Wie können sie Freude finden an einem sterbenden verwelkten Opfer? — Anfangs beseelte mich die Rache, rief er, nun ist es aber die Liebe. 14 Tage wil ich hier nicht erscheinen, fasse dich in dieser Zeit, laß wieder Rosen blühen, wieder dies

Auge

Auge funkeln. Aber sind die verstrichen, so ist keine Rettung mehr. Schon erschienen von neuem auf seinem Gesicht die teuflischen Züge. Vieleicht zum leztenmal hat sein Schuzengel die arme Seele retten wollen. Da er um mich zu verlassen den Dolch aufhub, so entsezte sich Sophiechen und schrie so ängstlich, daß ein junger Knabe hereinstürzte. Er schleuderte ihn hinaus, was wilst du hier? rief er mit zornigem Blick. Sophiechen schlummerte bald, aber, ach! mir wehet seit langer Zeit kein süsser Schlaf ein wenig Ruhe in die zerrissene Seele. Ach, so wie eine sterbende Mutter umsonst ihre Brust dem Säugling hinhält, so ist auch die Thräne in meinem Auge jezo versiegt, auch dieser Trost der Unglücklichen ist mir versagt. Aber, Eduard, jede nicht vergossene Thräne wird mir auch tausendfach belohnet, ach D. . . . wie ich so betäubt da lag, erschien von neuem der Knabe. Bist du ein Engel, rief ich und umfaßte seine Knie.

Nur wenige Augenblicke kan ich unbemerkt hier bleiben. Mein Leben gebe ich hin um Sie zu retten. Mein Bruder ist krank. Ich solte bis zu seiner Genesung Ihr Wärter sein, aber der Herr von E. . . . hat meine Thränen bemerkt, ein andrer wird übermorgen an meiner Stelle kommen. Sagen Sie schnel, gnädige Frau, wie kan ich Sie retten. Schaff Papier und Dinte, du must nach Prag, hier ist Geld, und wenn du mich befreiest, so wil ich dich wie mein eigenes Kind ansehen — Ach! hier erscheint schon der Knabe. Gott — Eduard, wie werde ich den Augenblick des Wiedersehens überleben! — Ach, du Geliebtester meiner Seele, das Andenken unsrer glücklichen Tage hat oft Trost in die Wunde meines kranken Herzens gegossen. Die glücklichen Tage werden wieder erscheinen, nicht hier, aber in der Ewigkeit. Eduard, wie stärkt nicht die Hofnung, ewig, ewig mit dir! — Der Knabe wil fort. Gott unterstüze sein Unternehmen, Ach, was geschieht sonst mit mir Armen? Du wirst mich befreien.

befreien. Hofnung belebt meine Seele. Noch einmal werde ich den Druck deiner Hand fühlen, auf meinen Lippen werden die Deinigen ruhen, und Elwina wird dahin sein.

Neunzehnter Brief.

Der Herr von K.... an den Herrn von E....

Prag.

Rette dich, Unglücklicher! dem Grafen von D.... ist dein teuflisches Vorhaben bekant. Er eilt auf Flügeln der Liebe, um Elwina zu befreien. Entferne dich, oder du sinkest durch sein Schwert. Fällt er durch deine Hand, so wird dir noch eine schwarze That mehr in den Flammen der Hölle angerechnet. Flieh und verlaß den schrecklichen Pfad der Sünde! Minna leitet mich wieder zur Tugend. Ach! zum Himmel durch die Hand der Liebe geführet zu werden, ist ein Wonnegedanke. Gerne gösse ich den Honigseim ihrer göttlichen Reden in deine Seele, aber nur leise kan ich ihr nachlallen. Ohne ihre Leitung bin ich, um mich so zu erheben, noch viel zu schwach. Schon höre ich das Horn meines Johanns. Er muß eilen, sonst bist du verloren. Werde tugendhaft, dann sind dir immer die Arme der Freundschaft geöfnet.

Zwanzigster Brief.

Agnes an Ida.

Prag.

Wie eine Unglückliche, die auf der Ebene schon der Sturm faßte, und die in der Angst ihres Herzens den Felsen ersteigt, um noch tiefer zu sinken, habe ich die Lippen dem Becher der Freude genähert, um noch bitterer den Kelch des Leidens zu schmecken. Ida! Elwina lebt, und

und keine Thräne solte in meinem Auge zittern, laut solte mein Herz für Freude klopfe. Ach Beste, verzeih meiner Schwäche! So nahe dem höchsten Glück, und nun so schnel hinweggeschleudert! Ich kan nicht mit freudigem Lächeln diese Prüfung ertragen. Aber fassen werde ich mich, das fühle ich schon. D—s Glück wird mir Ruhe geben. Elwina sol meine zärtlichste Freundin sein; unsre drei Seelen sollen in eine verwandelt sein. Ida, dies ist kein Ideal; edlen Seelen ist nichts unmöglich. Ja, oft wird mein Herz bluten, wann ich sehen werde, wie D.... an Elwina hängt; aber wär es nicht schändlich von ihm gehandelt, wenn er die Arme verließ, und würde nicht Elwinas Herz zu Tode bluten? Bei mir ist die Vorstellung meines Glücks noch ganz das Werk meiner Einbildungskraft, meiner Liebe, aber sie hat die himlischen Tage schon genossen. Ihr Kind, das Kind ihres Geliebten verwebt noch stärker ihre Seelen in einander — Nein, Elwina, er sol der Deine sein. Ich werde euch selbst zum Altar führen, werde meine Hände gen Himmel erheben und mit Feuer für euch beten — D.... hat mich eben verlassen, er war unendlich gerührt. Elwina! Agnes! rief er oft mit bebender Stimme. Ich stand da und eine Empfindung verbannte die andere.

Doch auf einmal rufte ich alle Kräfte meiner Seele zusammen. D.... sagte ich und riß mich aus seinen Armen. Ich fühlte seine Thränen, und wie leicht wär ich nicht wieder schwach geworden. Eilen Sie, Eduard, retten sie Ihre Elwina aus den Händen des Verräthers, belonen Sie die sanfte Dulderin. Sie sind frei, hier ist Ihr Ring, Eduard! geben Sie mir den Meinigen. Ida, nun konte ich nicht länger die schnelle Thräne zurück halten Nein, Agnes, rief D. .. Nein, nie wird er mich wieder verlassen, ich gehöre Elwina; du weißt, in welche Trauer mich ihr Tod gestürzt hat, du hast gesehen, wie ich vor Freude taumelte, da der Knabe erschien. El-

winas Wonne wird Eduard ganz empfinden, mein Herz wird laut klopfen, wann diese Arme sie umfassen werden, aber, Agnes, immer werde ich mit der innigsten Rührung an den Augenblick gedenken, wo du mir mit jungfräulichem Blick stammelnd sagtest: Eduard, ich liebe dich! Nim, Theuerste, diesen Ring wieder zurück. Ja, sagte ich leise, wenn hier, und zeigte auf mein Herz, wenn von neuem hier Ruhe herscht, so sol er mich schmücken — D. . . . eilte, ach er mußte es, und bei jedem Teil von ihm, der bei seinem Weggehen verschwand, erhub sich eine schauervolle Empfindung in meinem Innersten. Ich nante E. . . . Sein Auge flammte. Schnel bis in der Tiefe der Seele fühlte ich diesen Blick. Vergessen war meine Trauer; daß er in die Arme einer andern eilte, quälte mich nicht mehr. Du kanst sterben, rief ich, und sank kniend vor ihm hin. Zärtlich faßte ich seine Hände. Eduard, schwöre bei Gott, den Verruchten nicht aufzusuchen. Die Seele der Niederträchtigen ist immer feig. E. . . . wird gewiß deinem Anblick entgehen. Wenn du nicht schwörst, so folge ich dir. Ich bin dein Schild und keine weltliche Macht wird mich aus deinen Armen reissen. Er schwur und ich wurde ruhiger — Ach, Ida, hier ist der Brief von Elwina. Gott, was hat sie gelitten! Elwina, du bist ganz D. . . . wert, ich Arme ich bin es nicht! — Beste, da ich heute Nacht schlummerte, sah ich Eduard in seinem Blut liegen, oder Sophiechen sinkend unter den Dolch des Scheusals. Ich sprang auf; die schwarzen Bilder unterdrücken zu sehr mein leidendes Herz. Die ganze Nacht habe ich geschrieben, dies hat mir ein wenig Luft gegeben, ich habe weinen können. Die Thränen erquickten mich, wie die zarte Blume gekühlt von thauenden Lüften. Beste, hier ist das Werk meiner Einbildungskraft, meines traurenden Herzens. Du woltest zu mir kommen, wenn D. . . . stürbe. Ach Beste, meine Seele ist nun eben so niedergeschlagen. Kom! Kom!

Edwin.

Digitized by Google

* * *

Edwin, warum die Locken so schön? warum so melodisch die silberne Stimme? warum die Töne der Harfe so himlisch? Ach, mein armes Herz verliert sich in deinem blonden Haar, das ringelnd bis zur Hüfte hinab sich schmiegt. Mein Ohr bleibt ungerührt bei dem Schall der Nachtigal, wann du kalt mit mir sprichst: wie wäre mir, wann du Liebe schwürst? Wann du die Saiten der Harfe berührst, so leitest du mich am rauschenden Strom, oder am hellen Fluß, wo im Schimmer des Monds die Bäume ihre grün gekrönte Häupter spiegeln. Laß ab von mir, pflücke nicht zerstreut die frohen Tage meiner Jugend. Sonst ging meine Mutter stolz daher, wann ich in fliegendem Gewand, geschmückt mit einem Rosenkranz, in den goldenen Fluren neben ihr erschien. Aber verschwunden ist der Mutterstolz. So wie die Seifenblasen in ihrer mannichfaltigen Schönheit nur Einen Augenblick schweben. Erhascht das Auge nicht schnel die holden Farben, so sind sie dahin. Eben so ist es nur der Anmut meiner Gestalt geworden. Mutter, weine nicht! Sei auf mein Herz stolz. Ich traure nicht; Edwin habe ich ja meine Schönheit geopfert.

* * *

Vater, du starbst in der blutigen Schlacht. Drei Söhne mänlich schön fielen neben dir. Mutter, du wurdest todtenblaß, da du dies hörtest; du wanktest und sankst. An Einem Tage wurden sie in die Grube hinunter gelassen. Dunkle Wolken trugen langsam daher den rollenden Donner und die stralenden Blize. An jedem Grabe pflanzte ich einen Rosenstrauch. Nun haben sich ihre Zweige so in einander verwebt, daß ich nicht weis, wessen die Knospe, wessen die duftende Blume ist. Mutter, damals weinte ich auch, aber mein Herz war nicht gebrochen. Heinrich liebte mich, ich liebte Heinrich. Wann

die Sonne schien, so beneidete ich die warmen Stralen, wann der Mond auf sein Gesicht schimmerte, erhub sich Eifersucht in meiner Seele. Ach, wann der Zephir mit seinen Locken spielte, so hielt ich sie fest, wann der Wind seine Lippen berührte, küßte ich ihn schnel hinweg. Nun ist er aber auch bei euch, ihr Theuren. Mein Vogel, mein Baum, mein Strom haben mich mit ihm verlassen. Das Vögelchen aß aus meinen Munde, schlief in meinem Busen; zwitschernd rief es mir, rief es ihm zu, aber da der Geliebte starb, entfloh es mir! Eiche, du warst mir heilig. Heinrich hatte mir dort ewige Liebe geschworen. Warum stürzest du dich nieder in den rauschenden Strom? warum hemmest du den Lauf des Geliebten? nun liegst du hier, bald wird dich die Hand des Wütrichs der grünen Zweige berauben, sie werden bald unter seiner Hand dahin welken. Warum bliebst du nicht in deiner Hoheit da stehen? dir war das Wüten des sausenden Nordwinds wie das Säuseln des Zephirs. Deine Zweige bebten leise, aber dich konten sie nicht erschüttern. Warum, du Grausamer, entrissest du meinem Strom den schäumenden Fal? nun fliesset durch deine grüne Zweige, wie helle Zähren, sein klares Wasser. Ach, wann meine Lippen eiskalt sind, so fühle ich den Kuß des Todes; süsser wie Honigseim ist er mir. Heinrich, öfne deine Arme! Ich komme.

* * *

Ein Herz, Eine Treue verschönern Mariens und Carls Tage. Wann unter Carls Sense schnel die Fluren nackend stehen, wann Schweis sein Angesicht bedecket, so hüpfet Marie froh daher; mit ihrer sanften Hand wischt sie die hellen Tropfen hinweg; er küßt sie feurig, und vergessen ist die Müdigkeit. Wann auf Carls Stirne dunkle Wolken erscheinen, so komt Marie mit ihren beiden Kindern; schmeichelnd werfen sie ihm Blumen in den Schoos, hilft dieses nicht, so stürzen sie sich in seine Arme, und verschwunden ist die Trauer. Des Abends beim Sternentanz schmeckt

schmeckt Carln die süsse Milch in hölzerner Schale lieblicher als Saft der purpurnen Trauben im glänzenden Becher. Marie schlummert sanft auf Carls edler Brust; in ihren keuschen Seelen erheben sich duftende schimmernde Bilder, liebliche Träume rauschen um sie. Ach! wie ein klarer Bach rieseln ihre Tage dahin.

* * *

Hohe Felsen umgaben ein liebliches Thal, und selten kamen Fremde dahin. Wenn einer unter ihnen kam, ward er mit freundlichem Blick aufgenommen. Ihr bester Wein, ihre lieblichsten Speisen wurden ihm geweiht, und wenn seine Seele nicht kalt war, ward er durch den Edelmut der Männer und durch die sanfte Unschuld der Weiber ganz hingerissen. Hier erschien Salgar. Schnel vergaß er die übrige Welt, da er Moina erblickte. Schon längst waren ihre Eltern gestorben; ohne Pflege war die junge Pflanze aufgewachsen; niemand hatte den zarten Baum gestüzt — Moina war ganz Natur, ganz Seele — Am Ufer der See hatte sie eine einsame Hütte, ein Gärtchen, in welchem das Grab der Eltern sich erhub, Wo sie oft andächtig gehorcht hatte, wann der Wind in den Blättern rauschte und das hohe Gras durchwehete. — Schnel ward das Band der ewigen Liebe zwischen Salgar und Moina geknüpft. Einst an einem der schönsten Abende, da kein Blat sich rührte, da keine Woge auf dem Meer ihr Haupt erhub, verließ Salgar Moina, um weit hinweg die verrätherischen Neze zu werfen. Sein Nachen tanzte hinweg, kein Schatten der Ahndung erhub sich in ihrer Seele. Da er sich entfernte, lächelte ihm Moina noch zu; da der dunkle Wald ihn ihren Augen entzog, erstieg sie schnel eine Felsenklippe, um ihm noch freundlich zu winken. So handelte Moina bei der kleinsten Trennung; Ahndung war es nicht. Sie dachte, mit der Morgenröthe sehe ich ihn, und schlummerte sanft. Auf einmal er-

hebt sich ein Luftbild in ihrer Einbildungskraft — Salgar winkt ihr, sie folgt ihm durch schöne Wiesen, durch liebliche Fluren. Je schneller sie geht, je geschwinder eilt Salgar; er schien zu schweben. Endlich kömt er zur einsamen Quelle, wo Moina ihm zum erstenmal freundlich einen Kranz von Blumen geschenket hatte. Hier blieb Salgar stehen. Er wurde schimmernd; Moina berührte den Saum seines fliegenden Gewands, und stralend erhub sie sich. Staunend erwachte sie. Aber, ach! es sauste der Wind. Sie stürzt zur Hütte hinaus. Schon war die Sonne hoch am Horizont. Entblättert standen nun die Bäume, die bis dahin noch der Wind geschonet hatte. Traurig bebte das Haupt des Blümchens auf dem stillen Grabe. Moina sieht wild um sich, sie hört das Getöse der tobenden Wellen. Fürchterlich brüllten sie, und weit umher sprüzte der Schaum der Wogen. — Keinen Nachen entdecket sie in der Ferne — Wohin sie ihre Schritte wendet, fliehet man vor ihr, wer konte den Dolch in ihr liebendes Herz stossen? Erbarmen! Erbarmen! rief sie, und rang die Hände. Ihr fliehet vor mir, als wenn ich eine Löwin wäre, die wütend aus der Wüste käme und euch den Säugling von der Brust reissen wolte! Schon war ihre Stimme heiser geworden, man hörte den Ton des Jammers, aber die Worte entgingen dem Horchenden. Schon war die Erde in dunkle Nacht gehüllet, als Moina noch immer von den rollenden Wogen ihren Geliebten foderte. Aber ungerührt zerschmettern sie ihre Häupter gegen den schroffen Felsen. Moina hört den dumpfen Schal der Glocken, es bebten ihre Knie, sie folgt dem schauervollen Getöse. — Sie kömt mit fliegendem Haar, reißt einem der Führer die brennende Fackel aus der Hand. Wer ist der Todte? rief sie mit fast erloschener Stimme. Alle schwiegen. Salgar! Salgar! du bist es! Ihr Grausamen laßt euch erweichen! noch einmal muß ich meine Lippen auf die seinigen drücken! Der Deckel erhub sich. Sie riß den

Schleier

Schleier hinweg, der sein Gesicht verhüllte. Salgar, mein Geliebter! Ich berühre den Saum deines Gewands. — Sie sagte es und erblaßte.

* * *

Minas Schönheit war eben entsprossen; sie glänzte, wie das zarte helle Grün der Bäume. Klar, wie der Himmel an einem schönen Tage, war Mina's Seele. Sie hüpfte freudig wie ein Reh durch die Stunden des Lebens. Mit der Sonne verließ sie der Schlummer, dann eilte sie zur strudelnden Quelle, wo Pappeln, blühende Kastanien, und babylonische Weiden den anmutigen Ort verschönerten. Hier füllte sie mit klarem Wasser die glänzenden Eimer und besprüzte mit der schönen Hand die schneeweisse Leinewand, die auf dem grünen Teppich ausgebreitet lag. Dann erquickte sie Pflanzen und Sträuche. Die zartesten waren ihr immer die theuersten. Es war ihr eine süsse Empfindung, ihnen das Leben zu erhalten. Des Abends schnurrte unter ihren Füßchen das schnelle Rad, und der feine Faden schlüpfte durch ihre niedlichen Finger. Manchen Jüngling hatte sie gesehen, aber sie waren nicht ein Schatten von dem Jüngling ihrer Seele! — Nun erschien aber Gedo! und schon ein ganzes Jahr hatten Gedo und Mina die süssesten Stunden des Lebens genossen — Nun mußte sich Gedo entfernen. Ach! rief Mina, ehe die Blüten dieser Linden sinken, bist du wieder in meinen Armen. Der Treulose schwur. Ach Mina! schon war die Blüte gesunken, schon duftete sie von neuem, und noch war der Geliebte entfernet. Ihr Blick war auf die Stelle geheftet, wo sie ihn zum leztenmal umarmet hatte. Noch hörte sie unter den Linden das Rauschen seiner Schritte — Sie verwelkte mit der Blüte der Bäume, sie hofte mit ihnen dahin zu sein. Noch einen Windstoß rief sie, und es ist vorbei. Der Windstoß kam, und früher wie die liebliche Blüte wurde der

Engel befreiet. Sie eilte zum Aufenthalt, wo schimmernde Gestalten und feurige rollende Sphären ewige Freude in die Seele giessen.

Ein und zwanzigster Brief.

Ida an Agnes.

Vieleicht bin ich eher wie dieser Brief in deinen Armen. Nicht länger kan mein Herz die Trennung von dir erdulden. Agnes, meine zärtliche Liebe sol mit seidenen Flügeln dich sanft anwehen, Ruhe in deine Seele wehen. Wärest du mir nicht Alles; ich könte mich nicht von hier entfernen. Meine Schwiegerin schwebt zwischen Leben und Tod. Sie fantasirt schrecklich. Gott verhüllt in einem Schleier das Geheimniß ihres Herzens, denn oft wil sie sprechen, aber eine höhere Macht zwingt sie zum Schweigen. Oft ruft sie heftig: Gott! Gott, vergieb! Heinrich kan es nicht. Ach, welche Seele wäre wol niedrig genung, um weiter zu fragen — Heinrich ist wie betäubt. Eile zu Agnes, ruft er oft, eile zu ihr! Wenn ich frei werde, komme ich zu dir. Agnes wird meine Freundin sein; sie wird mir nicht diesen schwachen Trost entreissen. Wenn ich dann dieselbige Luft mit ihr athme, wenn ich ihr sanftes Auge sehe, so wird doch mein Herz nicht so wüten. — Ich komme von meines Vaters Grabe. Luisen und Adolph habe ich es anvertraut. Nach ihrem Rosenstrauch wird ihnen nichts so theuer sein. Jede erste Blume, die dort blühet, jede lezte, die dort glänzt, sollen sie mir senden. — Beste, meine Schwiegerin ist nicht mehr. — Ein schrecklicher Tod! Ich wil aber schnel vor diesem Gemälde den Vorhang sinken lassen. — D.... gehört Elwina, Heinrich, ist frei, seine Seele ist edel, jeder Pulsschlag ist Liebe. Beste Agnes! — Ach verzeih, verzeih! Wie könte dein Herz nun eine solche Vorstellung ertragen! O

die

die süsse Freude des Wiedersehens! Mein Auge wird ungerührt die schönste Gegend durchwandeln. Ach! nur du, du allein beschäftigest meine Seele.

Zwei und zwanzigster Brief.

Der Graf D.... an Agnes.

Von seinem Landgut B.

Die jugendliche freundliche Gestalt des Glücks ist mir erschienen. Als ich hinstürzte, um den Saum ihres Kleides zu berühren, so ließ sie einen dicken Schleier sinken und verschwand. — Ach, Agnes! Elwina ist nicht mehr, die Schönste, die Edelste der Frauen ist dahin. — Da sie mich erblickte, so erhub sich noch ein sanftes Erröthen auf ihren erblaßten Wangen, durch den Blick des Todes schimmerte noch Liebe. — — Eduard! Eduard! rief sie, laß mich an deinen Lippen neues Leben einsaugen. Ach! zum erstenmal erhebt sich von neuem in meiner Seele der Wunsch zu leben. Aber fühlst du wie diese Hand brennt, wie meine Lippen trocken sind, wie kurz mein Athem — Bester, ach eine Blume, wenn der Morgenthau ihren Kelch mit neuem Leben füllet, wenn der Zephir sie sanft wiegt, so kan sie sich wieder erheben. Eduard, ist denn keine Hülfe mehr für Elwina? muß ich von dir hinweg? Kan keine Quelle diesen brennenden Durst löschen? kan kein Saft der Kräuter die Wunde heilen? — Nein! nein Geliebter! ich muß von dir — Kurz ist die Trennung, und werde ich dich nicht immer umschweben? wirst du nicht oft das Rauschen meiner Fittige hören, wirst du nicht oft deine Arme nach mir ausstrecken? — Ach Geliebter, hart wäre diese Stunde gewesen, wenn nicht deine Hand mich stärkte, wenn nicht deine Stimme mir Ruhe zuwehete. — Eduard, ewig werden wir beisammen sein. Was könte den Durst nach dir in

meiner Seele löschen? von dir getrennt würden unter meiner Hand die duftenden Lauben verblühn, meine Thränen würden sie benezen, aber nicht das belebende Wasser der Quelle! — Da du in diesen Ort des Schreckens hereinstürztest, da ich in deine Arme sank, da empfand ich den ersten Schauer des Todes. Ach, wenn man feurig liebt, so ist der Augenblick schwer! sehr schwer! — Eduard, nicht mehr sehe ich so ganz deine liebliche Gestalt. — Nun wird es wieder vor meinem Auge helle. Ach! es war ganz dunkel, doch fühlte ich deine Thränen, hörte deine Seufzer, aber nun bald wird es dunkel, ganz dunkel werden, und nicht mehr wird die Gegenwart des Geliebten mich stärken. — Eduard, meine Hand zittert zu sehr. Schneide du eine Locke von meinen Haaren ab, meine Küsse sollen sie bedecken, meine Thränen sie benezen. — Hier in deinem Busen solst du sie verwahren, laß sie nicht kalt werden! Kalt ist ja ein Bild des Todes — — Eduard, du solst mich nicht mehr sehen, wenn diese Lippen auf immer schweigen, wenn dieses Auge nicht mehr Liebe flammt — — E. . . . ist geflohen; ach! wie Cain ist seine Seele gebrantmarkt. Gott! Gott! vergieb ihm! — Dies war ein schwerer Kampf. Fühle die kalten Schweißtropfen — Eduard, nur noch einen Augenblick weile ich bei dir — Geliebter, trockne deine Thränen, ins Thal der Wonne eilet meine Seele. Folge! Folge mir nicht so schnel! — Du solst meine Sophie bilden, gieb ihr eine Mutter, pfleget zusammen diese zarte Pflanze — Eduard! Sophie! mit offenen Armen wird meine Seele die Eurigen empfangen, wenn die glückliche Stunde der Vereinigung erscheint. — Was für ein Geräusch, Carl! Mariane! seid ihr frei, Gott segne euch, ihr Theuren — Eduard! deine Hand, deine Lippen — du verbannst die Schrecken des Todes — Gott! Gott! erbarme sich meiner! Eduard! Geliebter! — Tod war meine Elwina, und ich sprang schnel auf, bedeckte mit weggewandtem Blick den erblaßten Engel — Ach, Agnes,

nes; langsam bin ich mit den heiligen Ueberbleibseln hieher gekommen. Durch jeden Ort erweckte der dumpfe Schal der Glocken eine zerreissende Empfindung in der Tiefe meiner Seele. Elwina ruhet hier am Ufer des Meeres. Die Wellen benezen den weissen Marmor, und ein kleiner Hain umkränzt dieses heilige Grab. Ach, Agnes, schon ganze Nächte habe ich dort gewandelt. Aber ich habe ihre liebliche Gestalt nicht erblicket, kein Lispeln ihrer himlischen Stimme hat mein traurendes Herz erquickt. Agnes! Meine Agnes! erschrecken Sie nicht, wenn ich auf einmal mit meiner Sophie zu ihren Füssen sinke, und sie flehe, meiner Sophie eine Mutter, mir eine zärtliche Gefährtin zu schenken — Aber, Engel, erst muß mehr Ruhe in diesem zerrissenen Herzen sein.

Drei und zwanzigster Brief.

Ida an ihren Bruder.

Prag.

Süß wie Honigseim war der Augenblick des Wiedersehens. Sie flog mir mit ofnen Armen entgegen. Die Freude hat auch ihre Todtenblässe, auch ihre Thränen — Ihre Gestalt ist nicht mehr so blühend, aber der Zug der Schwermut macht sie noch reizender — Heinrich! fasse dich, bester Bruder! Elwina ist tod, und D. . . . erscheint hier in wenigen Tagen — Ach, Heinrich, wenn du Agnes Bruder sein woltest. — in ihrem Busen schlägt dir das Herz einer Schwester entgegen. Kom, laß die zärtlichste Freundschaft deine Tage verschönern. Ich sinke auf meine Knie, und bete mit gerührtem Herzen. Gott wird ja nicht das Gebet der Unschuld verstossen, das Ungestüme der Leidenschaft wird durch den Pinsel der Freundschaft sanft weggewischt werden — Agnes liebt mich eben so zärtlich, D. . . . hat mir nichts entrissen. Die Schattirun-

tirungen in dem Gemälde der Freundschaft hat die Liebe nicht verdunkelt — Ach, die Liebe! wie ihr Auge funkelt, wie ihre Wangen glühen, wenn sie das geringste Geräusch höret! — Eben kamen wir von dem Ufer der Moldau zurück. Das Andenken der vorigen Zeiten erhob sich in unsern Herzen und Wehmut berührte leise die Saiten unserer Seele. Wir gingen schweigend zurück, als auf einmal Agnes laut rief und in Eduards Arme sank. Der Mond drang durch die Wolken; sie sahen sich an, eine Thräne floß ihre Wangen im Schimmer des Monds hinab, und von neuem war es dunkel.

Aber ach, Bruder, wie rührend war nicht der Augenblick, da Sophiechen in ihre Arme sank, und: Mama! Mama! rief. Agnes nahm sie auf ihre Knie und bedeckte sie mit feurigen Küssen. Ja, Engel, lieben wil ich dich, wie die zärtlichste der Mütter. An diesem klopfenden Herzen solst du empor wachsen. An meiner Hand solst du zu Elwinas Grabe wandeln, dort, wann deine Thränen fliessen, solst du die Geschichte ihrer Trauer, den Glanz ihrer Tugend lernen. Unsere Tage sollen dem Trost des edelsten der Männer geweihet sein, meine unaussprechliche Liebe, das Bild von Elwina, das in deiner Gestalt, in deiner Seele leben sol, sol meines Eduards Schmerz lindern. Weinend sank D. . . . in die Arme meiner Agnes. — — Du kanst nicht glauben, wie zärtlich Eduard gegen mich ist; nur ein Blick, nur ein Wort, und mein Wunsch ist erfüllet. Agnes Seele schwebet auf himlischen Wolken, wann sie dieses sieht. Wann ich Eduard lobe, so lächelt sie so freundlich; der Ton ihrer Stimme ist Dank. Ach, selten erscheint unter den Sterblichen eine so feurige Liebe. — Heinrich, ich würde dir alles dieses verhehlen, wenn du mich nicht gezwungen hättest, dir zu versprechen, nichts, gar nichts zu verschweigen. Die traurigste Wahrheit scheint dir nicht so schrecklich, als das Bild der Einbildungskraft. — Heute

sind

Agnes und Eduard auf ewig verbunden worden. In einer einsamen Stunde sind wir zur Kirche gegangen. Agnes war ganz weiß gekleidet, nur eine weisse Rose in den fliegenden Locken, Sie war sehr stille, D.... traurig und niedergeschlagen. Gegen den Abend spielte Agnes auf der Laute, die Saiten schollen, wie die Empfindung ihrer Seele; sie glichen den klagenden Tönen einer Mutter, die ängstlich von Zweig zu Zweig hüpfet und die entrissenen Jungen locket. D.... lehnte sich über ihrem Sessel; oft sank eine schnelle Thräne auf ihren keuschen Busen, und mit einem zärtlichen Blick wischte sie sie hinweg. meine Thränen flossen mit den ihrigen. O, es müsse Segen über sie thauen, wie bei einem rothen Himmel, wann jede Blume sich erquickt, Segen für die Ewigkeit! — Ach, Heinrich! E.... ist nicht mehr. Er wird nicht mehr in Agnes Seele Schrecken rauschen. — Elwina war nicht das erste Opfer dieses Bösewichts. Ein Unbekannter hat alle diese Unglückliche gerächet und durch seine Hand ist der Elende gesunken. Seine lezten Augenblicke sind fürchterlich gewesen. Er hat die Tiefen der Hölle sich öfnen gesehen, und den feurigen Schlund erblicket, wo die Teufel ihn hinab schleudern wolten. Der Baron von K.... hat uns alles dieses gesagt. Er hatte sonst diesen Unglücklichen geliebt. Ach Heinrich, seitdem er tod ist, kan ich ihn nur beklagen. Fürchterlich ist das Gericht des erzürnten Gottes. — Ach Heinrich, erscheine bald hier; dann werden von neuem die goldenen Tage meiner Jugend mein Leben verschönern. Bruder! Mein Heinrich! Eduard, Agnes und ich erwarten dich mit offenen Armen.

C. A. E. Gr. v. B.
g. Gr. v. S.

4.

An meine Freundin

Caroline Adelheit Cornelia Gräfin von Baudißin, geborne Gräfin von Schimmelmann, als sie krank war. 1781.

Die rothen Rosen schwinden, die weissen blühn
auf Deinen Wangen; schnelleres Klopfen hebt
Dein sanftes Herz; Dein sanftes Auge
schwimmet im mondlichen milden Schimmer:

Doch schwebt der Unschuld Lächeln, wie Frühlingsduft
auf Wiesen, über jegliche Miene Dir,
und schöner schienst Du mir in voller
Blüte der frischen Gesundheit nimmer.

So rührend nie! Die schmelzende Wehmut trübt
mein Auge, wann Dein Leiden aus wunder Brust
in's Antliz steigt, wann Deine Freude
schnel sich in sanfte Gedult verwandelt.

Gedult, der Menschheit Tugend, und sanfter Sinn,
des Weibes schönste Zierde, begleiten Dich
bei jedem Leiden, pflücken heimlich
Blumen für Dich in des Trübsals Thale,

Dich einst zu schmücken, aber noch lange nicht,
wofern mit Engelsstimme die Hofnung mir
nicht Täuschung zusingt, wann die Thräne
schnel mir versiegt im erhellten Auge.

~~Sie kan nicht täuschen. Freundin, ich hoff' auf Dich,~~
Du werdest auf die Thränen der Deinen sehn,
und achten ihres Flehns, und sorgsam
jeglichen Pfeil der Gefahr vermeiden.

Im kühlen Odem weher der Abendluft,
auf Thaubenezten Fittigen schwebt ein Pfeil.
Mir rauschen Schrecken in die Seele,
wann er Dir leise vorüber säuselt.

Die steilen Höhen meide! der Hügel selbst,
wiewohl ihn Blumen schmücken, kan treulos sein,
indem er, weil Dein Herz noch klopfet,
Dich mit der Aussicht in's Thal verweilet.

Für Dich, Du Sanfte, blute das Lämchen nicht!
kein freies Wild, das ehrliche Rind auch nicht!
Dich nähre lautre Milch, Dich nähre
leichtes Gemüs' und die Frucht des Baumes!

O fleug nicht, schnel wie Rehe, den Windelgang
des Hauses auf, die Töchterchen gleich zu sehn!
Du küssest sie mit weichern Küssen,
wenn du nicht keichest vom jähen Laufe.

Dich schrecke nie ein Schauer der Mitternacht
auf Deinem Sessel! Lange schon triefe dann
der weichen Ruhe sanfter Balsam
stärkend auf dich, wann Du leis' aufathmest.

Du wirst uns hören, Freundin! Ich hoff' auf Dich,
Du werdest auf die Thränen der Deinen sehn,
und achten ihres treuen Flehens.
Freundin, erbarme Dich mein, und lebe!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

5. Zu-

5.

Zustand von Pommern im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. *)

Vor der lezten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war Pommern noch kein eigentliches Glied des deutschen Staatskörpers. — Damals bewonten es die Slaven oder Wenden, anstatt der deutschen Stämme, welche es einige Jahrhunderte zuvor inne gehabt zu haben scheinen.

Diese Slaven oder Wenden sind ein Hauptvolk unter den Erdbewonern. Sie erstreckten sich Deutschland gegen Osten, vom adriatischen Meere, bis an das Eismeer. Die heutigen Dalmatier, Sklavonier, Böhmen, Mähren, Pohlen Russen u. s. w. sind Abkömlinge davon, und reden dieselbe Sprache in verschiedenen Mundarten.

So weit die Geschichte reicht, findet man diese grosse Völkerschaft von keinem algemeinen Oberhaupte beherscht; sondern wie die alten Deutschen, in manche bald grössere, bald kleinere Staaten zertheilt; und die pommerschen Wenden hatten, (wenigstens in spätern Zeiten) auch ihre eigenen Landesherren. Es läßt sich gleichwol mit Gewisheit kein älterer Stamvater der folgenden Herzoge an-

*) Von dem Verf. der Abhandlung über den Zustand des deutschen Adels in alten und mittlern Zeiten, welche das Publikum in den beiden ersten Stücken des Museums d. J. mit so vielem Vergnügen gelesen hat. Die wenigen Besitzer der seltenen Schrift, aus der sie genommen ist, will ich nur darauf aufmerksam machen, daß ich auch zu diesem Aufsatz einen beträchtlichen Zusaz handschriftlich von dem verehrungswürdigen Hr. Verf. erhalten habe.

D.

angeben, als Svantibor der erste. — Er starb 1107 noch als Heide. — Aber unter seinem Nachfolger Wartislav kam die Zeit, daß die pommerschen Wenden, welche bis dahin die Gottheit unter der Gestalt eines dreiköpfigten Menschen verehret hatten, solche in dem Bilde eines gekreuzigten anbeten solten. — Triglaff mußte Christo weichen.

Die grössern Reiche, welche Pommern umgaben — Deutschland, Dännemark, Schweden, Polen, — waren schon lange christlich. Auch den pommerischen Wenden war das Evangelium, aber vergebens geprediget worden. Endlich unterstüzten es ihre mächtigen Nachbarn mit Feuer und Schwertt so nachdrücklich, daß jenen nur die Wahl übrig blieb, entweder ein Christenvolk zu werden, oder aufzuhören ein Volk zu sein.

Ihr Landesherr Wartislav war klug genug, das erste lieber zu wollen. Ein neuer Apostel — Otto Bischof von Bamberg — erschien; und Wartislav begünstigte gleich anfangs dessen geistlichen Feldzug, so viel er es nur vor seinen verstockten Unterthanen wagen durfte.

Diesen Fürsten ergözten bei seinem Heidenthum nicht so manche Gemalinnen, als den weisen Salomo, oder andere wackere Männer, die unter dem alten Geseze lebten, für einen Anhänger des neuen aber waren ihm deren dennoch drei und zwanzig zu viel beigelegt worden. Er schickte sich in die Zeit, entsagte diesem Ueberflusse wie den Göttern seiner Väter, bekante sich endlich selbst öffentlich zu der Lehre des Apostels, und ließ geschehen, daß der Grund zu einem neuen Staate im Staate unter dem Namen eines Bisthums gelegt wurde. *) Weil aber Zwang und Notwendigkeit — nicht Erleuchtung von

*) Vita Sancti Ottonis in des Hrn. von Ludwig Script. rerum Bamberg.

von oben — dies grosse Werk volbrachten: so gab es manche traurige Auftritte, und Wartislav selbst starb 1136. von der Hand eines Meuchelmörders. — Ob er seinen abgedankten Göttern oder Weibern aufgeopfert wurde, ist unbekant.

Schon lange vor dieser Zeit waren die pommerischen Wenden keine Wilden mehr. — Sie hatten einen erblichen Adel, wie die Deutschen; und unschuldigere Sitten wie diese, ob sie gleich noch Unchristen waren. Schlösser an den Kasten ihrer Bekehrer entdeckten ihnen zuerst, daß es eine Untugend gäbe, die deren Gebrauch notwendig machte; und die Verkündiger des neuen Glaubens waren in ihren Augen nur Lehrer neuer Laster. *) Sie zeichneten sich durch Gastfreiheit und Neigung zum kaufmännischen Gewerbe aus. Wineta, Julin u. a. m. waren bei ihnen schon länger volkreiche und mächtige Handelspläze gewesen, als sich bestimmen läßt. Aber nun hatte die unter der Larve des Glaubenseifers versteckte Herschsucht der benachbarten christlichen Fürsten Pommern fast zu einer Wüste gemacht. Um sich davon zu überzeugen, darf man unter andern nur einen Blick auf die Stiftungsurkunden des Klosters Belbugks 1170 und 1208 werfen. — Unter eilf Dörfern, womit es beschenkt wurde, befand sich kaum eins bewont. **)

Dies sezte die Landesherren in die Notwendigkeit, durch allerhand Vorteile fremde Einwoner herbeizuziehen, und sie waren vernünftig genug, solches nicht zu verabsäumen.

Daß sie Kaiser Friedrich der Rothbart 1182. zu Reichsständen aufgenommen, und für Herzoge erkant habe, lehrt uns Saxo Grammaticus, ein Zeitgenosse dieser Begebenheit; ***) daß sie sich aber längst zuvor schon selbst Her-

*) Vita St. Ottonis.

**) Dregers cod. dipl. Pom. T. I. pag. 10 et 75.

***) Lib. XV.

Herzoge nanten, beweisen manche Urkunden. *) Auch zeigen deren einige, daß sie dieser neuerlangten oder bestätigten Würde und Reichsstandschaft ungeachtet in einer gewissen Abhängigkeit von den Marggrafen zu Brandenburg aus dem askanischen Hause blieben. **)

Alle einheimische pommerische Chronikenschreiber, deren keiner älter als das sechzehnte Jahrhundert ist, und welche sich einander wiederholen, nehmen diese Begebenheit als den Zeitpunkt an, da die Deutschen angefangen hätten, sich in diesem wendischen Lande niederzulassen. Allein Urkunden lehren uns, daß es früher geschehen sei, und daß die dortigen Fürsten auch schon zuvor an Deutsche von Adel Güter verliehen haben

In dem Bestätigungsbriefe des Klosters Colbaz wird schon 1173. ausdrücklich eines deutschen Dorfs gedacht. ***) — Aus einem andern von 1187. über die Stiftung der Jakobi Kirche zu Stettin erhellet, daß ihr Erbauer Beringer, ein fränkischer Edelmann (benenatus), schon lange Jahre daselbst gewont hatte, und daß er mit den Oertern Cleczow und Gribin, welche er seiner Kirche schenkte, von dem Landesherrn begnadigt worden war. ****) Es ist mehr als warscheinlich, daß die Deutschen begunten sich in Pommern niederzulassen, sobald das Christenthum anfing dort Wurzel zu schlagen. Denn der heilige Otto und die mehresten seiner Reisegefährten waren Deutsche. Aber der größte Zulauf dieser neuen Ankömlinge scheint in der That erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt zu sein.

*) Siehe in Dregers cod. dipl. die Urkunden, welche älter als das Jahr 1182. sind.

**) In Dregers cod. dipl. und anderwärts finden sich Urkunden, welche beweisen, daß sie diese Marggrafen für ihre Lehnsherren erkanten.

***) Dreger cod. diplom. T. I. pag. 17.

****) Dreger cod. diplom. To. I. pag. 39.

Bis dahin sieht in den pommerschen Urkunden noch alles wendisch aus. Die Personen deren sie erwänen, haben lauter wendische, und größtenteils nur noch Taufnamen. Etwa um das Jahr 1240 fangen die deutschen von Adel erst an, darin als Zeugen zu erscheinen; mithin um die Person der Landesherren zu sein, und bald nachher findet man in selbigen wenig andere, als deutsche Namen.

Es scheint, daß Herzog Barnim I. die Deutschen vorzüglich liebte, und daß die Woltaten, womit er diese Fremden überhäufte, sich bis auf die damals berümten Minnesänger erstreckt haben; denn in der jenaischen Handschrift einer Samlung ihrer Lieder lobt ihn Meister Rumland also: *)

Ihr edelen herren ritter und gerende diet
unde alle geistlich Orden, die syn hand beriet
Nu sit gemant, daz ir sin nicht vürgezzen
Des edelen Vürsten, der so grozer tugend phlac,
daz ere in sime herzen an sin ende lac
went an den tot so hat er lob besezzen.
Dem an sin alter grise har mit eren wosen Sunder Kerge nahen
Daz was der milde *Fürste Barnam von Stetyn*
Ich tzuge an al die gerenden die noc lebendig syn
daz sie nye milter Suzen vürsten sahen
her ist no hin syn vleisch ist tot unde ist begraben
des hant die armen sorgen siechen kunde laben
daz er sie wol von Armuth siuche erloste
sit her so manigen hie von not gehulfen hat
No helf ym gotes moder der barmunge rat
Mit dyner helfe Kum ym dort tzu troste

Der

*) Wir haben die Abschrift dieser Stelle der Gefälligkeit des gelehrten Hrn. Rath Bertuch zu danken.

Der herren vnde der ritter mont die vrouwen geistlich orden gerndetzrungen
Die sulen dich Süze moter bitten vnde manen
daz du ym wollest dyner eren straze banen
wenne *Barnam* nye von eren wart gedrvngen.

Die einwandernden Deutschen waren aus mancherlei Gegenden, grösstenteils aber Niedersachsen. Ihre Menge machte in Pommern bald ihre Sitten und ihre Sprache herschend; die Wenden wurden teils verdrängt, teils zu Niedersachsen umgeschaffen. Städte wurden nach deutscher Art entweder erbauet oder eingerichtet. Viele erhielten solche Gerechtigkeiten, die sie gleichsam zu freien Republiken unter dem Schuze der Landesherren machten; ihre Verfassung war schon in ihrem Ursprunge aristokratisch. — Von verschiedenen sind noch die Stiftungsbriefe vorhanden. In dem von Prenzlow unter andern sagt Herzog Barnim I. im Jahr 1235. „daß er beschlossen habe, in seinem Lande freie Städte, nach dem Gebrauch anderer Provinzen anzulegen, und daß Prenzlau eine solche freie Stadt seyn solle. *) „

Bey dieser Stadt sowol, als bei manchen andern findet es sich, daß ihre Einrichtung Leuten von Adel aufgetragen worden, die zugleich den neuen Stadtrath ausmachten. Acht Personen aus dem Geschlecht der von Stendal werden in der prenzlauischen Stiftungsurkunde genant; und als Greifenberg zu einer Stadt gemacht wurde, bekam der sogenante Besizer Jakob von Trebtow von den 100 Hufen des Stadtfeldes 20 für sich allein, dreizehn andere Ritter und Knapen zusammen nur 30 davon, mit dem Bedinge, daß sie dem Stadtrecht unterworfen sein solten, so lange sie dort wonen würden. **)

 Durch-

*) Dregers Codex diplom. pag. 67. 68.
**) Dregers cod. diplom. T. I. pag. 456. 57. Aus der Beilage Nro. 2. ist auch zu ersehen, daß damals in der heimlich-

Durchgängig bewarb sich der Adel vom Lande um das Bürgerrecht in solchen Städten, saß in ihrem Rathe, und bekleidete obrigkeitliche Aemter. — Borken, Ramine, Zastrowe u.s.w. waren in der Folge der Zeit Bürgermeister oder Rathsherren zu Stettin; *) Osten zu Greifswalde; **) Mildenitze zu Stargard, ***) Kleiste, Putkammer u.s.w. zu Stolpe, ****) Manteufel, Blankenburge u.s.w. zu Cöslin; *****) Carnitze zu Trebtow rc. ******) Kurz es ist wohl kein ansehnliches Geschlecht im Lande, aus welchem nicht jemand in gleichem Falle gewesen wäre. Ja der Adel hielt das Bürgerrecht für einen so großen Vorzug, daß die nachgelassenen Kinder des stettinischen Bürgermeisters Albrechts von Bork mit ihren Vormündern, den Rathsherren Johann von Bork und Lubislaff von Natzmersdorff, welche im Jahr 1426. aus der Stadt verwiesen worden, sich an den Kaiser und das Reich wendeten, um in ihren vorigen Stand gesezt zu werden; und sie konten es erst nach dreizehn Jahren durch die gegen Stettin verhängte Reichsacht wieder erhalten. *******)

Der

benachbarten Mark Brandenburg eben diese Gewonheit herschte. Marggraf Johann trägt in dieser Urkunde den Gebrüdern von Partwenitz die Erbauung der Stadt Lychen auf.

*) Friedeborn, Beschreibung der alten Stadt Stettin zweites Buch im Verzeichnis der Rathsherren.

**) Micraelius, T III, pag. 182, et 430.

***) *Cramer* in dedicatione libri III. seiner Kirchenhistorie.

****) Wolfens Beiträge zur pommerschen Geschichte, p. 154.

*****) Hakens Geschichte der Stadt Cöslin im Verzeichnis der Ratsherren.

******) Rangow orig. Pom. pag. 371.

*******) Friedeborn Stettinische Geschichte Buch 2. Seite 73—84. Bekantlich sind die Borken eins der ältesten adelichen Geschlechter in Pommern; sie waren vieleicht mächtiger als kein anderes; gründeten im dreizehnten Jahrhunderte, den Landesherren gleich, Städte auf ihrem

Ei-

Der alte Gebrauch, daß Städte anfänglich rittermäßige Stifter, hernach dergleichen Vorsteher hatten, herschte gleichwol nicht blos in Pommern, sondern von Deutschlands einem Ende bis zum andern. Denn, als nordwärts Prenzlau durch die von Stendal, Greiffenberg durch den von Trebetow, andere Oerter durch andere Edele ihr Dasein oder ihre Gestalt empfingen, schuf auch gegen Süden der von Bubenberg, nebst den von Erlach, den von Engarten die beste der noch blühenden Aristokratien, Helvetiens mächtigste, das bekante Bern, dessen Selbstherschaft die von tausenden seines gleichen, durch Klugheit, Mut, oder günstige Umstände bis jezt noch überdauert, und noch sizen dort an der Spize des Raths Erlach, welcher einen der Mitschöpfer Berns zum Anherrn hat, Wattewyl, Diesbach, Luternau, Banstetten, Müllnien, Absprößlinge derer, die sich aus unabhängigen Schlössern den Gesezen der neuen bürgerlichen Verfassung unterwarfen.

So gründeten vornehme Griechen, ein Hippokles, ein Megasthenes, wer weis wie früh, Neapolis Mutter, Cumä, und lehrten dem noch wilden Italien schwache Gemeinheiten durch Bollwerke, durch Einrichtungen stark zu machen, — das Beispiel fand Nachahmer — Urbilder entstanden für das jüngere Rom — durch dieses für uns; denn Mainz, Köln, Augspurg, Kostniz sind römische Pflanzörter. Almälig traten andere Städte nach diesem Muster an die Stelle des herzinischen Waldes; andere hieß weit später der Hunnen Besieger, Heinrich, auf einmal jenen ähnlich werden; andere gebar die Zeit noch lange nach ihm; also ist Heinrich weder der erste noch der lezte, der unserm Adel Wonungen in Stadtmauren anwies.

Eigentum, hatten sich zehn andere adeliche Häuser mit Lehnspflicht verknüpft, und besassen zu Micrälius Zeiten noch 4 Städte und 54 Kirchdörfer.

Diese Republicken standen teils unter dem unmittelbaren Schuze unserer Kaiser; hievon sind noch einige Reichsstädte übrig, teils unter dem von ihren besondern Landesherren, welcher Schuz endlich zu unbeschränkter Botmäßigkeit gedieh. Und aus dieser Zahl haben oft falsche Maasregeln den weiland reichen Handelsplaz in einen armseligen Flecken verkehrt.

Vor dem sechzehnten Jahrhunderte, ehe das jezige Grundgesez der deutschen Staatsverfassung — der Landfriede — zu Stande kam, herschte durchgängig das sogenante Faustrecht. — Landesherren, Edelleute, Städte, konten sich einander feindlich überfallen, ohne die Strafe von Störern der öffentlichen Ruhe zu befürchten; das uralteste Herkommen berechtigte sie dazu. Keine beständige und ordentlich bezalte Soldaten gaben den Fürsten in ihrem Gebiet, wie heutiges Tages eine überwiegende Macht zur Aufrechthaltung guter Ordnung, und gegen die Vorrechte ihrer Untertanen. Die Befehdungen zwischen ihnen, ihren Nachbarn, ihrem Adel, ihren Städten, und diese untereinander waren unaufhörlich; alles war Unordnung; folglich der Staat allenthalben ohnmächtig. Eben deswegen konten nach Zeit und Umständen, so manche Glieder desselben sich des unwiderstehlichsten von allen Rechten — des Rechts des Stärksten — bedienen, und empor schwingen. Man blieb aber nicht allenthalben in den Schranken, welche die Ehre auch unrechtmäßigen Kriegen sezt; sondern mächtige Dinasten sowol, als der andere Adel erniedrigten sich, die Strassen durch Plackereien unsicher zu machen, auf welchen in unsern Tagen die Strafe des Stranges steht.

So ein verworrener Zustand gebar mancherlei Bündnisse der Schwächern gegen den Stärkern. — Dies war die Hauptursache, daß sich nicht allein der niedere Adel, sondern selbst Landesherren um das Bürgerrecht in vermö-

gen-

genden Städten bewarben. — Kaiser Wilhelm, Graf von Holland, war Bürger zu Utrecht *); Ein Graf von Sponheim war es zu Trier **); Einer von Katzenelnbogen war es zu Mainz ***). Das im Jahr 1744 erloschene fürstliche Haus von Ostfriesland hatte im Rathe der Stadt Norden gesessen ****); und der heutiges Tages so wenig geachtete Name — Bürger — war damals ein Ehrentitel.

So unterschrieben sich zum Exempel von den vornehmsten hessischen Geschlechtern 1314 Johann Riedesel, Opidanus in Alsfeld; 1386 Volpert Schenk, Burgensis in Amöneburg; 1484 Sittig von Berleps, Bürger zu Münden *****). Daß man aber Ritter und Bürgermeister zugleich sein konte, beweißt unter andern folgende Nachricht:

1438 — — — — Starf de Ersame Her Hinrick Viscule Ridder und Borgemester der Stadt Luneborg in Sinem LXXX Iahre, He was bawen XL Iahr Borgemester west, He ward vor Zelle to Ridder Schlagen, im stride den de vorsten der Herschop Brunswigk und Lüneburg wunnen — — — — — Ok heft he und sine Olderen de Stadt Lüneborch helpen bawen und hebben darin gewohnet baven X Iahr und CC. Sin Vader was ok Borgemester to Lüneborg — — — — deses Her Hinriks Oldern vel geweſt, in dem Rade to Lüneborch — — — etc. — — ******).

*) Scheid vom hohen und niedern Adel. S. 185.
**) Ibidem.
***) Kuchenbecker von hessischen Erbhofämtern.
****) Pauli Geschichte der preussischen Staaten.
*****) Kuchenbecker von hessischen Erbhofämtern S. 118. 119. der Beweißtümer.
******) Excerpta chronici H. Corneri in Leibnitzens Script. rer. Brunsw. T. III. pag. 201. In Oberdeutschland waren zum Beispiel die Stadtmeister zu Strasburg vielfältig

Furcht für Ueberfal, Notwendigkeit sich öfters gegen Stärkere zu vertheidigen, besamte die Spize der Berge, die Sümpfe, die Wasser mit Schlössern, und umgab almälig Städte mit Mauren. Eine jede Stadt, ein jedes Schloß waren in diesen Fehdezeiten kleine besondere Mächte, die sich oft einzeln, oft in Verbindung mit andern feindlich überzogen. So wenig Kunst aber die damalige Art sich zu schlagen auch verriet, so verstand doch der Adel mehr davon, als andere. — Krieg war sein erbliches Handwerk. — Ohne Zweifel ist dieses wol eine von den Hauptursachen gewesen, warum so manche längst vorhandene Städte ihre Rathsherren unter dem Adel suchten, oder warum solche den neu angelegten von dem Stifter manchmal ausdrücklich daraus vorgesezt wurden.

Dergleichen Städte hatten also in Rücksicht auf Kriegshändel überaus viel Aehnliches mit den Schlössern, die auch nur selten ganz an einen Herrn gehörten. Hier bestand die Aristokratie aus den verschiedenen Hausvätern desselben Geschlechts oder andern, unter dem Namen von Ganerben, damit verbundenen Geschlechtern: dort aus dem Senat; und bei eintretenden Fällen führte dieser, wie jene, seine Untergebenen an. — Allenthalben wo eine ordentliche Obrigkeit verehrt wird, gehorcht der gemeine Mann, er mag frei oder leibeigen heissen; Empörungen hingegen sind nirgends unerhört.

Der blühende Zustand des Adels, der auf seinen Landgütern blieb, und dessen der in Städten wohnte, gründete sich jedoch auf einander zu sehr bestreitende Umstände, als daß das gute Vornehmen hätte unter beiden lange bestehen können. — Die Schlösser des einen waren größten-

tig Ritter. Die Manessen in Zürich, welchen wir die Samlung der Minnesänger zu danken haben, waren dort Ritter sowol als Rathsherren.

größtenteils Raubnester; die Mauren des andern Zufluchtsörter wider jener Anfälle. — Den einen bereicherte die Störung alles Gewerbes; des andern Vermögen nahm gemeiniglich mit dem Gewerbe der Republik zu. — Es war nicht anders möglich, sie mußten sich endlich von ganzen Herzen hassen; jener hielt sich besser als dieser, und dieser sich besser als jener. Dennoch blieben die Turnire, bis in die lezte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, des einen und des andern gemeinschaftliche Waffenübungen, selbst in denjenigen Provinzen des Reichs, wo geschlossene Geselschaften von Turnirgenossen entstanden waren.

Im Jahr 1481 hingegen, bei einer dieser Versamlungen zu Heidelberg, und 1485 zu Heilbrun, beschloß der Landadel unter sich, keinen Edelmann, aus irgend einer Stadt mit sich dazu zu lassen, wann er nicht seinem Bürgerrecht entsagte; bald darauf aber hatten diese Turnirgeselschaften ein Ende *).

Das Faustrecht erreichte gleichfals sein Ziel im deutschen Reiche, der Landfriede kam zu Stande; man konte almälig wieder in den Dörfern wohnen, ohne sie verschanzen zu müssen. Auf der andern Seite wurden vielen Städten ihre alten Freiheiten geschmälert. Sie geriethen in Abnahme, man konte nichts mehr darin vorstellen.

Der Adel zog sich aus diesen nach und nach wieder auf das Land, und nahm hier wie an Menge, so an Vorurteilen gegen den in Städten bleibenden Ueberrest zu. Dennoch haben an manchen Orten die von Adel ohne Nachteil ihrer Würde in städtischen Verbindungen beharret. Den alten nürnbergischen Geschlechtern stehen die Ritterorden wie die Hochstifter offen; und der Stadtadel zu Mün-

*) Nicht die Turnire; denn diese überlebten vielleicht in manchen Gegenden das folgende Jahrhundert. Heinrich II. König von Frankreich kam zum Beispiel noch im Jahr 1559 dabei ums Leben.

Münster, die sogenanten Erbmänner, denen das dortige Domkapitel die Stiftsmässigkeit streitig machen wolte, haben fast in unsern Tagen, ihren Prozeß vor den Reichsgerichten gewonnen *).

Jedoch bedienten sich die adelichen Häuser ihres erlangten Bürgerrechts nicht immer; man blieb öfters nach Beschaffenheit der Zeitläufte und Umstände während manchen Generationen auf seinen Landgütern. Wenn aber ein Hausvater verschiedene Söhne zu versorgen hatte, und ihm nicht irgendwo ein Krieg zu Hülfe kam, so suchte er ihnen ohne Unterschied eine Hofbedienung, eine geistliche Pfründe, oder ein obrigkeitliches Amt in einer Stadt zu verschaffen. In Pommern wenigstens konte der adeliche Rathsherr auf den Landtägen, bald die Stimme der Ritterschaft seines Distrikts, bald die von seiner oder einer andern Stadt führen **), und seine Nachkommen fuhren fort, aller ihrer Geburt anklebenden Vorzüge zu geniessen, sie mogten wohnen wo sie wolten?

Schon im dreizehnten Jahrhunderte zeigen sich Schliessen unter den Rathsherren einer der dortigen Republiken; aber hundert Jahr zuvor lassen sich ihre Güter bereits in einer nicht weit davon entfernten Gegend bemerken.

*) Estors Ahnenprobe, S. 143.

**) Siehe Micrälius Standrede auf Anton von Schliessen.

6. Eh-

6.

Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks gegen den Mercure de France, Samedi 4. Mai, 1782.

Aus diesem las mir jüngst meine Freundin Article Francfort le 12. Avril, vor:

„On dit, que Mr. *Klopstock*, l'un des plus celebres Poetes de l'Allemagne a envoyé a l'Empereur une Ode a la louange de nouvelles reformes, qu'il vient de faire, et que S. M. I. n'en a pas permis l'impression, mais a envoyé 50 ducats a l'Auteur.„

Wenn ich auch dieses *On dit* für nicht mehr und nicht weniger gelten lasse, als für ein irrendes, munkelndes Geschwäz, was die Akademisten in ihren gelehrten Zusammenkünften, und die unakademischen Schöngeister auf dem Kaffe sich mit Erstaunen oder Naserümpfen in und ausser Frankreich in die Ohren raunen; so fodert es doch jezt, da dieses Geschwäz durch den französischen Merkur zum öffentlichen Gerüchte gedruckt, und wie man mir sagt, auch in auswärtigen Zeitungen herumrumort, die Ehrlichkeit von mir, der ich in der Sache selbst mit die Hand hatte, daß ich diesem ruchtbaren Geschwäze widerspreche, und aus Ehrfurcht gegen meinen Kaiser, und zu Ehren meines Freundes hiermit öffentlich darthue, daß obangezeigtes Merkursanekdötchen je Zeile für Zeile unwahr, falsch und gerade im Gegensaze wahr ist.

Im Gegensaze wahr! daß Klopstock seine Ode dem Kaiser eingeschickt hat. Er verbat in dem ersten Briefe ausdrücklich die Uebergabe in seinem Namen. Sie solte nur für uns kleinen Kreis seiner hiesigen Freunde und

Freun-

Freundinnen und .. nur wenn sie Gutes stiften könte .. auch für Andere. Noch schrieb er mir unterm 30 Januar, da ich ihm berichtete, daß man Miene machte, sie denn doch zu übergeben: „Um alles, was den Musen jemals heilig gewesen ist, verhindern Sie auf alle Weise, lassen Sie es die Fr. v. * * hindern, lassen Sie * in Ketten und Banden legen, wenn er sich nicht geben will; hindern Sie, daß die Ode vom Obermönche dem Kaiser nicht aufgedrungen werde!„

Falsch! daß Klopstock den Kaiser lobte. Klopstock stellte lebendig die Thaten dar, die unser Kaiser und wer vor ihm? .. that, gethan hat: die Priestermacht beschränket, die Leibeigenschaft und den Frohndienst aufgehoben, und die Juden zu Menschen gemacht. Wen die That lobt, lobt den der Dichter, der die That der Ewigkeit einschreibt?

Im Gegensaze wahr! daß der Kaiser diese Ode vom Drucke zurückgewiesen. Wer durfte, ausser Matt und mir, diese Ode dem Drucke bieten? Auf wiederholte Aufforderungen an mich, ließ ich sie nicht her, weil ich es für eine Impertinenz halte, eine Handschrift ohne Willen oder Erlaubnis des Verfassers durch die Presse zu verbreiten. Wenigstens hat Klopstock uns dazu nicht durch Ein Wort veranlasset.

Falsch! unwürdig falsch! daß der Kaiser einem Klopstock für eine Ode, die er belohnungswert fühlte, 50 Dukaten solte verehret haben. Ich mögte wissen, wie viel der König von Frankreich Einem der berühmtesten Gratulanten, die unlängst dem Dauphin ein Genethliakon bei der hohen Wiege leierten, geschenket hat? Klopstock singt für keine Münze, wenigstens hat ers durch ein Leben von funfzig Jahren dargethan, daß keine Fürstengnade ihm auch nur Einen Saitengrif abzuschmeicheln vermochte. Wer kan mir widersprechen? und unser Kaiser thut entweder nichts, oder er thut, was, und wie es

seiner

seiner würdig ist. Hier hat man sich doch wenigstens mit einer anständigern Sage getragen: der Kaiser würde Klopstocken her nach Wien laden, um ihn kennen zu lernen.

Unwahr endlich! daß Mr. Klopstock l'un des plus celebres poetes ist. Die Nazion hat ihn schon lange für den ersten erklärt, und eben deswegen, meine Herren Franzosen! weil seine Werke ihnen nur schlechterdings unübersezbar sind, ist er *le plus celebre Poete de l'Allemagne.*

Dieses zu meines Kaisers und meines Freundes Ehren bezeuge ich hiermit öffentlich mit dem strengen Ernste der Warheit, welche der tiefste Zug im Charakter deutscher Nazion ist.

Wien, den 26. im Wonnemonden, 1782.

Lorenz Leopold Haschka.

7.

Anmerkung wegen der Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Man hat zuweilen öffentlich gesagt, wie neulich in den Charakteren deutscher Schriftsteller noch geschehen, und wie auch die Meinung verschiedener Personen bisher gewesen ist, daß Nicolai der erste und eigentliche Urheber der genanten Briefe sey. Selbst in dem Aufsaze über Leßing, welchen der deutsche Merkur lieferte, wird, obgleich dieser Irtum vermieden ist, mit völliger Gewisheit doch nicht davon geredet. Was ich hierüber anführen werde, hat die allergrößte Zuverlaßigkeit und Warheit.

Leßing,

Leßings Zeichen in diesen Briefen sind O. Fll. G. U. und E. Seine Arbeiten sind in den ersten sieben Theilen befindlich, die herauskamen, so lange er noch in Berlin war. Als er hierauf nach Breslau ging, nahm er keinen Theil weiter an dieser Schrift, und weil er seiner Gewonheit nach, auf die Briefe seiner berlinischen Freunde in geraumer Zeit nicht geantwortet hatte, so wird einmal in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, von ihm als dem sel. O gesprochen. Wie er nachher wieder nach Berlin kam, und sie beinahe ihr Ende erreicht hatten, machte er zum Schlusse blos die Anzeige von Meinhards Versuchen, die er mit G unterzeichnete. Nach dem siebenten Theile komt in den folgenden auch ausserdem ein G vor. Man kan es aber, vermöge dessen, was ich angefürt habe, von dem leßingschen ohne alle Irrung unterscheiden. Leßing kan in den ersten sieben Theilen, ausser den fünf genanten Buchstaben, vielleicht noch ein oder andres Zeichen einmal gebraucht haben. Dagegen aber ist gewis, daß diese wirklich die seinigen sind. Ich kenne auch die übrigen Zeichen aller Mitarbeiter ohne Ausname. Ich würde aber glauben, weder etwas sehr Neues damit zu sagen, indem sie bekant genug sind, noch öffentlich etwas sagen zu dürfen, was doch eigentlich nur im Vertrauen mitgetheilt wird.

Was aber Leßing betrift, so ist es damit nach seinem Tode ein anderer Fall. Zwar noch in der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Fabeln fand er es für gut, gleichsam in Abrede zu sezen, daß er einigen Theil an diesen Briefen genommen habe. Nachher ist es gleichwol überal nicht unbekant geblieben, und nunmehr kan und muß es weiter kein Bedenken haben, seinen Anteil daran öffentlich bekant zu machen. Wenn man nun die genanten Zeichen in dem Werke aufsucht, so erhellet, daß Leßing der erste und wahre Urheber dieser Briefe sei, die so viel Aufsehen gemacht, und so viel Einfluß gehabt ha-

haben. Von ihm also ist der Titel, von ihm die Einleitung, und folglich die ganze Idee, daß sie an einen verwundeten Offizier geschrieben wären, von ihm sind die ersten neunzehn Briefe, den sechsten ausgenommen, von ihm ist der leichte gefallende Ton, von ihm sind fast alle die Briefe, welche diese Schrift damals am meisten furchtbar und auszeichnend gemacht haben. Ich verkenne deswegen Mendelsohns vortreflich und leicht geschriebene Beiträge nicht. Auch Nicolai's Briefen fehlt es nicht an Wiz und Laune, aber mit den Lesingschen verglichen, findet man doch, daß sie bei weitem die Gelenksamkeit, Ausbildung, Mänlichkeit und Fülle der Schreibart, den Reichtum an Wendungen, den kernhaften Ausdruck, den er mit Wiz und Leichtigkeit so unnachahmlich zu verbinden wußte, nicht besizen. Abbts Schreibart und helle Einsichten sind bekant. Resewiz und Grillo haben nur am Ende und wenig daran gearbeitet.

Sobald die sämtlichen Werke unsers Leßings einmal zusammen gedruckt werden, so muß man seine Briefe, die neueste Litteratur betreffend, alle darin aufnehmen, nicht blos als den Anfang und als Beiträge eines Werks, das für Deutschland sehr wichtig geworden ist, sondern auch als an und für sich vortreflich geschriebene Stücke. Freilich ist das Unangenehme dabei, daß sie zum Theil gegen sehr verdienstvolle Männer, als Wieland, Dusch, Zachariä, Cramer und Basedow gerichtet sind. Aber eine kurze Anmerkung zum wahren Lobe dieser Männer könte das wieder gut machen; wie denn auch eine Warnung gegen die Bitterkeit gelehrter Streitigkeiten dabei nicht schaden könte.

Wenn man die Rettung des Horaz, ob es gleich ein jugendliches Stück ist, (das aber nicht untergehen muß, so wenig als die übrigen kleinen Schriften des Verfassers)

die Abhandlung über die Fabeln, die Briefe, die neueste Litteratur betreffend und andre von Leßings Schriften mit seiner Dramaturgie, den Briefen antiquarischen Inhalts und so ferner vergleichet: so wird man immer Leßingschen Stil, aber einen Unterschied der Schreibart doch bemerken. Sie ist zum Theil spruchreicher, und bei einigen Gegenständen wol gar bisweilen derber geworden, und Leßing hat gesucht, sie aus den Schäzen der alten Sprache eben sowol, als durch metaphorische Einkleidung zu bereichern. Er hat dieses mit vielem Glück gethan. Aber welches Leben gleichwol, welche unerschöfliche Fülle trift man nicht darin an? Welche neue Schönheiten? Und selbst in den lezten, in der Duplik, im Antigöze? Ich rede blos von der Schreibart, und lasse mich auf die Beurteilung der Moralität an diesem Orte nicht ein. Seine Streitschriften hatten wol mehr Bitterkeit, als er selbst. Dies ist noch keine Rechtfertigung, aber es zeigt doch seinen wahren Charakter. Was aber die Schreibart selbst betrift, so muß man bedenken, daß kritische Schriften eine grössere Freiheit im Ausdruck verstatten, als kleine Hefte für den Nachttisch der Damen; ob ich gleich zu leugnen nicht begehre, daß hier und da etwas kan ausgesezt werden. — Doch ich habe nicht von Leßing überhaupt, sondern blos von seinem Anteil an den mehrgedachten Briefen reden wollen.

8.

Beitrag zu den Ephemeriden der Edlen.

Am zweiten April 1781 starb zu Drevenskirchen, einem mecklenburgschwerinischen Dorf unweit Wismar, der

Küster

Küster und Organist Georg Ernst Krüger, in seinem 56sten Jahre, unverheiratet. Er hatte von seinem Vater, welcher eben die Stelle bekleidet, ein Vermögen von ungefähr 3000 Rthl. ererbt, das dieser durch Sparsamkeit sich gesammelt hatte. Unter Anführung seiner Mutter, welche bis den Tag nach seinem Tode lebte, hatte er diese sparsame Lebensart fortgesezt, und in 20 Jahren sein Vermögen bis auf beinahe 6000 Rthl. vermehrt. In seiner langwierigen Krankheit machte er folgendes Testament: seine, meist entfernte Verwandten (er hatte keine Geschwister) solten jeder 100 Rthl. bekommen, das Uebrige aber der Kirche mit der Bedingung zufallen, daß die Zinsen unter seinem Nachfolger im Amte und zween ausserdem in der Gemeine befindlichen Schulmeistern verteilet würden, und diese dagegen sämtliche Schulkinder ohne Entgeld zu unterrichten hätten. 2500 Rthlr. wurden unter die Erben verteilt, und der Rest ward der Kirche zu dem bestimten Zweck anvertraut.

G.

9.

Das Pferd und der Esel.

Ein scheschianisches Fäbelchen, so sich aber auch in Deutschland zugetragen haben könte.

Was? schrie das freie Roß, ich solte meinen Rücken unter einen Sattel beugen? mein Gebiß, nach der Laune eines Menschen, von einem Zaume hin und her lenken lassen? — Nimmermehr!

Aber sieh dort, erwiederte der bedächtliche Esel, der, an die Not gewohnt, aus Not ein Lobredner geworden war, — sieh dort das muntre, aufgeschmückte Pferd! Wie es dahin trabt! wie es seinen Herrn so willig durch Gefahren trägt! Und dafür wird es denn auch vor Hunger und Mangel und Kälte und vor vielen andern Widerwärtigkeiten geschüzt —

Das Roß. So lang es brauchbar ist. Ich kenne die Menschen. Laß den armen Gaul alt und stumpf sein, so läßt ihn der Schach für Hunger umkommen, und vergißt der Treue, die er ihm erwiesen. Machens ja die meisten Schache mit ihren Soldaten nicht besser, und die sind doch ihres Gleichen!

9.

Auszüge aus Briefen.

I.

An Gökingk.

den 10 Thaum. 1782.

Sie sind durch Deutschland, den Elsaß und die Schweiz gereiset; ich durch Holland, Flandern, Brabant und einen Theil von Frankreich. Ich habe auf meiner Reise alle die Zufriedenheit, den Nuzen und das Vergnügen eingeerndet, welche ich mir nur immer davon versprechen konte. Insonderheit hatte ich Mühe mich von Paris, diesem Inbegrif einer kleinen Welt, loszureissen. Zwar bin ich nur 14 Tage da gewesen, aber ich kan Sie versichern, daß ich von dieser Zeit jede Stunde ausgekauft und vielleicht von Paris mehr gesehen und kennen gelernt habe, als

mancher Reisende, der ganze Jahre daselbst verträumt. Unter meinen dortigen Bekantschaften sind mir die der Mad. du Boccage, der bekanten Dichterin der Kolombiade, und des Abbé de l'Epée die angenemsten und interessantesten gewesen. Erstere ist eine vortrefliche Frau von der angenemsten Unterhaltung und einer Kentniß, die sich bescheiden zeigt, nicht pralerisch aufdringt. Sie ist mit unsern deutschen Dichtern sehr gut bekant; nante mir mit vieler Achtung die Namen Gellert, Geßner, Klopstock und Wieland, und fälte über ihren verschiedenen Wert sehr richtige Urteile. Sie hatte die Höflichkeit, mir ein Billet für die Versamlung der französischen Akademie zuzuschicken. Das Institut des Abbé de l'Epée zum Unterricht der Taub- und Stumgebornen hat meine höchste Bewunderung erweckt. Sein Talent hiezu gleicht beinah einer wunderthätigen Kraft und seine treuherzige Redlichkeit erwirbt ihm Liebe, Zutrauen und Achtung. Eben, als ich dort war, ward ein Prozeß entschieden, der vielleicht der einzige in seiner Art und ein Denkmaal zugleich der Ehre und der Schande der Menschheit ist. Der Verlauf ist kürzlich dieser. Ein auf der Landstraße gefundenes taubes und stummes Kind, etwa zehn Jahre alt, wird zu ihm gebracht. Er sucht ihm Begriffe und Kentnisse beizubringen. Der Verstand des jungen Knabens entwickelt sich nach und nach. Lehrer und Schüler lernen sich durch Zeichen verstehen, und der erste komt durch Nachforschung so weit, daß er merkt, der Knabe sei der Sohn eines vornehmen Mannes aus der Provinz und müsse von demselben ausgesezt sein. Durch fortgesezte Bemühung komt er endlich zu einem solchen Grad von Gewisheit, daß er es wagt, einen gewissen Grafen von Solar, als Vater des jungen Menschen, rechtlich zu belangen. Dieser versichert nur Einen Sohn zu haben, und zeigt eine Bescheinigung des Pfarrers vor, nach welcher sein andrer Sohn, von welchem er nicht leugnen kan,

daß er taub und stum gewesen, schon vor mehrern Jahren gestorben, und in der Pfarkirche begraben sei. Der Abbé de l'Epee, vom Eifer der guten Sache belebt, läßt sich hiedurch nicht irre machen, sezt seinen Prozeß mutig durch alle Instanzen fort, und erhält zulezt ein Urteil, welches den jungen Menschen, der unterdeß sein 18tes Jahr erreicht hatte, zum Grafen von Solar erklärt, und ihn in seine Rechte wiederum einsezt. Wie schön muß sich der würdige Mann, der diesen Prozeß ganz auf seine Kosten geführet hatte, in diesem Ausgang der Sache belohnt gefühlt haben! —

Die französischen Schauspiele sind vortreflich und so mannigfaltig, daß man jeden Tag der Woche ein andres besuchen kan. Ich habe selbst auf den Boulevards keines gefunden, welches die Schauspiele, die man auf unsern vaterländischen Bühnen anzutreffen gewont ist, nicht sehr weit hinter sich zurück liesse. Die Oper ist indeß unter meiner Erwartung geblieben, und ich halte die berlinische, wo nicht in Ansehung der Dekorazionen, doch gewis in Ansehung der Sangstimmen und der Volkommenheit des Orchesters, für besser. — Ich hatte das Glück, den Zeitpunkt zu treffen, wo das Fest des heil. Ludewigs einfiel, und sah an diesem Tage (den 25sten August) den ganzen französischen Hof in seinem Glanze versammelt. Vieleicht waren es mehrere Tausende von Menschen, alle aufs herlichste herausgepuzt, welche sich an dem Morgen dieses für Frankreich festlichen Tages in der Gallerie zu Versailles durch einander drängten, und meinem Auge das prächtigste Schauspiel darstelten, welches ich vieleicht je gesehen. Die ganze Reihe der königlichen Personen, die Prinzen von Geblüt, vorgegangen von der ansehnlichen Prozeßion der Großkreuze des Ludwigordens, deren wol einige 40 sein mogten, zog vor mir vorbei. Nachmals sah ich den König und die Königin einander gegenüber speisen, und wonte den Abend in den

Zimmern

Zimmern der Königin ihrer Spielpartie (wolverstanden als ein Zuschauer) bei. Die Königin ist eine schöne Frau. — — —

Frankreich selbst ist, nebst Brabant, das herlichste Land, das man sehen kan. Holland schmeckte mir, nachdem ich den zaubrischen Aufenthalt von Paris gegen die reinliche Einförmigkeit diesés ausgetrockneten und mit Kartenhäuserchen bunt ausgepuzten Sumpfes vertauschte, nur halb. Die trockene Monotonie dieser wolgemästeten Republikaner kontrastirte mit der jovialischen Mannigfaltigkeit jenes aus Atomen des Vergnügens zusammengewebten Völkchens zu sehr, als daß ich nicht diese Kinder des Saturns unendlich langweilig hätte finden sollen. Ich probirte es mit ihnen drei Tage auf der See, in der Hofnung, daß ein englischer Kaper mich nach Dover und von da nach London bringen mögte; allein, nachdem ich bei sehr ungestümen Wetter 3 Tage und 2 Nächte mich auf diesem verrätrischen Element hatte herumschaukeln lassen, war ich herzlich froh, Gottes festen Boden wieder unter meinen Fußsolen zu fühlen, und so kam ich gegen Anfang Oktobers glücklich nach meinem lieben ** zurück. — —

II.

Rom, den 23t. Lenzm. 1782.

— Aus Wahrheitsliebe fühle ich mich bewogen, dem, was vom 19ten Sept. v. J. aus Rom geschrieben, und ins Deutsche Mus. eingerückt ist, zu widersprechen. Man ist in Rom nicht algemein mit dem h. Vater zufrieden, wie selten der Unterthan mit seinem Herrn zufrieden ist. Der Geldmangel entsteht keinesweges daher, daß der Pabst seine Neffen bereichert. Er unterstüzt sie, aber man ist in diesem Stück sehr gut mit ihm zufrieden, wenn man an Beispiele der vergangnen Zeiten denkt. Ein Herzogtum wird noch weniger für den Neffen gekauft werden; ich

ich weiß aus zuverlässiger Hand, daß ers ihm abgeschlagen hat, ihn zum Prinzen zu erklären, um eine grössere Ausgabe zu ersparen. Die Ursach des Mangels an Geld ist wahrscheinlicher die, daß das Geld von zu gutem Gehalt ist, und daher von den Wechslern und Juden mit Wucher ausserhalb verschickt wird. In Livorno z. B. hat man päbstliche Dukaten in Menge. Dem Gouverneur von Rom ists nie beigefallen, aus Ueberdruß seinen Abschied zu fodern; er macht sich vielmehr Hofnung, durch treue Verwaltung seines Amts in kurzem den Kardinalshut zu verdienen. Seiner Gesundheit halber ist er nach Neapel verreiset, und jezt ist er wieder in Rom.

Adler.

III.

Sulzbach, den 15ten Apr. 1782.

. . . . Zu Nidras, drei Stunden von hier, ließ ein Bauer durch zwei Arbeiter einen Brunnen graben. Beide wurden, nachdem sie schon ziemlich tief gekommen waren, einmal Mittags zum Essen herausgerufen. Sie gaben noch Antwort, aber schnel riß sich die Erde los und sie wurden gänzlich bedeckt. Statt ihnen schleunige Hülfe zu schaffen, wird ein Bote an die Regierung hieher geschickt. Diese sendet einen Baumeister ab; als der aber an die unglückliche Stelle komt, versichert er, nicht eher, als bis er 50 Stämme Holz habe, könne er die Verunglückten herausbringen. Da nun diese Bedingung unmöglich war, so blieben die armen Leute begraben. . . . .

IV.

Hechingen, den 24sten Osterm. 1782.

. . . . . Eine kleine Stunde von hier liegt das Schloß Hohenzollern, das Stamhaus Friedrichs von Preussen.

Es

Es sind nur drei Invaliden droben und die Mauern fallen nach und nach zusammen. Nach den Werken, welche ich noch antraf und die zum Teil tief in die Erde hinunter gehen, muß es im mitlern Zeitalter sehr fest gewesen sein. Das Zeughaus enthält, nach einer französischen Plünderung, noch einen ziemlichen Vorrath alten Kriegsgeräthes, besonders von Harnischen. Von diesen wolte ich einen anprobiren, welchen ein Graf von Zollern in seinem zwölften Jahr getragen hatte; allein ob er wol an meinen magern Körper paßte, so war ich doch kaum im Stande, mich damit drei Schritte weit zu schleppen. Unter den Zimmern ist eines, welches ganz mit Malereien von den Besizern und Kaisern bekleidet ist, und eines, worin der vor einigen Jahren in der Gefangenschaft zu Haigerloch verstorbene Graf Johann Joseph Oswald von Hohenzollern Berg einige Zeit zubringen mußte. Dieser war überzeugt, daß ein Landesherr seine Unterthanen nach Wilkür tod stechen oder schiessen dürfe, und man fand sich also gezwungen ihn einzusperren.

Der Fürst ist ein wohlgestalteter Herr; nur fehlt ihm ein Teil der Nase, welchen er vor fünf Jahren verlor, da er mit dem Wagen umgeworfen ward. Gegen seine Gemalin ist er sehr, und vieleicht nur zu gefällig, gegen Fremde ausserordentlich herablassend und seinen Unterthanen hilft er, wo er nur kan. Doch machen hier die Fasanen in etwas ein Hindernis. Um diesen Vögeln nicht in ihrer Brut zu schaden, müssen die Hechinger ihre Wiesen drei Wochen später als ihre Nachbarn mähen. Der vorige Fürst ließ jeden Bauern, der einen Fasan tödete, an den nächsten Baum henken.

Die Fürstin, aus dem Truchsessischen Hause, scheint ein wenig stolz, und wird, ihren Puz ausgenommen, für etwas karg gehalten. Das hiesige Schloß ist, nach ihrer Angabe und zum Teil durch ihre Hände, auf das niedlichste möblirt, und gefiel mir in diesem Stücke besser, als

manche andre, welche Göttersizen gleichen. Beide bringen, so viel dem einen Regierungsgeschäfte und Jagd, der andern Küche und Garten Zeit lassen, mit Lesen französischer Philosophen zu.

Sommers hält sich der Hof in Limlich, einem Schlosse mitten im Walde, auf, das zwei Stockwerk hoch, rund um mit einem artigen Garten und dieser wieder mit einer Reihe auch zweistockiger Wohnungen umgeben ist. Durch den Wald sind vier Alleen gehauen, deren eine gerad auf den Zollerberg weiset. Der Wald ist vol einer Art halbzahmer Schweine, welche kleiner und fetter als die wilden sind.

Auffallend ist der Unterschied, den man gleich an der Grenze zwischen Würtemberg und Zollern in Absicht der Fruchtbarkeit bemerkt, und man glaubt, wenn man die Grafschaft nur betrit, in den Erbteil zu kommen, welchen Klopstock den Judas erblicken läßt.

Klöster und Juden sind die Hauptplage des Landes, jene saugen es durch Betteln aus, diese durch Wucher. In der Nähe Hechingens sind ein Franziskaner- und zwei Dominikanerklöster. Die Juden haben eine Synagoge in dem nahgelegenen Dörflein Friedrichsstrasse, das nur von ihnen bewont wird.

Struben war hier Hofmarschal, eh er unter die amerikanische Generalität kam. Seine Stelle ist unbesezt. Der Kanzler von Frank, ein sehr ämsiger und rechtschaffener Mann, steht der hiesigen und der Siegmaringischen Regierung vor. Der Hofstaat besteht, alles zusammen genommen, aus 50 Persouen, und überhaupt ist das ganze Hechingische Personale sehr nach den Regeln der Sparsamkeit eingerichtet; viele Aemter haben zusammen nur Einen Mann.

Die hiesige Stadt- und Kollegiatkirche wird gegenwärtig neu und schön gebaut. Bei dieser Gelegenheit vereinig-

einigten sich die benachbarten würtembergischen Lutheraner und thaten viele Fuhren umsonst. Das rührte zwar die Hechinger Katholicken; aber dennoch wolten sie nicht beten, wie die Balinger und andre Würtemberger, als, auf Veranlassen des Fürsten, der Stadtpfarrer Brodorotti ein neues Buch zum Unterricht der Schulkinder schrieb. Darin kamen nämlich Tischgebete vor, wie sie im Würtenbergischen üblich sind. Ferner enthält es sehr modifizirte Erläuterungen über einige Artikel, z. B. die heilige Messe, die Mutter unsers Herrn u. s. w. und das erste Gebot hatte den Anhang: „Du solt kein Bild machen, es anzubeten.„ Mit vieler Mühe konte man kaum die Gährung dämpfen, welche darüber entstand, und noch braucht es aller Mässigung, denn viele Alte wollen durchaus ihre Kinder gerade so unterrichtet wissen, als sie es wurden. Zu dem Unwillen gab auch die Einführung des österreichischen Normalismus mit Anlaß. Diesen zu gründen und ihm Dauer zu geben, erbat der Fürst vom Pabste, daß er den jezigen Direktor der hechinger Normalschulen, welcher vorher in Rotenburg am Neckar, wo er Karmeliter war, eben dies Geschäft betrieb, von der Ordenspflicht lossprechen liesse. Den Auftrag dazu bekam der Bischof von Kostanz, als ob diesen nicht seine Würde und Josephs Beispiel berechtigten, es von selbst zu thun. Alles ward auf das geheimste behandelt, um den Mann nicht dem Haß der Brüder eher auszusezen, als bis er sie verlassen konte. Dessen ungeachtet was ich oben angeführt, sind die Hechinger doch sehr verträglich gegen die Evangelischen, wobei ihnen der Fürst, welcher übrigens ein eifriger Katholick und grosser Verehrer des Pabsttums ist, mit seinem Beispiel voran geht.

Man trift in diesem Lande viel Edelleute an, welche Pfarrstellen, oft in ihren eignen Dörfern, bekleiden. Der Adel ist größtenteils verarmt, wozu Juden und die Grundsäze des Landsassiats das meiste beitragen.

In der vorderösterreichischen Nachbarschaft werden die bekanten Verordnungen Josephs nach und nach ausgeführt. Man liest da mit vieler Begierde alles, was in Wien über das Papal- und Episkopalsistem, Reformazionen u. s. w. im Frag- und ABCbuchton geschrieben wird; in manchen Klöstern aber, z. B. in Salem, darf sich nichts dergleichen blicken lassen, sonst straft der Herr Reichsprälat zeitlich und ewig.

Die Gegend um Hechingen treibt einen starken Handel mit Kümmel und Wacholderbeeren.

Seit meinem lezten Briefe ist die fuldaische Geschichtskarte angefangen worden, zwar nicht zu stechen, sondern Haas in Basel druckt sie nach seiner typometrischen Erfindung und hat sie nach Pfingsten zu liefern versprochen. Der Druck sol gut ausfallen, nur die Breite der Linien etwas zu stark sein.

Die neue Universität zu Stutgard hat 6 Fakultäten, der Rechte, Arzneikunde, Philosophie, Kriegswissenschaft, Oekonomie und Künste. Von den Zöglingen formiren nur die 4 ersten Klassen die Universität, tragen Degen und bekommen Taschengeld, wovon sie aber nichts ohne Erlaubnis des Hofmeisters (so heissen jezt die Korporale, welche sonst Aufseher genant wurden) und Offiziers ausgeben dürfen. Die Aeltesten erhalten manchmal Erlaubniß, ohne Aufsicht in Geselschaft spaziren zu gehen. Die Einweihung der Unversität geschah mit grossem Pomp; nächstens wird die Beschreibung der Feierlichkeit, französisch und ins Deutsche übersezt, erscheinen. Einen beständigen Fond hat diese Stiftung bisher noch nicht. Die Tübinger Universität leidet keinen Schaden von ihr, sondern hat vielmehr wieder um Ostern Zuwachs erhalten. . . . .

---

11. Sa-

II.

Samuel Friedrich Fischers
weiland Königlich Schwedischen Hof- u. Kammerrath und Amtshauptmanns

Gottseelige Gedichte.

Zum Druck bearbeitet und herausgegeben
von
Ludwig Theobul Kosegarten.

Ankündigung.

Wer kennet den ernsten, festen, graden, strenggerechten Mann nicht, den unser Land neuerlichst an dem sel. Kammerrath Fischer verlohren hat! Dieser Mann war auch Dichter. Und ein Dichter der Religion — Wenige kanten ihn von der Seite. Ich war einer von den wenigen. Oft hab' ich seine Arbeiten bei ihm gesehn. Oft hab' ich ihm meine Meinung darüber gesagt. Noch etwa vierzehn Tage vor seinem allbedauerten Tode übergab er mir die ganze Samlung seiner Gedichte, mit voller Erlaubniß sie durchzusehen, sie zu bearbeiten, davon Gebrauch zu machen wie ich wolte. Das hab' ich jezt gethan. Ich habe nirgend den Gedanken, selten das Bild, durchgehend aber den Ausdruck, den Ton, den Fall und Fluß des Metri zu berichtigen und einzugleichen gestrebt. Ich habe die erheblichsten hiervon gewält, und wil sie jezt herausgeben. — Den Freunden wahrer Frömmigkeit zu Diensten, Fischers Urne zu einem Ehrenmal, des heimgegangenen hinterlassnen studirenden Söhnen aber (falls Edle genug, mich zu unterstüzen, sich finden sollten) zu einer etwanigen kleinen Beisteuer.

Der Geist nun, der diese Gedichte alle durchdringet, ist wahre Gottseligkeit: Abentwöhnung des Irdischen, Ruhe in Gott, Friede in Christo, demüthiges Gefühl der Schwäche, ernstes Gebet, Hinschaun auf die unvergänglichen Güter. Der Ton, darin es hinwalt, ist lind' und ruhig, ohne Schwüle und ohne Kälte. Das Metrum gewöhnlich Kirchenmelodei, bei betrachtenden Gedichten aber ein achtfüßiger spondäischer Vers. Den Inhalt näher zu bestimmen, wil ich einige der Titel abschreiben: Anruf um Frömmigkeit. Seelenruh in Christo.

Christo. Weisheit des Kreuzes. Wer bin ich? Was sind des Lebens Freuden? Nur der Christ darf frölich seyn. Fried im Tode. Jesus ist mein. Gott ist mein Hort. Trost der Ewigkeit. Wo find' ich Ruhe? Des Lebens Eitelkeit. Des Lebens Süssestes. Hindernisse der Seligkeit. Mittel gegen die Verführung. Wachsamkeit. Umgang mit Gott. Schädliche Zerstreuung. Aufopfrung der Busensünde. Beruhigung. Trübsale. Todesgedanken, des Verf. leztes, längstes und ernstestes Gedicht.

Wer nun zu diesem Werke, dem ich eine möglichst vollständige und getreue Lebensbeschreibung des Verfassers voransezen werde, Lust und Behagen hat, der subskribire gegenwärtig, und zahle hernach bei Empfang des Buchs, das reichlich zu einem Alphabet anwachsen dürfte, sechzehn Groschen Conventionsgeld. Damit auch, unangesehn mein Wort und Verbürgen, niemand fürchten dürfe, gleichwol ins freie blaue hinein zu subskribiren, so laß' ich, meiner Gewonheit nach, auch hier eine Probe beidrucken. Ich wähle das kürzste das beste. Sonst entfaltet in den längern betrachtenden Gedichten, des Verfassers Geist und Eigenheit sich eigentlich sichtbarer.

Geschrieben zu Mellniz auf Rügen d. 12. Febr. 1782.

Der hohe Werth der Seele.

Mein Schöpfer, laß mich nie vergessen
Der ewgen Seele ewgen Werth.
Mein Vater, laß mich wol ermessen,
Wie der sich selbst und dich entehrt,
Der immer tief im Staube kreucht,
Vom Staube nimmer aufwärts fleucht!

Ist nicht der Geist, der in mir lebet,
Ein Wiederstrahlen deines Lichts!
Ein Wehen, deinem Hauch entschwebet!
Ein Lächeln deines Angesichts!
Ein Tropf aus deinem Lebensquell,
Kristallenklar und Himmelhell!

Schufst du ihn nicht so kühn, so kräftig,
So weisheitgierig, liebevoll,
So thatendürstig, so geschäftig,

Zu

Zu gründen unvergänglich Wol!
So ahndend ein unendlich Gut!
So voll Gefühl! so hoch von Mut!

Schufst du ihn nicht für Ewigkeiten,
Und gabst ihm heissen Sehnsuchtsblick,
Zu schauen durch die Dunkelheiten
Des Lebens in das Land zurück,
Daraus du ihn herab gesandt,
Hoch in sein himmlisch Vaterland!

Und als er ach! sich selbst verkannte,
Verführt durch schnöde Lustbegier
In niedrer Sinlichkeit entbrante,
Verstiessest du ihn da von dir? —
Nein, Geist, mein Geist, sey stolz auf dich!
Denn Jesus Christus starb für dich!

Und diesen Geist sollt' ich verachten,
Vergessen, wer so groß ihn schuf!
Nach flüchtigen Genüssen trachten,
Gehorchen schnöder Wollust Ruf!
Ersticken meine edle Kraft
Im Schlamm verdorbner Leidenschaft!

Ich sollte meine Seele weiden
An Rang und Gold und Eitelkeit,
Die Zeit, die hie mir ward, vergeuden,
Und dann die lange Ewigkeit
Unselig den Verlust bereun!
Des Wahnsinns sollt' ich fähig seyn!

Nein, Seele, reis dich los vom Staube,
Entschüttle dich der Nichtigkeit,
Gedenke deines Werts, und glaube,
Daß jede Wonne dieser Zeit,
Wobei du trunken dein vergißt,
Für dich zu klein, zu niedrig ist!

Woh! lockt dir des Verführers Winken,
Doch lockt dir mächtger Gottes Ruf!
Wohl mögen deine Kräfte sinken.
Doch kräftigt der dich, der dich schuf!

Die

Die Lust berauscht. Der Rausch verfliegt.
Die Reue folgt. Wohl dem, der siegt!

O wohl dem Selgen! Inrer Frieden,
Und stille Würd', und Selenruh,
Die sind sein hoher Lohn hienieden.
Sein ewger Lohn, o Gott, bist Du!
O Gott, mein Gott, ich flehe dich,
Wenn Stürme tosen, kräftge mich!

Entflamme die verzagte Sele,
Richt' ihren müden Blick empor!
Ich ging ja sonder Schmuz und Fehle
Aus deinem reinen Schoos hervor!
O ruf mich rein und fehlelos
Zurück in deinen reinen Schoos!

Der Herausgeber des D. Mus. nimt Subskription an.

Verbesserungen.

Lenzmond. S. 212. Z. 28. für Frohsein lies Frohsinn. S. 237. Z. 4. für Stoßberg lies Roßberg.

Wonnemond. S. 398. Z. 10. widerstehn mit einem kleinen w. S. 405. Z. 2. v. u. für March — Snatch. S. 447. Z. 3. von unten, für schlechten lies schönsten. S. 448. Z. 5. von oben, für auch l. auf.

Sommermond. S. 540. Z. 3. v. u. für sind lies sich. S. 564. anstatt: die Erben der Grafen Reuß und Eichenberg, muß es heissen: die Erben des verstorbenen Oberhofmarschals Grafen von Reuß, und des gleichfals verstorbenen Grand maitre de la Garderobe Grafen von Eickstedt.

Gedruckt in Jsens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Achtes Stück. Erndtemond, 1782.

1.

An meinen Freund . . . .

Dich, dich besuchet oft mein Geist,
Dich, Deines glühenden Freundes glühender Freund!
Wir schwebten selbander
im Flammenwagen der Jugend,
hielten in straffen Zügeln die brausenden Rosse nicht.
Unsichtbar leitete sie bald dein Genius und der meine bald.

Ich liebe deinen Genius, und er liebet mich!
Er besuchte mich heute, da die Sonne hoch
im Mittage stand.
Ich fragte den Unsterblichen nach Botschaft; er schwieg.
Zürnen war sein Schweigen und sein Schweigen Gram!
Da beschwur ich ihn bei seiner Kraft,
und er seufzete, wie Unsterbliche nur seufzen, und sprach:

„Wie die Seele des Erschlagnen, den kein Grabmaal deckt,
irr' ich verlassen umher.
Mich rufet mein Geliebter nicht,
kennet, wenn ich ihn umschwebe, meinen Fittig nicht!
Er beuget den edlen Nacken in das harte Joch,
und wälzet mit der Dienstbarkeit Söhnen schwere Last,
und weis nicht (ach! er vergaß es, denn er wust' es
sonst!)
daß er Sisyphos Felsen wälzet und Ixions Rad.
Ihm öfnet vergebens ihren Mutterarm
Göttin Natur;

es weinet die Freundschaft und die Lieb' um ihn!
Ich hofte zu pflücken mit ihm der Unsterblichkeit Kranz;
doch die Blumen welken im geheimen Thal,
und des Herzens süßeste Freuden blühen ihm nicht auf!
Tief ist umsonst seines Geistes Born und hell;
er breitet in rieselnde Quellen sich nicht aus,
an welchen sich der lechzende Wandrer labt,
an welchen die Lieb' und die Freundschaft und die Freiheit sich ergehn.

Denn er beuget den edlen Nacken in das harte Joch,
und wälzet mit der Dienstbarkeit Söhnen schwere Last,
und weis nicht (ach! er vergaß es, denn er wust' es sonst!)
Daß er Sisyphos Felsen wälzet und Irions Rad."

Fr. L. Graf zu Stolberg.

2.

Glückseligkeit.

Wer sagt mir, wo die Glückseligkeit wohnt? Lange wandl' ich schon umher sie zu suchen, und finde sie nicht.

So rief ich einst; da stand eine Jungfrau vor mir in der Fülle der Schönheit, gewandt, schlank, liebedurstend; es war die sinliche Wollust.

Die sprach: „Folge mir, Jüngling! Ich will zum Glücke dich führen." Sie führte mich in ihren Garten, der war voll der lieblichsten Früchte.

Sie gab mir einen Becher zu trinken aus dem Strom der Freuden, der ihren Garten durchwässert; und ich sah viele Menschen, die am Ufer des Stroms wandelten, zu kosten von seinem Gewässer; aber das Wasser löschte ihren Durst nicht. Je mehr sie tranken, jemehr wolten sie trinken, und ihre Freude war gleich dem Taumel

des

des Rausches. Auch war das Wasser nicht rein. Nächst an dem Garten der Wollust grenzt eine Wüste; in ihrer Mitte liegt der See des Leidens voll giftiger Dünste: aus demselben quellen die Bäche des Ueberdrusses, der Reue, des Ekels; und fliessen so nah am Strom der Freuden vorbei, daß viele ihrer giftigen Tropfen sich in seine Wellen mischen, und die Trinkenden tödten. Auch sah ich die Zecher der Wollust bald alle wie das dürre Gras der Haide dahinwelken.

Da sprach ich: Hier ist nicht der Glückseligkeit Wohnung. Ich will fliehen, daß ich nicht verführt werde und sterbe, wie diese alle.

Mir erschien nun eine andere Gestalt hoch und hehr, und reichte bis in die Wolken. Ihre Stimme war lauter als der lauteste Donner, und sie rief: „Mein Name ist Ruhm, kom! ich will dich beglücken.“ Sie war in Purpur gehüllt; auf ihrem Haupte schimmerte ein Diadem; in ihrer Rechten hielt sie eine goldne Trompete, die Thaten ihrer Anbeter zu verkündigen; ihr zur Seite lag eine Urne, aus der sie Geschenke, Kronen, Lorbeern, Ordenszeichen und Adelsbriefe auf sie herabschüttete. An ihrem Fußgestell, das höher war und steiler als die hohen Alpen, krochen die Menschen gleich Ameisen hinauf, und haschten nach ihren Gaben; aber wenige kamen zum Ziel. Viele ermatteten halbwegs schon, andre stürzten hinab, da sie sich eben an den Füssen des Gottes wähnten, und einer verdrang immer den anderen. Da ich mich nähern wolte, rief eine Stimme: „Traue diesem Gott nicht zu viel! Er ist blind.“ Und in diesem Augenblick sah ich, wie ungerecht er oft seine Geschenke vertheilt, denn die kriechendsten Schmeichler, und die am lautesten bettelten, hatten meist den Vorzug bei ihm. Auch sah ich eine vielköpfige, alberne, häßliche Dunstgestalt, Vorurteil genannt, um ihn her schweben, die ihm stets in die Ohren flüsterte, und bei Vertheilung der Geschenke seine Hand führte.

Eine andre Stimme rief: „Nim seine Geschenke nicht! sie sind eitel und vergänglich;“ und in einem Nu war alles um mich verändert; die ganze Gestalt schien mir ein Aschenhaufe; ein heulender Wind zerstäubte die Schäze seiner Urne wie Spreu in die Luft, und aus finsteren Höhlen erhoben sich die Furien des Hoffarts, des Neids, des Hasses, der Zwietracht, und hauchten die Umstehenden mit giftigen Flammen an. Rund um mich her war Tod und Verderben. Ich enteilte dem Gräuel.

Da sah ich eine dritte Erscheinung in Gestalt eines Berges. Er öfnete seinen Schlund und sieh! er war mit eitlem Golde bis in die tiefste Tiefe gefüllt, und der Glanz seiner Schäze war blendend. In unzälbaren Schaaren eilten die Menschen heran, aus des Berges Eingeweiden zu schöpfen; und ihre Begierde war so heiß, daß sie sich am Eingang wie Tyger zerfleischten; also daß das Blut der Erschlagenen in häufigen Bächen umherrann. Mich schauderte, die Menschen des nichtigen Goldstaubs willen so tief herabsinken zu sehn. Und die aus dem Berg hervorkamen mit gefüllten Säcken, gingen selten den ebnen graden Weg. Viele, die mit dem, was sie hatten, sich nicht begnügten, wählten den Pfad des Geizes; ein häßlicher freudenloser Weg, der durch einsame Haiden sich immer um den Berg herumkrümt. Andere gingen den Weg der Verschwendung. Dieser ist lieblich und mit Rosen bepflanzt, und es flattert auf demselben der Leichtsinn in Gestalt eines bunten Schmetterlings, aber er hat einen Stachel, womit er die Säcke aufrizt, daß der Goldstaub im Ge en herausfällt, und wenn der Besitzer darnach sieht, sind seine Säcke geleert.

Demnächst sah ich Menschen, auf Triumpfwägen von andern Menschen gezogen, den Berg hinanfahren. Hinter ihnen her trugen Sklaven mit klirrenden Ketten gleich Lastthieren ihre Reichthümer; hoch auf dem Gipfel des Berges saß mit wildem verzehrenden Blick der Despotismus,

tismus, und hielt seinen Hof; zu seiner Rechten der Tod, zur Linken Sklaverei. Tirannische Könige fröhnten ihm, brachten ihm ihre Reichtümer zu Opfern dar; und würzten seine Speisen mit den blutigen Thränen ihrer Völker.

Als ich diesen Gräuel sah, rang ich die Hände, und rief aus: „So sind das denn die Quellen menschlicher Seligkeit? Nein, es giebt keine Seligkeit mehr unter Menschen! sie haben sie von sich gestossen. Ich will nur gehn, und sie in der Einödde suchen.“

Da verbarg ich mich vor den Augen der Menschen, aber ich ward nicht glücklich in der Wüste. Die Frölichkeit floh; finstere Schwermut begleitete meine Schritte, und mein Herz rief: Du bist nicht glücklich.

Einst saß ich traurig am Felsenabhang, mein Geist verlor sich in dumpfe Sinlosigkeit. Da ward es plözlich hell um mich, und sieh! ein Weib von Göttergestalt, jugendlich schön, holdlächlend, stand vor mir, und sprach: „Mein Kind, folge mir! ich wil dich zur Glückseligkeit führen.„ — „Weib, sagt' ich, wer bist du? warum störst du meine Einsamkeit? fleuch mit deinem Menschenantliz! Ich hasse die Menschen.„ Und sie sprach: „Wie? du verstossest mich, kenst deine Mutter, die Natur nicht mehr? O ihr entarteten Kinder, daß euch die Stimme eurer Mutter so fremd geworden ist! — Sieh, ich habe mich deines Elends erbarmt, und komme dich zurecht zu weisen. Aber warum wandelst du so einsam, mein Sohn? geh unter Menschen und werde glücklich!„ — „Bei den Menschen sucht' ich die Glückseligkeit, aber sie haben sie vertrieben. Sie wohnt nicht mehr unter ihnen. Da floh ich in diese Wüste, sie zu suchen; aber auch hier fand ich sie nicht. — O meine Mutter! — Ich erkenne nun deine Stimme wieder, und kehre zu dir zurück. — O Natur! du allein weist ihre Behausung; leite meine dürstende Seele zu ihr hin!„ — „Sohn, sprach sie, folge meiner Spur und du wirst glücklich sein. Aber

suche das Glück nicht auf vergänglichen Wegen der Menschen, lern' es in dir selbst kennen. Weih' ihm ein reines Herz, dann wird es gewiß bei dir einkehren. Mein Kind, folge meiner Stimme, geh! und geniesse die sanften Freuden, so ich zu deinem Glück schuf. Sie zu geniessen gab ich dir das Verlangen zur Gesellin, pflanzte dir die Begierden ins Herz; sie sind die Flügel der Seele; auch gab ich dir die Sinne, gleich Fühlhörnern, um der Seele ihre mannigfache Nahrung herbeizuschaffen, gab dir den Verstand, das Aug der Sele, um ihren Flug zu regieren. Zieh immer dies innere Auge zu Rathe, daß deine Fittige dich nicht auf unrechte Bahn leiten. Pflück alle Rosen, die auf deinem Wege stehen, und suche nicht jeden Dorn in der Entfernung auf. Flieh die eitlen Grübeleien, geniesse was Gegenwärtig ist ganz, rein, mit kindlicher Einfalt. Sei nicht stets allein, der Mensch ist geschaffen unter Menschen zu leben; hasse die Menschen nicht, flieh die Bösen, bemitleide die Schwachen, und denke von allen, daß sie deine Brüder sind. Trau aber nicht allen, geselle dich stets zu den Bessern, suche dir einen Freund, und hast du ihn gefunden, so trag ihn als dein bestes Kleinod in deinem innersten Herzen. Folge meinem Beispiel, still und einfach wie mein Segen, die Frucht meiner Liebe, auf die Erde herabträuft, sei dein Leben! thue Gutes im Verborgenen, suche den Kreis deines Wolthuns zu erweitern, und arbeite unablässig an deiner Vervolkomnung. Dein Lohn sei Selbstzufriedenheit und der Segen der Edlen; aber liebe die Tugend mehr ihrer selbst, als des Lohns wegen.

Suche das Glück, die Selenruhe, in der anschauenden Erkentniß Gottes, der das einzig wahre, ewige Gut ist. Strebe zu dem hinan, der die Quelle alles Lichts und aller Seligkeit ist. Durch seine Erkentniß wird die ganze Schöpfung und jedes Theilchen derselben Ströme unendlicher, unnennbarer Wonne in dein Herz giessen;

dein

dein ganzes Leben wird dann ein Genuß, deine Thaten werden alle Hymnen des Dankes und der Liebe werden. Aber erwart' in diesem Leben, so lange des Körpers Hülle dich umschließt, keine ungemischte Freuden. Jene ganz reine daurende Seligkeit reifet dir erst in einem besseren unsterblichen Leben. Sei also weise, mein Kind, und leb' einer höheren Zukunft entgegen!„

Also sprach die Natur, und führte mich mit sanfter Hand dem Pfade der Glückseligkeit zu. Seitdem folg ich allein ihrer Spur, strebe unablässig, den hohen Worten ihrer Weisheit zu folgen. Und wenn mich Leiden bestürmen, wenn mein Blick sich oft trübet, so denk ich an die Zukunft, an die Seligkeit, die dort meiner harret und erheitre mich wieder.

F. v. Dalberg.

3.

Ode, an Joseph den Zweiten.

Gesungen im Ostermond, 1782.

Im letzten Zwanzig dieses Jahrhunderts
sol, was der kühnste Wünscher kaum hoffete,
durch Joseph ausgeführt, befreiet
Deutschland vom Römischen Joche werden.

Zwar sann des Aufgangs Herrin und Niedergangs
manch Hundert Jahre, brennendes Stolzes, drauf,
die freie Wilde mit dem Schwerte
oder zu bändigen mit der Flöte;

Doch eitel blieben ihre Triumfe stets.
Denn Hermann schlug das eiserne Halsgeschmeid
zu Trümmern endlich, daß in Winfeld,
Tausend bey Tausend, den Abgesandten

Die kecken Fäuste bluteten — bluteten,
Augustus bang den Führer vom Stix beschwur:
„Die Legionen — Varus! Varus!
Bring mir zurücke die Legionen!„

So, was einst Rom, die Alte, durch keine Kunst
des Krieges oder Friedens vermogte, that
die neue Rom, die kleine Rom, der
Schatten des Schattens von jener Riesin;

That's nicht durch Männer, that es durch Weichlinge,
that's nicht durch Klugheit, that es durch Schlauigkeit,
blies aus ihr die Vernunft, und warf das
Joch der Geblendeten rücklings über;

Zog an geweihtem Stricke die Taumelnde
vor Christus Priester, welcher, versuchend erst,
so leise, lose den Pantoffel
ihr in den sehnigen Nacken setzte,

Bald fester eintrat, und sich vom Schemel des
Altars, auf dem er saß, zum Altare selbst
emporschwang, den der Pfaffen Hochmut
und der bethöreten Laien Irrwahn

Jezt unter ihm mit tüchtigem Blasezeug
zum Thron', um Eine Stufe noch höher, als
die höchsten Thronen aller andern
Könige, Fürsten und Herren, auftrieb.

Da saß auf faulem Winde die windige,
symbol'sche Majestät nun, schmückte sich
die Müze: Himmel, Erde, Hölle
trotzend, mit dreifacher Herrschaftskrone!

Und faßte frech den goldenen Kreuzstab an;
schrieb allen Welten seine Gesetze vor;

verkaufte Segen und Indulte;
wucherte jüdisch mit Sakramenten;

Tagdingte Nazionen vor seinen Stul;
zertheilte Reiche; spendete Zepter aus;
verhezet' Unterthanen, Kinder,
wider den eigenen Landsherrn, Vater;

Erfand ein fernhin treffendes Fluchgeschoß,
das von so mancher Scheitel die Krone schmiß;
trompetete zu Bruderschlachten;
zündete Wälder an und briet Menschen;

Ja! fiel in seinem Unsinn dem Ewigen
selbst in die Wage, welche die Todten prüft,
und wägte Gott nach, wägte Gott vor,
tollkühn verdammend, und seligsprechend!

Und du? du wärst statt Christus, der, Demut ganz,
nur Eine Wohlthat lebte? Deß Reich nicht war
von dieser Welt? Ha! nicht statt Christus,
gieriger, blutiger, stolzer Mönch du! —

Wach auf, mein Kaiser! *zwar, daß Dein Vaterherz,
noch da wir träumten, über uns wachete;
ihr Thun dein Adleraug bespähte,
eh' es Kometen vom Himmel ihnen

Verriethen, zeugen Deine Verordnungen,
aus welchen helle, mutige Weisheit stralt,
der wir frohlocken, der Europa
staunet, die schielende Babel knirschet.

Volbring es denn, o! was Du so schön beganst!
was Deines Stammes keiner vor Dir gedurft,
was nach Dir keiner mehr wird können,
Du nur allein zu volbringen wert bist!

Volbring's! und laß nicht päbstische Listigkeit,
ihr Augendienen, ihren gebückten Stolz
ihr Meuchellächeln, ihren frommen
Dolch im gerechtesten Schrit Dich hemmen!

Zerstöre jene müffige Lüge von
des grossen Täuflings Schenkung, vernichtige
die Dekretalen, spreng' auch unsre
Kette, die hiebevor Niederdeutschland

Selbst abgeschüttelt! Beug das entchristete
Apostelhaupt; befreie Dein Vaterland;
sei ganz, was Du bisher zur Hälfte
hiessest, sei Römischer, Deutscher Kaiser!

Dankweinend wird Dich küssen Germania,
auf ihrer Berge Rücken Dir Maale baun
und stets, mit Hermann, Joseph ihren
zweiten Befreier im Liede preisen.

Haschka.

4.

Beiträge zum Leben des Raphael Mengs.

Was uns von den Biographen der beiden Mengse, zum Theil ganz, oder auch nur Auszugsweise zu Gesicht gekommen, bedarf nur einige wenige Berichtigungen. Es ist aller mit diesen Männern im Leben bekanten sächsischen Patrioten und Kunstverwandten Pflicht, Beiträge zu ihrer Geschichte zu thun; da, zu ihrer Verewigung, schon so viel Ausländer Hand anlegten und durch löblichen Voreifer sich Ehre erwarben.

Wir zeigen die Quellen von dem an, was uns nicht durch mündliche Ueberlieferung zugekommen; sondern wir

wir hier nur wieder zusammen stellen, daß wir den Freunden, welche im Deutschen etwas volkomneres, als wir noch davon hatten, geben wollen, besonders dem, der sich dazu vorbereitet hat, und um mehrern Beitrag bittet, das Umhersuchen ersparen.

Vieleicht behagen ihm einige eingestreute Meinungen, welche wir uns, ohne daß wir darauf beharren, zu sagen erlauben.

Ratti, Azzara, und der ungenante dritte Mengsische Biograph, der am Neujahrstag zu Rom gestorbene Bianconi, nahmen alle ihre Nachrichten, während ihrem freundschaftlichen Umgange mit den Verewigten selbst aus ihrem Munde, daher sie wenig irren konten.

Von Ismael Mengs, der von deutschen oder niederländischen Eltern 1690. zu Koppenhagen geboren sein mag, findet man beim Hagedorn das wenigste.

„Ismael„ heißt es, beym Füeßly, der dem Guarienti folgt „lernte bei Samuel Cooper.„ Wenn aber, wie eben der Autor es Weyermannen nachsagt, dieser in seiner Vaterstadt London gestorbene, Frankreich und Holland durchreiste Miniaturmaler schon 1672. starb, kan er wol nicht des 18 Jahr später gebornen Mengs Lehrer gewesen sein.

Fueßlins erstes Supplement giebt, im Artikel Johann Couper, dessen Houbraken erwänt, noch nicht Aufklärung genug. Es läßt sich nur daraus eher vermuten, daß Mengs von Samuel Cooper's oder Couper's jüngern Bruder Alexandern, oder von diesem in Diensten der Königin Christina stehenden Johann, der auch ein Londner Miniaturmaler war, unterrichtet worden sei. Fast solte man meinen, daß die Dunkelheit durch eine Namensverwechselung zwischen Cooper und Coffer entstanden sei, weil man zuverläßig weiß, daß Ismael mit dem zu Dreßden über hundert Jahre alt gewordenen

nen Raymond zugleich in Kopenhagen bey Coffer oder Coiffre, der aber mit dem Vornamen Benedikt hieß, und ein Franzoß war, gelernet hat.

Nie ist Ismael, wie Ratti, der Autor des zu Genua 1779. gedruckten Epilogo della vita del lù Cave Ant. Raf. Mengs sagt, Direktor der Akademie zu Dreßden gewesen, noch 1764. sondern erst das Jahr darauf, gestorben. Aber er ward erstes Ehrenmitglied der 1764. erneuerten Akademie, *) die schon 1697. errichtet worden war. **) Er starb vor Ablauf dieses Jahres 1765, in welchem er, als Professor, nach Dreßden kam.

Die erste öffentliche Ausstellung, bei der sich der Kurfürst als Protektor seiner Akademien erklärte und hernach derselben besondere unterthänigste Danksagung darüber in Dero Audienzzimmer anzunehmen geruhte, war eigentlich den 5. März 1765. aber schon waren das Jahr zuvor verschiedene, besonders von der Leipziger Akademie, als einem neuen Zweige der Dreßdner, bei ihrer Stiftung eingesandten Werke, die auch mit Prämien gekrönt wurden, höchsten Orts eingeschickt und nun mit ausgestellt. Diese erste Ausstellung sahe und beurteilte der alte Mengs, und zeichnete sich darunter eine Allegorie von Oesern zum Lieblinge aus. „Mengs„ heißt es davon im 12. Bande der Bibl. der s. W. p. 368. „erklärte sich: er könne sich nicht gnug satt daran sehen, und wünsche es Lebenslang bei sich zu haben.„ — „Am 26. Dez. starb Ismael Mengs, dieser würdige Künstler und Professor bei der Akademie, in einem hohen Alter. Er war bis an sein Ende bemüht, jungen Leuten seine Einsichten mitzuteilen, und eröfnete erst am 3. Nov. seine Lehrstunden über die Traktation der Farben.„ — So heißt es in eben dem Bande zuvor, p. 145. Alle Lehrer, Mitglieder und Zöglinge der Akademie folgten seiner Leiche bei

*) Bibl. d. s. W. Tom. X. p. 347.
**) Eclairc. hist. p. 323.

bei der Beerdigung. Er war der erste, den der Tod aus dem Zirkel des neuen Instituts abrief, als er — wenn das Jahr seiner Geburt richtig angegeben ist — das 75ste Jahr erlebt hatte.

In der kurfürstlichen Samlung liegen die Beweise seiner Stärke in Miniatur und Emaille. Unter leztern zeichnet sich Johannes der Täufer so sehr durch die nicht gemeine Grösse des Gemäldes, als die hohe geistvolle Kraft des Pinsels aus. Selten findet man in Privatsamlungen etwas von ihm. Sein Freund Oeser hatte eine vortrefliche Madonna mit dem Kinde in Miniatur von ihm, die er von Händen kommen lies, und in Winklers Kabinette ist ein dergleichen in der historischen Erkl. der Gem. p. 67. No. 175. beschriebener Monat Januar. Oelgemälde findet man seltner von ihm. Zu Leipzig lies er noch einige Portraite, als des Kurfürst Christians, in Knabenjahren, dem verstorbenen Portraitisten Hausmann, und Kammerrath Christoph Richters, des ältern, das bei dessen nachgelassener Familie aufbehalten wird; auch hat die Vorrede der historischen Erkl. p. 15. ein Portrait seines Freundes, Raabe, angezeigt.

Ismael, einer der größten Sonderlinge, die je lebten, hatte den Vorsaz gefaßt, einen Sohn zu erzeugen, in welchem sich die Talente des Raphael und des Correggio vereinigen solten. Wie weit das Schicksal seinen Wunsch begünstiget, hat die Zeit gelehrt. Er hielt alle seine Absichten äusserst geheim: keinem Freunde wolte er wissen lassen, daß er eine Verbindung eingegangen und Vater sei; am wenigsten verriet er seine eigentlichen Absichten bei der sonderbaren, und mit äuserster Strenge geführten Erziehung seiner Kinder. Er hielt sogar die verschiedenen Orte ihrer Geburt, besonders des Raphael verborgen, womit er auch Hagedornen täuschte; denn dieser sagt, in seinen Eclairc. histor. p. 171. Raphael M. naquit à Dresde, au Mois de Mars 1728.

Raphaels erstes sonderbares Schicksal war dies, daß ihn seine Mutter unter ihrem Herzen an den Ort seiner Geburt trug, und in wenig Wochen in Windeln wieder in seine eigentliche Vaterstadt brachte; denn Ismael zeugte ihn in Dreßden mit einer Person geringen Standes, der er, bevor er sich mit ihr verband, sein Hauswesen verwalten ließ, und gieng zur Zeit ihrer nahen Entbindung mit ihr 1½ Meile über die sächsische Grenze, in dem nächsten böhmischen Ort Außig; von da er, bald nach erfolgter Ankunft des erwünschten Erben, mit ihm und seiner Mutter, ohne daß je eins von der Familie den glücklichen Ort wieder betreten hat, in die königliche Residenz zurückkehrete.

Wir vermuten die Veranlassung dieses Umstands aus allzuguten Gründen, als daß wir, ohne uns dafür verbürgen zu wollen, damit zurücke halten dürfen.

Unser alter Mengs, der vieleicht, ohne strenge Beobachtung der Geseze dieser oder jener Kirche, den Pflichten des Christentums genug thun zu können glauben mochte, hatte schon bei vorhin eingegangenen Verbindungen, wie in andern Fällen, das Mißvergnügen der Priesterschaft zu sehr wider sich gereizt, daß nicht, bei nun neuer Warnung ihres Obern, seine Gleichgültigkeit hätte wanken sollen. Wobei jedoch die Sorge für die Erhaltung der Gnade des Königes, die Furcht für den Wunden des Banstrals überwiegen mochte!

Fast möchte man sagen, daß der junge Mengs in seiner Art ein Wunder genennt werden könne: wenn man ihn, bei völliger Abneigung für seine Kunst, in ihr zu einem so hohen Grade aufwachsen sahe; wenigstens ist er ein sehr seltnes Beispiel erzwungner Fähigkeitserweckung. Von seinen zartesten Jahren an sorgte der Vater, daß der Sohn seiner Bestimmung nicht entweichen konte. Als er seinem Freunde Böttcher, dem berümten Kunsthändler in Leipzig, bei dem er abzutreten pflegte, einem

nem von den ausgezeichneten Freunden, für die er die wenigsten Geheimnisse hatte, die fröliche Neuigkeit von der Geburt seines Sohnes vertraute, sezte er hinzu: daß er Maler werden solle; darum er ihm die Namen Anton und Raphael gegeben habe: denn er müsse wie Raphael d'Urbino zeichnen, und wie Anton Correggio koloriren lernen; und den Einwurf gegen die Ungewißheit des Schicksals beantwortete er blos mit dem Ausspruche: „Er soll und muß!„

Da Ismael seinem Sohn von nichts anderm, als allein dem, was ihm zu Erlernung seiner Kunst dienen konte, Begriffe beibrachte; und ihm von jeder Wolthat, die ihm eine andere Wissenschaft anbot, selbst von den wichtigsten und notwendigsten Dingen, falsche oder widrige Ideen gab, und sich seines Gehorsams so genau versicherte, daß er sich der väterlichen Wachsamkeit nicht einen Augenblick zu entziehen vermochte: mußte er sich seiner Bestimmung gänzlich überlassen. Jede Erlaubniß zu Befriedigung seiner Leidenschaften erkaufte er sich durch die Zurückkehr zum anhaltenden Fleiße, und er belonte den Vater durch die Anwendung aller aus dem genossenen Vergnügen gezogenen Lehren auf den Fortgang in der Kunst.

König August III. fachte die ersten Funken der Liebe für den unerkannten Werth seiner Fähigkeiten an, und war glücklicher als der Vater. Der liebreiche Zuspruch und die Gnadenversicherungen dieses wahren großen Kenners und gefühlvollen Pflegers der Künste erweckte den Muth des Jünglings, den die Strenge des Vaters niedergedrückt hatte. Das Versprechen des Königes, welches er auch in der Folge erfüllte, daß er ihn, beim stärkern Fortschreiten auf seiner Laufbahn, einen ansehnlichen Gehalt geben und nach Italien senden wolle, war die stärkste Aufmunterung zur ernstlichen Fleißanwendung.

Vielleicht versahe er sich dadurch eines Rettungsmittels, das der väterlichen Zucht Grenzen sezen konte; aber seine Hofnung hinterging ihn: denn der Vater begleitete ihn nach Italien, und fand dort neue Fesseln für ihn. Ein Zufal brachte sie ihm, und der Sohn selbst foderte sie.

Er verliebte sich in die Tochter eines unbemittelten gemeinen Mannes, die er sich selbst zum Modelle gewählt hatte. Angelegentlichst befolgte er den Vorsaz, dessen würdiger Sohn zu sein, der die Absichten seiner Wünsche nach jener Person begünstigen würde. Sein Eifer in der Kunst wuchs mit der Liebe zur Schöne.

Der Vater belonte ihn mit ihr, trug sie ihm selbst zur Frau an, und bewilligte seinen Uebergang zur Kirche, der sie angehörte. Kein Zweifel erschwerte ihm den Schritt, da der Vater immer besorgt gewesen war, zu hindern, daß ihm wider ein oder andere Kirche feindliche Gesinnungen eingeflößt worden wären, und überdies, oft richtige Meinungen, in Betracht dessen, darüber geäussert hatte: daß des bildenden Künstlers blühende Vorteile bei der römischen Kirche sichtbar wären, und der Mangel seiner Unterstüzung bei der protestantischen sich in alzu entferntem Abstande zeigte.

Bei seiner zwoten Rückkunft aus Italien ward er desto gnädiger von seinem Könige aufgenommen, jemehr er von dem Fortgange seines Studiums beifalswürdige Zeugen entstehen lassen konte und entstehen lies. Dieses bewog den König, ihn mit dem Auftrage zu beehren, daß er der neuerbauten katholischen Kirche mit dem Gemälde des Hochaltars die Hauptzierde geben solle. Sie ward im Jahr 1751. eingeweiht, wobei beide Mengse gegenwärtig waren. Der Autor des zu Milano 1780. gedruckten Elogio Storico del Cavaliere A. R. Mengs nennt alle Meister der Altarblätter dieser Kirche, aber Oesern, der bescheiden genug war, die Fertigung des Interimsgemäldes

mäldes zu übernehmen, dessen jeder andere sich weigerte, weil es dem Mengsischen, wenn es gefertigt sein würde, Plaz machen solte, erwähnt er nicht; sondern sagt p. 23. „In tanto che egli di pingevali, fecesi fare per l'Altar maggiore un gran quadro a tempera *non so da chi*, per rimpiere il vacuo finattantoché il Mengs avesse compito il suo.“

Die Mengse sahen das Altarblatt am Einweihungsfeste aufhangen, der jüngere hatte es ein Jahr vor Augen, und kannte den Meister als Freund seiner Familie und Voreiferer in der Kunst. Jeder, der dieses weiß, wird von mancherlei Verdachte gereizt, fragen: Warum verschwiegen Vater und Sohn dem Lobredner, der doch alle Nachrichten aus ihrem Munde nahm, den Namen und die Bekantschaft eines Mannes, dessen Verdienste Ismael besonders gar wol erkante, öfters und auch bei dieser Gelegenheit, nuzte? Denn er unterhielt sich mit ihm über die Grössen der Figuren des Altarblattes, und Raphael mußte, nach Oeser's Rathe, den Kopf des heil. Johann, zum Versuche, in einer Manier fertigen die in so weitem Abstande wirken solte. Der verstorbene Kunstsamler Schwalb, dem dieser Umstand bekant war, fand zufälliger Weise in Leipzig beim Kunsthändler Laportrie, diesen Johanneskopf, kaufte und nahm ihn, als eine Seltenheit, mit sich in sein Kunstkabinet nach Hamburg. Man sehe Nr. 248. des zu Leipzig 1779 gedruckten Verzeichnisses dieser Gemälde. Als Raphael zum drittenmale nach Rom kam, hatte er noch keinen Ruf vor sich. Noch wußte er nichts von reichlicher Belonung seiner Arbeit. Die Reise hatte seine Kasse, für deren Anwuchs er ohnedem immer unbekümmert zu sein pflegte, so erschöpft, daß ihr ganzer Bestand etliche 60 Skudi war. Er ersuchte verschiedene Kunstbeförderer, unter andern den Kardinal Archinto, um Beschäftigung. Dieser erste Beförderer seines Freundes Winkelmann, verlangte von ihm

Christum in der Wüsten, zum Gefährten eines heil. Johannes in der Wüsten, eines Staffeleigemäldes von Rafael d'Urbino. Nicht sonder Furcht schritte er, nach mancher Bedenklichkeitsäusserung, zum Werke, führte es aber auf einem veralteten Tuche, das dem, auf welches der raphaelische Johann gemalt war, völlig gleich, so glücklich aus, daß beide Gemälde von einem Geiste eingegeben und von einer Hand dergestalt zu sein schienen. Er forderte nur 60 Skudi dafür; aber der Kardinal ließ ihm 50 Zechinen auszalen. „Nun, sagte Mengs: haben Ew. Eminenz mein Glück in Händen; ich erwarte es von dem Gebrauche, den Sie von meinem gelungenen Werke machen werden."

Archinto legte es bald, als einen der Verborgenheit entrissenen Schaz, allen Künstlern und Kennern vor, die das Vertrauen des Publikums an ihrer Seite hatten. Battoni war der erste, der es für Raphael annahm und die größte Verwunderung darüber äusserte, daß ein so vortrefliches Gemälde bisher unbekant und so sorgfältig versteckt geblieben sei, daß es das Ansehen behalten, als ob man es eben von der Staffelei genommen habe. Alle folgende Beurtheiler traten dem Ausspruche des ersten bei, und wenn auch bei ein oder andern einige Zweifel aufwallten, ob es mit größter Sicherheit für eins von Raphaels selbst vollendeten Werken gehalten werden könne? so vereinigten sich doch die getrente Meinungen wieder darinne: daß es aus seiner Schule und von ihm selbst, nicht nur hie und da berichtiget sei, sondern seine völlige Retouchirung verrate, und jeder wünschte dem Besizer, zur Wiedervereinigung des bisher getrennten Paares, Glück.

Die neue Beute des Kardinals war der Gesprächinhalt aller Geselschaften, besonders erwärmte er den Zirkel der Künstler und Kunstliebhaber den Mengs auf einem Kaffehause formiren half; und die einstimmige Frage, bei seinem nächsten sehnlichsterwarteten Eintritte war: „Ob

er des Kardinals Christus in der Wüsten gesehen habe?“ Nachdem er Ja gesagt, und die zwote Frage: „Was er davon meine?“ abgewartet hatte, erregte er ein algemeines Erstaunen, durch den kaltblütigen Ausdruck seiner vorgeblichen Verwunderung über die Schwäche ihrer Einsicht, welche, wie er sagte, Männern von ihren Talenten nicht zu verzeihen sei. Er wisse, sagte er, was sie davon gesprochen, und aus einem so unbedeutenden Werke gemacht hätten. „Unbedeutend!“ schrie man dagegen! „Für was er es denn halte?“ „Ich, fuhr er fort, halte es für die Arbeit eines Anfängers, der nach Raphael studiert, und hier eine Probe seiner vielversprechenden Fähigkeiten gegeben habe.“ Bitter waren die Vorwürfe, die sie ihm, seiner Verwegenheit halber machten, aber bitterer das Hohngelächter, welches seiner Erklärung folgte: daß er selbst Autor des hochgepriesenen Werkes sei; und nichts beruhigte die wider ihn aufgebrachten Gemüter, als der demütigende Beweis, den er aus der Tasche zog, und mit Vorlegung seiner ersten Pontimente dieses Gemäldes gab.

Das algemeine Gerücht dieser Begebenheit verbreitete sich durch ganz Rom, und gründete den Ruhm des sächsischen Raphaels. Aber mit ihm verwandelte auch der Neid viele Schulgenossen und Freunde in heimliche Gegner. Aus ihnen samleten sich die Eingebornen unter ein Oberhaupt, das, durch die bekant genug gewordene laute Erklärung wider ihn, mit Verminderung eigner Ansprüche an die Billigkeit der Kenner, die Verdienste des Beneideten in ein helleres Licht erhoben hat.

Man bezalte jenes Gemälde, nach Archintos Tode, im Ausrufe mit 80 Dublonen, und der Käufer überlies es mit Vortheil einem Engländer, der es mit sich in sein Vaterland nahm.

Alle Samler, besonders die anwesenden Engländer, verlangten Gemälde von seiner Hand, und die wieder-

holten Prüfungen seiner Talente bewogen den Pabst, ihn als Direktor bei seiner im Vatikan errichteten Akademie anzustellen. Die Absicht des Königes, seines Herrn, mit dessen Erlaubnis er die Stelle annahm, war, ihm einige der berümtesten Raphaele, zu deren Ankaufe er keine Hofnung hatte, weil sie im Originale, auf den Wänden fest, oder aus den Händen, in welchen sie sich befanden, nicht zu erhalten waren, kopiren zu lassen. Zugleich solte er sich mit dem für den Hochaltar der katholischen Kirche zu Dresden bestimten Gemälde beschäftigen. Dieses Werk, das von seiner Entstehung bis zur Vollendung, die Bewunderung aller Augen blieb, lies er in Rom zurück, als er vom Könige beider Sicilien nach Neapolis berufen ward, und er dem Monarchen, da dieser die spanische Krone annahm, mit Genemigung seines Schwiegervaters, des Königs Augusts, nach Madrid folgen mußte. Der Krieg in Sachsen erlaubte ihm den Aufschub seiner bestelten Arbeit, und August erlebte nicht die Ankunft des vortreflichen Gemäldes in seine Residenz.

Der Beifal unsers Mengs wuchs und verminderte das Vorurtheil, welches man vorhin für Hamilton hatte. Denn als Mengs schon 30 bis 40 Dukaten für ein Portrait bekam, malte er noch ein Gesichtsgemälde für 1000 Thaler, da man ein hamiltonisches mit 1000 Dukaten bezalte. (s. Bibl. d. s. W. T. V. p. 380.)

Drei Jahre vor seiner ersten Reise nach Spanien, vollendete er sein erstes Werk in Fresco an der Decke der Benediktinerkirche St. Eusebius, das, wie Füeßli, nicht Hagedorn, den er anführt, sagt, von Kennern dem Karlo Maratti vorgezogen ward; und das Urtheil über seine Plafonirung der Zimmer in der Villa Albani, vor der Pforte Salara, fiel da hinaus: daß Raphael hier übertroffen sei. Da dieses aber eben der Theil der Kunst ist, nach welchem Raphaels Verdienste nicht abgewogen werden müssen, ward sein Stolz dabei so wenig als über

das

das algemeine Lob seines schöner gepriesenen Kolorits gereizt; denn er wußte, wie irrig der grosse Haufe die Schönheit des Kolorits im mutigen Kampfe leuchtender Farben zu finden glaubt, und wie wenig Augen Kräfte zu sehen haben, welch hohes Muster Raphael für wahre grosse Koloristen war. Der Beifal stärkte nur den Trieb nach wahrer Ehre, und er versuchte nichts so sehr, als mehr Beweise von höhern Talenten und von Stärke in Erfindungskraft und Ideenausdrucke zu geben.

Mit diesem Vorsaze bearbeitete er das Altarblat, bei anhaltender Uebung seines Pinsels nach Werken seiner Vorgänger; und seine Kopien nach Raphael, worunter auch die Schule von Athen war, welchen Lord Northumberland bekam, wie Hagedorn in s. Betr. über die Mal. T. II. p. 814, auch d. Bibl. der s. W. T. VII. p. 216 anmerkt, hatten ihn schon vorhin in so grossen Ruf gebracht, als seine Urtheile, die er über die Werke dieses Meisters aussprach. Wodurch auch der Pabst, wie wir erwähnten, ihm die Direktorstelle der vatikanischen Akademie zu ertheilen und mit dem Ritterkreuze des Christusordens zu beehren bewogen ward.

Als 1764 in Dresden die neue Einrichtung der Akademie, wenige Wochen nach dem Tode ihres durchlauchtigsten Stifters, Christian, bekant gemacht wurde, ward auch besonders Ant. Raph. Mengs dabei genant, und erklärt: daß ihm, bei seiner Wiederkehr, eine seinen Verdiensten gemässe Stelle aufbehalten bleiben solte *). Dieses Vortheils hat er sich nie begeben; öfters, und nur noch sechs Jahr vor seinem Tode in einem Schreiben den Generaldirektor v. Hagedorn daran erinnert, und um Empfehlung höchsten Orts gebeten.

Er kam zulezt mit sehr geschwächter Gesundheit nach Rom, und starb 1779 an gänzlicher Nervenerschlaffung, am Namenstage des grossen Rubens. Er verließ die

*) s. Bibl. der sch. Wiss. T. X. p. 349.

Welt völlig unbemittelt, mit dem ungetäuschten Vertrauen, daß der König von Spanien, der ihn im Leben so reichlich belonte, auch nach seinem Tode Versorger seiner Familie sein würde. Von der Leidenschaft Schäze zu sammeln, empfand er nie die mindeste Spur. Statt dessen liebte er Pracht und Schmaus, und mas seinen Reichthum nach der Summe frölicher Abendstunden, die er öfters genos, ohne um den Aufwand, den ihm die Menge der dazu eingeladenen und uneingeladenen Gäste veranlaßte, bekümmert zu sein.

Die öftere Veränderung seines grossen Hauswesens, mit dem er sich aus einem Lande ins andere versezte; seine Reisen nach Sachsen, nach Spanien, und von da wieder zurück nach Italien, haben ihn viel gekostet, da er sie immer in Begleitung seiner Familie that. Er hat vieles auf Werke der Kunst, vor andern auf die Anschaffung der Abgüsse, fast aller der grösten und berühmtesten Antiken verwendet. Er scheute keine Kosten sie in Formen oder Ausgüssen zu erhalten und zu transportiren. Er bediente sich dazu eines eigenen geschickten Formers, den er selbst abgerichtet hatte, reichlich besoldete und auf seinen Reisen mit sich nahm. Fänden sich Liebhaber, die seine gesamleten Kunstwerke nach Würden bezalten, so könte seine Verlassenschaft noch beträchtlich genug werden.

Der Preis, den die Erben auf die Formen sezten, überstieg ihren Wert; ohne welches der Churfürst, dem sie zuerst, mit Verbittung der Auswahl, angetragen wurden, sich wohl hätte entschliessen mögen, sie den Originalen der Dresdner, als der ersten Antikensammlung, nach der Römischen und Florentinischen, zu Nebenzierden beizulegen. Oeffentliche Nachrichten versichern, daß alles nach Rußland verkauft worden sei, wo man billig so samlet, wie überall, wo man zu samlen anfängt.

Mit der Nachricht von seinem Tode hörten wir im Geiste, welche bittre Klagen der weit ausgebreitete Nazionalstolz

nalstolz bei vielen, auch sogar bei denen erzeugen würde, die mit den Verdiensten unsers Mengs nur vom Hörensagen bekant waren. Es ist immer schmeichelhaft verdienstvolle Mitbürger zu haben. Aber der wahre Kenner liebt; und Liebe fragt nichts nach Landsmannschaft. Die Künstler und ihre Verehrer machen eine eigene Völkerschaft aus, die sich über den ganzen Erdboden durch alle Nazionen ausbreiten. Mengs war ein Sachse, in Dresden erzeugt und erzogen, wie wir gesagt haben, und von seinem Vater selbst zum Künstler gebildet. Er war also der Herkunft nach, ein Deutscher. Aber mehr wie eine Schule Italiens wird ihn sich zueignen wollen: besonders die Römische und Lombardische, an deren Meister des obern Ranges seine mannichfaltige Nachahmungsfähigkeit sich, mit so glücklichem Erfolg wagte; bey welchem rümlichen Streite wir aber — nicht seiner in dem Falle unbedeutenden Geburt, sondern seines hier zuerst genossenen Unterrichtes wegen, unsern gebührenden Anspruch auf ihn behalten.

Sein Lieblingsstudium war Raphael: und er bewarb sich, durch unermüdete Uebung in dessen Manier, Stil, gereinigten Contour, und eleganter Farbengebung, um nichts so sehr, bei der Nachwelt, als um eine Stelle unter dessen Scholaren. Zu dieser und seinen andern angenommenen Manieren, welchen er bis ins Grab treu blieb, ging er von der ersten, originellern, der väterlichen Hand über, die ihn bereits, mit Empfehlung der strengsten Regeln, auf das grössere Original aller Meister geleitet hatte.

Bei so viel Verdiensten konte es ihm weder an blinden Verehrern noch an neidischen Tadlern fehlen. Von Scheib hat im II. Theil seines Orestrio, von S. 50. an, viele Seiten lang, sein Lob eben so unbeschränkt ausgeblasen, als er zugleich sein Misfallen an den Franzosen

geäussert und bis zur unausschliessenden Verachtung gezeigt.

Blinder Patriotismus erweckt Zweifel gegen angepriesene Einsichten in die Künste.

Mr. Falconet, den seine verunglückte Statue Peters I. so bekant, als seine vorausgeschickten Observations sur la Statue de Marc-Aurele gemacht hat, worinne er viel Gutes und viel Französisches sagt, erregt bey seiner Erklärung über Winkelmanns vieleicht alzu enthusiastischen Lobe unsers Mengs, keinen geringen Verdacht wider sich und seine zu Rom studierenden Landesleute *). Es sei nun, daß sie die empfehlungslose Anzeige ihrer Unwissenheit verschmerzen oder ahnden wollen, so glauben wir wenigstens, daß, wenn noch Poussine, le Sueure oder le Brüne lebten, sie sich, durch falsche Beschuldigung der mangelnden Bekantschaft mit Mengs, für entehrt halten würden.

Daß die Freundschaft an allem, was sonst von Mengs geschrieben worden, Theil genommen hat, ist so sichtbar, als der nirgend dadurch gehinderte Vorblick der Warheit. Aber auch die trockenste Erzälung der Handlungen des Mannes würde seinem Herzen die Gunst des Lesers erwerben.

Ratti war einer von den Freunden und Scholaren des jüngern Mengs, und es war zu befürchten, daß die Folgen seiner edeln und dennoch verfehlten Absicht, sich enger mit der Familie seines Lehrers zu verbinden, leicht den gewönlichen Gang beleidigter Freundschaft hätte nehmen können. Was Italien von Mengsen besizt, könte uns wohl nach Bianconis Tode, Reifenstein oder dieser Ratti am sichersten sagen, und es ist wol zu merken auf das, was sie bereits gesagt haben. Was Spanien hat, erfuhr

*) V. p. 55. Amsterd. Edit. 1771. 8vo.

erfuhr man vorhin durch des D. Ped. Ant. De la Puente Reisen; mehr wird man sich auf D. Nic. Azzarra's Anzeige verlassen können. Was alles nach England übergegangen ist, solten billig unsere dasige lieben Deutschen aufsuchen und bekant machen. Die dem Elogio storico nachgesezte Anzeige der Mengsischen Gemälde zu Dresden ist zu mangelhaft, daß man nicht zweifeln solte: ob man den gedruckten Katalog der kurfürstlichen Gallerie zu Rathe gezogen und sich gnugsam nach seinen dort aufbehaltenen Werken, besonders denen, die sich in der Pastell- und Emaillesammlung befinden, erkundiget hat. Weniger können wir wissen, welche Ergänzungen die übrigen Verzeichnisse bedürfen.

Eins seiner Werke wird, unter andern, darum merkwürdig bleiben, daß Freund Winkelmann irrig daran das Bedürfniß einiger Vervolkommung zu bemerken glaubte. „Mengs„ heist es im Versuche einer Allegorie „bildete die Mnemosyne. Sie sizt auf einem Sessel, die Füsse stehen auf einem niedrigen Schemel, sie berührt ihr Ohrläpchen — ein bekantes Bild der Erinnerung bei den Alten — Ihr Haupt ist gesenkt, sie schlägt die Augen nieder, um nicht gestört zu werden.„ Gegen Winkelmanns Zusaz „daß sie in der andern Hand, die nachlässig im Schooße liegt, einen Wurfspieß halten könte, den ihr Homer — Hymn. in Merc 457 — beilegt„ sagt aber die neue Bibl. der sch. W. im III. B. S. 237. „da wir die Stelle nachschlugen, war die Rede vom Apollo, nicht von der Mnemosyne, wie aus dem 433. und 461. V. unwidersprechlich erhellt.„ Auch ist bei der Verkündigung, dem lezten Gemälde, das Mengs für den König von Spanien vollendete, anzumerken: daß es von Naumann, dem Bruder des ersten kurfürstlichsächsischen Kapelmeisters, kopirt worden ist.

Oeffentliche Blätter melden: „Mengs habe im Manuskriptsaale der Bibliothek des Vatikans verschiedene Gemälde

mälde niedergelegt, als das alte und neue Testament: auf der einen Seite Moses, auf der andern Petrus, mit der Sache angemessenen Hieroglyphen —. Die Geschichte, die auf dem Tempel des Janus war: eine Allegorie auf alte und neue Zeiten. — Ein Fama und ein Genius, welche der Geschichte einige Blätter darbieten. — Dabei wird gesagt: der Pabst habe Erlaubnis gegeben, daß diese Gemälde unter Aufsicht abgezeichnet und in Kupfer gestochen werden könten.

Nach Werken von Mengs dürfen wir nicht weit suchen. Er lies seinem Vaterlande, Sachsen, beträchtliche Schäze nach. Das übrige Deutschland hat das ungünstige Schicksal nichts, oder doch nur wenig vorzeigen zu können. In der Wiener Gallerie ist ein mit ausgestreckten Armen eifrig im Sizen predigender Petrus, den, vor kurzem, der König von Spanien dahin geschenkt hat. Auch hat der dasige Graf Harrach etwas von Mengs.

Das Hochaltarblat der katholischen Kirche zu Dresden, ist, nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Kenner, sein bestes Gemälde. An keinem andern arbeitete er auch wohl mit mehr Fleisse und Zeitaufwande; und es scheinet als habe er die Gelegenheit, dabei öfters unterbrochen, ja gar davon entfernt zu werden, so weislich genüzt, daß er sich an andern Werken nur in dem Grade der Kunst übte, wodurch ein seinem Herrn gewidmetes Werk, vor allen, sich auszeichnen solte. Mit lezter Erinnerung an dessen baldige Einschickung erhielt er zugleich Freiheit, es in Madrit, Rom oder Dresden zu vollenden, und gnädigste Erlaubnis, auf kurfürstliche Kosten, an ein oder andern Ort darnach reisen zu können; aber der Anfang vieler Arbeiten nötigte ihn auf die Rückkehr aus Italien nach Spanien zu denken, und entfernte die Hofnung zu so naher Befriedigung der Sehnsucht nach seinem innigstgeliebten Vaterlande.

Die Ankunft des Gemäldes erfolgte während der Minderjährigkeit des neuen Glorwürdigst regierenden Kurfürsten, und die dafür erlegte Summe überstieg den erwarteten Preis, so, daß Mengs, in ihr, reichliche Belonung und zugleich seinen während den Jahren des Kriegs ihm aufbewahrten unverminderten Gehalt grosmütigst erhielt.

Es ist also eine von den Eroberungen durch welche die Sammlung der Kunstschäze der Residenz unter der Regentschaft des Prinzen Xaver in den ersten Jahren der Wiederkehr des Friedens neuen Fortgang nahm, und zugleich ein Zeuge der Achtung des erhabenen Kunstbeschüzers für unsern Mengs.

Der Ruhm dieses Gemäldes hat sich durch die Beschreibung des Herrn Casanova algemeiner verbreitet. Man liest sie im 3ten Bande der neuen Bibl. der sch. W. S. 132. Sie steckt denen ein Licht auf, die dessen bedürfen, und ist zugleich ein Beweis von des Erklärers erkentlichkeitsvoller Ehrerbietung für die Verdienste seines Lehrers. Wir überlassen es ihm den Zweiflern zu begegnen, welche blos dawider sich zu regen geneigt schienen, daß er ihn auf Raphaels von Urbin Kosten zu loben gewagt hat.

Das Schönste was Mengsen vieleicht in Pastel gelungen, und vieleicht je in der Art hervorgebracht worden, ist, in der kurfürstlichen Samlung, sein Amorkopf mit buntbeflügelten Schultern. Er fand in Rom einen so schönen Knaben, dem er mit malerischer Erhöhung der reizenden Gesichtszüge im Bilde, die Gottheit zu geben versuchte. Wenn man sich Amors Gesichtszüge als zusammenstimmende Verräther des Wonnequels seines Busens denken wil, so komme und sehe man den Kopf. Unter tausend beflügelten und unbeflügelten schönen Knabenköpfen würde er hervorwirken, daß man sagen müßte, dieß ist Amor! und man solte meinen, daß Einer der

alle

alle Amorn in Gemälden aufgesucht hätte, von diesem bekennen würde: Er habe vorhin noch keinen gesehen.

In Weimar sind von Mengs ausgeführte Bleistiftzeichnungen, mehrenteils nach Urbino, in den Händen der verwitweten Herzogin.

In Leipzig besizt deren der Herr Akademiedirektor Oeser; auch König August III. Portrait in Oel. Unter den nachgelassenen Gemälden des Oberhofgerichtsassessor Stiegliz ist der Kopf eines Mädchens, mit beiden Händen in Pastell, und im Winklerischen Kabinette, seiner Schwester Theresia vortrefliches Portrait, welches Ismael seinem Freunde Böttcher mit der Versicherung verehrte: „Mit seinem Willen solle Raphael nun nichts mehr mit Kreide schreiben.“

S. Histor. Erkl. S. 67. n. 174. Auch findet man eins der schönsten Pastelportraite des Kurfürsten Christian von ihm beim Grafen Einsiedel zu Wolkenburg.

Ein unbedeutendes und dennoch merkwürdiges Werk seiner Hand ist auf dem Rittergute Wölkau. Ismael kam dahin zum Grafen von Vizthum, in dessen Hause er Unterricht im Zeichnen gab, und brachte seinen Sohn eben mit sich dahin, als man ihn um Anweisung zu Verbesserung einer Lambrie bat, welche die Mäurer unter Händen hatten. Weil Raphael, wenig Stunden zuvor, ihn einer mißlungenen Zeichnung wegen erzürnt und bis zum Schlägen gereizt hatte, sagte er mit drohender Stimme zu ihm: „Wenn du es heute nicht noch besser machst, so solst du morgen hier die Lambrie mit anstreichen helfen!„ und er mußte es auch wirklich, weil ihm die neue Aufgabe so sehr als die vorige verunglückte. Die gräfliche Familie hat, bis auf heutigen Tag für die Wolaufbehaltung dieser Lambrie gesorgt, daß sie den Kunstliebhabern als eine Merkwürdigkeit die Stelle zeigen kan, wo der grosse Raphael zur Strafe mit den Mäurern anstreichen mußte.

Nicht

Nicht leicht hat ein verdienter Künstler je das Glück gehabt, so reichlich belont zu werden, als Mengs: nicht leicht sich einer einen so algemein ausgebreiteten Ruhm erworben, als er! Viele, die ihn genau kanten, wollen das Lob seiner Bescheidenheit nicht gelten lassen, und führen glaubwürdige Beweise dagegen. Gute Köpfe, die er unterrichtete, merkten, daß er sich nur dann in Worten und Werken widersprach, wenn er andern Grundregeln als denen, die ihm sein Vater einprägte, nachgeforscht hatte, und Gebrauch davon machen wolte; welches oft die Folgen hatte, daß er heute alles zurücknahm, was er gestern lehrte. Aber alle stimmen darin miteinander überein: daß er ein Mann ohne Falschheit, ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Ehegatte und Vater, ein getreuer Freund und Lehrer war. Es ist zu beklagen, daß er nicht Greis ward, und spät noch eine Zierde seines Vaterlandes blieb!

5.

Der Besuch.

Oeding und Kraft waren Schriftsteller, die sich theils durch eine reiche Gelehrsamkeit und theils durch glänzende Talente unter den lesenden Deutschen ein Publikum gewonnen hatten, das blos ihres Namens wegen schon ihre Behauptungen im Voraus als wahr annahm. Oeding glaubte, als öffentlicher Lehrer der christlichen Weisheit, keinen Zweifel und keine Einwürfe gegen die Göttlichkeit eines Buches dulden zu dürfen, das seit achtzehn Jahrhunderten die Quelle von seiner Sündflut bestreitender und beschüzender Werke gewesen ist. Kraft glaubte, ein götliches Buch könne niemals menschlichem Wize

erlie

erliegen, wenn dieser auch die wahrscheinlichsten Zweifel aufböte: und legte deswegen den Christen wichtige Einwürfe gegen ihre Offenbarung vor. Was geschah? Oeding entbrante von einer heiligen Flamme, die grünes und dürres ohne Unterschied zu verschlingen drohte. Anstat blos das Buch zu widerlegen, das nun doch einmal da war, bewies er dem Verfasser, wie unbesonnen, wie unedel, wie weit entfernt von christlicher Gesinnung er sein müsse: und geriet durch die Hize seines Eifers in Gefahr, selber den sanftmütigen Geist seines Musters abzulegen. Kraft hatte gewünscht, zu seiner und anderer Beruhigung alle Zweifel gehoben, und nicht sich selber angegriffen zu sehn. Vol edlen Unwillens über diesen Fehlgrif seines Gegners, lies er sich anfangs verleiten, stat des Wassers sokratischer Sanftmut das Oel des bittersten Wizes in die heilige Flamme zu giessen. Konten auf dem Wege zwo Selen zu dem edlen Zwecke, Warheit zu erforschen, vereinigt werden? Kraft fühlte die Unmöglichkeit bald, und brach einen persönlichen Streit ab, der höchstens in Briefen, aber nie öffentlich vor den Augen eines Volkes solte geführt werden. Weisheit, Warheit und Gelehrsamkeit verlieren zu viel, wenn ihre angeblichen und anerkanten Priester beständig fortfahren, den Laien Beweise von Selbstsucht, und von der Unmöglichkeit ihrer Uebereinstimmung zu geben.

Die Zweikämpfe oder Schlachten der Schriftsteller scheinen uns Deutschen das zu sein, was unsern Brüdern in England der Thierkampf und das Pferderennen ist. Indeß daß Oeding und Kraft zur Wonne aller leren Köpfe, die nur von Neuigkeiten leben, sich in gewechselten Blättern bald streifend, bald tief verwundeten; indeß daß Kraft, ohngeachtet eines lebendigen Bewustseins überwiegenden Wizes den schwer zu deutenden Entschluß faßte, zuerst zu schweigen, kam nach Sande-

witt

witt, wo Oeding wonte, ein Fremder, der unsere Aufmerksamkeit verdient, so wie er bald die Aufmerksamkeit unsers Oedings gewan. An einem Festtage nach der Predigt lies sich der Ratsherr Larner mit einem alten Freunde zum Mittagsessen anmelden. Er kam, und mit ihm Herr Bachmann. Oeding freute sich, einen Gelehrten kennen zu lernen, der auf einer litterarischen Reise durch Deutschland begriffen wäre, und in dem grossen Sandewitt vor allen seinen Umgang suchte. Herr Bachmann gefiel bei dem ersten Anblicke, und noch mehr bei näherer Bekantschaft. So fest sein Blick, so gütig und offen sein blaues Auge, so einnehmend mit einem Worte sein ganzes Gesicht war, so erhielt es doch im längern Gespräche von seinem lebendigen Wize tausend geistige Reize mehr. Ein seltner Schaz von ächten Kentnissen, eine glückliche Bekantschaft mit den berümtesten Schriftstellern und Gelehrten, und die Freundschaft eines so angesehenen Mannes, wie der Ratsherr Larner war, machten ihn zum wilkomnen Gaste. Herr Oeding fand ihn gelehrt, beredt, nachgebend ohne Selbsterniedrigung, und frei ohne Verunglimpfung anderer. Herr Bachmann, rief er mit innigem Vergnügen beim Weggehen aus, Sie haben meine ganze Hochachtung, und wollen Sie meinen Dank, so kommen Sie alle Tage als ein Freund vom Hause zu mir. Bachmann fand in Sandewitt für einen Monat Gegenstände seiner Wißbegierde genug, und machte von Oedings Einladung den gewünschten Gebrauch. Je öfter er kam, desto unentbehrlicher ward er: und nach und nach fing Oeding an, mit ihm über seinen schriftstellerischen Streit ohne Zurückhalt und ohne Ende zu reden. Bachmann hatte anfangs vermieden, sich auf diese schwierige Sache einzulassen: endlich aber schien er besondern Theil daran zu nemen, und so entstand einstens ein Gespräch, wovon meine Leser selber etwas hören müssen.

Oeding.

Oeding. Ist es zum Beispiel wol zu entschuldigen, daß er alle seine Zweifel in deutscher Sprache bekant macht? Heißt das nicht den Pestsamen gradezu unter den grossen Haufen aushauchen, dem es doch gänzlich an Präservativen mangelt?

Bachmann. Eine Antwort darauf kan nicht so kurz sein, wie Ihre Frage. Allein ehe ich mich überal in Ihrer Streitsache mit Herrn Kraft noch weiter verirre, erfüllen Sie mir eine Bitte! Wollen Sie?

Oeding. Und welche?

Bachmann. Ich wäre nicht abgeneigt, Krafts Partie und vieleicht die schlimmere für heute Abend zu übernehmen, wenn Sie mir versprechen können, alle Ihre bisherige Liebe für mich ungestört beizubehalten.

Oeding. Sie scherzen. Warum denn nicht?

Bachmann. O lieber Herr Pastor, wie oft habe ich es bemerkt, daß ein Schauspieler von edlem Karakter Mißtrauen gegen sein Herz erregte, wenn er die Rolle eines Marinelli oder Jago meisterhaft spielte, und daß er selten im Stande war, diesen übeln Eindruck wider zu tilgen. Werden Sie Ihren Bachmann nicht immer weiter aus den Augen verlieren, je lebhafter er sich in Krafts Rolle hineinspielt? Und werden Ihre gütigen Empfindungen gegen mich nicht immer mehr erkalten, je wahrer Sie in mir Ihren Gegner sehen?

Oeding. Auch die Möglichkeit solten Sie mir nicht zutrauen. Nein, nimmer wird mein Verstand dem Herzen eine solche Verwechselung erlauben. Sie und Kraft! Ich bewundere Ihre Kentnisse, ich verehre Ihren Geist, ich liebe Ihr Herz: Krafts Verstand ist mir verdächtig, wie seine Gelehrsamkeit, und seinem Herzen scheint Menschenliebe so fremd, wie Geister einem bewonten Hause. Er ist mir gleichgültig.

Bach-

Bachmann. Sie unterdrückten das härtere Urtheil Ihrer Empfindung, und das macht Ihnen Ehre. Allein ich kan mir nun einmal nicht helfen! Ihre Freundschaft ist mir unschäzbar, und ehe ich das Mindeste davon Preis gebe, müssen Sie mir ihre Fortdauer auf das feierlichste betheuren.

Oeding. Seltsamer Mann! Nun, des Spaßes halber, hören Sie dann! So wahr ich (Bachmann zieht seine Schreibtafel hervor, und schreibt wörtlich nach) Herrn Kraft für einen Ehrsüchtigen halte, der ohne Bedenken in den Tempel der algemeinen Volksruhe seine Feuerbrände wirft, um seinen Namen an einer Schandsäule zu verewigen: so wahr halte ich Sie für einen edeln Denker, der dem beneideten Ruhme, und der nachbetenden Knechtschaft gleich weit aus dem Wege geht.

Bachmann. Sol ich denn mein Lob durchaus auf Kosten meines Klienten hören? — Unser Vergleich wäre geschlossen: und hier habe ich Ihre Betheurung niedergeschrieben, damit wir sie im Feuer des Streites nicht zu vergessen fürchten dürfen! — Izt bin ich Kraft, und meine Absicht ist nichts Geringers, als Sie mit mir auszusöhnen. — Ihre vorige Frage.

Oeding. War diese. Warum machte er seine Zweifel in deutscher Sprache bekannt, da er doch für Gelehrte schrieb? —

Bachmann. Nicht er, sondern Sie! — Denken Sie es recht lebhaft, daß Kraft vor Ihnen sizt, und seine Sache mit Ihnen freundschaftlich ausstreitet! —

Oeding. Auch das, so schwer es mir wird! Also, warum beunruhigten Sie einen Haufen von Ungelehrten, die Ihre Sachen gern in die Hand nehmen, und bey Religionszweifeln sich nicht zu helfen wissen? Warum schrieben Sie nicht Lateinisch?

Bachmann. Weil ich es nicht konte, und wenn ich diese seit meinen Schuljahren ausgestorbene Fertigkeit

auch mit einiger Mühe hätte wieder erwecken können, es nicht für gut fand. Lassen Sie uns auf diesen Punkt durch einige Umschweife zurückkommen.

Warum glauben Sie, ehrwürdiger Mann, daß ich blos für Gelehrte schrieb? Warum glauben Sie überal, daß Untersuchung und Aufklärung der wichtigsten Warheiten nur zünftigen Gelehrten mitgetheilt werden müsse?

Oeding. Damit der Bürger, dem die Religion allein frohe Aussichten aus unserm Jammerthale eröfnet, und der in unsern Tagen viel und ohne Wahl liest, nicht irre werde.

Bachmann. Recht gut! Allein sagen Sie mir doch, unter welcher Klasse von Bürgern des Staates getrauen Sie sich die meisten Zweifler aufzufinden? Unter den zünftigen Gelehrten?

Oeding. Das eben nicht. Wenigstens stehen ihnen so viele Quellen der Belehrung offen, daß sie sich ihr Unglück selber zu danken haben, wenn sie Durstes sterben.

Bachmann. Also unter welchen?

Oeding. Zu unserer Zeit, da jeder zu den Vielsehenden und Vieldenkenden gehören wil, sehe ich vorzüglich die wohlhabende Bürgerschaft, den ungeschäftigen Adel, den Hofmann, den Staatsmann, den Kriegsmann in Labyrinthen, worin sie sich gar nicht hätten einlassen sollen.

Bachmann. Warum nicht? Solte es unter allen diesen Männern, die den wichtigern Theil des Staates ausmachen, nicht viele helle Köpfe geben, die zur Erforschung der Warheit und zur deutschen Mittheilung ihrer Gedanken berechtigt waren? Die nach Gewißheit in den Grundlehren des menschlichen Wohls dursten? Die einer höchstnötigen Belehrung würdig sind?

Oeding. Alle Ihre Fragen kan ich ohne Nachtheil bejahen.

Bachmann. Gut! Wenn ich nun meine Einwürfe, die ich blos mittheilte, um sie beantwortet und durch die Beantwortung das Reich des Lichts weiter verbreitet zu sehn, in ein lateinisches Dunkel gehüllt hätte, würden Sie und andere mich nicht ebenfals lateinisch belehrt haben?

Oeding. Allerdings!

Bachmann. Nun, und würden dann wol alle die guten Zweifler, die wir vorhin nanten, und die doch oft nur von Neugier herangelockt werden, an meiner Belehrung haben Theil nehmen können? Wie viele solten unsere Schriften gern und ohne Schwierigkeit lesen, wenn wir nur lateinisch schrieben?

Oeding. Freilich nicht viele! Allein hätten wir nicht das Resultat unserer Unterhandlung, wenn wir sie ganz für uns geendigt hätten, Allen in der bekannten Sprache zur weitern Prüfung vorlegen können?

Bachmann. Lieber Mann, hier schweige ich, lege die Hand an's Herz, und fühle mich Mensch! hören Sie, was ich fürchtete! Gelehrte Prozesse aller und auch der edelsten Art können nicht anders als ohne Schiedsrichter geführt werden. Wann würden wir die Endwarheit gefunden, wann dem Andern den Sieg zugestanden haben? Lassen Sie öffentlich uns in der bekanten Sprache streiten, und wenn wir selber auch niemals eins werden, so lockt doch die Neugier eine Menge Hörer herbey. Sie prüfen für sich, und haben das Ziel gefunden, eh wir es finden wollen! Verzeihen Sie es mir, daß ich eben so menschlich von Ihnen dachte, als ich von mir denken zu müssen glaubte?

Oeding. Kaum! Indeß ist unsere gegenwärtige Frage noch nicht ganz beantwortet!

Geben Sie es nicht zu, daß Ihr Buch einem Ungelehrten in die Hände fallen könne, den es in Zweifel und Elend stürzt?

Bachmann. Davor ist mein Buch so wenig sicher, als die Bibel und der kleine Katechismus es ist. Allein über die schädlichen Folgen einer freidenkenden Schrift im Ganzen hat mich Gott lob die Erfahrung beruhigt.

Oeding. Die Erfahrung?

Bachmann. Nicht anders. Sehen Sie doch nur den großen Haufen mit einem Blicke über! Die meisten sind Unbesorgte und Leichtsinnige, die in einem engen Kreise von Ideen ihr Leben bequem vertändeln, — oder eingeschränkte Seelen, die verjährten Vorurtheilen und Meinungen mit knechtischer Ehrfurcht anhangen — oder leidenschaftliche Menschen, die sich für nichts erklären, wenn es auf die Gegenstände ihrer Neigung keine Beziehung hat. Leichtsinnige achten auf meine Zweifel nicht länger, als etwa das Pereat dauert, was sie mir bei einem Glase Wein singen; die Sklaven des Schlendrians bedauern mich, weil sie durch ihre Brille ganz deutlich die Hölle erblicken, die mir bereitet ist von Anbegin; und Sklaven der Leidenschaften ernten vom todten Buchstaben weder Titel, noch Gold, noch Wollust. Ueberdieß hat mein Buch für Alle, die der Alpartigen Langeweile bis in die Bibliotheck entfliehen, eine zu trockene gestrenge Miene, als daß es zum Lesen einladen solte. Also nur helle Köpfe, die denken können, ohne lateinisch zu denken, haben es vorzüglich gelesen: und zu ihrer Aufklärung wolte ich eben Männer aufbieten, die von der Natur und Gesellschaft dazu verpflichtet sind. Je größer dem Scheine nach die Gefar ist, dachte ich, desto schneller werden sie mit Hülfe herbeieilen.

Oeding. Fast mögte ich wünschen, daß Herr Kraft aus Ihnen oder Sie aus seiner Seele sprächen. Indeß dauern mich immer die Unglücklichen, die durch seine Unvorsichtigkeit in Zweifelsucht versinken.

Bachmann. Freund, Sie verlieren den Faden Ihrer Rolle! — Sehen Sie also die Gründe, warum ich

ich deutsch, und nicht lateinisch, schrieb? Und wenn ich nun bei einigem Forschgeiste nicht genug Kentniß der gelehrten Sprache besaß, solte ich deshalb gänzlich schweigen? Solte das Pflicht für alle unlateinische Denker seyn? Je lauter Sie und Ihre geistlichen Mitbrüder — (legt die Hand auf die Schreibtafel) Freund, erinnern Sie sich Ihrer feierlichen Betheurung — je lauter Sie Alle es rühmen, von der Warheit Ihrer Lehrsäze überzeugt zu sein, desto willkomner müssen Ihnen Zweifel werden, die nur Ihre Siege und die algemeine Gewißheit vermehren.

Bachmann und Oeding kamen nun auf Krafts Einwürfe selber: und der Leztere fand nach einem lebhaften geistvollen Gespräche den Gedanken an seinen Gegner immer erträglicher. War es Wunder, da ein so liebenswürdiger Freund mit so vielem Aufwande von Wiz und Feuer seine Person zu spielen würdigte? Indeß war auch Larner gekommen, und hatte sich stilschweigend hingesezt: und nun begann der merkwürdigste Theil des Gesprächs, um dessentwillen ich diese kleine Geschichte niederschreibe. Nur noch wenige Augenblicke Aufmerksamkeit, meine Leser!

Bachmann. Es ist mir nun einmal ein Ernst, zwo würdige Seelen nicht nur auszusöhnen, sondern auch zur Freundschaft und gleichen Erforschung der Warheit zu vereinigen: und ich weiche nicht eher von diesem Zimmer, ehe der Himmel und Sie mich mit diesem Glücke segnen. Lassen Sie mich immer einmal wieder mit meiner Zunge reden! — Wie haben Sie, ehrwürdiger Mann, Krafts fliegende Blätter aufgenommen?

Oeding. Wie? Ich gestehe es gern, seine bittern Spöttereien haben mein ganzes Herz von Grund auf wider ihn empört: und ...

Bachmann. Daher strömte die Galle in Ihre Antworten. Hören Sie denn! (mit höherm Tone und einer zitternden Thräne im Auge) Ich kenne Kraft: er ist Le-

hens ang mein Freund gewesen: Sie haben mich ihres Vertrauens würdig gefunden; und ich betheure Ihnen mit dem Gedanken an das Gericht der Ewigkeit, daß er seinen Wiz bereut, den er zu Ihrer Kränkung verschwendete, und daß er nur deshalb seit einiger Zeit schon den Streit abgebrochen hat. (Bachmann ergrif des Geistlichen Hand und nezte sie mit einer schweren Thräne) Wollen auch Sie einem Manne verzeihen, für dessen lautere Warheits- und Menschenliebe ich Ihnen, wie für die meinige bürge?

Oeding. (etwas gerührt) Sie sezen mich in Erstaunen. Sie Krafts Freund? Und haben alle meine bittern Aeusserungen ohne Mienenänderung angehört? Ich muß Ihnen glauben, wenn die Warheit Ihrer Aussage mich auch mit heisser Beschämung zu Boden schlägt. Wie darf ich ihm meine Verzeihung versagen, wenn er mir zuvor kam?

Bachmann. Sie verzeihen ihm also?

Oeding Wie ich wünsche, daß er mir verzeihe!

Bachmann. (indem er hastig die Schreibtafel ergreift) Und ich darf die eine Hälfte Ihres Schwurs vertilgen?

Oeding Um Ihrer Freundschaft, nicht um meiner Ueberzeugung willen!

Bachmann. Sie erwiedern noch immer seine Zweifel an der Offenbarung mit Zweifeln an seinem Edelmute?

Oeding. Vergeben Sie das meinem Verstande; mein Herz glaubt seinem Freunde!

Bachmann. Nein, auch den muß ich von der Lauterkeit seiner Bewegungsgründe überzeugen. Sie sollen ihn nicht länger für einen Ehrsüchtigen halten, der seinen Namen zu verewigen wünscht, sei es auch an einer Schandsäule,

Geben

Geben Sie es mir zu, daß Kraft als Dichter und schöner Schriftsteller den unsterblichen Namen verdient, den seine Mitwelt ihm zuspricht?

Oeding. So wenig ich auf dem Helikon zu Hause gehöre, so kan ich dieß doch den vereinten Urtheilen meiner Landesleute zutrauen!

Bachmann. Und welcher Ruhm stralt vor dem andern, — ob richtig gewogen oder nicht, das darf nicht die Frage sein — der Ruhm eines grübelnden Schriftgelehrten oder eines bewunderten Dichters.

Oeding. Den Schriftforscher weis nur der Gelehrte zu schäzen: Den Dichter glaubt das ganze Volk der Leser richten zu können.

Bachmann. Und Kraft hätte bei einem unsterblich gesprochenen Namen noch nach dem weniger glänzenden Ruhme eines Schriftforschers streben sollen? Hätte Unbedachtsamkeit genug haben können, seinen errungenen Lorbeer gegen ein Blätchen zu wagen? Er hatte viel zu verlieren, und das Viele hätte er in einem so mißlichen Spiele auffsezen sollen?

Oeding. Warum nicht? Ehrsucht ist der Durst eines Fieberkranken, der nach jedem Trunke immer brennender wird. Hat Kraft sich nicht Lebenslang von einem Fache ins andere geworfen, und in jedem Gegner aufgesucht, mit deren Lorbeern er sich kränzen könne? Konte ich nicht mit einiger Warscheinlichkeit glauben, daß er izt die Theologie mir zum Tummelplaze seines Wizes und Ehrgeizes erniedrigen wolte?

Bachmann. Sie haben Recht; der Schein ist wider ihn. Ich aber, der ich Kraften kenne, wie ein Mensch einen Menschen kennen kan, darf behaupten, daß er alle seine bisherigen Gegner nicht aufsuchte, sondern fand; nicht anders demütigte, als weil ihr lächerlicher Stolz auf heimlich zusammen gestolne Lumpen, ihr Par-

bens ang mein Freund gewesen: Er
Vertrauens würdig gefunden; un
mit dem Gedanken an das Gerk
seinen Wiz bereut, den er zu
dete, und daß er nur deshal
Streit abgebrochen hat.
chen Hand und nezte sie m
len auch Sie einem M
Warheits- und Men
meinige bürge?

Oeding.
staunen. Sie
bittern Aeusse
Ich muß Ih
sage mich a
Wie darf
mir zuvo

erbe eines Kamp
fortseze, um mich an
nnes zu weiden. Edler
n Freund ist mir der unumst
Ihrer Beider gegenseitigem Ver
es hier in Herrn Larners Gegenwart
en Freund verkant und beleidigt. Ch
ständniß wil ich der Welt vorlegen, und
zeihung sol mich zur Beruhigung meines G
rechtigen. — Sind Sie nun nicht mehr
frieden?

Bachmann, (steht auf: seine Miene ist
seinem Auge schimmert eine verhaltene Thräne)
Sie es mit mir sein werden. — Ehrwürd
ich habe Sie getäuscht.

Oeding. (steht auch auf) Getäuscht?

... cht aus Eigennuz, aus Begierde,
... gewinnen, mir selber das

... rigen Gegner, Ih-

..., der Ih-
... n, der,
... Arme
... !

..., wollen Sie,
... t!

... winkel auf, legte die
... er, und sagte gerührt:
... lieber Herr Pastor, daß ich
... dieß Schauspiel gefördert ha-
... Ihrem eigenen Urtheile, auch der
... Eben dieser Bachmann, der schon am
... hre ganze Hochachtung gewan, ist Ihr
... wesen; und wird nun, Sie mögen wollen
... t, Ihr Freund bleiben. Hurtig! Gönnen Sie
... mel den seltnen Anblick, einen Priester und ei-
... denker sich freundschaftlich umarmen zu sehn.

... ding und Kraft umarmten sich in süsser Trun-
... und das Beispiel ihrer öffentlichen Versöhnung
... in der Folge das Publikum, dem ihr Streit theils
... chen wider die Langeweile, theils ein Stein des
... s gewesen war.

C. F. S.
Lehrer am Dessauischen Erziehungs-institute.

---

geist und ihre Alleinherschsucht ihm für den Geschmack und die Gelehrsamkeit verderblich schien; und daß er nie sich seines Sieges überhob. Sein forschender Geist führte ihn auf Zweifel: er fühlte sich lange unglücklich, und dachte an die Tausende, die mit ihm im Stillen unglücklich wären: solte er Sie und Ihre Brüder nicht um eine Gewisheit ansprechen, deren Sie sich freuen und rühmen?

Oeding. Freilich durfte er das! Aber ist seine unvorsichtige Mittheilung ein Beweis seiner schonenden Menschenliebe?

Bachmann. Ehrwürdiger Mann, wie kan Ihnen noch seine Menschenliebe verdächtig sein, da er blos vol von ihr durch Zweifel die Aufklärung vieler Unglücklichen veranlassen wolte: und da er, wie gesagt, die Folgen einer freidenkenden Schrift ganz anders berechnete, als Sie?

Oeding. Nun, ich werde eines Kampfes müde, den ich nur zum Scheine fortseze, um mich an dem Anblicke eines seltnen Mannes zu weiden. Edler Mann, Ihr Eifer für einen Freund ist mir der unumstößlichste Beweis von Ihrer Beider gegenseitigem Werte. Ich gestehe es hier in Herrn Larners Gegenwart: ich habe Ihren Freund verkant und beleidigt. Eben dieß Geständniß wil ich der Welt vorlegen, und Krafts Verzeihung sol mich zur Beruhigung meines Gewissens berechtigen. — Sind Sie nun nicht mehr mit mir zufrieden?

Bachmann, (steht auf: seine Miene ist ernst, und in seinem Auge schimmert eine verhaltene Thräne) Mehr, als Sie es mit mir sein werden. — Ehrwürdiger Mann, ich habe Sie getäuscht.

Oeding. (steht auch auf) Getäuscht?

Bachmann. Ich habe aus Eigennuz, aus Begierde, in Ihnen einen Freund zu gewinnen, mir selber das Wort geredet.

Oeding. Sich selber?

Bachmann. Mir, Ihrem bisherigen Gegner, Ihrem izigen Freunde, Kraft.

Oeding. Was? Sie Kraft?

Bachmann. Ich bin es, nicht der Kraft, der Ihnen ein ehrsüchtiger Zweifler scheinen mußte, nein, der, dem Sie seit drei Wochen Ihr Haus und Ihre Arme geöfnet haben? Wollen Sie mir noch verzeihen?

Oeding. Ich — (glühend und beschämt) wollen Sie, daß ich izt sol denken können? — Larner!

Larner stand aus seinem Winkel auf, legte die Hände beider Männer in einander, und sagte gerührt: Verdenken Sie mir es nicht, lieber Herr Pastor, daß ich meinem Freunde zu Liebe dieß Schauspiel gefördert habe. Er verdient, nach Ihrem eigenen Urtheile, auch der Ihrige zu sein. Eben dieser Bachmann, der schon am ersten Tage Ihre ganze Hochachtung gewan, ist Ihr Gegner gewesen; und wird nun, Sie mögen wollen oder nicht, Ihr Freund bleiben. Hurtig! Gönnen Sie dem Himmel den seltnen Anblick, einen Priester und einen Freidenker sich freundschaftlich umarmen zu sehn.

Oeding und Kraft umarmten sich in süsser Trunkenheit; und das Beispiel ihrer öffentlichen Versöhnung rührte in der Folge das Publikum, dem ihr Streit theils ein Märchen wider die Langeweile, theils ein Stein des Anstosses gewesen war.

C. F. S.

Lehrer am Dessauischen Erziehungs-institute.

6.

Gedanken über den Zustand der Künste in Sachsen, bei Gelegenheit der Ausstellung vom Jahr 1781. In zween Briefen aus Dresden und Görliz nach Berlin.

Erster Brief.

Dresden, den 26. Mai, 1781.

Sie wolten, daß ich Ihnen meine Gedanken über die diesjährige Ausstellung der Akademie und überhaupt über den gegenwärtigen Zustand der Künste in Sachsen mittheilen solte: ich versprach Ihnen das zwar, aber nun thut mirs leid. Es ist immer schwer, über Künstlerarbeiten zu urtheilen, wenn man kein grosser Kenner, sondern nur ein Liebhaber der Künste ist, der blos nach seinen Empfindungen geht. Ich fühle mich auch deswegen nicht fähig genug dazu, weil ich auf meiner Reise durch Sachsen auch izt wider, wie gewönlich, eilen, und bei allem, was ich gern öfter und länger gesehen hätte, geschwind vorüber wandern muß. Ferner ist das Schreiben meine Sache überhaupt nicht: sagen wolte ich Ihnen vieleicht noch mehr. Sie wissen also, was sie zu erwarten haben. Ich hatte zwar unsern A—c zum Begleiter, und dieser wies mich zurechte, wenn ich irte. Sie können sich also doch aufs Ganze verlassen; und ich wil so aufrichtig als möglich sein, da ich weis, daß Sie an meinen Urtheilen niemanden werden Antheil nehmen lassen.

Ich wil den Anfang machen mit dem Professor Casanova, welcher dieses Jahr die Direktion hat. Dieser hatte ein grosses allegorisches Gemälde auf den Tod von

von Raphael Mengs ausgestelt. Die Allegorie scheint mir viel Richtiges zu haben, und fand auch einigen Beifal. Uebrigens behauptet man, daß dieses Gemälde die beste Arbeit dieses berümten Italiäners sei, der mehr Kunstgelehrsamkeit und Kentnisse, als Künstlerfähigkeiten besizen sol. Allein da ich von seinen vorherigen Gemälden zu wenig gesehen habe, so kan ich Ihnen dießfals nichts bestimtes sagen. Die etwas schwere Zusammensezung misfiel mir gleich beim ersten Anblick, doch noch mehr das Kolorit. In der Zeichnung fand man einige ganz gute Theile. Ich muß Ihnen doch von der Zusammensezung einigen Begrif zu geben suchen. Auf einem Fußgestelle steht die Büste des Mengs. Nahe bei der Büste sind drei fliegende Genien; einer hält einen Schmetterling an die Stirne des Mengs, der zweite pflückt Blätter von einem Palmbaum; und der dritte eilet, mit der Schlange in der Hand, dem Bilde der Ewigkeit, in die weite Welt. An der Seite dieses Fußgestells steht der Genius der Malerei mit umgekehrter und halb verloschener Fackel. Vor diesem sizet die Malerei auf einem Sphinx; mit dem linken Arm umarmt sie die Natur, und mit der rechten Hand leget sie den Namen Mengs in eine Urne, die vom Genius des Schicksals, der neben ihr stehet, gehalten wird. Vor diesen allen sizt ganz gebückt der Flußgott der Tiber, und zerreißt den Kranz von Schilf, welchen er auf dem Kopfe hat; und ganz vorn sind die beiden Kinder Romulus und Remus mit der Wölfin. Noch muß ich anmerken, daß auf der linken Seite unter einem Stein eine Schlange lieget, die den Anschauer begierig ansieht. Diese beschriebene Gruppe hat zum Hintergrund undeutliche und übelgemälte Bäume und Gesträuche. Das Kolorit ist ganz schlecht. Es läßt sich nicht begreifen, wie es möglich sein kan, daß Casanova noch immer malen wil, ohne die Gabe dazu zu haben. Romulus und Remus nebst der Wölfin ist noch das beste, wofern diese Gruppe einen grünlichen Stein vorstellen sol, aber mit

dem

dem Flußgott der Tiber bin ich noch immer in der Ungewißheit, ob der Künstler eine angestrichene Bildsäule, oder die natürliche Farbe eines rothbraunen Gottes hat andeuten wollen. Der Genius der Malerei scheinet auch ganz gleichfärbig. Er ist ganz im Schatten; aber nur ist diese Figur doch angenehmer, als alles übrige. Dieser Genius hat über der Stirne fünf künstlich gekräuselte Locken; was diese bedeuten sollen, ist mir ein Räthsel. Der Figur der Malerei gab der Künstler ein ganz widerwärtiges Ansehen durch die feinen und weißen Farben, welche er vorstellen wolte. Sie scheint ganz geschmückt und nicht natürlich zu sein. Der Genius des Schicksals ist gelbbraun, und so geht es im Ganzen. Es ist überal zu wenig Warheit, zu wenig angenehme Manier. In der Zeichnung scheinen mir einzelne Theile anatomisch richtig zu sein, zum Beispiel die Arme und Füsse des Flußgottes, auch die Figur des Genius der Malerei, welche mir am besten gefält; aber die Wendung des Kopfs mit den Achseln ist mir zu sehr gezwungen, auch der rechte Arm an der Figur der Malerei ist viel zu dick: zwar die ganze Figur ist dickleibig. Doch ist der Genius des Schicksals die schlechteste, und die Augen, oder vielmehr nur das rechte Auge scheint ganz verwirrt zu sein. Vieleicht gehört dieses zur Erklärung des Künstlers. Von der Wirkung des Schattens und Lichts kan ich Ihnen wenig sagen. Es scheint, als ob der Künstler alle Theile habe beleuchten und durch die Lokalfarben entwickeln wollen. Kurz das ist seine Sache nicht, und er ist schon zu alt, als daß man hoffen dürfte, er könne noch durch Fleiß und freundschaftlichen Rath erlangen, was ihm fehlt. Bei allem dem ist es aber immer löblich, daß Herr Casanova seinen Lehrer in Gemälden so sehr zu verewigen sucht, als er vorhin in Schriften gethan; solte ers auch ohne Glück gethan haben. Am besten wäre es, wenn er uns von seiner Allegorie selbst eine Erklärung geben wolte; wodurch alsdenn zu erfahren wäre, ob sich diejenigen nicht irren, welche hier zu sehen glauben: daß

durch

durch die Genien der Zeit, des Ruhms und der Ewigkeit, und zwar durch den ersten die Seele des Mengs im Bilde des Schmetterlings aufgenommen, und in Begleitung des andern, dem dritten nachgebracht werden sol: daß sich die Tiber über den Verlust grämt, und die Malerei den Namen Mengs als ein Loos der Urne des Schicksals überläßt; welches aber dahin gedeutet werden könte, daß der Wert des Verstorbenen noch nicht entschieden sei, und hieran kan doch wol der gelehrte Allegorist nicht gedacht haben.

Ich kan nicht sagen, daß ich nun von Herrn Casanova noch etwas zu sehen wünschte; aber wol alles, was er gesammelt hat. Man sagte mir, daß er eine auserlesene Samlung antiker Steine besässe, worunter sich Stücke befänden, welche vormals Kabinette grosser Herren geziert hätten: daß er alles gewagt, sie zu erhalten, und daß er stolz sei auf die Mittel, die er angewendet habe, sie aus jenen Händen in die seinigen zu bringen. Seine litterarischen und theoretischen Kentnisse wird ihm Niemand absprechen. Winkelmann beehrte ihn mit seiner Freundschaft; Sie wissen, welchen Gebrauch er davon machte. In Rom sol man ihn noch besser kennen, als er hier gekant ist. Sein Ruf ist noch nicht überal hindurch gedrungen; einige ungedruckte Briefe von Winkelmann, davon mir vor kurzen hie und da einige zu Gesicht gekommen sind, möchten ihn wol mit der Zeit mehr verbreiten. Als Pigal, der berümte französische Bildhauer, durch Dresden ging, und er ihn in den dasigen Antikenkabinetten herumführte, so widersprach ihn dieser in allem, worin er unstreitig Recht hatte. In Leipzig hingegen that er das nicht; er war nicht der Tadler, der er in Dresden war, er bezeigte vor Oesers Werken wahre Hochachtung, und ließ sie ihm noch abwesend versichren. Was also der Grund zu Pigals Betragen in Geselschaft des Herrn Casanova war, läßt sich allenfals mutmaßen, nicht bestimmen.

Ich komme nunmehro auf Herrn Schenau. Von ihm waren vier Gemälde zu sehen. Auf dem größten derselben waren zwo Figuren: Der Gegenstand derselben ist folgender: Eine weibliche Figur hält in der rechten Hand einen todten Vogel; der Jüngling neben ihr tröstet das betrübte Mädchen, und trocknet ihr die Thränen von den Augen. Ganz nahe ist ein Opferaltar. Hinter den Figuren ist ein Fußgestell, auf welchem eine steinerne Figur sizt. Auch erblickt man in einem Nebel, der dem Morgenthau gleicht, die Grazien, welche den Liebesgott tragen. Uebrigens ist dieses Gemälde noch angefüllt mit Bäumen, Gesträuche und Blumen. Hinten sind Felsen und ein Wasserfal zu sehen. Eine richtige Erklärung kann ich Ihnen von diesem Stück nicht machen. Als Idylle oder Schäferstück kan es nicht betrachtet werden, weil auf der Kleidung der weiblichen Figur eine Broderie von Gold zu sehen ist. Es muß vermutlich eine Anspielung auf etwas seyn, was ich zu entdecken wünschte. Das Kolorit ist lebhaft und angenehm; alles ist auch fleissig und mit Geschmack ausgearbeitet; nur Schade, daß Alles zu vol gepfropft ist. Das Stück verliert durch den überladenen Reichtum. Ganz auf dem Vordergrunde sind kleine Kräuterchen und Blättercher; doch muß ich anmerken, daß dieser Künstler von seiner Manier in etwas abgegangen. Er wil die Italienische Manier nachahmen, und verliert dabei das Geistige. Die zwei folgenden Stücke sind in ovaler Form, ein Junge und ein Mädchen: beide sind lebensgroß bis auf den halben Leib. Der Junge zerblättert eine Blume, und das Mädchen hält einen Vogelbauer, und wird von einem jungen Käzchen geschmeichelt. Dann ist noch ein Kopf in Pastelfarben, welcher das Portrait dieses Künstlers sein sol; ich kenne ihn nicht von Person, also kann ich Ihnen von dem Werte, als Portrait betrachtet nichts sagen. A — e wil mich zu ihm bringen und sagt, man gewönne viel durch seine Bekantschaft: er zeichne sich durch die Güte seines Karakters so sehr aus, als durch die Verdienste

dienste um seine Kunst. Vom besagten selbst ihnen etwas zu sagen, so scheint er mir etwas unrichtig gezeichnet zu sein: aber ich betrachtete ihn mit Vergnügen und als ein Werk, das den Meister in der Historienmalerei nicht verleugnet, der mehr auf kluge Anordnung und Geschmak in der Ausführung, als auf Genauigkeit der Aehnlichkeit sieht. Das Kolorit ist natürlicher, als alles, was ich noch in Oelfarben von ihm gesehen habe. Dieser Künstler hat zu viel Manier, und zu wenig Natur, sagte ein Unbekanter neben mir. Aber ich behaupte noch immer, daß er ein angenehmer Maler ist, nur dünkt mich, daß man von einen Manne, welcher Professor ist, und wechselsweise die Stelle eines Direktors vertreten muß, mit Recht etwas Wichtigers erwartet. Schönheit und Artigkeit ist von einem solchen Manne noch nicht Alles. Aber man muß auch bedenken, daß der brave Mann auf einer Stelle steht, auf der er die galante Schule, in der er sich gebildet hat, nicht ganz verlassen darf; ausserdem wir uns gewiß weit mehr von ihm zu versprechen hätten. Als er in Paris war, bildete er sich nach Greuze, malte lauter schöne bunte Konversationsstücke, und schmeichelte damit oft dem Geschmack der Franzosen, daß sie viele davon, besonders die, welche kleine Zweideutigkeiten nach der Mode enthielten, in Kupfer stachen. Die Misdeutung seiner Gedanken mag ihm wol manche heimliche Freude gemacht haben! Nun wünscht er aber, wie man sagt, daß diese Kupferstiche, die seinen eignen bessern Geschmack verdächtig machen könten, nicht existirten. An Fleiß und Thätigkeit in seinem Amte hat er wol nicht seines Gleichen. Seine Verdienste um die Meißnische Porzellanfabrik, die immer noch die erste in Europa ist, sind groß. Der Graf Marcolini, dem diese Fabrik anvertraut ist, und dem man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß er sich ihrer mit Eifer annimt, weis ihn zu schäzen. Schenau hat den meisten Anteil an dem aus sächsischen Steinen in Mosaik gearbeiteten Theetische, und

an der Komposition und Malerei des vortreflichen Porzellanservices, zwei Werke, die der Kurfürst zu Geschenken für den Marquis de Breteuil und den Fürst Repnin bestimmt hat. Die Gruppen des Services hat die Meisterhand des Herrn Acier modellirt und den Tisch der geschickte Hofjuwelirer Neuber zusammengesezt. Vom Porzellane sage ich Ihnen vieleicht hernach noch etwas. Die Wahl dieser Werke ist sehr gut. Sie sind ganz in den Landen des Kurfürsten entstanden, und von seinen Unterthanen gebildet und ausgeführt. Ich habe sie gesehen, weis, was Herr Schenau daran gethan hat, und dachte dabei, daß er von allen Kunstliebhabern notwendig geschäzt werden müsse.

Von Graff sind vier vortrefliche Porträte zu sehen, eines ist das Porträt der jungen Gräfin von Marcolini. Dieses allerliebste Kind, ungefehr 10 Jahr alt, sizt auf einem rosenfarbnen Atlaskissen, welches mit feinen Spizen besezt ist, und worauf natürliche Blumen liegen. Im Hintergrunde ist ein grüner Vorhang mit schönen Falten. Dieses Gemälde hatte einen algemeinen Beifal, und ich selbst betrachtete es mit großen Vergnügen. Ich hatte zwar gewünscht, daß der Künstler diese junge Gräfin weniger gerade gesezt hätte, welches wider die Eigenschaft eines Kindes von diesem Alter ist. Auch ist dieß ganze Gemälde in zu vollem Lichte und hat deswegen wenig malerische Wirkung. Aber wenn ich betrachte, daß es Porträt sein sol, so finde, daß der Künstler entschuldigt ist. Das Porträt des Grafen von Bose, welcher Gesandter in Schweden ist, ist bis auf den halben Leib in Lebensgröße. Dieß Gemälde im Ganzen ist vortreflich, auch als Porträt betrachtet, unverbesserlich. Ich hatte diesen Grafen etliche Jahre nicht mehr gesehen, und ich glaubte ihn auf der Akademie so ganz gegenwärtig, daß ich auf das Gemälde zugehen und ihn umarmen wolte. Das Porträt des Kammerrath Frege in Leipzig sol auch ganz ausnehmend

wahr

wahr und kentlich sein, aber ich kenne ihn nicht von Person. Der Kopf hat viel Leben und Kraft, ist lebensgroß, bis auf die Knie; er sizt an einem Tische, in der rechten Hand hält er einen Brief, auf dem Kopfe trägt er eine schwarze seidene Müze und ist in seiner häuslichen Kleidung, welche in einer braunröthlichen blau aufgeschlagenen Pekesche besteht. Diese Kleidung thut in meinen Augen nicht die angenehmste Wirkung. Aber das Ganze ist richtig gezeichnet. Graff's eigenes Porträt ist auch so wahr und hervorstechend, daß man glauben solte, er könne sehen und sprechen. Graff verdient unstreitig die algemeine Hochachtung der Künstler und des Publikums, und ist übrigens ein sehr angenehmer, guter und rechtschaffener Mann.

Zingg hat vier grosse Zeichnungen, alle nach der Natur geliefert. Die Gegenstände sind interessant. Der Prospekt von der Bergvestung Königstein ist überaus richtig; ich kenne die Natur. Der Prospekt des Schlosses Stolpenstein bei Stolpen hat etwas Grosses und ist mit viel Geist und Warheit vorgestellt. Der Basalt, welcher zu sehen ist, macht dieses Stück sehr merkwürdig. Ihnen muß ich zu meiner Schande bekennen, daß ich diesen Ort in der Natur noch nicht gesehen. Aber ich kan die Warheit erkennen, weil ich in Vivarais ähnliche Basalte in der Natur gesehen habe. Eine dritte Zeichnung ist eine interessante Landschaft mit grossen Eichbäumen und Kieferbäumen, die grosse Wirkung thut. Die vierte Zeichnung ist auch eine Landschaft, worauf sich verschiedene Gegenstände befinden. Auf dem grossen Vordergrunde sind verschiedene Tannenbäume, und Figuren, alles von Reflexen beleuchtet. Dieser ganze Grund wird von der Sonne ein wenig durch ein Streiflicht beleuchtet. Die Landschaft ist mit Saftfarben kolorirt. Der Künstler scheint durch die Wärme im Ganzen und durch die ruhenden Figuren, welche im Schatten sizen, einen warmen Nachmittag an-

gedeutet zu haben. Stolpenstein ist auch kolorirt. Mir deucht, daß ich in dieser Manier noch nichts so Wahres gesehen habe als die von Aberli. Bei dieser ersten Zeichnung wünschte ich die Umrisse der Bäume etwas stärker, um ihnen mehr Kraft und Leben zu geben. Mein Begleiter aber sagte mir: Nicht doch! eben dadurch zeigt Zingg an, daß er die Behandlungsart des Kupferstechers als Zeichner verlassen kan, so bald er wil; und ich glaube, er hat Recht. Aber bei der Zweiten dünkte mich der entfernte Berg etwas zu blau und zu dunkel. Bei der dritten wünschte ich den Kiefernbaum rechter Hand, etwas kräftiger, und bei der vierten den ersten Tannenbaum etwas schwächer in der Farbe. Vielleicht aber würden alle diese Anmerkungen wegfallen, wenn diese Zeichnungen nicht etwas zu tief und zu niedrig hiengen.

Seydelman hatte ebenfals vier Zeichnungen ausgestellt, welche in der That schön sind. Drei davon sind Kopien nach Raphael, Correggio und Guido, welche Originalgemälde auf der kurfürstlichen Gallerie sind. Dieser Künstler hat eine ganz eigene Manier. Die Zeichnungen sind ganz mit dem Pinsel und mit brauner Tusche gemacht, welches sehr angenehme Wirkung thut. Die Ausarbeitung besteht in länglichten und runden Punkten. Zu grossen Gegenständen kan diese Manier am besten gebraucht werden. In kleinen Gegenständen möchte sie nicht so sehr gefallen, weil sie zu einer Art von punktirter Manier wird. Zeichnungen nach dem Runden in dieser Manier täuschen so, daß man in gehöriger Entfernung den Gegenstand selbst freistehend vor sich zu sehen glaubt; solche aber, die nach Gemälden gemacht werden, thun diese Wirkung nicht so glücklich. Die zwei Kinder aus einen Gemälde des Correggio haben das Ansehn, als ob sie nach einem Basrelief von Gips gezeichnet wären. Der Christuskopf nach Guido, scheint mir das beste zu sein. Die vierte Zeichnung ist eine Erfindung des Künstlers, und verräth, daß er ein

besserer Kopist als Erfinder ist. Eine nackende Nimphe liegt auf dem Rasen, welcher mit einer Leinwand bedeckt ist, und schläft; neben ihr ist ein kniender Faun, welcher von diesem schönen Anblick ganz entzückt ist. Der Mittelgrund besteht aus Bäumen, einigen Gesträuchen und Sandhügeln. In der Ausführung vermißt man malerisches Gefühl. Hierüber muß ich mich deutlich zu machen suchen. Die Nimphe scheint mir zu starke Gliedmassen und zu grosse Brüste zu haben. Der Faun, welcher neben ihr kniet, hat einen richtig gezeichneten Körper, aber der rechte Arm nebst der Hand ist nicht gut, insonderheit die Hand. Die Bäume nebst dem Uebrigen, was zum Mittel oder Hintergrunde gehöret, sind mit wenig Gefühl gemacht. Der Künstler wolte diesem Stücke durch die Koloritung mit Saftfarben ein Verdienst geben, und damit hat er ihm wirklich geschadet. Die braungelbe Farbe an dem Faun gefält mir am allerbesten; mit dem übrigen bin ich nicht zufrieden. Die Nimphe scheint ganz mit brauner Tusche gemacht zu sein; nur bei genauer Untersuchung findet man auf den Backen und mitten auf den Brüsten ein Carmin, so wie auch auf dem ganzen Körper an den Orten, wo die Rundung des Schattens aufhört. Hätte der Künstler einen fleischlichröthlichen Marmor vorstellen wollen, so würde er sich einigermaßen entschuldigen können; aber dann hätte er die Schatten anders behandeln müssen. Die Bäume sind mit einem Blaugrün kolorirt, und zwar ganz einförmig oder eintönig. Man sagte mir, Seydelmann habe dieselbe Nimphe vergangenes Jahr auch schon ausgestellt, und da habe sie besser gefallen. Es ist übrigens wahr, daß dieser Künstler in verschiednen Theilen der Kunst nicht geringe Verdienste hat. Er hat 9 Jahre in Rom studirt, und dort seine erste Manier, die ihn Cassanova gelehrt, abzulegen gesucht: indessen sieht man doch hie und da noch die Spuren davon. Getreue Kopien nach den antiken und grossen Gemälden, so wie sie der Kupferstecher verlangt, glücken ihm sehr.

Zeichnungen seiner Art können, wenn man rechten Gebrauch davon zu machen weis, an einem Orte wie Dresden, grossen Nuzen schaffen; und niemand zweifelt, daß ihn dieser brave junge Mann schaffen wird. Man lobt an ihm die Bescheidenheit, welche jungen Künstlern so oft fehlt. Ob junge Leute, die sich in diesen Geschmack verlieben möchten, Nuzen davon haben würden, daran zweifle ich; sie würden, meines Erachtens, zu viel Zeit dabei verlieren, und weit weniger zeichnen können. Uebrigens aber gefält mir die Manier, als eigne Manier eines Künstlers, recht wol.

Vom Professor Camerata ist ein kleines Stück zu sehen, welches mit Tusche fein punktirt ist. Diese Kopei ist nach C. Cignani, welches Original sich auf der Gallerie befindet. Es stellt den keuschen und entfliehenden Joseph vor.

Vom Professor Canale ein Frauenzimmerkopf in Pastel.

Camerata und Canale haben sonst der Kupferstecherkunst Ehre gemacht, aber doch nie etwas ausserordentliches geliefert. Vieleicht haben sie das Beste zurück gelegt, um uns in ihren alten Tagen damit zu überraschen, und sich des Nachruhms zu versichern. Canale ist etwas mehr als Kupferstecher, und der Akademie zu nüzlich, daß er sich nicht den Neid und die Verfolgung seiner eignen Landsleute hätte zuziehen sollen.

Von Boëtius sieht man das Porträt des Casanova in Bunzenmanier Die Originalzeichnung, nach welcher dieses gemacht ist, sol von Raphael Mengs sein. Boëtius ist hier nie genug nach Verdiensten geschäzt, und nie genug zu dem gebraucht worden, wozu er eigentlich hätte gebraucht werden sollen. Seine Bescheidenheit hinderte ihn aber sich Andern vorzudrängen, die weniger Verdienste und mehr Dreistigkeit hatten. Man sieht in seinen Werken Emsigkeit, Fleiß, Treue und den ganzen guten Karakter des Mannes.

Klen=

Klengel hat fünf Landschaften in Oelfarbe, und drei Zeichnungen ausgestelt. Das gröste Stück ist ein Prospekt von Dresden. Der Standpunkt scheint eine kleine Stunde von der Stadt zu sein. Nach diesem folgt ein kleines Stück, welches Ideal zu sein scheint. Ein noch kleineres ist ein Prospekt nahe bei Dresden. Man entdeckt in der Entfernung etwas von der Stadt. Die beiden lezten scheinen auch nach der Natur zu sein. Alle diese Gemälde gefallen, im Ganzen genommen, obgleich hie und da Mancherlei daran auszusezen wäre. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich Ihnen das Alles aus einander sezen wolte. Also nur etwas weniges davon. Das Kolorit ist nicht natürlich genug. Die Figuren haben wenig Geist und wenig Richtigkeit, insonderheit die galanten Figuren, in welche sich der Verfasser verliebt zu haben scheint. Zwo von den Zeichnungen sind Prospekte von Dresden. Sie haben auch nicht Gefälliges genug, ausgenommen die gröste, welche eine grosse Wirkung thut. Man erblickt in der Mitte dieser Zeichnung einen Tempel, welcher mit grossen und kleinen Bäumen umringt ist; auf dem Vordergrunde sind grosse Kräuter; ganz nahe dabei sind verschiedene Figuren, welche nach dem Tempel zugehen. Die Wirkung dieses Stücks ist in der That stark; doch scheint mir die gar zu heftige Beleuchtung etwas übertrieben. Gleich beim ersten Anblick glaubt man, daß alles von einem starken Blize beleuchtet sei. Die Bäume sind auch zu sehr manierirt. Ich habe von diesem Künstler ältere Arbeiten gesehen, welche noch viel Spuren von der Manier des berümten Dietrichs haben, dessen Schüler er ist. Es ist zu bedauren, daß er davon abgewichen, und ich wünschte, daß ihm der gute Rath möchte mitgetheilet werden, sich der guten Lehren seines Meisters wieder zu erinnern. Wenn ein junger Künstler sich die Meisterstücke der berümtesten Meister nicht zu Nuze machen will, sondern sich vornimt, die Natur nach seinem selbst gemachten Ideal zu betrachten, so findet

er nicht mehr das, was wirklich in der Natur zu sehen ist. sondern nur dasjenige, was er sehen will. Auf diese Art wird er alsdann von einem Irtum zum andern geleitet, und so verliert sich der Künstler immer tiefer.

Der Direktor und Professor Oeser in Leipzig hatte dießmal nichts geschickt. Verschiedene wahre Kenner der Kunst bedauerten es, und Niemand mehr, als ich. Dieses grosse Genie verdient die größte Hochachtung. Bei meiner jezigen Reise durch Leipzig habe ich abermals die Fatalität gehabt, ihn nicht zu treffen. Doch war man so gütig, mich in der Akademie und in seinen Zimmer herum zu führen. Ich sah daselbst in der Akademie einen herlichen Ausguß der Büste, die unter Oesers Augen über seine Statue des Kurfürsten abgeformt war. Er hatte sie selbst verschnitten und vollends ins Reine gearbeitet, und man glaubte, daß dieß sein Ausstellungsstück sein würde. Dieser Abguß war wegen der Korrektur des Meisters fast schöner, als der Marmor, von dem er genommen war. Ich glaubte wahrzunemen, daß der Mann mit Liebe daran gearbeitet hatte; denn ich weis von verschiedenen seiner Freunde, daß er seinen Kurfürsten enthusiastisch liebt, und manchen eingebornen Sachsen vieleicht beschämt. Ich hörte aber hier, daß ein anderer eben so glücklich vollendeter Guß, ehe noch sonst Jemand einen bekommen konte, von der Rostischen Kunsthandlung lange vor der Ausstellung an den Kurfürsten eingeschickt worden wäre; und es scheint, daß das Werk dem Kurfürsten gefallen, weil er es sogleich in sein Museum bringen lassen. Man machte mir in Leipzig Hofnung zu einer Beschreibung des schönen Originals und seiner feierlichen Errichtung, worauf ich Sie vertröste, so wie man mich darauf vertröstet hat. Vieleicht hält man damit zurück, bis das unvollendete Werk ausgeführt ist, da dann — und eher wol nicht — die algemeine Unzufriedenheit über das Misverhältniß zwischen Postument und Statue aufhören mögte.

Noch

Noch sind nur einige elende Kupferstiche davon da, die sich gut zur Leipziger Zeitungsnachricht schicken.

Ich sah auch in Oesers Werkstatt sein schönes Modell zu dem Monumente, welches die Hannöverischen Landstände der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark errichten lassen; verschiedenes, besonders die Figur der Warheit aus sächsischem Marmor, von Crotendorf gehauen, war fertig und vortreflich gearbeitet.

Ich habe immer über Oesern klagen hören, daß man nichts von ihm bekommen könne, und doch sieht man überal Arbeiten von ihm, die er entweder selbst gemacht, oder die wenigstens unter seinen Augen gemacht worden. Man sieht, daß dieser große Künstler sogar auf den Handwerksmann Einfluß hat, und nicht nur in Leipzig, sondern auch in den benachbarten Gegenden. Zum Beispiel wil ich Ihnen den kurfürstlichen Modelltischler Junge in Leipzig anführen, der sehr geschickt ist. Er hat in den benachbarten Städten von Leipzig, besonders zu Torgau, Eulenburg und Tauche gute Nachahmer gefunden, deren Arbeiten man sehr schäzt, und oft den englischen und französischen vorzieht. Sie sehen daraus, was ein Künstler wie Oeser, welcher sogar auf Handwerker Einfluß hat, und Landesprodukte verarbeiten und vertreiben lehrt, einem Lande für Nuzen schaft. Und wie viele sehen nicht Künstler als Leute an, die dem Staate zur Last sind!

Etwas von Oesers Malereien muß ich Ihnen doch auch sagen. Ich fand ein grosses allegorisches Gemälde bei ihm, in der Form eines mäßigen Altarblattes, welches vermutlich zu einem Kaminstück bestimt war. Ich muß gestehen, daß es mir ungemein recht wol gefallen hat, ob es gleich nur erst untermalt war. Der Gegenstand war Luna und Endymion; die Figuren waren lebensgroß. Ich hätte gewünscht, es hier vollendet zu sehen; aber leider! sah ichs nicht. Oeser scheint hier von den mei-

sten nicht verstanden zu werden. Vorm Jahre sol er eine Opferung Isaaks ausgestellt haben, die sehr schön gewesen. Man hat aber ihren Wert entweder nicht gefühlt, oder nicht fühlen wollen. Doch war sie dem kleinen Kennerhaufen noch im frischen Andenken. Es thut mir leid, daß ich sie bei meinem Aufenthalt in Leipzig nicht gesehen habe.

Leipzig würde um die vortreflichen Oeserschen Werke zu beneiden sein, wenn es sie nicht zu schäzen wüßte. Stadt und Vorstädte, auch Herrenhäuser um Leipzig herum, z. B. Gohlis, Dahlen, Wolkenburg, Nischwitz, prangen mit Oesers Arbeiten. Niemand glaubte wol, daß der izige Besizer von Nischwitz in der sächsischen Kunstgeschichte neben einem berümten König auftreten würde, gegen welchen er natürlicherweise gewinnt, wenn man weis, daß er die Kunstwerke, die jener zerstörte, wieder herstelte. Nischwitzens Ruinen erinnern mich an die in der Nähe liegenden Hubertsburgischen, und leider! — an welche Hand! Noch sind dort Oeserische Werke unverlezt erhalten worden. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen auf Ihre schriftlich an mich gethane Frage sagen, daß die Zerstörungsgeschichte von Hubertsburg, Nischwitz, Groschwitz, Pförten, vom hiesigen grossen Garten und Belvedere wirklich im Manuskript existiren. Mit Kränkung mußte ich erfahren, daß sie selbst einen Landsmann von uns, der sich von hier wieder nach B. hat wenden müssen, zum Verfasser hat. Ein Mittel, wie man sie mit guter Manier aus der Welt schaffen könte, wil ich Ihnen sagen, wenn wir wieder beisammen sind. Ich habe das eigentlich in Dessau erfahren. Dort und in Wörlitz, wo es mir ungemein wohl gefallen hat, sah ich nichts von Oesern, welches mich sehr wunderte, da der einsichtsvolle liebe Fürst ihn zu schäzen weis und in Leipzig oft besucht, wie man mir gesagt hat. Am Weimarschen Hofe ist Oeser eben so geschäzt, theils um

seiner

seiner Kunst, theils auch um seines angenehmen Umganges und guten Karakters willen; die Herrschaft und der ganze Zirkel der dasigen schönen Geister sind seine Bewunderer und Freunde. Die verwitwete Herzogin korrespondirt sogar mit ihm, wie man mir dort erzält hat. Sie besizt in ihrem Portefeuille Kleinode von seiner Hand die wol schwerlich an irgend einem Orte beisammen anzutreffen sind. Sie hat auch einen runden Salon ganz im chinesischen Geschmack von ihm gemalt. Die Komposition an der Decke enthält den Aufschluß der an den Wänden befindlichen Vorstellungen; die Allegorie ist mir aber zu hoch und zu gelehrt gedacht, als daß ichs wagen solte, sie Ihnen auszulegen. Es wundert mich, daß nicht Wieland in seinem Merkur eine Beschreibung davon gegeben, oder Göthe, der selbst gut zeichnet, und sogar ein Schüler von Oesern ist.

In Dreßden ist nicht viel von Oesern, oder es ist mir wenigstens nicht viel von ihm zu Gesichte gekommen. Sein Hochaltarblat, das 15 Jahre lang die hiesige katholische Kirche geziert hat, ist, seitdem Mengsens berümtes Gemälde aufgehangen worden, weggekommen, und kein Mensch kan mir sagen, wohin. Viele Maler sollen sich damals entehrt gehalten haben, ein Interimsbild zu verfertigen. Oeser aber sahe die Sache vermutlich aus einem andern und richtigeren Gesichtspunkte an. Der Gegenstand seines Gemäldes war die Heilige Dreifaltigkeit: es sol ein flüchtiger Entwurf in Wasser, und von einer grossen, neuen und geschmackvollen Komposition gewesen sein, die sich zur mystischen Idee des Sujets gut geschickt hat. Mengsens Gemälde ist eines der geschmackvollesten und fleißigsten Werke unserer Zeit; ob es aber viel dichtendes Genie verräth, müssen andere bestimmen, deren Urtheil mehr gilt als das meinige; zumal da es für das vortreflichste von allen Mengsischen Bildern gehalten wird. Unser A—r ist auch sehr für dieses Gemäl-

de eingenommen, ob er gleich seinen Enthusiasmus nicht übertreibt.

Verzeihen Sie meine Abschweifung. Fast möchte ich für dießmal hier schliessen, und Ihnen nächstens die Fortsezung der Gemäldeausstellung schreiben. Aber heute habe ich eben Zeit und bin aufgelegt dazu. Wann sich das wieder treffen möchte, kann ich Ihnen nicht bestimmen.

Ich würde Ihnen nun lieber von den besten Kunstwerken reden, so wie sie in jedem Zimmer erscheinen, wenn Sie nicht verlangt hätten, daß ich Ihnen nicht nur von den Lehrern, sondern auch von den Schülern der akademischen Künstler einige Nachricht geben solle. Also von Oeser und Mengs zu Klaß.

Klaß der ältere hat ein Oelgemälde ausgestellt, welches die Malerei vorstellt, die von der Minerva beschüzt wird. Die Figur der Malerei ist im guten grossen Geschmack gezeichnet, aber schlechter ist die Minerva. Das Kolorit ist ganz unwahr und unangenehm. Er ist ein Schüler des Professor Casanova. Von diesem jungen Künstler habe ich Köpfe und akademische Figuren nach dem Leben gezeichnet gesehen, die ganz vortreflich sind. Auch bin ich ein Zeuge von seiner Geschicklichkeit gewesen; er gab einem Verwandten von mir im Zeichnen Unterricht, und entwarf in meiner Gegenwart Köpfe und ganze Figuren mit so viel Leichtigkeit und Festigkeit, daß ich mich recht darüber freute. Aber malen solte dieser junge Künstler nur nicht.

Bock aus Berlin hatte sich einfallen lassen, ein Frauenzimmerporträt und ein kleines historisches Gemälde von eigner Erfindung auszustellen.

Löwe oder Levi, ein Jude, hat eine Kopie nach Dominichin Erti, und drei Porträte ausgestellet, die aber so schlecht sind, daß ich sowohl diese, als des Bocks, un-

ter der Kritik finde. Beide sind Schüler des Casanova.

Eben so denke ich von den Arbeiten des Peter August, eines Neffen und Schülers des Casanova, die ebenfals unter der Kritik sind und nicht ausgestellt werden, oder allenfals nur im Dunkeln hängen solten, um einen leeren Plaz auszufüllen.

Klaß der jüngere hat eine schöne grosse Landschaft mit Bäumen. Zwischen den Bäumen lauft ein Wasser und fält über ein Wehr herunter, auf der Lichtseite der Bäume sizen einige Figuren im Gras, und auf der entgegengesezten Seite sind auch zwo Figuren. Das Kolorit ist angenehm, nur Schade, daß auf der beleuchteten Seite die Buchbäume und Weiden Lokalfarben haben. Der Vordergrund ist auch mit Kräutern etwas zu überladen. Ausserdem läßt dieses Stück noch viel Gutes von diesem jungen Künstler hoffen. Dieser Klaß soll auch ein Schüler des Professor Casanova sein, welches mir nicht möglich scheint, weil in dieser Landschaft nicht die mindeste Spur von der Manier des vorgegebenen Meisters zu finden ist. Mir scheint dieses eben so lächerlich, als wenn einer behaupten wolte, er hätte mich die Sprache, die ich rede, gelehrt, wenn er von dieser Sprache kein Wort versteht.

Schifner hat auch eine Landschaft gegeben, worauf verschiedenes Vieh zu sehen ist. Es ist viel gutes daran, aber mich dünkt nicht genug Genie und malerisches Gefühl.

Vogel hatte ein Gemälde, worauf zwo junge Nimphen zu sehen. Die Gesichter sind vol Reiz und Schönheit. Das Ganze ist angenehm, und beweiset, daß dieser junge Künstler das feinste Gefühl hat. Von diesem Gemälde hatte er auch eine kleine Zeichnung mit schwarzer Kreide verfertigt, welche nicht gnug Wirkung thut,

ob

ob sie wol fleißig gemacht ist. Das Gemälde sowol, als die Zeichnung waren nur einen halben Tag zu sehen, wovon ich die Ursache nicht weis. Unstreitig ist Vogel unter den jungen Künstlern, die sich in hiesiger Akademie gebildet haben, das beste Genie. Seine Fähigkeiten haben sich sehr früh zu entwickeln angefangen; und er hat nicht gesäumt, in verschiedenen Gattungen der Malerei Beweise davon zu geben. Wie A—e mir sagt, so ist in Leipzig eine Kopie nach der beliebten Magdalena des Battoni von ihm. Wer das Original nicht gesehen hat, solte glauben, der Kopist habe das Werk eines Italieners in einen Van der Werft zu verwandeln affektirt. Man wird aber den dort gemachten Vorwurf hier widerrufen, wenn man sieht, wie auch dieser Pinsel eines neuen Italieners, selbst im Traktamente die völlige Ausartung der alten ehrwürdigen Schulen seines Vaterlandes nicht verleugnet.

Hübner und Schaufuß haben gute Kopien nach Gemälden, auch nach Zeichnungen, welche viel von ihnen hoffen lassen. Alle vier sind Schüler des Professor Schenau.

Biedermann hat sein eignes Porträt in Oel gemalt vol Warheit und Gefühl; auch das Porträt des Professor Lippert nach dem Original von Graff sehr gut kopirt.

Gebel, hat sein eignes Porträt bis auf die Knie gemalt, welches viel Gutes hat, und

Donat eine Kopie, nach einem Gemälde in der kurfürstlichen Gallerie. Diese drei sind Schüler von Graff.

Troll, Laurin und Günther haben viel nach der Natur gemachte Zeichnungen ausgestellt. Der Wasserfal bei Plauen und der Prospekt auf dem Lilienstein gefielen mir vorzüglich. Diese Schüler geben grosse Hofnung von sich: ihr Lehrer ist Zingg.

Von

Von Krüger, einem Schüler des Professor Camerata, ist eine Zeichnung nach Raphael zu sehen, Madonna mit dem Kinde. Die Manier in dieser Zeichnung gefält mir; sie scheint, wenn ich nicht irre, nach Schenau kopirt zu sein. Krüger erinnert mich an einen Wachspousirer gleiches Namens, der ein Bruder oder Verwandter von ihm sein mag. Ich habe in Leipzig sehr ähnliche Porträte en medaillon von ihm gesehen; sie waren reinlich, ohne Zaghaftigkeit und mit Geschmack gearbeitet. Da er noch jung ist, solte er bei so viel Anlage billig auf den Medailleur studiren. Er blieb aber bei dem was er gelernet hatte, und verließ den Ort, wo er viel zu thun fand. Vor ihm hat sich dort ein anderer Wachspousirer Spol einige Zeit aufgehalten, der galante Herren und Damen rund porträtirte, ihnen die Gesichter bunt anstrich, die Haare puderte, Federn auf die Köpfe steckte, Entoilage um den Hals legte, und sie in alle Arten Wolle und Seide kleidete; er sol sich aber nach Nürnberg gewendet haben.

Senf, ein Schüler des Herrn Klengel, hat einige Kopien nach seinem Lehrmeister geliefert, die nicht ohne Verdienst sind.

Mietsch, Fechhelm, Friederich und Toskani sind die Unterlehrer der akademischen Schule, sie haben ganz artige Arbeiten.

Schubert, ein Schüler des jüngern Klaß hat 2 Stücke in Oel gemalt. Eins davon ist nach Wouwermann gut kopirt. Das andre ist von seiner eignen Erfindung; es stellt eine eroberte Batterie vor. Die noch fechtenden Kriegsmänner sind weder wahr, noch geistreich vorgestellt, und die Kirche nebst der Brücke, welche man im Mittelgrunde sieht, sind im Perspektiv ganz unrichtig. Alzugrosses unzeitiges Lob könte diesem jungen Künstler viel schaden. Dann hat er noch ein paar kolorirte Zeichnungen ausgestelt, welche mir ganz gut ge-

gefallen. Vorm Jahre hat er eine große lavirte Zeichnung ausgestellt, wovon ich die Repetition in Leipzig gesehen habe. Das erste Original hat der Minister St. — von ihm erhalten. Ich muß gestehen, daß ich mich über diese Zeichnung gefreuet habe. Es war die Ankunft des Kouriers, der die Nachricht vom Teschner Frieden bringt. Der Postmeister zu Pferde ruft seinen Postilionen, die eben aufsizen, um dem Kourier in die Stadt vorzureiten. Man sieht bei dieser Gelegenheit viel komische Szenen unter dem neugierigen und frölichen Volke, und bemerkt, was die Gewisheit des Friedens auf einen Jeden insbesondere, nach Verschiedenheit seiner Umstände, für Eindruck macht. Man sieht Bauern auf den Knien Gott für den lieben Frieden danken; Juden, welche Friedensmedaillen zum Kauf ausbieten; Proviantkommissarien, Freibeuter und Fußjäger über die Endigung ihres Glücks einander kondoliren; kaiserliche Deserteurs, die abgewiesen werden; Gelegenheitsnimphen; auch einen Gelegenheitsdichter, der seinem Mäcenas, dem Lakai eines Ministers, sein rührendes Gedicht auf den Frieden vorliest. Ich mögte wol Ihr, und fast noch lieber Herr Chodowicky's unparteiisches Urteil über den karakteristischen Ausdruck der kleinen Figuren hören. Ich dächte, viele davon würde er sich nicht schämen selbst gemacht zu haben. Ihre Anzal mag sich immer auf 150 belaufen. Ist ganzen Gemälde ist Plan, wovon die Ausführung dem Zeichner Ehre bringt, und wenn es auch nicht die Geburt seines Geistes, oder sonst nichts hie und da dawider einzuwenden wäre.

Giesel, Lenz, Röhr, Thiele und noch verschiedene junge Künstler haben auch mit verschiedenen Oelgemälden Ehre eingelegt; aber ich kan Ihnen unmöglich, ohne zu weitläuftig zu werden, richtige Begriffe davon mitteilen. Unter diesen gefällt mir die Landschaft von Giesel am besten. Ausser diesen waren noch eine Menge akademische

Figu-

Figuren, Köpfe und ausgeführte Zeichnungen, die ich nicht alle berühren kan.

Von Miniaturgemälden sind von der Frau Majorin Franken, Mlle Dinglinger, den Herren Dolst, Eisemann, Frank u. s. w. verschiedene angenehme Stücke zu sehen. Es ist zu bedauern, daß die Gesundheitsumstände der Dinglingern sie an Ausübung ihrer Kunst hindern. Ich habe von ihr gute Porträte nach dem Leben, und noch beßre nach Graff und andern grossen Meistern gesehen. Sie hat auch einige von den berümtesten Historiengemälden aus der kurfürstlichen Gallerie, in der Grösse wie Staffeleigemälde der fleissigsten Niederländer, in Miniatur kopirt. Man kan denken, daß dergleichen Stücke sehr kostbar, und nicht für Beschwazer, sondern für Bezaler sein müssen. Sie scheint mir sogar die Nachahmung des Kolorits, bis zur Verschönerung, in ihrer Gewalt zu haben. Sie hat sich auch um die Fixirung des Pastels eher verdient gemacht, als man sich dieser unbedeutenden Erfindung in Frankreich rümte.

Mlle Friederich hat ein Blumenstück und ein Fruchtstück gut in Oel gemalt, und das Fruchtstück vorzüglich gut. Diese Künstlerin hat algemeinen Beifal Es ist zu wünschen, daß sie für diese vorzüglichen Talente aufgemuntert werde.

Von Bildhauerarbeit ist gar nichts, und von Kupferstichen nichts beträchtliches zu sehen. Die kleinen Arbeiten von Raspe, Krüger, Laurin und Günther sind die besten und geben viel Hofnung.

Die Bildhauer werden hier, wie an allen Orten, rarer. Knöflers und Coudrais Stellen sind noch immer nicht besezt. Schäfer ist noch in Rom, und man weis mir nichts gewisses von seiner Wiederkehr zu sagen. Man muß der eigenen Geschicklichkeit, mit der er im grossen Garten die dort im 7jährigen Kriege zerschmetterten modernen

dernen Statuen ergänzt hat, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ergänzungen, welche die Not erfordert, sieht man mit andern Augen an, als die, welche die Gewinsucht ersinnt. Mancher deutsche Fürst schickt, wie ein englischer Lord, sein gutes Geld nach Italien für Antiken, und hört das Lob der Schmeichler darüber an. Man liest in Zeitungen und Journalen gelehrte Beschreibungen davon und findet, wenn man sie selbst sieht, daß die schlauen Italiener um eines antiken Arms oder Beins willen eine ganze antike Statue fabrizirt haben. Einer meiner Freunde behauptete, er hätte vor kurzem in einer der verschrieensten Samlungen eine Büste gesehen, an welcher nichts, als die Nase, antik gewesen wäre. — Herr Schäfer hat mehr Fähigkeiten, und wird nun vermutlich Cavaceppi's Unterricht zu nuzen wissen. Hutin — ja, der Mann ist tod, und seiner wird fast nicht mehr gedacht, weil man ihn im Leben nicht genug kante, oder kennen wolte. Er konte in Dresden für die Bildhauer das sein, was in Leipzig Oeser für sie ist. Aber wie komt es doch, mögte man fragen, daß wir genug geschickte Verzierer, aber wenig oder gar keine Genies zur höhern Bildhauerkunst unter uns aufblühen sehen? — A—e sagte mir viel Gutes und Gründliches darüber, das ich hier nicht alles widerholen kan. Am meisten leuchtet mir folgendes ein. Vieleicht, sagt er unter andern, wurden bisher noch zu wenig Deutsche bei öffentlichen Werken der Bildhauerkunst angestellt; oder sie fielen, wenn sie es wurden, vom lauten Beifalle schnel, wie von einem Gifte, durchdrungen auf die unheilbare Meinung, daß sie nun vollendete Künstler wären, und glaubten, daß sie alles könten, was ein Saly, Verschaffelt, Pigal, Nahl, oder Falkonet kan, von dem sie etwa gehört oder gelesen haben, und daß sie mehr thäten, als blos die Werke anderer Köpfe durch ihre Hände darstellten. Daß doch der alzufrühe Ehrgeiz, selbst Erfinder zu sein, so manches gute Genie aufgehalten, oder gar verhindert hat, weiter fortzuschreiten!

ten! Die besten Menschen sind aber immer geneigt, an der Warheit der guten Lehrer zu zweifeln, daß Niemand den Zirkel verlassen muß, der ihm zu Befriedigung der löblichsten Ehrbegierde angewiesen ist. Selbst Nahl scheint im Praktischen seiner Kunst stärker, als in Erfindung und Ausdruck zu sein. Nichts dauert mich so sehr, als wenn ich sehe, daß der gute Erfinder nicht auch den Ausdruck in seiner Gewalt hat. Zwar ist der berümte Grabstein zu Hindelbank eine der glücklichsten Erfindungen. Sie reizte meine Neubegierde sehr, hinterging aber auch alle meine Erwarwartung, als ich sie ausgeführt sah. Die Franzosen — keiner ist vieleicht mehr Meister des modernen Stils, als Pigal; aber keiner hat auch vieleicht weniger Erfindung, als er. Ein sichtbarer Beweis davon ist das Monument des Marschals von Sachsen. Wer von einem solchen Helden nichts mehr hervorzubringen, doch das Wenige, was er hervorbringt, so schön auszudrucken weis, zeigt zur Gnüge, daß seine Hand geschickt, und sein Wille gut, nur aber der Poetenkasten leer ist. Tassard war klug. Er wolte sich der Gefahr gar nicht aussezen, in die sich ein schöpferischer Geist begibt. Er vermied die Vorwürfe, die sich Adams durch seine unerlaubte Mishandlung Schwerins zuzog. Er stelte Seydlitzen nicht allein in seiner Regimentsuniform hin, sondern legte, wie Sie wissen, auch Sattel, Schabracke, und allerhand Reitzeug hinter ihn. Freilich wurde es nachher wieder weggehauen, aber nicht auf Antrieb des Künstlers. Es geht aber den lebenden Deutschen nicht besser, wie den Franzosen. Schlegel in Leipzig verlor durch das Gellertsche Monument, so er in die Gottesackerkirche verfertigte und selbst erfand, all die gute Meinung und das Vertrauen wieder, so er sich durch Ausführung des Hoymschen nach Oesers Modell erworben hatte. Unser Unger in B. möchte gleiches Schicksal haben, wenn er mehr leisten wolte, als er in gleichen Fällen zu leisten Gelegenheit gehabt. Kurz, Ruhm zu verdienen, braucht man nicht immer selbst Er-

finder zu sein: diese Gabe ist nur Wenigen verliehen. Man hält unter Gellerts Fabeln die für die besten, die von Andern erfunden worden sind. Sein Ruhm verschwindet darum nicht. Dem ehrgeizigen Falkonet wird diese Ehre nicht zu Theil werden, wenn es einmal heißen wird: Falkonet wolte alles sein, Erfinder, Bildhauer und Gießer, sogar erleuchteter Kritiker der Alten und Neuern; reizte in wortreichen Schriften halb Europa zur Aufmerksamkeit bei Hervorbringung seiner Statue Peters I., woran es zwar um den nicht von ihm erfundenen allegorischen Ausdruck der Größe seines Helden gar mißlich aussah, ihm aber sonst alles, bis auf die Kleinigkeit, ganz vortreflich gelang, daß Reuter und Pferd ohne Kopf ans Licht kamen.

Von der Baukunst habe ich verschiedene artige Zeichnungen gesehen. Von den beiden Oberlandbaumeistern, Exner und Krubsatius, aber gar nichts. Besonders hätte ich von lezterm etwas zu sehen gewünscht, der im Praktischen seiner Kunst eben so viel Ruf hat, als unter ihren Schriftstellern. Der Hofbaumeister Hölzer hat einen Grundriß zu einem großen Gartengebäude nebst einer Façade ausgestelt. In dem Grundrisse finde ich eine angenehme und gute Eintheilung; aber die Façade hat nicht viel Geschmack, und die Verzierungen sind übel angebracht.

Die vorzüglichsten und am besten ausgeführten Zeichnungen sind von Weinlich, drei an der Zal. Eine stelt den Grundriß eines Lusthauses oder Gartenhauses vor; die beiden andern Zeichnungen sind ausgeführte Façaden. Die Idee dieses Gebäudes ist schön und im großen Stil; die Formen sind durchgehends gut. Vieleicht würde es noch gewonnen haben, wenn etwas von guter Verzierung, von erhabener Arbeit angebracht wäre. Dieser gelehrte Architekt zeigt in diesen Zeichnungen, daß ein Gebäude gefallen und schön sein kan, ohne Verzierungen; indessen wünschte ich doch, solche Zeichnungen mit gut angebrachten Verzierungen von ihm zu sehen.

Schu-

Schurich hat eine kleine Zeichnung im Geschmack der englischen Gärten ausgestelt, welche einen Tempel mit einer Kolonade und in der Mitte einen verschlossenen Saal vorstelt. Dieser Tempel steht in einer waldichten Gegend. Ich habe bessere und beträchtlichere Zeichnungen von diesem jungen Künstler gesehen. Er zeichnet manchmal zu seinen wohlerfundenen Gebäuden sehr artige Landschaften, und giebt ihnen schickliche Staffagen dazu, die sich durch eine fleißige geschmackvolle Manier empfehlen. In Leipzig sah ich Herrn Geyser an seinen Zeichnungen für Hirschfelden arbeiten, welche vorzüglich gut waren. Auch giebt er diesem Künstler großen Beifal, wie man im Vorbericht des dritten Theils der Gartenkunst lesen kan.

Da haben wirs! Dachte ichs doch, daß mich meine Weitläufigkeit hier nicht mit meiner Beschreibung würde zu Ende kommen lassen. Ich muß fort: aber von Görliz aus, wo ich einen Brief von Ihnen erwarte, schreibe ich Ihnen wieder, und die Fortsezung. Sorgen Sie nicht, daß etwas verloren geht: ich habe, Ihnen zu Liebe, alles sorgfältig in Kollektaneenform angemerkt, so wie ich von diesem, oder jenem Nachricht eingezogen habe

Leben Sie wohl, u. s. w. *)

(Die Fortsezung nächstens.)

7.

Erinnerung an Justus Gottfried Rabnern, nebst einigen Proben seiner Fabeln.

Das Glück hat über den Schriftstellerruhm eben diejenige despotische Herschaft, die es über die Belonung aller menschlichen Verdienste (wenn wir die Belonung

L 2 unsers

*) Der gütige Uebersender dieser Briefe, so wie der Verf. derselben, mögen mirs verzeihen, wenn ich hie und da einiges ändern mußte: doch ists nur da geschehen, wo ich es notwendig fand.

unsers eignen Gewissens ausnehmen) verübt. Ein Günstling desselben schreibt vier flüchtige Bogen, und erhebt sich durch solche aus dem Staube empor. Herolde trompeten gegen alle vier Winde sein Lob. Verständige Männer schäzen, Mächtige belonen ihn; und selbst die Verschnittenen am Hof Apolls, die Kunstrichter, *) mögen schmähen wie sie wollen; man ließt und liebt den Geschmähten doch.

Ein andrer hingegen, von der Natur mit gleichen Gaben ausgesteuert, schreibt Alphabete. Vergleicht die einzelnen Bogen beider Schriftsteller mit einander! Die Wage steht gleich, oder schlägt gar zum Vortheil des Lezteren aus; und dennoch bringt sein sechsmal mehr erwiesenes Verdienst ihn nicht um einen Schritt weit; er friert, wie Dryden, indeß Pope wie ein Fürst lebt. Verläumdung tödtet ihn am Schlage; oder Kaltsinn des Volks an der Auszehrung.

Ich sage dieß hier nicht, um weitläufige Betrachtungen über das Schriftstellerloos anzustellen; ich habe vielmehr einigen Einfällen und Nachdenkungen darüber einen eignen Aufsaz bestimt, den Sie, L. B. vieleicht bald erhalten sollen; ich sag' es blos, weil mir diese Gedanken passend auf einen Schriftsteller scheinen, dessen Buch ich so eben vor mir liegen habe; der, wenigstens im Fache der vaterländischen Dichtkunst, so gut als vergessen ist; und der doch so viele Gründe vor sich hatte, zu hoffen, daß er es nicht sein werde. — Er heißt Justus Gottfried Rabener.

Schon dieser blosse Name muß unsre Neugierde rege machen; und wirklich war der Mann, dem er gehörte, der Grosvater unsers berümten Satirikers, der, wie Weiße in seiner Lebensbeschreibung sagt, immer für diesen

*) nach dem bekanten Singedichte:
— — L'eunuque au milieu d'un serrail,
Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire.

sen seinen Ahnherrn viel Achtung bezeugte. Er hat eine Menge Schriften geschrieben, *) die alle in ihrer Art, oder wenigstens für ihr Zeitalter Vorzüge haben, die mich aber hier nichts angehn; denn was mich jezt intereßirt, das sind seine Fabeln, die er 1691. unter dem Titel: Nüzliche Lehrgedichte von 2c. herausgegeben hat; deren an der Zahl hundert sind, und die einen kleinen Oktavband von 142 Seiten füllen. **)

Gellert, der sie als vertrauter Freund seines Enkels, und als ein Mann, der selbst über die deutsche alte Fabel eine Abhandlung ***) schrieb, beinahe kennen mußte, gedenkt seiner an eben diesem Orte auf eine sehr vortheilhafte Art. Er sezt den Verfasser, wie auch billig, weit über Harsdörfern, ****) dessen Fustritten er zuweilen gefolgt sei. Er gesteht ihm eine fruchtbare Erfindungskraft zu; entschuldigt seine Fehler mit dem Geschmack des Zeitalters, welches Allegorie für ein unum-

 gäng-

*) Z. B. Rationem stili elegantioris. Amoenitatum hist. philolog. decades quinque. Laudem Mart. Geieri. Orationes. Epistolas. Disputationes &c.

**) Er schrieb sie vorzüglich zum Nutzen der ihm anvertrauten Jugend. Damals war er noch Rektor zu Freiberg, kam aber nachher als solcher nach Meißen und starb 1699.

***) Wo er seinen Stof aber bei weitem nicht erschöpfte. Unser verstorbener grosser Leßing versicherte mich 1779. er kenne noch über 20. mitlere deutsche Fabeldichter. Wenigstens sechse, von denen Gellert keine Silbe erwähnt, so werth sie dessen wären, kenn' ich selber.

****) Der unter dem Titel: Nathan und Jotham. 1650. zwei Bände von sechshundert geistlichen und weltlichen Lehrgedichten, oder prosaischen Fabeln; nebst einem Anhang von Räzeln, unter dem Titel: Simson, herausgegeben hat. — Gellert begeht hier einen ziemlichen Uebereilungsfehler; er giebt akkurat nur die Hälfte, 150. geistl. 150. weltl. Erzälungen an. Sein Urtheil ist übrigens gegründet; nur zu hart. Auch Harsdörfer verdiente eine Auswahl.

gänglicher Erforderniß des Wizes gehalten habe; wünscht, daß man seine hundert Fabeln auf eine geringere, hie und da geänderte Anzal herabsezen möge; und liefert endlich, weil das Buch schon damals in nicht vieler Händen war, ein Paar Proben; die, aufrichtig gestanden, mir nicht ganz glücklich gewählt zu sein scheinen; mich dünkt, er hätte noch weit bessere in unserm Fabulisten auffinden können.

Gellert hat so viele Schüler gezogen; so viele, die nah bei grossen Bibliotheken leben; so viele, die alle Augenblicke seinen Namen auf der Zunge haben. Wie kömts, daß keiner von ihnen den Wunsch seines Lehrers beherzigt und befolgt hat? — Ich bin nicht sein Schüler, und bekenn'es offenherzig, daß ich sehr lange an diese seine Abhandlung mit keinem Gedanken gedacht hatte; da ich aber seit geraumer Zeit das Studium der Fabel, zumal der Fabel des mitlern Zeitalters zu einem der vorzüglichsten Vergnügen meiner Nebenstunden gemacht habe, *) so traf ich auch auf Rabners Lehr-

*) Ob ich in demselben glücklich gewesen, davon gebe ich dem Publikum in wenig Wochen eine Probe durch Wiederaufbelebung eines gewiß nicht unverächtlichen Dichters aus dem sechszehnten Jahrhundert, der beinahe, so wie er aufgetreten, auch wieder verschwunden sein muß, ob er schon nicht weniger, als einen Quartband von mehr, als drei Alphabeten (die ich auf zehn Bogen zu reduziren gedenke) geschrieben hat. Leist' ich übrigens in diesem Fache je etwas, womit Kenner und ich selbst zufrieden sein können, so dank' ich es vorzüglich der Freundschaft und Unterstüzung eines unsrer würdigsten dresdner Gelehrten, des Herrn Bibliothekar Canzler, eines Mannes von den ausgebreitesten Kentnissen in unsrer Litteratur, mit den ihm anvertrauten Schäzen der Gelahrheit ganz vertraut; vol Bereitwilligkeit andern damit zu dienen, und zugleich vol von einer Bescheidenheit, die man manchem andern wünschen mögte, und die freilich manchem Fremden sein Verdienst minder einleuch-

Lehrgedichte; wunderte mich über die Vergessenheit, in die sie versunken wären, und suchte nachher weiter: Wer von unsern jüngern Fabeldichtern ihn gekant und vielleicht auch genüzt habe? Von beiden hab' ich wenige oder gar keine Spuren gefunden. Ob er es aber nicht verdiene? darüber mögen Sie, L. B. selbst aus Beispielen urtheilen. Wenn ich auch hie und da einige Worte und Wortfügungen verändre (um den eklen Gaum derer zu verschonen, die von jedem alten Stil nichts wissen wollen) so geschieht dieß doch nur selten; geschieht nie so, daß auch der Sinn des Dichters dabei geändert werde; und überhaupt bestehn die meisten Verbesserungen nur in sehr weniger Abkürzung. Zu den Proben selbst!

Die Nessel und der Feigenbaum *).

Auf einem schönen Feigenbaume wuchs einstmals eine Nessel; hatte sich tief in desselben holen Stamme eingewurzelt, und rümte sich ihres hohen Orts auch, daß sie mitten unter den allersüssesten Früchten grüne. Doch der Feigenbaum strafte ihren Hochmut mit den Worten: Wilst du nicht für einen Bastard und für einen Schandfleck deiner Mutter angesehn werden, so mußt du ihre Süßigkeit nachahmen; so lange du aber Stacheln statt der Feigen und Feuer statt der Früchte trägst, wird die Tugend deiner Eltern dich mehr schelten als loben.

leuchtend, seinen Freunden aber es desto schäzbarer macht. — Die Gelegenheit, die ich hier ergreife, ihm meine Achtung zu bezeigen, ist desto gerechter; da ich selbst den Fabulisten, von dem hier die Rede ist, durch seine Freundschaft kennen gelernt habe.

*) Im Originale die achte Fabel. Hier kaum ein halbes duzend Worte verändert; sondern blos einige Zeilen vorangeschickter Moral weggelassen.

Der Hauswirth und die Ameise. *)

Ein Hauswirth hatte einen schönen Apfelbaum, den er vorzüglich liebte, und der ihm alle Jahre von den Ameisen angefressen und verderbt ward. Umsonst versucht er eine Menge von Mitteln. Alle halfen entweder gar nicht, oder nur auf eine sehr kurze Zeit. Endlich rieth man ihm, einen Topf Honig mit Wasser in des Baumes Nähe zu sezen. Er that es; die Ameisen liessen sich wirklich durch die Süßigkeit der Lockung reizen; liefen hinein und ersoffen alle. Ueber diese ihre Thorheit lachte der Hausherr; aber die lezte sterbende Ameise sprach, indem sie starb: Was lachst du über eine Thorheit an uns, die ihr Menschen noch weit stärker besizet? Lauft ihr nicht alle von der vergifteten Süßigkeit der Sünde gelockt, und stürzt euch durch sie in den doppelten Tod?

Der redliche Mann und das Unglück. **)

Das Unglück hatte, wie gewönlich, einen frommen redlichen Mann zum Gegenstand seines Hasses und seiner Kränkungen sich ausersehn. Aber ob es gleich seine treuesten Diener, Neid, Verläumdung, Verfolgung und Gefahr gegen ihn hezte, so begegnete er doch allen diesen theils mit Vorsicht, die ihre Angriffe abschlug, theils mit Grosmut, durch die er Feind' und Unfal überwand, und mit langsamen Schritten bis zu den glänzendsten Ehrenstellen gelangte. Endlich, da seine Feindin auf keiner Seit' ihm beikommen kente, und doch eben dadurch ihr Haß täglich wuchs, da wandte sie sich an ihre Nachbarin, die Glückseligkeit, und bat sie, ihn mit süssen Worten einzuschläfern. Dieß geschah; und kaum war er eingeschlafen, als es jener leicht fiel, den Redlichen zu überfallen und hinzurichten. — Eine Warnung,

*) Im Original die funfzehnte; überschrieben: Voluptas, esca malorum. Denn die Fabeln haben dort alle lateinische Ueberschriften.

**) Im Original die 58te; im Register mit der Ueberschrift: Fortunam reverenter habe!

nung, erst dann recht wachsam zu sein, wenn es uns nach Wunsche geht.

Adrast und die Frösche. *)

Adrast wonte des Sommers auf dem Lande, ohnweit einer Lache, in welcher eine grosse Menge Frösche lebten, und mit ihrem unaufhörlichen Gequacke oft seine Ungedult und Verwünschungen reizten. Endlich, als sie immerfort damit anhielten, schlich er einst, aus Verdrus mit einem langen Stocke bewafnet, zu dem Pfudel, und führte auf den einen Frosch einen gewaltigen Streich in der Meinung, ihn auch unterm Wasser damit zu erschlagen. Aber dieser verbarg sich bei Zeiten und der unleidliche Adrast ward über und über mit Wasser und mit stinkendem Kothe besprüzt. — Was sind die schmähsüchtigen Lästerer anders, als Frösche in der Mistlache? Und wer sich mit Gewalt an ihnen zu rächen sucht, was erhält er sonst zum gewönlichen Lohn, als Besudelung?

Die Kinderzucht **)

Ein wohlhabender Mann hatte verschiedene Söhne, die er zu den Wissenschaften auferziehen wolte, und die allerdings mannigfaltige Fähigkeiten dazu besassen. Aber auch den ganzen Tag mußten sie über den Büchern sizen und jeder kindische Mutwille ward an ihnen aufs ernstlichste bestraft. Ein guter Freund sah dieß mit an; es misfiel ihm; doch schwieg er; erzält' aber seinem Freunde eines Tags: daß als er im verwichnem Herbst verreisen und die Bestellung der Weinlese seinem Verwalter anvertrauen müssen, habe dieser die Fässer bis oben an mit Most füllen, und als sie überlaufen wellen, fest zu pinden lassen, so daß endlich der brausende Most den Boden ausgestossen habe.

 „Und

*) Im Original die 98te im Register mit der Ueberschrift: Quod si me Asinus? Auch sie ist beinah wörtlich abgeschrieben.

**) Im Original die 62te unter dem Titel: Spuma animi petulantia. Auch diese wieder beinah wörtlich abgeschrieben!

„Und du hast nicht, fragte jener zornig, einen solchen Narren tüchtig ausstäupen lassen?„ — „Sachte! Sachte! antwortete jener lächelnd: daß dich, Lieber, nicht selbst dieß Urteil treffe. Begehst du an deinen Kindern nicht gleichen Irtum? Und ist ein kleiner Mutwille etwas anders, als ein Brausen oder Schaum guter Gemüter?„

Ich zweifle nicht, L. B. daß schon unter diesen fünf Fabeln ein paar sich ihres ganzen Beifals zu erfreuen haben werden. Aber ich habe es doch gemacht, wie die Roßtäuscher, die immer ihr bestes Pferd zulezt aus dem Stall führen. Und wirklich, ist mein Geschmack entweder ganz verdorben, oder diese lezte ist eine Erfindung, deren keiner unserer jeztlebenden Dichter, er heisse wie er wolle, von Klopstock an bis herab auf D** sich schämen dürfe. Auch ist der Stil in ihr so gut, daß ich kaum vier bis fünf Worte anders ordnen werde.

Die Armut und die Gerechtigkeit. **)

Die Armut, eine hinterlaßne Witwe der Aufrichtigkeit, war lang' und viel von dem Reichtume unterdrückt und beleidigt worden, welches sie aber bisher aus Mangel der Hülfe leiden und verschmerzen müssen. Endlich rieth ihr ihre Nachbarin, die Einfalt: sie solle zur Gerechtigkeit gehn, und diese um Schuz anrufen; denn diese sei eine fromme und leutselige Fürstin, die Arme sowol als Reiche vor sich lasse, und Jedermann ohne Ansehn der Person Recht verschaffe.

Dieser Rath gefiel der Armut, und sie verfügte sich zum Throne der Gerechtigkeit, in Hofnung da Rettung zu finden. Aber als sie sahe, daß der Thron von lauterm Gold glänze, sie selbst in einer Hand eine güldne Wage, in der andern ein blankes Schwert, dessen Heft mit lauter Edelgesteinen ausgesezt war, halte; da erschrack sie von Herzen, und ging traurig davon, sagend: Was sol ich Arme

*) Im Original die 76te: Iustitia splendore suspecta.

Arme von dieser hoffen, die sich schon in meiner Feindin Livrei gekleidet hat?

Soviel für dießmal! Schreiben Sie mir aufrichtig, L. B. wie diese Proben Ihnen und ihren Freunden gefallen, und ist ihr Urteil aufmunternd, so können Sie, statt des heutigen halben Duzends noch ein ganzes, dem dießmaligen am Werte gleich, erhalten. Immer in meinen Augen Verdienst genug, wenn wir so ein zwanzig Erfindungen eines unsrer Landsleute vom unverdienten Untergange retten! — Auch füg' ich dann vielleicht noch ein paar kritische Anmerkungen über den Dichter selbst hinzu.

A. G. Meißner.

8.

Die Ebentheuer des frommen Helden Aeneas im Holzschnitt,

oder:

Das zweite Buch von Virgils Aeneis, travestirt.

An meinen Freund, Hrn. Joseph Friederich von Retzer.

Es gibt, o Freund, der Dedikazionen
so vielerlei, als der Patronen.
Der weiht sein Buch sich selbst, ein anderer
der losen Zunft der Kritiker,
der macht das Publikum, und jener
den Esel gar zu seinem Gönner,
und einer, den nichts Irdisches mehr freut, —
die Heilige Dreifaltigkeit,
und hier in dieser Menschlichkeit
ist wol kein Rang, kein Stand, dem diese Ehre

nicht

nicht längst schon widerfahren wäre.
Drum ist auch eine Dedikazion
veränderlich, wie ein Chamäleon.
Bald ist sie ein Memorial um eine Pfründe;
und bald ein Kniff, womit oft ein Poet
zu einem grösseren Gevatter bitten geht,
um seinem namenlosen Kinde
so was von Namen zu verleihn;
bald ist sie auch ein Schild, worunter Zwergen
die Rezensentenruthen scheun,
doch freilich meist vergebens, sich verbergen;
und bald ist sie ein Monument
der Freundschaft, bald — ein leeres Kompliment.
Von allen den Gestalten hat die meine,
ich sag' es offenherzig, keine.
Denn, um für dich ein Monument zu sein,
ist diese Posse viel zu klein;
sie soll, wenn du zuweilen mit Voltairen
kandidisierst, den bösen Geist beschwören,
und wenn dann Schwermut, oder Spleen
zum Timon, oder Freudenhässer
dich machen will, den Mund zum Lächeln dir verziehn,
und bringt sie's bis zum Lachen — Desto besser!

Wie der fromme Held Aeneas der Königin Dido und ihrem Hofgesind die Ebentheuer seiner lezten Nacht in Troja, und die Zerstörung dieser weltberümten Stadt gar rührend und umständlich erzält.

1.

Im rothdamastnen Armstul sprach
　Aeneas nun mit Gähnen:
Infantin! *) laßt das Ding mir nach;
　es kostet mich nur Thränen!
Doch alles spitzte schon das Ohr,
Frau Dido warf die Nas' empor,
　und schien fast ungehalten.

2. Was

*) Infandum Regina, jubes renovare dolorem &c. L. II. V. 3.

2.

Was wolt' er thun? Er mußte wol
den Schlaf vom Aug sich reiben;
Er nahm zwo Prisen Spaniol,
sich 's Nicken zu vertreiben;
drauf räuspert' er sich dreimal, sann
ein wenig nach und legte dann
sein Heldenmaul in Falten.

3.

Die Griechen hielten uns umschanzt
zehn volle Jahr' und drüber,
allein, wo man Kartätschen pflanzt,
da sezt es Nasenstüber.
Dies schien den Griechen nun kein Spaß,
denn — unter uns! — sie hielten was
auf unversengte Nasen.

4.

Mit langen Nasen wären sie
auch sicher abgezogen,
hätt' uns nicht Satanas durch sie
zu guter Lezt betrogen,
der gab der Brut ein Knifschen ein:
sie thaten's, schifften flugs sich ein,
und schossen Retirade.

5.

Auf einmal war's wie ausgekehrt
im Lager; doch sie liessen
zurück ein ungeheures Pferd,
mit Rädern an den Füssen.
Sankt Kristof selbst, so groß er war,
hätt', ohne Ruptionsgefahr,
den Gaul euch nicht geritten.

6.

Der Bauch des Rosses schreckte baß
Uns seiner Grösse wegen,
es war das Heidelberger Faß
ein Fingerhut dagegen.
Und in dem Bauch, o Jemine!
Da lagen euch, wie Häringe,
zehntausend Mann beisammen.

7.

Doch, um das rechte Konterfee
von diesem Roß zu wissen:
So denkt, die Arche Noahs steh
vor euch, doch auf vier Füssen,
gebt à proportion dem Thier
noch Kopf und Schwanz, — so sehet ihr
das Monstrum in natura.

8.

In Wien, heißt's, ist man kurios,
in Troja war's noch drüber,
sie liefen euch zum Wunderroß,
als hätten sie das Fieber.
Da gab's Dormeusen, Kapuchon
und Hüte à la Washington
zu tausenden zu sehen.

9.

Man guckte sich die Augen matt,
und hatte viel zu klaffen,
allein wie's geht, der Pöbel hat
nur Augen zum begaffen!
Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht,
den Wald vor lauter Bäumen nicht,
so ging's auch den Trojanern.

10. Die

10.

Die Politiker thaten breit,
und machten tausend Glossen,
doch hatten alle meilenweit
das Ziel vorbeigeschossen;
zwar rief ein Köstenbraterweib: *)
„Das Roß hat Schurken in dem Leib!„
Doch die ward ausgepfiffen.

11.

Doch, eh sichs nur ein Mensch versah,
da war, uns zu belehren,
ein Eremit aus Argos da,
der bat, man mögt' ihn hören!
Doch macht' er's, wie die Redner all:
Denn er begann von Evens Fall,
um auf das Pferd zu kommen.

12.

„Das Pferd, so schwur er, haben wir
ex voto machen lassen,
und haben's Sankt Georgen hier
zu Ehren hinterlassen:
Weh dem, der dran zum Sünder wird,
es ist geweiht und angerührt
an Sankt Georgens Schimmel!„

13.

Und als noch hie und da ein Ohr
unüberzeugt geblieben,
so wies er die Autheutik vor,
vom Papsten unterschrieben,
drauf stund: Wen das nicht überführt,
der sey anathematisiert;
denn wir sind infallibel!

14. Und

*) Tunc etiam fatis aperit Cassandra futuris Ora &c. V. 246.

14.

Und als um unser Ohr herum
zwei Fledermäuse schwirrten, *)
da war kein Mensch so blind und dumm,
den sie nicht überführten;
und alles schrie: Miraculum!
Der Schimmel ist ein Heiligthum,
Laßt in die Stadt ihn bringen!

15.

Es hieß: Man wird dem heil'gen Thier
die Mauern öfnen müssen!
Flugs waren zwo Karthaunen hier,
um Breche drein zu schießen.
Dem Schuzpatron indessen ward
von unsrer lieben Jugend zart
ein Hymnus abgesungen.

16.

Nach diesem nun belegte man
den Gaul mit vielen Stricken,
ganz Troja spannte sich daran,
ihn von dem Plaz zu rücken.
Die Mädchen waren auch nicht faul,
und jede band dem Wundergaul
ihr Strumpfband um die Füße.

17.

Und kaum war mit dem heil'gen Roß
der Zug nun angegangen,
so feurte man die Stücke los,
und alle Glocken klangen.
So ward der neue Schuzpatron
in feirlichster Prozeßion
in Troja einquartiret.

37. Kaum

*) Ecce autem gemini . . . .
. . . . . immensis orbibus angues. &c. V. 203.

18.

Kaum war der Gaul am Plaz, so ward
ein Hochamt abgesungen,
und zu der Ehrenpredigt ward
Herr Pastor — gedungen.
Drei Stunden nach der Predigt, fand
man Trojens sämtlichen Verstand
im Rebensaft ertrunken.

19.

Indessen ging die Sonne still
in unserm Golfo unter;
ein jeder schnarchte, wo er fiel,
der Pfaffe nur blieb munter.
Zwar soff der Kerl, als wie ein Leu,
doch trank er unsre Klerisei
eh, als sich selbst, zu Boden.

20.

Kaum nahm der schlaue Schuft gewahr,
daß nun ganz Troja schnarche,
so nahm er euch dies Tempo wahr,
und schlich zu seiner Arche.
Die zapft' er, wie ein Weinfaß an,
und sieh! ein Strom von Helden rann
heraus aus ihrem Bauche.

21.

Die andern waren auch parat,
die sich verkrochen hatten,
und nun war ihnen unsere Stadt
ein rechter Sontagsbraten;
sie massakrirten Mann für Mann,
die Wache mußt' am ersten dran,
Sie fuhr im Rausch zum Teufel.

22.

So eben hatt' ich den Achill —
im Traume — überwunden,
da weckte mich das Mordgebrüll

von diesen Fleischerhunden.
Ich ging zum Fenster — heilger Gott!
Da sah ich nichts, als Mord und Tod,
und Stadt und Schloß in Flammen.

23.

Wie wenn der Wind in Pflaumen fährt,
sie bald in Wirbel drehet,
und, wie er seine Backen kehrt,
bald da, bald dorthin wehet,
so liefen die Trojaner auch,
wie vor des bösen Feindes Hauch,
herum, und schrien zeter!

24.

Dies sehn, und rips raps war ich auch
in meiner blanken Rüstung,
ich lief hinunter in den Rauch;
zu hemmen die Verwüstung,
doch, als ich unten mich besah,
potz Element! wie war mir da! —
Ich hatte keine Hosen.

25.

Der Mut steckt nicht im Hosensack,
dacht' ich, und hieb zusammen,
und warf bald da, bald dort ein Pack
Argiver in die Flammen.
Bald wiesen alle mir den Steiß,
und, flohn wie Haasen, heerdenweis
vor meinem Damaszener.

26.

Macht Ein Narr zehn, so macht im Krieg
Ein braver Kerl oft zwanzig:
Bald häuften Trojer sich um mich;
allein das Blätchen wand sich;
ein Kniff verdarb's uns, der war dumm,
wir tauschten unsre Helme um
mit griech'schen Bäckelhauben.

27. Wir

27.

Wir packten zwar, als wie ein Hund,
der Mäus und Ratten beutelt,
Allein der Kniff ward uns zur Stund
Ganz jämmerlich vereitelt:
Denn mancher volle Kammertopf
Flog uns, als Griechen, auf den Kopf,
Das stank ganz bestialisch!

28.

Die Feind' erkanten auch fortan
uns aus den Rippenstößen,
sie machten Front bey tausend Mann,
uns auf dem Kraut zu fressen:
viel Hunde sind des Hasen Tod:
Dacht' ich und macht' in dieser Not
Mich eilig aus dem Staube.

29.

Doch, da ich, schwizend durch und durch,
Mein Hemd zu wechseln, laufe,
Da komm' ich, ach beim Thor der Burg
Vom Regen in die Traufe.
Hier haust' erst recht der Feinde Wut,
ich muste im Trojaner Blut
bis übern Knöchel waten.

30.

Wie gräßlich das Spektakel war,
mögt ihr nun selbst erwägen,
der Kindermord zu Bethlem war
ein Frazenspiel dagegen.
Ganz türkisch mezgerte man hier
Hatschier und Läufer und Portier,
und was man fand, zusammen.

31.

Man legte nun auch Hand an's Thor,
doch hatt' es gute Schlösser;
vor allen drang Held Pyrrhus vor —

der größte Eisenfresser
nach seinem Vater und nach mir —
sein ungeheurer Speer war schier
so groß als wie ein Mastbaum.

32.

Die schwarze Rüstung deckt' ein Schopf
von kohlpechschwarzen Federn,
die Augen branten ihm im Kopf,
gleich zweien Feuerrädern;
kurz, sah man recht genau ihn an,
so glich er einem Auerhahn,
als wie ein Ei dem andern.

33.

Held Pyrrhus nun erbrach die Thür
zu Priams Tabernakel: —
du lieber Gott! was war das für
ein Jammer und Spektakel! —
Man träumte hier nichts von Gefahr,
und ach! der ganze Hofstaat war
beinahe noch im Hemde.

34.

Hier schrie und jammerte ein Schock
geschreckter Kammerfrauen,
da war im Hemd und Weiberrock
ein Hofkaplan zu schauen.
Und dort, daß Gott erbarme, schlief
ein Kammerfräulein gar noch tief
im Arm des Hofpoeten.

35.

In Schlafrock und Pantoffeln stand
der König Priam fertig,
und war, den Säbel in der Hand,
nun seines Feinds gewärtig:
der alte Mann mit grauem Haar
und weissem Bart, mein Seel', es war
ein Anblick zum Erbarmen!

36.

Allein kaum sah ihn Hekuba,
so schrie sie: Gott im Himmel!
Bedenke doch dein Podagra,
du alter grauer Schimmel!
Was nüzte dann das Fechten dir,
kreuch lieber unter's Bett zu mir,
so sind wir beide sicher!

37.

Allein, o weh! schon hörte man
das feindliche Getümmel,
der Feind lief haufenweis heran,
und Pyrrhus war ein Lümmel.
Er sah ihn, und ein Hieb, so flog
herab der Kopf — da lag der Stock, *)
so lang er war, am Boden.

38.

Indem nun dieses arrivirt,
hatt' ich mich weg vom Hausen
in einen Tempel retirirt,
ein bischen auszuschnaufen.
Potz Hagel! was erblickt' ich da,
da saß die saubre Helena
versteckt in einem Beichtstul.

39.

Hättst wol zu beichten, dacht' ich mir,
du Muster aller Metzen!
Ganz recht, du kömst mir nicht von hier,
ich haue dich zu Fetzen!
Und lass' ein Stück in jeder Stadt,
in der man solche Weiber hat,
aufhängen zum Exempel!

40.

Ja, so gering der Ruhm auch ist,
ein schwaches Weib zu tödten,

*) . . . jacet ingens litore truncus, &c. V. 557.

so muß doch jeder gute Christ
die Welt von Sünden retten.
Potz Wetter! warum wär' ich denn
der fromme Held Aeneas, wenn
ich nicht die Sünden strafte? —

41.

Und als ich nun vom Leder zog,
die Hexe zu trenchiren,
da zupfte Venus mich am Rock,
und rief: Sind das Manieren?
Was gehn dich fremde Sünden an?
Schau lieber, was dein Sohn Askan,
und Weib und Kinder machen.

42.

Drauf hielt sie mir ein Fernglas vor,
und hieß mich aufwärts schauen,
da sah ich hoch am Himmelsthor
Geschichten zum erbauen. —
Ihr glaubt, daß man sich dort verträgt? —
Ja, gute Nacht! — Ein jeder schlägt
dort unter'm Hut sein Schnipchen.

43.

Sankt Juno hatte weislich da
den Ehgemal im Arme,
und karessirt' ihn, daß er ja
der Stadt sich nicht erbarme,
indessen flog in Trojens Brand,
aus Pallas und Neptunens Hand,
ein Pechkranz nach dem andern.

44.

Ich ging nach Haus, da hatte mich
Mama in Schutz genommen,
sonst wär' ich diesmal sicherlich
gebraten heimgekommen:
Doch nun passirt' ich, kugelvest,
und unverbrennlich, wie Asbest,
Kanonenfeur und Flammen.

45.

Hieraus nun sah ich klärlich ein,
und fühlt' es, daß die Ehre,
von einer Göttin Sohn zu sein,
nicht zu verachten wäre.
Mein Vater, dacht' ich, war kein Narr,
daß er so manches Jugendjahr
mit Cyprien verliebelt!

46.

Ich trat ins Zimmer. Welch ein Bild!
Wie ward ich da betroffen! —
Mein Vater hinter einem Schild,
mein Söhnchen hinterm Ofen.
Mein Weib, das ihre Hände rang,
Schrie heulend: Schütze mich vor Zwang,
du heil'ge Mutter Anna!

47.

Kourage! rief ich, faßt euch! — Wißt,
Frau Venus hat mir eben
ein Land, wo Milch und Honig fließt,
statt dieses Nests, gegeben!
Komt mit in dies Schlaraffenland;
da sind die Felsen von Dragant,
die Wälder vol Zibeben.

48.

Da wil ich naschen! rief Askan,
und hing an meiner Seite,
mein Weib that Pelz und Handschuh an,
und ich rief meine Leute.
Und sprach: Schickt euch zur Reise an,
im Bierhaus vor der Stadt beim Schwan
da kommen wir zusammen.

49.

Drauf nahm ich meine Wildschur um, *)
daß sie die Rüstung deckte,

*) . . . fulgique insternor pelle leonis, &c. V. 722.

indessen brant' es um und um;
und sieh, das Feuer reckte
zum Fenster schon die Zung' herein,
da fingen alle an zu schrein:
Sankt Florian errett' uns!

50.

Nur Weiber zittern in Gefahr,
ich, ohne umzublicken,
nahm meinen Vater, wie er war,
und packt' ihn auf den Rücken.
Nun, rief ich, Vater, reitet zu!
Gieb her die Hand, Askan! und du,
Kreusa, geh zur Seiten!

51.

Ich, der ich sonst dem Teufel steh',
erbebte nun vor Lanzen,
und Schildgeklirr, und zitterte
für meinen theuren Ranzen.
indessen trug ich meinen Sack
ganz unverletzet, huckepack,
durch Nacht und Graus und Flammen.

52.

Auf einmal schrie mein Vater: Sohn,
Sohn, tumle dich nur weiter!
ach siehst du, siehst, sie kommen schon
heran, die Bärenhäuter!
Ich fort, als brannte mir der Kopf,
zog meinen Jungen nach beim Schopf,
Und, ach! — verlor Kreusen.

53.

Ich Dumkopf merkte das nicht eh,
bis wir am Bierhaus stunden,
da sah ich um, und rief: o weh!
Da war mein Weib verschwunden.
Patsch! schmiß ich meinen Vater weg,

und

und lief im allergrößten Dreck
zurück, um sie zu suchen.

54.

Ich suchte, wie ein Narr, und schrie:
wo hat dich denn der Teufel? —
Kreusa! — Schazkind! — Rabenvieh! —
Ha, dich hat, ohne Zweifel,
ein griechischer Husar erhascht;
o wehre dich, der Hund verpascht
dich nach Konstantinopel!

55.

Auf einmal faßte eine Hand
eiskalt mich an der Kehle,
ich schlug ein Kreuz, und da erkant
ich ihre arme Seele.
Kreusa, rief ich, bist du todt! —
du arme Närrin, tröst dich Gott!
So bin ich also Witwer!

56.

Wie ich dich liebte, wie um dich
izt meine Seufzer knallen,
o du! — und hier vergaß ich mich,
wolt' um den Hals ihr fallen;
allein der leichte Schatten wich
wie Luft mir aus der Hand und ich —
fiel nieder auf die Nase.

57.

Die Hexe kan doch nimmermehr,
dacht ich, das Foppen lassen!
Stund auf, und lief getrösteter,
als Witwer, durch die Gassen.
und, was mich noch mehr tröstete: —
die ganze Schenke wimmelte
nun schon von Extrojanern.

11.

Auf, Brüder! rief ich, fasset Herz,
laßt Troja, laßt die Räuber!
Glaubt mir, es gibt auch anderwärts
noch Wein und hübsche Weiber!
Es leb' Aeneas, schrie ein Hauf',
und alle pokulirten drauf,
und zechten bis es tagte.

Aloys Blumauer.

9.

Fernere Nachricht von dem von Pfuelschen Augenwasser.

Die Leser des d. Mus. werden sich erinnern, daß ich bei Mitteilung des Rezepts von dem v. Pfuelschen Augenwasser (d. Mus. 1782. Jan. S. 96.) gesagt habe, ich hätte dem Herrn Regierungsr. Seyd zu Laubach, ein Gläschen von diesem Augenwasser mitgeteilt, und um Nachricht von dessen Wirkung gebeten. Dies Gläschen ist in die Hände eines Arztes, des Herrn Hofr. Reich's zu Laubach geraten, welcher einige Versuche damit angestellt hat, wovon der folgende Aufsaz die Resultate enthält. Ich wünschte sehr, daß andre Aerzte diesem Beispiele folgen möchten, damit der Ruf dieser Arznei um so sicherer gegründet werden möchte, weil aller Schatten von Eigennuz oder Eitelkeit von selbst dabei hinwegfält, da theils durch die Güte des Hrn. v. Pfuels die Zubereitung bekant, der Erfinder aber warscheinlich längst vergessen ist.

Goekingk.

Ehe mir noch die Bereitung des von Pfuelschen Augenwassers bekant war, erhielt ich von der Güte des

Herrn

Herrn Regierungsr. Seyd's ein Gläsgen, welches mit diesem Augenwasser angefüllt war, um einige Versuche damit zu machen.

Die Frau Majorin von Hesberg in Lich, und die Frau Inspektorin Schneider auf der Solmslaubachischen Friedrichshütte, hatten schon seit Jahr und Tag Augenbeschwerden erlitten, vergeblich viele äusserliche Mittel angewendet, und ohne Nuzen weitläuftigen innerlichen Kuren sich unterworfen. Die Augenkrankheit war eine Entzündung, die nur die äussern Theile der Augen angrif, den Augapfel selbst verschonte. Eine äusserst scharfe und zähe Feuchtigkeit, deren Zufluß sich täglich vermehrte, und die alle Theile entzündete, welche von derselben berührt worden, verursachte die größten Schmerzen und Beschwerden.

Ich theilte die kleine Gabe dieses mir unbekanten Augenwassers unter diese Kranke. Meiner Erwartung entsprach die Wirkung desselben weit eher und weit mehr, als ich bei einem so eingewurzelten Uebel glauben konnte. Die Frau Schneiderin war nach einigen Wochen völlig hergestelt. Die Frau von Hesberg hatte sehr merkliche Besserung verspürt, und verlangte von mir einen grössern Vorrat dieses heilsamen Augenwassers. Ich konte ihren Wunsch nicht eher befriedigen, als nach der Bekantmachung der Zubereitung dieses Augenwassers. Nunmehr gebraucht sie noch immer mit Vortheil dieses Mittel, welches ihr noch allezeit die beste Hülfe geleistet hat.

Ich habe dieses Augenwasser bei allerlei Augenkrankheiten, auch des Augapfels, bei Flecken, Fellen, selbst bei Verlezungen desselben, allemal mit Vortheil angewendet, doch mit Behutsamkeit, indem ich es oft mit reinem Brunnen- oder Rosenwasser vermischte, auch am Tage oft brauchen lies.

Der weisse Kupferrauch, oder weisse Vitriol, auch Galizenstein genant, der bei Goßlar aus den Rammelsberger Blei- und Silberminen erhalten wird, ist schon lange als

ein

ein Augenmittel bekant. Durch den Zusaz der Eier und durch das zinnerne Gefäß, in welchem die Mischung des weissen Vitriols, der Eier und des Rosenwassers stehen muß, erhält dieses Augenwasser besondere und ihm eigene wesentliche Vortheile, die ein jeder Arzt bald entdecken wird, welcher unparteiisch und aufmerksam verschiedene Augenkrankheiten, und verschiedene Augenmittel beobachten wil.

Wo die scharfe Feuchtigkeit hingekommen, an deren Absonderung schon die Natur sich gewönt zu haben schiene? — Es sind in dem menschlichen Körper natürliche Absonderungen genug vorhanden, die alle zufällige und künstliche Absonderungen, gewis in den meisten Fällen, entbehrlich machen. Diese Meinung ist aber nicht ganz medizinisch, ich bin aber doch von ihrer Warheit überzeugt. Laubach, am 31sten Mai 1782.

Karl Reich.

10.

Berichtigung.

Zu den Abhandlungen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia, wovon die Uebersezung des ersten Theils kürzlich herausgekommen ist, hat ein Ungenanter, ohne Vorwissen des Uebersezers, Anmerkungen hinzugethan. In einer derselben (S. 7.) wird gesagt, daß der Freiherr von Wurmb, der unter den dirigirenden Mitgliedern dieser Geselschaft aufgefürt steht, ohne Zweifel der königl. preuss. geheime Kommerzienrath sei, der zuerst (im Jahr 1767.) die Handlungsakademie in Hamburg gestiftet habe, wo er damals als Kaufmann gelebt. Auch wären die Briefe im deutschen Museum, welche von einer Reise nach Batavia handeln (1781. Jun. S. 481 — 505 und in folg. Stücken) sicher von ihm. — Dies leztere

leztere ist falsch, und die Buchstaben Frhr. v. W. haben den Verf. dieser Note irre gefürt. Die Briefe sind durch meine Vermittelung ins Museum gekommen, und von einem ganz andern Verfasser, welchen Deutschland, wenn es dereinst davonZeit sein wird, auf einer Seite sol kennen lernen, von welcher sich in unsern Tagen noch kein deutscher Privatmann gezeigt hat. Der ehemalige geheime Kommerzienrath v. W. ist sicher nicht in Indien, am wenigsten in Batavia. Dies kan ich versichern, ob mir gleich sonst nichts von ihm bekant ist.

Goekingk.

II.

Auszug eines Briefes.

Strasburg, im April 1782.

Neulich habe ich eine der schönsten Gegenden im Elsaß kennen lernen. Meine lieben Freunde, bei denen ich hier wie zu Hause bin, machten mir das Vergnügen, mich zu einer hiesigen Familie nach Dorlisheim zu führen, welche daselbst ein artiges und hübschgelegenes Landhaus nebst Garten und zween Weinbergen besizt. Die Gegend dahin ist vortreflich, und der Weg hinaus sehr angenehm. Bis nach Dorlisheim ist er ganz eben. Aber hinter Dorlisheim erheben sich schon die Gebirge, die man, weil sie mit den Vogesischen eine Kette ausmachen, meist auch mit diesem Namen belegt. Auf der entgegengesezten Seite stellen sich dem Auge die herlichen vaterländischen Rheingebirge in aller ihrer Majestät dar, und ziehen sich, beim Hinausfahren, linker Hand nach dem Vogesischen Gebürge zu, daß zwischen ihnen nur ein kleiner Raum des Horizonts von Bergen frei ist. Die Rheingebirge scheinen viel höher zu sein, als die zwischen Elsaß und Lothringen, weil der Schnee weit länger auf jenen liegen

bleibt

bleibt als auf diesen. Der höchste von jenen ist unstreitig der Kniebbes.

Da Strasburg erstaunlich tief liegt, weswegen es auch, in Rücksicht auf die vielen Dünste, der Pot de chambre von Elsaß genennt wird, so nahmen sich rings umher die Gebirge natürlicherweise viel höher aus. Dies macht auch die Gegenden um Straßburg schön, denn jede kleine artige Partie, die sonst nichts sehr Vorzügliches hätte, wird durch den blauen Hintergrund der Gebirge herausgehoben. Sie werden sich vorstellen können, daß die Mondenscheine hier vortreflich sein müssen. Wenn so der Volmond von den Gebirgen herüberkömt, der Horizont heiter ist, und die ganze Gegend in dem herlichen stillen Glanze hinschwimt, und ich des Abends nicht zur Stadt hinaus kan, um an der Schönheit der Natur meine Blicke zu sättigen, nicht einmal auf den Wall gehen darf, um ein Schnitchen von Himmel und Erde zu übersehen, da fühle ich erst, wie lästig das Leben in grossen Städten ist, und seufze über die Festungen, und bin unwillig über die Schildwache die da steht, um mir des Abends einen kleinen Spaziergang auf dem Walle zu wehren. Ich weis wol, daß es einmal nicht anders sein kan, und daß dadurch viel Unordnungen verhindert werden; aber ich darf mich doch wol auch drüber beklagen.

Doch ich bin von der Beschreibung meiner kleinen Lustreise ganz abgekommen.

Auf dem Wege von Dorolsheim sah ich rechter Hand bei einem Dorfe, Namens Altdorf, ein Benediktinerkloster, welches hübsch gebaut ist, und viel Reichtümer haben sol. Nun kamen wir nach Dorolsheim, das gerade vor der Chaussee liegt. Kurz zuvor aber stiessen wir auf eine katholische Prozeßion von ein Paar benachbarten Dörfern zwischen den Feldern, die ziemlich lang war. Vorher giengen die Mannsleute, dann kamen die Mädchen, und zulezt die Weiber. Dergleichen Prozeßionen geschehen hier auf dem Lande sehr oft.

Dorols-

Dorolsheim hat viel Landhäuser, welche Strasburger Familien gehören, die dort den nemlichen Ton einzuführen suchen, den sie in der Stadt gewont sind. Ungeachtet es nur ein Dorf ist, so hat es doch drei ofne Thore. Die Einwoner nähren sich sehr gut vom Wein- und Fruchtbau. Der Boden ist vortreflich. Wenn der Wein geräth, so kan der Dorolsheimer Bann auf 15000 Ohmen Wein verkaufen. Soviel ich weis, ist es in unsern Gegenden nicht gebräuchlich, daß man im Herbst die Weinäcker aufhackt; ich habe diesen Gebrauch am Rhein und hier wahrgenommen, und er scheint mir von vielem Nuzen zu sein. Auch habe ich bei uns nicht bemerkt, daß man die Reben im Frühjahr bogicht zieht, welches hier fast durchgängig geschieht. In den Weinbergen werden so viel Kirschen und meist saure Kirschen gebaut, daß dieser nemliche Bann schon bisweilen auf 10000 kleine Thaler (3 Livresthaler) für Kirschen eingenommen hat. Die Weinäcker jenseit des Dorfes nach den Gebirgen zu, die niedrig liegen, sind vermöge einer Ordonnanz abgeschaft worden, weil sie 1) keinen besondern Wein geben, und die Einwoner in den Bergen ohnedies schon viel Weinberge haben, worunter die nach Mittag zu gelegenen natürlich die besten sind; und 2) weil der Fruchtbau dadurch etwas vernachlässiget wird. Da der Boden so gut ist, so baut man am meisten Waizen, Gerste und Rübsaamen, übrigens aber auch andere Arten von Feldfrüchten, und Saubohnen, Flachs, Hanf u. s. w. Die Einrichtung der Bebauung der Aecker, die sie auf obrigkeitlichen Befehl beobachten müssen, hat mir sehr gefallen. Ihre Feldstücke sind in drei Theile getheilt, und werden alle drei Jahre frisch gedüngt. In dem ersten Jahre, wenn der Acker gedüngt wird, müssen alle auf dem ersten Theile Waizen oder sonst eine Frucht säen, die den besten Boden bedarf; im zweiten und dritten werden alsdann solche Früchte hineingesäet, welche ungedüngt wachsen. Es wäre zu wünschen, daß man in Ansehung des sich hier

immer mehr verbreitenden Röthebaus eben so gute Einrichtungen, und ähnliche Einschränkungen machte wie beim Weinbau. Man hat von dieser Röthe, welche zum Rothfärben so häufig gebraucht wird, drei bis viererlei Sorten, wovon der Zentner von 28 bis 70 Livres bezalt wird. Da der Handel damit ziemlich ansehnlich ist, und dieses Produkt so gut bezalt wird, so legen sich die Bauern sehr darauf. Dies Gewächs, dessen ganz gelbe oder rothe Wurzeln die eigentliche Frucht sind, welche zum Färben gebraucht wird, gelangt erst den dritten Sommer zu ihrer Reife. Die Wurzeln werden getrocknet, und dann ohngefähr auf die Art wie der Tobak gemalen, welches entweder durch Menschen oder durch Pferde geschicht. Wenn sie gemalen sind, so sieht die Masse wie das rothgelbe Ziegelmehl aus. Je lichter sie ist, desto feiner und theurer ist sie auch. Dieses Gewächs wird oft mannshoch, hat ein klebrichtes Kraut, und wird durch die Nebenschößlinge fortgepflanzt, die man in gleiche Furchen einlegt. Meistens werden die Beete in Quadrate eingetheilt. So einträglich dies Produkt für die Bauern ist, so schädlich ist es ihnen auch; denn sie bekommen auf einmal ein zu grosses Stück Geld in die Hand, und da sie selten damit umzugehen wissen, so werden sie meist liederlich, und der Lohn einer dreijährigen Arbeit wird meist in weniger als einem Jahre versoffen. Natürlicherweise verarmen dadurch die Bauern und gerathen in Schulden. Ueberdies werden auch die Felder sehr dadurch verdorben, weil diese Wurzel die Felder erstaunlich aussaugt. Vieleicht legt sich nun diese fast algemeine Sucht, Röthe zu bauen, von selber, weil sie nunmehro so in Menge zu haben ist, daß überal ganze Magazine davon angefüllt sind, und also der Preis notwendig fallen muß.

Noch eine Bemerkung muß ich Ihnen mittheilen. Man hält es hier, so wie auch schon in der Pfalz und in einigen Gegenden der Badenschen Lande weiter nicht sehr schädlich für die Feldfrüchte, wenn

man

man Obst und Nußbäume auf die Felder pflanzt. Und gesezt auch, daß an manchen Orten die Feldfrüchte etwas darunter litten, so ersezen das, nach Aussage der Landwirthe dieser Gegenden, die Baumfrüchte doppelt. Ich weis nicht, warum man dieses in unsern Gegenden nicht nachahmt. Ich sehe wol ein, daß es sich nicht überal würde thun lassen, aber doch an vielen Orten. Aber es ist nun einmal beim Ackerbau und in der Landwirtschaft eben so schwer gute Neuerungen zu machen, als in Kirchensachen.

Um wieder auf die Aussichten dieser Gegenden zu kommen, muß ich Ihnen sagen, daß sie hinter dem Flecken Bar und weiter hinein immer schöner werden. Der Odilienberg präsentirt sich hier sehr gut, und ist ausserordentlich merkwürdig, besonders wegen einiger seltsamer übereinander gelegter Felsen. Ich werde nächstens eine Reise auf denselben machen, und freue mich im voraus über die herliche Aussicht, die man auf demselben haben sol.

12.

Polyhymnia. 1. 2. und 3. Theil.

Man pflückt bisweilen Blumen auf Feldern, die einem eigentlich nicht zugehören, die man aber darum nur desto lieber hat. Ich kan wol sagen: Musik ist, seitdem ich empfand, meine Leidenschaft gewesen; und ich habe bei meinen mehrjährigen Samlungen sie zu sättigen, gefunden, daß indem das musikalische Publikum mit oft unbedeutenden ephemerischen Werken u. Versuchen in der Komposition überschwemt wird, die der Hunger der Ohren demungeachtet kauft, viele wirklich unsterbliche Werke für dasselbe so gut wie verloren gehen; entweder weil man sie nur in Partituren haben kan, die dem blossen Liebhaber unbrauchbar u. zu theuer sind, oder weil sie blos im Manuskript als Seltenheit herumschleichen, oder unter mittelmäßigern Sachen, die man nicht mit kaufen wil, vergraben sind; u. andern solchen Ursachen mehr. Ein Dilettant daher,

her, der kein eigenes Interesse in Bekantmachung eigener Komposition hat, und nur nach wahrer Vortreflichkeit seine Wahl anstelt, ist vielleicht fähiger, als ein Musikus von Profeßion, zu einer Samlung, wie die, welche ich hiermit unter dem Titel: Polyhymnia als ein fortlaufendes jährliches Werk ankündige.

Jedoch ohne viel Worte über die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Samlung zu machen, will ich lieber sogleich sagen, was man davon zu erwarten hat, indem ich den Inhalt der ersten drei Theile anzeige.

I. Den ersten Theil soll ein Klavierauszug aus Salieris Armida ausmachen. Diese Komposition, die mit dem entscheidendsten Beifal auf dem grösten Opertheater aufgeführt worden ist, nimt bei mir unter allem, was ich je von leidenschaftlicher Singkomposition gehört habe, den ersten Plaz *ein*. Darstellung der mannigfaltigsten Empfindungen, in den himlischsten melodischen Tongemälden . . . ich habe noch keinen Komponisten u. keinen Kenner gefunden, der darüber zweierlei Meinung mit mir gewesen wäre. Man verzeihe mir meine Wärme; wer diese Armida gehört hat, kan nicht kalt davon sprechen. Und darum auch nichts mehr! denn dem, der sie nicht kennt, weis ich nichts weiter darüber zu sagen.

Als Werk der Poesie betrachtet — der italienische Text von einem mir unbekanten Dichter, ist nicht allein vol wahrer Begeisterung; sondern erfüllt auch die strengern Foderungen, welche neuere Kritik (ich darf hier nur Rousseau u. Sulzer nennen) an die Oper gethan hat, in ungleich grösserem Maaße, als irgend ein Werk von Metastasio. Es sind Gesänge, die Verstand und Herz beschäftigen, nicht blos die Neigung zum Abentheuerlichen laben. Etwas ganz anders als der gewönliche konventionelle Opernjargon!

Ich habe sehr süsse Stunden daran gewendet, diesen italienischen Text nicht allein zu übersezen, sondern ihn auch der Melodie mit gehöriger Rücksicht auf die Singbarkeit unterzulegen. Ob und wie mir das gelungen ist, muß ich der einstigen Beurtheilung Anderer überlassen. Der deutsche Text soll zugleich mit dem italienischen untergedruckt werden. Wir haben bisher in Deutschland nur zwei ernsthafte Opern zur Aufführung auf deutschen Theatern gehabt, die des Nennens wehrt sind: Schweizers Alceste und Naumans Cora — dieses würde die dritte seyn. Jederman wird jezt die Armida, wie er will, deutsch oder italienisch singen können.

Der

Den Klavierauszug besorgt ein Freund von mir, der Sohn und Enkel von zween berühmten Meistern der Kunst ist, Friedrich Emilius Kunzen, und der sich in kurzem öffentlich selber als Komponist auszeichnend zeigen wird. Ich freue mich, ihn zuerst hier dem musikalischen Publico zu nennen!

Dieser Theil dürfte ohngefehr anderthalb Alphabet stark werden.

II. Der zweite Theil sol aus den gesamten Kompositionen J. J. Rousseaus bestehen. Diese Samlung von Liedern, Ariosos und Duetten, die ganz an liebenswürdiger Einfalt der Melodie, das Gepräge der schönen Seele des Genfer Philosophen trägt, ist nach seinem Tode 1781. mit der grösten typographischen Pracht in Kupfer gestochen, zu Paris erschienen, und führt von der Hand ihres Verfassers die Aufschrift: *Consolations des Miseres de ma vie.* Dieselbe Natur, deren Kind und Vertheidiger er immer gewesen ist, hat er auch in diesen eigensten Ausflüssen seiner musikalischen Idee zur Führerin angenommen, und nicht allein die rührende, zärtliche, und eigenthümliche Musik, sondern auch die gewählten Texte, die er unter den schönsten alt- und neufranzösischen, italienischen, und provenzalischen Liedern, ganz nach seinem Herzen, und seinen individuellen liebenden Gemütslagen ausgesucht hat, machen sie zu einer der besten Anthologien, die in irgend einer Sprache existiren; auch ohne das besondre hinzukommende Interesse, daß — Rousseau der Verfasser ist.

Ich habe hierbei, wie bei der Armida, für das Bedürfniß der deutschen Sänger gesorgt, und die ausländischen Texte, theils übersezt, theils welche von mir und andern unserer besten Dichter untergelegt.

Diese, gewiß für unser Publikum ganz neue Samlung, von der wegen ihres hohen Preises, (sie kostete in Paris selbst den Subskribenten, wo ich nicht irre, 30 Livres) nur sehr wenige Exemplare nach Deutschland gekommen sind, wird ohngefähr zwei Alphabete betragen.

III. Der dritte Theil, von ohngefähr einem Alphabete, sol eine Samlung zerstreuter Singkompositionen von Vater Carl Philip Emanuel Bach! enthalten. Ausser den mannigfaltigen grössern Werken dieses fruchtbaren und einzigen Meisters, für Gesang und Instrument, sind almählich gelegentlich von ihm manche Lieder und Singkompositionen in den Unterhaltungen, den Musenalmanachen, und andern dergleichen Samlungen bekant geworden. Seine Freunde haben

längst gewünscht, diese, unter denen hervorstechende Meisterstücke sind, nebst seinen übrigen Sachen sich anschaffen zu können. Ich habe sie volständig gesammelt; die ältern Texte dazu, die zu ihrer Zeit galten, jezt aber misfallen würden, theils geändert, theils mit bessern vertauscht; — alles mit seiner Genehmigung und unter seiner Aufsicht. Seine Freundschaft übrigens, deren ich mich rühme! hat diese Kompositionen auch ausserdem noch mit einer Anzahl ganz neuer und niemanden bekanter vermehrt. — Mehr habe ich, da Bachs Name genug sagt, nicht hinzu zu sezen.

Diese Werke alle werden in dem Formate und auf Papier wie Rollens Oratoria, namentlich wie sein leztes: Thirza und ihre Söhne, theils als eine Suite, unter dem gemeinschaftlichen Namen Polyhymnia zu haben sein, theils auch einzeln, unter den besondern Titeln, die ihnen zukommen. Niemand also, der nur ein einziges davon besizen wil, darf sich durch ihre Anzahl abschrecken lassen. Er erhält allemal zwei Titel zu dem Werke, den algemeinen und den besondern; und kan in diesem Falle den algemeinen kassiren.

Wegen des Preises seze ich folgendes fest. Man rechnet gewöhnlich den gedruckten Bogen 2 Gr. oder das Alphabet 2 Thlr. beim Notendruck; auch häufig wol darüber. Die Subskribenten sollen den vierten Theil weniger bezahlen, und den Bogen für 1 Ggr. 6 Pf. erhalten. Im Buchladen hernach kostet das Alphabet 2 Thaler.

Die Zeit der Herausgabe wil ich, um nicht Gefahr zu laufen, nicht Wort halten zu können, lieber gar nicht festsezen. Mein Manuskript (da diese Idee nicht von Gestern her ist) zu allen drei Theilen ist fertig; es komt also blos auf Unterstüzung an, und auf das, was der Drucker leisten kan. Vor zukünftiger Ostermesse hoffe ich, zum wenigsten gewiß die Armida zu liefern; und lieb würde mirs sein, wenn mich die Subskription in den Stand sezte, alle drei Theile ohne Verzögerung auf Einmal geben zu können. Kiel den 8. Junii 1782.

Carl Friedrich Cramer,
Professor in Kiel.

Gedruckt in Jsens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Neuntes Stück. Herbstmond, 1782.

I.

Die Erscheinung.

Aussichten über die Bestimmung der Poesie.

an Klopstok.

Erster Gesang.

Ὠκεῖα δ' ἐπειγομένων ἦλθε Θεῶν.
Πρᾶξις, ὁδοί τε βραχεῖαι.   Pindar.

Dank sei, Göttliche, dir, die oft in nächtlichen Schauern,
Oft den Jüngling im Schatten des sinkenden Abends besuchtest!
Viele schenktest du mir der Segenströmenden Stunden,
und erfülltest mein Herz mit süssem Wonnegefühle.

Sey mir, Begeistrung, fürder noch hold! Laß oft mich umtönen
deiner Fittige Schlag und den Ruf der himlischen Leier!
Du, die den Knaben liebtest, liebe mehr noch den Jüngling,
leite mein Herz und bild' es aus zu hohen Gefühlen,
daß es mit Adlerkraft des Lasters Reize verhöhne,
glühe von Liebe zu Gott und dem Vaterland, daß es der ernsten
Tugend stille Schönheit empfinde, die köstlich vor Gott ist!

Tochter Gottes, weihe mein Lied, daß es rein, wie du selbst, sei!
Niemals müsse täuschender Sang der Leier entschweben;

nie des Lasters gleissendes Lob, im Gewande der Unschuld!
Rein sei ewig die Leier! erfüllt von Lehren der Tugend;
daß in des Todes Stunden, wann mein Auge dahin starrt,
süß mich umschwebe der Trost, daß mein Gesang unentweihet
tönte der Tugend, und dem, der heilig ist und erbarmend!
Deine Gesichte sing' ich, o Göttin; was du mir enthülltest,
als mein Auge durchdrang der Zukunft dämmernden Schleier,
und der kommenden Zeiten Einen Schimmer erblickte!

Einst, im Schatten der Nacht, umschwebten Gedanken der Vorzeit
mich, und Sehnsucht füllte, mein Herz nach denen, die längst schon
deckte das Grab. Da grif mich Entsezen und Schauer in allen
Nerven; langsam wallte mein Blut; ich glaubte zu sterben.
In Betäubung sank mein Körper und lag, wie entseelt, da;
Aber es wuchsen die Schwingen des Geists. Mich däucht', daß ich schwebte,
und die irdische Hülle verlies zum Raub der Verwesung.
Frei empfand ich mich und stark, in ewiger Jugend.
Alles schien mir grösser und alles in göttlicher Schöne;
und ich staunte, verloren im Blicke — Brüder, ich singe,
was ich erblickte, singe nicht, wie! denn die himlische Göttin
hat mit Nebel umhüllt das Gefühl der jungen Erinnrung;
ob ich schwebte, vom Körper gesondert, oder nur wähnte
frei zu sein, getauscht vom Zauber des hohen Gesichtes!

Ich erhob mich empor im hohen, freudigen Tanze.
Unter mir rolte die Erd' und Harmonieen entschwebten
ihrer Pole Schwung, wie Gesang der Leier des Dichters
hold entschwebt, wann des Zefirs Hauch die Saiten durchsäuselt.
Herlich stralte sie im Schimmer des wandelnden Mondes,
sie vom Meer umkränzt, wie von blühenden Rosen die Jungfrau.
Ihrer Alpen Zinnen glänzten in goldenem Schimmer,

ihre Ströme stralten das Bild des geselligen Mondes
tausendfältig zurück. Wie ein blühendes Weib an des Gatten
Busen schlummert in reizender Unschuld, schlummertest, Erde,
du im Arme der Nacht. Schon schwebt' ich den Kreisen des Mondes
kühn entgegen, der schweigend, mit unverwendeten Blicken
auf die Schlummernde schaut', und ihr holdes Antliz bewachte.
Höher tönte mein Fittig empor; ich vernahm des Saturnus
ernsten Schwung, vernahm den Donner seiner Gespielen.
Angstvol hemmt' ich den Flug; in unermeßlicher Ferne
sah ich Schimmer von Sternen, die kaum mein Aug' erreichte;
zwischen mir und den Sonnen tobten mit wütendem Grimme
weite chaotische Massen, und Ozeane von Flammen.
Drohend schwangen Kometen zwischen dem Chaos die Axen,
donnerten unter Weltenruinen daher, wie in Schlachten
eherne Wagen durch Bäche des Bluts und Leichname rollen.
Und ich wandte bebend den Blick. Ich wolte mich senken
auf die Pole Saturns, und rasten vom mutigen Fluge.

Eine Stralengestalt erschien mir. Auf purpurnen Wolken
schwebte sie lieblich daher im hohen Schimmer der Gottheit.
Licht goß ringsumher ihr Haupt, von Sternen umwunden;
in der Rechten erklang die Leier in ewigen Hümnen.
Freundlich lächelte mir die himlische. Wie der Bogen
Gottes die Erd' erquickt', als wich die Flut des Gerichtes,
so erfreute mein Herz der Stral der lächelnden Göttin.
Und sie senkte sich nieder auf eine der kleineren Erden
nahe den Polen Saturns. Ich vernahm der Göttlichen Stimme,
wie sie über die Erde den Flammenstrom des Gesanges
ausgoß, daß zur Sonne schnel sich wandelt' die Erde,
und helleuchtend, hingerissen vom hohen Gesange,
laut auf schol die neue Bahn, daß mit Staunen die Sonnen

sahn die schönere Schwester, daß ehrfurchtsvol bebten die Erden
vor der flammenden Pfaden zurük. Ihr folgte Siona,
auf mich ihre Blicke hinunter geheftet. Ich folgte
froh und eilend dem leitenden Stern; durch die Nächte des Chaos
schwang ich mich siegend hindurch. Laut donnerten Flammen-beschweifte
Erden neben mir her, laut brüllten die feurigen Meere.
Endlich erreicht' ich das Ufer der wilden chaotischen Reiche.
O des unendlichen Blicks, der die Seele mit sich dahin rast!
Tausendmaltausend Müriaden von Weltensistemen
tanzten neben einander daher in hohen Choräden,
festlich geschmükt, die Schläfe umlockt mit flammendem Golde.
Laut ertönten empor die Harmonieen der Sfären
und der Himmel Himmel erschollen vom ewigen Jubel.

Stralenden Flugs — ihr strömten zurück die goldenen Locken,
ihr zurück das Gewand, erhob sich die himlische Göttin.
Neben ihr tönte mein Fittig; Sie hatte die Brust mir gestälet,
daß ich wagte den Flug, mir erfüllt mit Flammen mein Auge,
daß ich ertrüge, der Sonnen schimmernden Reigen zu schauen.

Wie das lächelnde Weib im milden Strale der Jugend
hold, wie ein Morgen des Frühlings, hängt am Arm des Geliebten,
Wonne trinkt und Leben aus seinem stralendem Blicke;
also folgten die blühenden Erden den leitenden Sonnen.
Wie der Held, der, mit Sieg umkrönt, aus blutiger Feldschlacht
kehret heim, umtönt von Stimmen des Danks und des Preises;

seinen

seinen Schrecken gebeut er zu weichen; im ruhenden Auge
schimmert die Grösse nur noch; mit dem Arm, der dem Tode
Befehl gab,
leitet er liebend sein Weib in kühlem Schatten des Haines:
also führten flammende Sonnen die lieblichen Erden.

Thron des Herrn! Mit zitternden Flug, mit gesenktem
Auge
schwebte des Staubes Sohn den stralenden Kreisen vorüber.
Wann die Hülle des Geists dem Erndtetage gesäet ist,
eil' ich, Sirius, kühner zu dir, an deinen Gestaden
anzubeten Jehovah! dann erst wag' ich zu singen
deiner Herlichkeit Schimmer im kühnaufflammendem Liede.
Staub bin ich, und Staub sind alle Söhne der Erde!
O wie könten wir fassen das Bild, nach welchem Jehovah
schuf, Bootes, dich, und Arktur und die Siebengestirne!
himlische Leier, du tönst Melodie; mich umschwebten Ge-
sänge
mächtig, wie Wogen des Meers, als ich deinen Gestaden
vorbeiflog.
Höher schwebte mein Fittig empor, von Sonne zu Sonne.
Hinter mir schwirrte der Pfeil vom Bogen Gottes geschnellet;
klang die Wage, rauschte die Aehre, flamte des Leun Herz;

Werde sanfter, Lied! Laß nicht die Stimme des Stau-
nens
rauschen die Saiten hinab! Dir winken mildere Szenen,
Eine Sonne sah ich, schön und hold, wie der Erden
jüngstgeborne, wie du, Asträa, Tochter des Lichtes!
Nicht im geflügelten Lauf, mit des Donners Stimmen er-
tönte
sie. Auf sanftem Fittige wallte sie. Lispelnde Töne,
wie der jungen Nachtigal, entschwebten dem Fittig.
Freundlich schauten auf Sie mit gemilderten Stralen die
Sonnen,
neideten nicht die schönere Schwester; denn Liebe gebot sie.

Erden umtanzten sie hold; in Blumendüfte gehüllet,
wie die liebende Mutter die Schaar der Kinder umtanzet.

Stralender ward von himlischer Flamme des Antliz der Göttin,
leuchtend, wie Morgensterne, der goldene Saum des Gewandes.
Auf mich schaute sie, mit süssem Lächeln im Auge:
„Jüngling, was ich dir enthülle, das fasse! Forsche nicht weiter,
wo die Erscheinungen dämmern; versagt sind dir, diese zu kennen.„
also sagte sie, und senkte sich nieder zur Sonne.

Edens Gefilde sah ich. Was je die Seele des Menschen
in der Freuden Entzücken sich schön und herlich gedacht hat,
sank vor dem göttlichen Blick hinab zur Hülle des Staubes.
O, was ist schöner auf Erden, als, Morgenroth, dein Schimmer,
als des einsamen Mondes Stral in der Dämrung des Abends,
und das liebliche Thal von rieselnden Bächen durchschlängelt!
Asch' und Staub ist es alles gegen des Himmels Gefilde!
Staunen kan und empfinden des Menschen Seele, die Szene;
doch nie singen den Erdegebornen in silberne Leier.

In der lieblichen Flur, umtönt von goldener Haine
sanftem Gelispel, erblickt' ich hohe Gestalten des Himmels,
sie mit Stralen umkränzt, in den Händen die tönende Leier.
Lieder entschwebten den Leiern, wie von Morias Altären
festliches Opfergewölk empor zum Throne des Herrn stieg.
Seelen der Dichter waren sie alle; welche die Erde
hatte gesäugt, aus allen Geschlechten der Völker gesammelt.
Ewigkeit ist ihr Lohn. Auf der himlischen Sonne geniessen
sie, durch Bruderliebe vereint, der Erbarmungen Gottes.
Ihr Gesang, der auf Erden erscholl, verstumt nicht im Himmel;

aber

aber, wie der silberne Bach im murmelnden Laufe
wächst zum Strom, und mächtig und hehr durchs Gefilde dahertönt,
so erschallen die himlischen Lieder der Erdegebornen.
Gott ist ihr Lied, und die Religion. Zu der Endlichkeit Gränzen
dringen sie, Adler des Herrn auf nimmer rastendem Fittig.
oftmals kommen die Söhne des Lichts von fremden Gestirnen
zu den seligen Dichtern hinab, in vertraulicher Liebe;
und die Harfen der immer Unsterblichen tönen melodisch
in der Vollendeten Sang empor zum Thron des Erbarmers.

Alle schwebten der Göttin entgegen. Mit Blicken voll Liebe
segnete sie die Glücklichen! seid mir, ihr göttlichen Sänger,
alle gegrüßt! Euch liebet mein Herz! oft fasset mich Wehmut,
oftmals dringen mir Thränen in's Auge, Thränen der Sehnsucht,
euch, ihr Edlen, zu gleichen im Ruhm des süssen Gesanges.
Euer Lied erfüllt mir das Herz. O, mögte zugleich mich
euer Geist beseelen; daß wert des Liedes ich würde,
daß ihr einst empfangen mich mögtet in himlischen Hütten!

Alle zu nennen, die ich erblickte, vermag nicht die Zunge,
denn, wie Bienen des Mais auf blumige Wiesen sich lagern,
sonder Zahl, so schwebten daher die seligen Dichter.
Euch, ihr Sänger der Vorwelt, sah mein trunkenes Auge.
Thamüris, dich und Olen, Philammon und Pamphus, und Linus!
Orfeus und Hesiodus dich, den mit brennender Liebe
nennt mein Herz, Homer, du Sohn der Natur und der Wahrheit!
Heil dir, Vater! Heil in deiner Wonne Behausung!
Noch ertönt dein Gesang, nicht mehr des Irdischen Stimme,
die mit bebenden Lippen nannte den Donnrer auf Ida;

denn entflohn ist die Dämrung des Morgens; in Stralen des Tages
singst du, bebend nicht mehr, im hohen Saitengesange
Ihn, der dem Unding zu werden gebot, und den Keimen der Welten
aufzublühn und zu stralen, wie Rosenknospen hervor blühn!

Sei mir, Konas Stimme, gegrüßt! mit feierndem Ernste
schwebtest du neben Mäoon, auf die Flammenharfe gelehnet.
Wie harmonische Saiten ertönen in gleichem Gesange,
sind in gleicher Grösse gestimt der Göttlichen Seelen.
Gott erschuf sie beid' aus Einem Strale des Lichtes,
und in himlischer Freundschaft vereint, geniessen sie beide
jeder Entzückungen Fülle mit überströmenden Herzen.
Wie des Morgens Hauch mit Rosenduft sich vereinet,
so ertönen vereint der grossen Seelen Gesänge.

Schwebend neben den Göttlichen sah ich die Dichter der Freiheit.
Dich, Alcäus, und Alkman den kühnen! Tyrtäus, der Feldschlacht
Sohn und Kleanthes, über ihnen Empedokles wandelnd.
Sophokles sah ich, Euripides mit ihm und Aeschylus stralen!
Plato, den Weisen, vertraut mit jeder Schöne des Liedes.
sah, Simonides, dich und Pindarus Smintheus! — Petrarcha,
Tasso, dich, Ariost und Dante, die Flammen des Himmels!

Shakespear schwebte, mit Milton und Young, mit Dryden und Cowley
stralend in Morgenröten hervor. Wie lieblich der Mond sich
aus den Wogen erhebt, und holde Schimmer umherstreut,
daß sich inniglich freut der Geist des einsamen Wandrers,
so erfüllten sie mich mit süssem Wonnegefühle.

Seid mir gegrüßt vor Allen, meines Vaterlands Sänger!
mit der Liebe des Bruders, mit voller innigen Seele
häng' ich an euch, die mit mir Ein heiliges Band vereinet:
Liebe, des Vaterlands rosiges Band, und des süssen Gesanges.
O mein Vaterland! deiner Söhne sind viel, die, geschmücket
mit dem Kranze des Lieds, in goldenen Hainen daher gehn.
Stralend, wie Orionen, wandeln die Söhne der Freiheit,
wandeln der Tugenden Dichter daher in himlischen Hütten.
Barden sah ich, wie Laub des heiligen Eichwalds, zahllos.
Hochsang rauschte die Saiten herab, die niemals entweihet
hatten gesungen Allvater und Helden in Schlachten der Freiheit!
O, daß nennen ich mögte die hohen, heiligen Namen!
Doch nicht stets wird Finsterniß decken der Edlen Gedächtniß!
Sieh, es nahet der Tag, an dem der glückliche Einer
wird dem Verderben entreissen die Lieder der göttlichen Sänger.
Weilst du noch lange, Morgenröte des seligen Tages?
Ist der Erde geboren der Glückliche? Wär er geboren,
Wäre der Glückliche Ich! o Thränen der Wonne, ihr seid mir
Thränen heiliger Ahndung! beflügle, Sonne, den Kreislauf,
daß mir werde der Tag! dann hab' ich gelebet, des Lebens
wert, dann mög' im Tod' erbleichen die blühende Wange,
Mög' ergreifen den Jüngling! ich achte nicht sein! denn mein Name
lächelt in Klopstoks Lied den Ewigkeiten entgegen!

Ottfried erblikt' ich, und Heinrich, und seines Liedes Genossen;
Opiz, dich, der entriß den Entweihern die heilige Telle.
Haller dich, und Gellert, den sanften liebenden Gellert.
Euch, die zu früh des Todes Sichel mähte, Michaelis,
Hagedorn, Hahn, Zachariä, und Hölty, den Jüngling voll Trauer,

Kleist, deß Blut fürs Vaterland rann in rümlicher Feldschlacht;
sah ich gesellig wandelnd daher in himlischen Hütten!

Nicht der Leidende mehr, in Sonnenstralen gehüllet,
schwebtest du, Geliebter, meiner Umarmung entgegen,
Ach, zum erstem Mal nach jenem Tage der Trennung!
blühend Du! Orion dein Gewand! der Leier Gesänge
deiner Harfe Klang! nun nezt nicht länger der Wermut
Zähre den Blick, mein Ewald, um dich, denn in himlischen Hütten
wohnt mein Geliebter nun an des Lebens lieblichen Bächen,
und des Unsterblichen Wahn tönt oft von himlischer Sonne
Meinem lauschendem Ohr' in heiligen Stunden entgegen!

Saiten, verstummt! Ihr vermögt nicht, die hohen Gesichte zu tönen!
Du nur, Stimme des Menschen, singe mit leiserem Wehen,
was ich sah. Die größten der Sterblichen, denen Jehovah
hatt' ertheilet den Blick, daß sie schauten die dämmernde Nachwelt,
diese sah ich im göttlichstem Glanz, dem Sirius Stralen
schwinden Ihn, der schauen durfte die Herlichkeit Gottes,
Betlems Hirten, deß Schwert erklang und Posaun' in Jehovahs
Schlachten, deß Halleluja scholl und Harf' in des Tempels
Hallen. Da du herab kamst, bebte die Hölle; von ihren
Thronen standen die Herscher auf. Wie bist du gesunken,
Babel, wie wir! der Herlichkeit Schimmer und deiner
Harfen Gesang, wie ist er zur Höllen hinuntergesunken!,
sang Jesaias, schwebte neben Ezechiel, neben
jenem schwebt' er daher, der:„ gewogen bist du, verworfen
du!„ dem König rief beim umkränztem Becher der Freude!

Schim-

Schimmernd zwar, doch im sansteren Licht, wie der werdenden Dämrung,
sah ich Gestalten wandelnd, des Trübsinns Blick in den Augen.
Dichter waren sie, sie hatten gesungen die Tugend,
nie die Saiten entweiht mit gleissendem Lobe des Lasters,
aber sie hatten nicht Mut, des verführenden Schimmers zu höhnen,
der die Fürsten umgiebt, ach! nicht gerufen der Warheit
Donnerwort in ihr Ohr, und aus trägen Schlaf sie erwecket.
Hatten ihnen geschmeichelt! Fleuß, o Thräne, daß straucheln
konten die Edlen! es fleußt mit dir der Reuigen Thräne!
Solt' ich sie nennen? Saite, verstumm! Wie ihrer du schonest,
wird dereinst die richtende Nachwelt deiner verschonen!

Inhalt der Erscheinungen.

Wirkungen der Poesie.

Die Barbarei wird getilgt — Völker befreit — Untergang der Tirannen — Die Leidenden getröstet — Lasterhafte zur Religion zurückgeführt — Ihre Wirkung aufs Gebet — auf die Mysterien — Poesie wird wieder Richterin über das Verdienst — sie bildet die Jugend zur Nacheiferung der Väter — Gericht über die Entweiher der Poesie.

Die Erscheinung.

Zweiter Gesang.

Φωνᾶντα συνετοῖσιν: ἐς
δὲ τὸ πᾶν, ἑρμηνέων
χατίζει. Pindar.

Mit der Rechten winkte die Göttin; ich folgte dem Winke;
und wir schwebten hinein in die Kühle des goldenen Haines.
Schaue! rief sie; da sah ich. Zahllos flogen Gestalten
mir vorbei, auf Fittig des Sturmes, oder im sanften
Wehen, mit weckenden Flug, in Schatten der Nächte gehüllet,

bald im dämmernden Licht, und bald in Stralen des Tages.
Schnel ergrif ich einiger Deutung; anderer zweifelnd;
vieler Erscheinungen Sinn war Nacht dem grübelndem Geiste.
Deren Deutung ich faßte, sing ich in silberne Leier.

Eine Schreckengestalt erblickt' ich in öden Gefilden,
gräßlich ihr Blick, und flammend. Ihr sträubte, wie Schlangen, das Haupthaar
sich empor. Ihr Ruf war wild, wie des Donners
Stimme, die dumpf und gebrochen aus Felsenklüften zurück schalt.
Blut war ihr Wonne. Sie trat auf dampfender Leichname Trümmer,
höhnte der Sterbenden Angst, und gebot dem Tode zu weilen.
Da ertönte lieblich und sanft, wie das Wehen des Morgens,
Leiergesang. Die Furie raste sich auf; sie wolte
wüten, vermogt's nicht. Ihres Blickes Flammen erloschen,
und ihr gesträubtes Haar floß nieder in wallenden Locken.
Ihren Händen entsank der blutige Dolch, den gezücket
schon sie hatte, das lezte der flehenden Opfer zu würgen.
Wie der Gesang aus fernen Gefilden herübertönte,
wandelten sich des Rufes Donner in leisere Stimme.
Wie der Gesang auf tönenden Fittigen näher ihr schwebte,
beugte sie mild mit thränendem Blick sich über der Opfer
leztem und lös't' ihm mild die Fesseln von klirrendem Erze.
Wie der Gesang in Harmonien neben ihr hinfloß,
ward die Wüste zu Eden, und vor der Wandelnden Blicken
keimte Segen und Heil, wie des Frühlings Duft vor der Sonne.

Einen Jüngling erblickt' ich, kraftvoll und schön, wie des Felsens
Tanne, der lag gekrümt im blutigen Staube.
Denn ein Ungeheuer der Hölle, mit flammendem Athem
trat hohnlachend auf den Nacken des nervigen Jünglings.

An ein Gebirg geschmiedet lag er; um ihn zerbrochen
Schwert und Geschoß. Er mußte fröhnen dem Ungeheuer,
Gold ihm sammeln aus der Tiefe des Bergs. Das schlang es
unersättlich stets, wie der Tod. Oft hatte den Fesseln
sich zu entreissen der Jüngling gestrebt, und gerungen, daß bebten
alle Klüfte des Bergs, daß erbleichten die Flammen des Drachen.
Neben ihm lag, auf die Erde gewälzt, mit zerrissenem Haupthaar,
seiner Jugend Weib mit ihrem blühenden Knaben.
Thränend sie. Es zürnte schon Wut, und Rache des Knaben
flammender Blick, mit dem er zum Ungeheuer hinaufschaut.
Nicht in Harmonien erscholl die Leier. Sie rauschte
Todesgesang, und den Ruf der Schlacht. Wie der Waldstrom hertönt,
scholl sie. Siehe, da wuchs die Kraft und der Grim des Jünglings;
Ha, da höhnt er der Fesseln! er sprang empor, daß der Drache
stürzte vom Nacken; zerbrach die Ketten; stand, und schaute
frei umher, und blickte gen Himmel. Nun tönte des Sieges
Sang ihm in's Ohr; da griff er die Waffen des Ungeheuers;
schlug es. Sieg war sein Kampf. Wie die Klüfte der Hölle
heulten, als Gottes Donner die Pforten des ewigen Grabes
aufriß, und in der Tiefe Tiefe die Satane stürzte,
also heulte der Hölle Sohn, als er niedergeschmettert
lag zermalmt sein Gebein, als der Sieger, des Dankes
voll, dem Geber des Siegs mit jauchzendem Hymnen begrüßte.

Eine Versamlung sah ich, der Menschheit Schande, der Hölle
Jubel, Tirannen sah ich, und ihre Knechte; wie Wogen standen

standen sie stolz im Dünkel des Herzens. Die Fesseln der Freiheit
klirrten um sie herum; es klangen die goldenen Kronen,
klang Diadem und Tiar, im Wehausrufe der Freiheit.
Und sie begannen den Rath, wie sie mit künstlichen Ränken
stürzen wolten ein freies Volk in die Bande der Knechtschaft,
jauchzten des rauchenden Bluts und des niedergeschmetterten Mannssinns.
Ihnen sang vergebens ein göttlicher Sänger der Menschheit
Rechte, sang vergebens der Freiheit hohe Gesänge.
Seiner höhnten sie nur. Da rief er ergrimmet vom Himmel
Gottes Flammeneifer und seines Gerichtes Entsezen.
Und sie kam, die Rache von Gott. Als in ihrer Entwürfe
Taumel den Bund sie schlossen, der Freiheit Namen zu tilgen,
rauschten Gewitterwolken hervor, wie die Rosse der Feldschlacht.
Und sie wolten entfliehn; da traf die fliehnden des Herrn Schwert.
Niedergestürzt vom Donner, zermalmten Gebeins, mit Blute beflecket,
lagen die Leichname da, vom Fluche Gottes gebrandmalt,
und das Gewitter verschwand, wie es kam, mit geflügelter Eile.

Sonne! du sahst den heiligen Blick; das weite Gefilde
sahst du bedeckt mit Tirannenleichen, und lauter ertönte,
Sonne, dein golden Geschoß, mit bräutlicher Schöne die Erde,
rein vom Gräuel nun, wie am ersten der Tage zu schmücken!
Ha, du sahst sie, Leichen und Schwerter, und Fesseln der Freiheit!
Engel Gottes auf deinen Gestaden sahn sie, weinten
süsse Thränen der Freud'. Es schwebten auf thauenden Wolken
Tell, Leonidas, Brutus, und Aristides und Gustav,

schwe-

schwebten Herman und Kato hinzu zum Leichengefilde,
und ihr Jubel erscholl; mit dem Jubel schollen Gewitter.
Von den Wolken schwebte herab der Unsterblichen Einer,
rief gegen Morgen, und Mittag, gen Abend und Mitternacht rief er
dreimal fürchterlich in die Posaune den Vögeln des Himmels!
Und von Morgen schwebten hinauf, von Abend und Mittag
Adler und Geier hinauf, zum grossen Mahle des Festes!
Ihren Schlund that auf die Erd' und schlang die Todten.
Daß der Tirannen Spur von ihrem Antliz auf ewig
werde vertilgt, daß vergeh' ihr Name, wie Reden der Vorzeit!

Und ich sah ein Weib. Von bittern Schmerzen belastet
saß sie, unter dem sinkenden Laube der Thränenweide.
Ihre Hand war von Thränen benezt, die Röthe der Wangen
hingewelkt, wie der Rose, welche der Sturm gepflückt hat.
Ihre Sele sehnte sich nach dem in der Urne;
ferne, glaubte sie, wär' er von ihr in himlischen Hütten.
Ach, sie wust' es nicht, daß um Sie der Unsterbliche schwebte!
Ich erblickt ihn, schwebend auf Licht. Der Schimmer des Meeres,
wenn der Sonne Glanz in seinen Wogen sich badet,
daß des Himmels Blau vor ihrer Herlichkeit schwindet,
war nur Traum, nur Schatten gegen des Himlischen Stralen.
Um sie glänzte der Liebende. Seiner Fittige Schwünge,
seiner himlischen Leier Harmonieen vernahm sie,
wie von fernen Wäldern, in schweigenden Nächten, hinüberwehend der Nachtigallen Gesänge, das Murmeln der Bäche
lieblich tönend in's Ohr des halbentschlummerten dringen.
Jedem Gefühle der Erde unnennbare, jeglicher Wonne
schnellgebietende Worte tönten im Leiergesange.
Mit dem hohen Gesang' ergoß sich des Liebenden Seele.
Sieh, ich sank, in Wonne verloren beim göttlichen Liede,
und der Endlichkeit jedes Gefühl durchströmte das Herz mir;
denn mich lehrte Siona den Sinn des himlischen Liedes,

und

und er ruht in dieser Brust. Wie dürft' ich enthüllen
was in der Weihe Stunden die Tochter Gottes mich lehrte?
Wonne war der Gesang, war Linderung dem leidenden Weibe.
Wie er schwebte, war's auch ihr. In leiserer Wehmut
tönte lange das Lied; dann hub es, stärkeren Fittigs.
sich empor; da versiegten die Thränen; heitere Stille
kam in der leidenden Seele zurück, wie nach nächtlicher Ruhe,
lichtvergeudende Sonne, du, die Erde begrüssest!
O Gesang, du schüttest aus ewig duftenden Locken
auf die Erdegebornen Entzücken, und himlische Wonne.
Sei mir, Geliebter! gegrüßt! steig oft von himlischen Höhen,
wo des Lebens Bach durch Gottes Auen sich hinwälzt,
wo die Freude wont und hoher Begeisterungen Fülle,
Oft im Schimmer des Morgens, und oft in Schimmer des Mondes,
zu mir hinab, und fülle mein Herz mit süssem Gefühle,
daß Gesänge des Trostes und sanfter Freude Gesänge
meiner Leier entschweben und meinem bebenden Herzen!

Dämmerung umhüllte mein Aug'; ich sah Erscheinungen schwinden,
sah sie kommen. Sie schwebten, wie Nebel fleucht vor dem Winde.
heiter und trübe sie, wie mit stralenden Augen die Sonne
niederschaut, bis sie Wolken umhüllen, die fliehen, und andre
dämmern den Stral, so sah ich Erscheinungen kommen und schwinden.

Einen Mann erblikt' ich. Er floh aus Blütengefilden,
trüben Blicks, mit wankendem Gang', auf unwegsame Felsen.
Rauch war sein Pfad, mit stürzenden Strömen und Tiefen umkränzet;

wo er sich wandte, war Abgrund, und Finsterniß deckte den
Felsen.
Blutige Blize durchkreuzten die Nacht, daß die Finsterniß sicht-
bar,
schrecklicher ward der hangende Pfad am felsigen Abgrund.
Ach, ihn hatt' in den Blütengefilden verleitet des Lasters
Reiz; er hatte getrunken den Taumelbecher der Wollust.
Hölle ward ihm sein Herz, da wütet' er, wähnte,
Gott sei nicht, die Religion nicht, alles sei Wahnsinn.
Und er verließ den sichern Pfad zum ewigem Heile,
wandelt' eigenen Weg, der, wähnt' er, führe zur Ruhe:
Ihn betrog sein Herz. Nun wankt' er am Rande des Ab-
grunds;
bebte vor der Gefahr, und konte zurück sich nicht wenden
in die Thale des Friedens. Doch ward ihm Heil aus der
Höhe.
Eine rosige Wolke stieg vom Scheitel des Felsens
sanft mit erquickendem Säuseln herab. Nun schwebte
vor ihm, stralend im Glanz des steigenden Mondes, die
Wolke.
Aus ihr traten hold hervor Gestalten des Himmels,
Töchter Gottes, Religien, und du, Sionitin.
Sanft und lieblich geschmückt, mit Trost im winkenden Auge,
wandelten Hand in Hand die Stralenden ihm entgegen.
Und Siona begann. Sie rührte die himlische Leier,
daß Empfindungen ihr, wie Licht den Blicken des Mondes,
hold entschwebten, daß tief in seiner bebenden Seele
ward erschüttert der Staunende! daß ihm Thränen der Reue
flossen die Wangen herab! Er sank vor der Last des Ge-
fühles.
Worte des Lebens sprach die Religion, goß lindernden Balsam
in des Leidenden Herz. Sie zeigt' ihm den, der geduldet
hat der Sünde Last, Halleluja! die Sünde besiegt hat.
Und die Leier erscholl, mit ihren Worten verbunden,
Wie am liebendem Arm der holdaufblühenden Freundin
wallt das rosige Mädchen in Blütendüften des Haines.

Hofnung kam zurück, und Trost, wie der Frühling zurückkehrt.
Freundlich leiteten ihn die Töchter Gottes durch Alle
Schrecken der Nacht, durch schwindelnde Tiefen und stürzende Ströme
nieder in's ruhige Thal, das träuft vom Segen Jehovah's,
wo die Tugend wohnt in stillen ewigen Hütten.
Betende Schaaren lagen im Staube vor dem, der die Wage,
sie, die Schicksal entscheidende, hält. Erfüllt vom Gefühle
ihrer Endlichkeit, wagten sie nicht zu erheben des Dankes
Ruf, des Flehens Stimme nicht. Wie der Mitternacht Stille
war der Betenden Schweigen; da scholl entflammend der Engel
Harfengesang, und mit ihm erhob sich auf mächtigem Fittig,
wie ein Heer von Adlern tönt entgegen der Sonne,
feiernder Jubel. Nun sangen sie laut, mit Thränen des Dankes,
sie, die Sterblichen, nun in die Lieder der Himmelgebornen
ihn, der die Wage hält des Erbarmens, die Fesseln des Todes
hat an der Hölle Pforten gekettet. Nun tönte zum Throne
Gottes durch der Himmel Himmel der Betenden Jubel,
scholl der Harfengesang im all'umfassendem Liede.

O Gesang, auf deinen Fittigen hebt sich die Seele
aus der Endlichkeit Hülle; dich hat Jehovah die Menschen,
dich den hohen Entflammer, den Himmelgesendeten Tröster,
seiner Gnade Zeichen, und seiner ewigen Liebe
selber gelehrt, daß zu ihm sie sich mächtig erhüben
und der Engel Gespielen, himlischer Wonne genössen!

Siehe, mir tönten Gesäng' auf leisen Westen entgegen,
hohen, verborgenen Sinnes; mit ihnen tanzender Chöre
Schweben, und rosiges Licht ergoß sich lieblich gen Himmel.

Aber

Aber mich hielt des Geheimnisses Hülle; die Schatten des Eichwalds
hemmten den strebenden Blick nach der hohen Orgien Feier.
Orpheus Hymnen vernahm ich, vernahm Saiyches Gesänge,
und im Jubel der Harfen die sieben heiligen Töne,
deren Schleier der Erdegebornen keiner enthüllt hat!
Und die Gesänge schwanden vor mir, wie die Stralen der Sonne,
wann Sie nieder sich taucht in den schwellenden Busen des Weltmeers,
langsam sterben am Rücken des Tannennährenden Berges!

Wie die Welle des Stroms in des Ozeans Wagen hinabrollt,
Siehe, so kamen Gesichte, so schwanden Erscheinungen wieder,
und schon tausende waren entflohn dem grübelndem Blicke.

Hoch stand, stralenvergeudend, ein Thron in hallendem Tempel.
Opfergeduft von hundert Altären und flehende Stimmen
stiegen, wie Nebel des Morgens, empor zu der auf dem Throne.
Krieger, mit Blut der Gefallnen bedeckt, Nazionenbezwinger,
Söhne des Taumels, die Götter sich glaubten und Asche die Menschen,
lagen im Staube vor ihr und flehten um schimmernden Nachruhm;
und erhört erhob sich vom Staube der Völkerbezwinger,
aber verworfen entfloh vor dem Donner des Urtheils der Edle,
der in der Schlacht für die Freiheit sank an brennenden Wunden.
Wie sie tönte, die Wagschaal, schrieb mit ehernem Griffel
in des Lebens Buch der gerichteten Namen die Göttin.
Zürnend sah es die himlische Göttin. Ihr flammendes Auge
traf den Thron. Wie die Eiche stürzt, vom Blize gespaltet,
stürzt er hin und Dampf entwallte der liegenden Trümmer.

Schüchtern entfloh, die dem Ruhme gebot; das Buch und die Wagschaal
rollten hinab mit dem sinkenden Thron in die Nacht des Verderbens.
In den Kreis der Staunenden trat die himlische Göttin.
Lächelnd gebot ihr Aug' und bescheiden nahte dem Blicke
jedes Verdienst. Nun klang der gerechten Entscheidung Wagschaal.
Leicht, wie wallender Staub erhob sich des Philippiden,
hob sich Cäsars Namen und Kortez und Philipps und Ludwigs.
Schwer, wie geläutertes Gold stieg nieder zur Erden verkannter,
Ach! verhöhnter Edlen Name. Mit ewigen Schriften
flammten die heiligen Namen. Mir zeigte die himlische Göttin
viele der Männer, die einst nach mancher Jahrhunderte Wechsel
segnen würden die lechzenden Völker, wie Thau, der vom Himmel
niederträuft auf das schmachtende Land. Mir nannte Siona
ihre Thaten, der Freiheit Schlachten, der himlischen Weisheit
geistentflammende Lehren. Deutsche Namen erklangen
oft und festlich, wie Harfengesang, im Munde der Göttin!
Heil mir! Heil mir! ich sah, wie vor ihr der Völkerbedränger
Schimmer schwanden dahin und der taumelnde Nebel der Grösse,
sah des Stolzes Bild und jedes entehrenden Lasters
in der Vergötterten Antliz. Sie flohn, die Geissel der Menschheit.
Stralender ward der Gerechten Blick; nun durften sie rufen
ihren Thate; nun lohnte Siona mit ewigem Ruhme.
Süssere Bilder noch und höherer Wonne gebietend
stralten schwebend vor mir. In holder vertraulicher Liebe
sah ich Brüder, versammelt aus Allen Bezirken der Erde,
ringsum klangen die Becher der Freude. Mit ihnen erschollen
Lieder, Gesänge des Danks und holder Freundschaft Gesänge!

Sei mir gegrüßt o heilige Mutter! gegrüßet mit jedem
Gruße der Weihe! Dreimal, dreimal, Mutter! dir wallet
Auf des Gesanges Flügeln entgegen mein Herz, wann der Morgen
purpur flammt und der Abend den fernen Wogen entsteiget!
höher dir, wann im frohen Kreise der Brüder Gesänge,
Weihrauch von unseren Herzen geopfert, zu dir sich erheben!
Heil und Wonne dem Mann! dem dein Geheimniß enthüllt ward!
Der am Altar nannte des Ewiglebenden Namen!
Tochter Gottes! nur er kan fassen die Fülle der Freude,
die im Allerheiligsten du, o Mutter, vergeudest!
Heil und Wonne! — Verstumme Gesang! Allmächtig umschwebt mich
Schrecken! Schrecken von Gott! und der Schauer des heiligen Eidschwurs!

Unter schattigen Eichen versammelten Väter des Volkes,
silberlockige Greise, sich in vertraulicher Liebe.
Frohe, männliche Jugend, von keinem Laster entkräftet,
nervig und fest, wie der Fels im wogenrauschendem Meere,
strömten rings um die Väter des Volks in der freien Versamlung.
Mächtig erscholl der Freiheit Gesang im hallendem Walde,
scholl der Waffen Getös im mutigen Reigen der Knaben.
Von den Thaten der Vorwelt sprachen vertraulich die Väter,
froh im Bilde der Enkel, ob ihrer entflohenen Jugend.
Stille ward. Es schwiegen die Lieder und Freiheitsgesänge.
Denn Siona erschien, nicht stralend in blühender Jugend,
sondern weiß von silbernen Locken des Ruhmvollen Alters.
Aehnlich dir, o König von Morven, wandelt' die Muse.
Freude stralten der Jünglinge Blicke, Freude der Greise
Auge, da in die freie Versamlung der Himlischen Fuß trat.
Sie begann den Gesang. Wie silberne Wellen des Baches
lieblich rinnen, floß er hinab von der mächtigen Harfe.
Thaten der Vorzeit schwebten hervor im Stralengewande,

Heldenthaten! Kampf für's Vaterland, Tod für die Freihei, tönten die hohen Gesänge. Sie füllten mit göttlicher Flamme jedes Jünglings Herz. Es lebten die Greise von neuen; ihnen war's, als kehrten zurük die Tage der Jugend.

Schnell verschwand das Gesicht. Ich sah Gestalten; ich hörte
fern und dunkel Getös und Donnergesänge der Feldschlacht.
Bald entwallte der Nebel. Da sah ich Jünglinge kämpfen,
sah die Greise mit ihnen im ersten Treffen der Feldschlacht.
Unter dem Speergeschwirre vernahm ich Harfengesänge;
denn der Barde sang die hohen Thaten der Vorwelt.
Blut floß nieder, der Freien Blut, der Jünglinge Blut floß
purpurn herab, für Mutter und Braut im ehernem Felde.
Freiheitslieder erschollen: Die Sterbenden riefen noch: Freiheit!
Bald ward ihnen der Sieg; die Feinde flohen; es wallte
hoch des Sieges Panier durch die wiederhallenden Lüfte,
und Gesänge schwebten daher, wie Stürme des Nordmeers.

Wie im Traume Fantome von Schlachten den Jüngling umflattern,
tausendfältig; sie schwinden, und süssere Bilder erheben
sich im gaukelndem Tanz um das Haupt des ruhenden Jünglings;
also kamen und schwanden Erscheinungen, ernst sie und fröhlich,
langsam schwebend bald, wie die Wolke mit ruhendem Donner,
bald im geflügelten Schwunge, wie Bliz aus der Mitternacht Hülle.

Ein Gesicht erblickt' ich; mir beben meine Gebeine!
Auferstandene sah ich; ich sah den Richter der Welten;
Engelschaaren um ihn. Noch scholl die hohe Posaune
und das Lied der Vierzigtausend am Thron des Vollenders.
Engel schwebten herzu mit furchtbarer Eile. Verhüllet
war in Dämrung die Flamme des Blicks. Sie leiteten Seelen

Heil

Heil der Menschheit, daß wenige waren, derer, die folgen
mußten den leitenden Engeln. Sie standen am Thron des
Vergelters,
und die Todtenerweckerin schwieg; es verstumte des Lieds
Schall.
Zürnend schwang sich ein Cherub empor aus der Schaar der
Begleiter.
Fürchterlich war sein Schwung, des Wetters Blick in dem Hin-
schaun;
Schrecken Gottes im Stral des niedergesenkten Schwertes.
Hoch stand über der Schaar der Cherub. Er rief mit des
Donners
Ruf den Zeugen. Die kamen, und zeugten wider die Seelen.

„Edel waren wir, und rein in heiliger Unschuld.
Süß ertönt' uns die Leier; wir folgten dem gleissendem Liede;
wähnten, Wollust sei des Lebens herlichstes Kleinod,
Wollust sei Tugend. So lehrten uns Die, im gleissenden Liede,
und wir sanken; wir folgten dem Ruf der verführenden Harfe."
Moses trat hervor, der Sänger Gottes, Jehovah's
Freund. Er rief des Richters Worte, mit feierndem Ernste.
Bei Jehovah! verworfen seid ihr! die Rechte der Menschheit
habt ihr entweiht! entweiht den Stral des himlischen Feuers,
habt verwandelt die Gabe des Herrn zum Schwert des Ver-
derbens!
Segen soltet ihr werden; ihr seid geworden zum Fluche!
über euch komme der Fluch mit siebenfältiger Rache!
Weh Euch, daß geboren ihr wurdet! Ihr seid verworfen!
Und sie flohn die Verworfnen, wie Spreu vor dem Sturme
dahin fleucht!

O Erscheinung, du sankst, und Nacht umhüllte mein Auge!
Meine Sinnen schwanden im Taumel dunkler Gefühle,
Und mein Geist stieg wieder hinab zur Hülle des Staubes!

2.

Nachricht von U-pang.

Man erinnere sich der neuen Entdeckung eines ganz civilisirten zahlreichen Volkes in den Tibetischen Gebirgen zwischen Indien und Schina, die eine in diese Gegenden geschickte Englische Gesandschaft unlängst gemacht hat: wenige Nachrichten davon sind nach Europa gekommen. Jezt wird in London an einer prächtigen Beschreibung in sechs Quartbänden mit 400 Kupferplatten gearbeitet: das Werk wird nach Hawkesworthischer und Forsterscher Methode mit vielen Digressionen, hübschen Reflexionen und rührenden Meditationen versehen werden, wo der Leser vieles nicht finden, was er darin suchet, dagegen aber manches finden wird, was er da nie gesucht hätte; denn wenn einer auch alles schriebe, was er wüßte, so wird er doch schwerlich alles sagen, was man wissen möchte. Die Kupfer werden mit möglichster Sorgfalt gezeichnet werden. Solte der Zeichner, der natürlicher Weise in U-pang nicht gewesen ist, zuweilen was krum ist, gerade vorstellen, so trauet man dem Beschauer Billigkeit und vorzüglich Genie genug zu, um zu begreifen, daß es eine schwere Sache sei, abzuzeichnen, was man nicht gesehen hat.

Aus diesem wichtigen Werke, an welchem nun gedruckt wird, sind wir so glücklich gewesen, einige Fragmente im Manuskript zu erhalten, die wir nach und nach dem Museum einrücken wollen. Was hier folgt, ist die Unterredung eines Pundit aus U-pang mit dem Englischen Gesandschaftsprediger Steele, der die Gesandschaft von Madras aus nach U-pang begleitet hat. Der Pundit heißt Prschtrplssfqbtl. Wir Deutschen haben zwar vor wenig Jahren das Geheimniß gefunden, in

lauter Konsonanten zu sprechen, weil aber der Name lang ist, so will ich diesen Indianer in der Unterredung mit dem Titel Pundit bezeichnen. Die Engländer haben seinen eigenen Namen gewissenhaft beibehalten, welches viel Genauigkeit verspricht. Herr Steele redet immer in seiner eigenen Person, wie folget:

Ich. Der Friede und die Einigkeit, in welcher so vielerlei Religionsverwandten unter einander bei euch leben, sezt mich in Erstaunen. — — Sogar Atheisten, offenbare Atheisten, die man bei uns verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen würde — diese geniessen hier alle Freiheiten, die der Orthodoxeste genießt; wer nichts und wer alles glaubt, wer wenig und wer viel glaubt . . . alle leben, bei den feindseligsten Grundsäzen der Religion, so ruhig und gesellig, als wenn sie das ausgedehnteste Simbolum von Wort zu Wort unterschrieben hätten.

Pundit. Sieh etwas weiter, Freund, als deine Nase reicht, so wirst du nicht erstaunen. Sicherheit von aussen und Ruhe von innen, dieses sind die einzigen Endzwecke unserer Staatsverfassung. Was damit nichts zu thun hat, ist frei, ist jedes Willkür überlassen. Nun fanden die Stifter dieser Verfassung, daß die Religion als so was müsse betrachtet werden — — —

Ich. Als etwas gleichgültiges?

Pundit. Geduld — — — nicht gleichgültig in sich, sondern in Absicht auf den Staat. Wir haben untersucht, ob es möglich sei, Religion überal und Einförmigkeit derselben einzuführen und zu handhaben; und es hat sich gefunden, daß, wenn dieses möglich wäre, die Art es zu bewerkstelligen dem Staat weit mehr Nachtheil, als die Religion, wie sie auch sein mögte, ihm Vortheil bringen würde. Diese unsere Spekulation hat die Geschichte aller Völker auf das vollständigste bestätiget. . . Also schlossen wir, man müsse in Religionssachen auf der einen Seite jedem einzelnen Menschen ein

ganz freies Urtheil lassen, auf der andern aber eine Einrichtung treffen, durch welche das auf den Staat wirkende derjenigen Religion, welche allen andern zum Grunde liegt, das ist der natürlichen, dem Volke, ohne allen Zwang und Verbindlichkeit, vorgetragen und annehmlich gemacht wird. Alle geheimen Künste, alle Gespensterhistorien, Zaubereien, Goldmachereien, Beschwörungen, Wunderwerke, Prophezeihungen, sind durch verschiedene Anordnungen so viel als verbannet worden. Sie zu wissen, zu glauben, für sich zu üben, ist erlaubt; alle Arten von Kommunikation aber, so klein sie auch sind, führen zum Tollhaus. Hierin ist die Polizei äusserst scharf.

Ich. Das dich! — — erzähl mir das Ding etwas umständlicher.

Pundit. Gut. Ich habe Zeit und wenn du nichts bessers zu thun weißt, so wollen wir uns auf diesen Fels sezen, und bis die Sonne untergegangen, plaudern.

Ich. Topp, schwarzer Filosof.

Pundit. Nu — — was soll ich dir näher bestimmen?

Ich. Sage mir etwas näher, wie es denn um eurer Gewissensfreiheit stehe.

Pundit. Es kan jeder für sich in Religionssachen wenig oder viel, etwas oder nichts glauben, an allem zweifeln, oder alles verwerfen, wie er will, kan ändern, so oft und wann er will: nur muß er, wenn er den Versamlungen einer Religionspartheі beiwonen wil, bei dem Viertheilkommissar sich dazu einschreiben, wann er da eingeschrieben ist, bei einer Versamlung sich annehmlich machen, und hernach eben diesem den Trupp anzeigen, zu dem er nun gehöret. Ohne einen Schein vom Kommissar darf niemand in eine Versamlung aufgenommen werden — — Alles dieses ist unentgeldlich — — —

Ich. Wenn er sich aber zu keiner Religion bekennet?

Pun-

Pundit. Eine Weibsperson, die ihr achtzehendes, und eine Mannsperson, die ihr zwanzigstes Jahr angetreten, wird in die Zahl der Bürger feierlich aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit muß man sich zugleich ins Religionsbuch eintragen lassen. Nimt einer keine Religion an, so wird er als ein solcher eingezeichnet. Aendert er seine Meinung, so wird er ausgestrichen, u. s. w. — — kurz, die Polizei muß immer genau wissen, wer zu jeder Religionsgemeinschaft gehöre, um Ordnung halten zu können.

Ich. Du sagtest: jeder darf für sich glauben was er wil; darf er auch davon sprechen?

Pundit. Freilich . . . . man thut es aber nicht. Die geringste Miene Jünger zu machen, zu bekehren, das geringste unanständige Wort gegen eine andere Religion, wird mit einer kurzen oder längern Zeit Tollhaus bestraft.

Ich. Wie aber, wenn einer sich widersezt?

Pundit. Die Statuten sagen: Wen einer in Religionssachen sich widerseze, so müsse man ihn als einen Menschen behandeln, der seinen Magen voll Kruditäten und die Adern voll dickes Blut habe. Er wird also purgirt, klistirt, zur Ader gelassen, fastet vierzehn Tage, und arbeitet vier Wochen nach dieser Fasten in den Reismühlen täglich vierzehn Stunden lang; rezidirt er, so wird die Kur verstärket, rezidirt er wieder — man hat seit Oguls Zeiten nur zwei Beispiele — so wird er für imbezil erkläret und auf Zeit Lebens bei mässiger Arbeit und Nahrung ins Tollhaus gesperret.

Ich. Tollhaus? o ihr Filosofen.

Pundit. Toll muß der sein, der nicht einsieht, daß alle Ruhe und Friede ein Ende hätte, wenn die Bekehrungssucht in einem Staat, wo vielerlei Religionen beisammen leben, geduldet würde. Toll muß der sein, der nicht begreift, daß ein bellum omnium contra omnes entstünde, wenn es freistehen solte, das, was andere

für

für heilig, höchst wichtig, höchst notwendig halten, zu verlachen und zu beschimpfen. Toll muß der sein, der seinen Verstand für so scharf hält, daß er glaubt, nur er und seines gleichen haben eine seligmachende Religion gefunden, die übrigen aber seien so dumm, das was verdamt, für etwas seligmachendes zu halten. Toll ist der, welcher einer so höchst schweren Materie, als die Theologie ist, wo es bei so schwachen Kräften so leicht ist, zu irren, mit den besten Absichten zu irren, ein solches Gewicht giebt, daß er Seel und Seligkeit darauf sezet. Toll ist der, welcher nicht einsieht, daß das Bekehrungswerk eine Sache von der grösten Schwierigkeit sei, so daß die wenigsten Menschen Kräfte, Musse und Vermögen haben, das vorzunehmen, was eine gründliche Einsicht in den Statum rerum Theologicum erfodert — — — bist du noch nicht zufrieden?

Ich. Genug, genug, genug. Darf man über Religionssachen schreiben?

Pundit. Ich dächte, dir solten Bücher genug zu Gesichte gekommen sein. Man darf schreiben, in der Muttersprache, oder in einer allgemein bekannten Sprache, ernsthaft und gerade zu, oder thetisch. Keine Spur von Widerlegung darf hinein kommen. Ein jeder hat die Freiheit zu sagen: das glaube ich, und dann auf das schliessen zu lassen, was er nicht glaubt. Es ist ein Gesez, wann eine Partei Versamlungen halten wil, so muß ihr Simbolum gedruckt werden — — — denn Heimliches wird schlechterdings nicht gelitten.

Ich. Himmel! was für Sisteme müssen da zum Vorschein kommen!

Pundit. Da irrest du dich wieder, Europäer. Laß Unglauben und Aberglauben noch so sehr ausschweifen, so wird doch, wenn volle Freiheit für jeden da ist, auch der Tolleste den Schein von Vernunft, von Ordnung von Zusammenhang anzunehmen suchen. Denn so lange der

Mensch

Mensch nicht wirklich toll ist, so wird er sich so wenig von der Vernunft entfernen, als er kan — — — Eine Erfahrung von anderthalb hundert Jahren bezeugt, daß die anderthalb hundert Religionen alle, die in unserm Lande geduldet werden, sich sehr der vernünftigen, der natürlichen, genähert haben. Man siehet keine neue Ausgabe eines Simbolum, wo nicht hie und da was gebessert, zusammenhängender, sanfter, wahrscheinlicher gemacht wird. — — So lange die Maximen, Nachdenken, Ueberlegung und Kentnisse so algemein auszubreiten, als möglich, befolget wird, so wird diese Näherung gewiß zunehmen, und ich getraue mir, die Zeit zu erleben, wo sehr wenig partikular Religion unter uns zu finden sein wird.

Ich. Alle Polemik hört also auf?

Pundit. Nicht doch, wer zu diesem Krieg Lust hat, hat volle Freiheit; nur muß es in einer todten Sprache und mit Anständigkeit und Ernst geschehen. Die strengsten Ausdrücke, die man erlaubt, sind, es ist nicht zusammenhängend — es ist einander entgegen. Der Censor muß alles passiren lassen, in welchem nicht hierwider verstossen wird. Es darf keines Menschen Name direkte noch indirekte genennt werden; es ist ein Bücherkrieg, wo Bücher gegen Bücher stehen.

Ich. Ist jeder in seiner Privatandacht frei?

Pundit. Wenn sie so beschaffen ist, daß sie einen andern nicht störet.

Ich. Wie stehet es um den öffentlichen Gottesdienst?

Pundit. Volle Frehieit für jeden. Wenn hundert Personen sich zu einer Religion bekennen, so können sie, dem Reglement gemäß, dieselbe öffentlich üben. Geh nur herum, denn jeder hat Freiheit alles, was öffentlich ist — — mit gehöriger Achtung — mit anzusehen,

geh

geh herum, so wirst du alle mögliche Ceremonien, alle Verrenkungen und Verzerrungen des Gesichts, des Leibes finden, die nur möglich sind; singen, schreien, heulen — kurz, so vernünftig die Theorie ist, so närrisch ist zuweilen der Dienst: weil das in die Augenfallende schwerer zu ändern ist, als das Abstrakte. Wenn deine Religion erfodert auf den Kopf zu stehen, und du bringest hundert ähnliche zusammen, so könnet ihr euch darin exerciren nach aller Lust und Freiheit — — — Nur muß nichts den Landesgesezen zuwider geschehen; auch muß die Uebung keine Störung der andern sein.

Ich. Ich sehe aber keine Kirche.

Pundit. Es ist ein Landesgesez, daß nirgends zu Religionsübungen absonderlich eingerichtete Gebäude, auch nicht einmal solche Zimmer geduldet werden sollen — Dagegen aber dienen alle öffentliche Zimmer zu diesem Gebrauche unentgeldlich — — — —

Ich. Ei! Ei! aber die Gründe —

Pundit. Sind die allerweisesten meines Bedünkens. Kein guter Staat duldet eine Religion, die Geheimnisse, oder geheime Ceremonien hat, die sie verbergen muß: um nun das Einschleichen einer solchen zu verhüten, ist kein besser Mittel, als keine als öffentliche, in öffentlichen Häusern getriebene Religionsübung zuzulassen. Da hernach kein Mensch gern sich öffentlich lächerlich oder verächtlich macht, so werden auch Ceremonien, welche lächerlich und unanständig sind, durch eine öffentliche Treibung derselben, wenn nicht alle Anhänger verlieren, doch gewiß den vernünftigen, verständigen und ordentlichen Theil — denn diese werden sich schämen, sich vor dem Publiko lächerlich zu machen. Tempel, Kirchen, eigene Versamlungshäuser oder Zimmer machen drittens verschiedene Leute nöthig, welche, so zu sagen, von der Religion leben, und sich deswegen auch zu einer Religion halten, sie mag noch so unvernünftig sein. Der Küster, der die

Kirche kehrt, wird sich für berufen halten, dieselbe, und vieleicht mit dem gleichen Instrument, auch von Unrath der Kezerei zu kehren, und der Glockentreter wird sich kein Bedenken machen, jeden, der sein n geistlichen Herren widerspricht, mit den Füssen zu treten — — — Bei uns hat ein Mensch seiner Religion wegen weder was zu hoffen noch was zu fürchten — — Aller Eigennuz ist davon getrennet.

Ich. Wenn das möglich ist.

Pundit. Wenns aber wirklich ist, so ist es wohl auch möglich.

Ich. Ist denn nirgends ein Fond zu den gottesdienstlichen Bedürfnissen?

Pundit. Nirgends. Es wird auch wohl nie einer entstehen. Denn so bald er entdeckt würde so wäre derselbe und noch das doppelte dazu von allen Partizipanten an die Armenkasse verfallen.

Ich. Aber die täglichen Ausgaben?

Pundit. Sind geringe, werden in ein öffentliches Buch eingeschrieben und repartirt. Der Journalist gibt aus, bekommt das Geld vom Viertheilkommissarius und dieser zieht es von den Gliedern ein.

Ich. Aber die Almosen?

Pundit. Sind verboten. Alle Almosen werden ans Armendepartement abgegeben und nach gewissen sehr bewährt befundenen Einrichtungen ausgetheilt — — — Du wirst wohl weder Bettler noch hungrige oder schlecht gekleidete Leute gesehen haben.

Ich. Das muß ich gestehen, dein Land hat hierin eine vortrefliche Polizei — — — Wovon leben die Lehrer, die Prediger, die Priester, die Kirchenältesten?

Pundit. Es giebt keine solche Leute bei uns.

Ich. Du scherzst.

Pundit. Das ist man bei uns in ernsthaften Sachen nicht gewont.

Ich. Religion ohne Priester — Leib ohne Seele.

Pun

Pundit. Wol bist du selbst ein Priester; deine Sprache verräth dich. Wer anders würde so dreist sein, die Religion so weit unter die Pfaffen herabzusezen — — — Höre denn, aber werde nicht ungeduldig — — — In jeder Religionsversamlung von 100 Menschen, denn stärker dürfen sie nicht sein, sind alle verheiratete Mannspersonen über 30 Jahr Lehrer, Prediger, Priester, Kirchenälteste, Küster und wie die sogenannten Diener der Kirche und des Kirchenbeutels bei euch alle heissen. Alle Woche vereinigen einige in ihren Personen alle diese Aemter. Dieses gehet tour à tour und ohne alle Belonung oder Ehrenbezeugung. Ausser der kurzen Zeit, da einer als Diener der Gemeinde auftrit, ist er volkommen so viel, als er vorher gewesen.

Ich. Himmel! keine Priester.

Pundit. Mir deucht, Freund, in deinem Lande würde eine Religion ohne Priester wol wenig Glück machen.

Ich. Gnade Gott dem, der mit so was hervortreten würde.

Pundit. Gut! daß wir tausend Meilen weit davon entfernt sind — — — Allein wenn du nicht zu unwillig geworden, wenn deine Ohren noch nicht mit diesen Gedanken verstopft und verunreiniget geworden, so wil ich dir auch die Gründe anzeigen, warum unser Gesezgeber schlechterdings alle diese Leute aus seinem Staat verbannt wissen wolte.

Ich. Aeusserst begierig, ganz Ohr bin ich.

Pundit. Die weisen Männer (Priester waren's, denen wir diese Einrichtungen zu danken haben) thaten einen scharfen Blick in ihr Innerstes und forschten da mit wahrer Gemütsruhe und Unparteiligkeit den Triebfedern nach, die unsere Handlungen in Bewegung sezen — Da fanden sie — Gieb nun acht, Europäer.

Ich. Aus allen meinen Kräften.

Pundit. Sie fanden, alles was wir für Nothdurft, Bequemlichkeit, für etwas gutes halten, alles was

uns nach unserer Einbildung Vergnügen macht, wirke mit einer grossen Uebermacht auf uns Sterbliche, zwinge uns zuweilen plözlich, zuweilen ganz sachte, aber unwiderstehlich, und, oft ohne daß wirs selbst merken, nicht nur von allen diesen Dingen einseitig zu urtheilen; sondern auch von allen demjenigen gut zu denken, was mit diesen in Verbindung stehet, die Mittel, wodurch sie erreichet werden, für rechtmäßig zu halten, und sogar aus allem diesem Grundsäze zu abstrahiren, nach denen wir überhaupt unsern Glauben, unsere Sisteme, unsere Maximen, unsere Handlungen einrichten. Es koste, sagten sie, bei den geringern vorher genannten mächtig auf uns wirkenden Gegenständen Ueberwindung, erworbene gelernte Fertigkeit, sich bei Untersuchung derselben bei einer hinlänglichen Unpartheilichkeit zu erhalten. Bei wichtigen Gegenständen aber sei es nur edlen, grossen, seltenen Seelen gegeben, dem Einfluß der Uebermacht zu widerstehen. Sie fanden, daß durch das Anziehende solcher Gegenstände die Einbildungskraft erhizt, das Gedächtniß erweckt, die natürliche Sehnsucht nach dem Guten, dem Bessern, dem Besten gereizet werden, so daß alsdann diese Seelenfähigkeiten alle ihre Kräfte aufbieten, den vortheilhaften Eindruck zu schüzen, zu vertheidigen, zu verstärken. Dieses hindere den Verstand, die Vernunft, die höhern Kräfte, die bei den Menschen fast überall schwach, unbehelflich, ungeübt sein, den Gegenstand nach den wahren Regeln des Denkens von allen Seiten zu betrachten, die Verhältnisse von dem Wesentlichen zu unterscheiden, und das Gute nach jeden vorkommenden Umständen gegen das Schlimme abzuwiegen — —

Ich. Nach der schwarzen Logik — he nu — nach der ists nicht so übel räsonirt, aber die schwarze Logik ist nicht die weisse.

Pundit. Dies merke ich zur Ehre der schwarzen Logik. Nach dieser Logik glaubten die genannten Weisen

überzeuget zu sein, daß ein so voreingenommener Mensch nicht einmal im Stande sei, Einwürfe gegen seine Vorurtheile zu begreifen. So schlossen die edelsten Seelen aus U-pang aus eigener Erfahrung, erniedrigten sich in wahrer Demut vor dem Höchsten, dem Unbegreiflichen, und zogen aus ihren Schlüssen den Grundsaz: „Nichts sei der Erforschung der Warheit nachtheiliger, als durch politische Einrichtungen mit gewissen Meinungen zeitliche Vortheile, Unterhalt, Reichtum, Macht, Ehre, Vergnügungen verbinden“ solche Einrichtungen müßten bei einem Volk, das von a bis z in allen Haupt- und Nebenbegriffen gleich dächte, endlich Verschiedenheit der Meinungen erzeugen; bei dem redlichsten verständigsten Volk, das die Kunst der Mäßigung volkommen besizet, müßten sie Hize, Eifer, Eigensin, und zulezt Neid, Haß, Feindschaft und endlich offenbare Verfolgung bewirken — — — was für Unheil müssen sie nicht bei dem schwachen Völkchen der Sterblichen anrichten, welches nichts weniger kennet als Mässigung. Oder besser — was für Unheil haben sie nicht schon angerichtet?

Nächst diesen entdeckten diese edlen Seelen bei allem Feuer ihrer grossen Geister eine gewisse Trägheit in sich selbst. Eine Trägheit, die bei dem gemeinen Manne sehr groß ist, und schon allein hinreichet, ihn, bei seiner wenigen Uebung im Denken, ausser Stande zu sezen, Dinge, die nicht seine nächsten Bedürfnisse angehen, besonders abstrakte, gehörig zu überlegen. Diese Trägheit, sagten sie, muß nothwendig eigensinnige Behauptung einmal angenommener Meinungen hervorbringen, es muß falsche Säze bei ihnen eben so unumstößlich machen, als wahre. Die Bequemlichkeit beim Alten zu bleiben, muß Lehrern und Schülern Neues in einem widrigen Licht vorstellen. Die alten Ideen stellen sich selbst dar, neue zu denken ist Arbeit. Sind die neuen noch gar das Gegentheil der alten, so ists nicht blos Arbeit, es ist eine Art chirurgischer

gischer Operation, die nicht ohne Schmerzen abgehet, wenn man die alten Jdeen, gleichsam als einen alten Schaden, abhaut, um dem neuen Fleisch und Blut Plaz zu machen.

Weiter fanden diese grossen Männer in sich selbst eine grosse Anlage zum Stolz, zur Verachtung anderer, durch welche wir angereizet werden, unsere Meinungen andern blos deswegen vorzuziehen, weil sie von uns sind, und andere blos deswegen zu verwerfen, weil sie von andern sind. Je höher die Dinge sind, mit denen wir uns beschäftigen, desto grösser wird die Einbildung von uns selbst. Wer hundert anführet, glaubt mehr zu sein, als wer zehen anführet und der über tausend mehr, als der über hundert. Vier und zwanzig Millionen gut oder schlecht regieren, hebet schon ausser die menschliche Spähre. Komt zur Wichtigkeit der Materie noch die Grösse der Autorität, womit die Materie vertheidiget wird, so wächset der Stolz verhältnißmässig. Wenn grosse Männer glauben, was wir, so erheben wir uns zu ihrer Höhe. Wie groß muß unsere Hochachtung für uns selber werden, wenn unser Simbolum in dieser düstern Unterwelt im zehnten Himmel besiegelt wird. Dessen ungeachtet leidet bei den Religionsdienern dieser Stolz noch eine beträchtliche Vermehrung. Mein Diener muß sich vor des Bramies Diener schmiegen, des Bramies Diener schmiegt sich vor des Guvernörs Diener, des Guvernörs vor des Kaisers Diener. Der Bramie selbst ist des Guvernörs Diener, der Guvernör ist des Kaisers Diener, der Kaiser des Staats Diener, aber der Priester läßt alle weit hinter sich zurück, er ist nicht weniger als — Gottes Diener.

Ich. Pah — was soll das alles?

Pundit. Ich dächte, man brauchte kein Prophet zu sein, um einzusehen, was aus allen diesen Beobachtungen folge.

Ich. Giz, gar — was kan daraus folgen? — Der Stock hinter der Thür.

Pundit. Unsere Weisen schlossen so: Wenn wir besondere Lehrer und Diener der Religion anordneten, so müßten wir sie entweder mit Gut oder Ehre bezalen, oder vielmehr mit beiden zugleich. Da diese Bezalungen an ihre Bedienungen oder, welches einerlei ist, an ihre Religionsmeinungen gebunden wären, so würde ihre Erhaltung und Bequemlichkeit, die natürliche Trägheit, und der angeborne Hang zum Stolz auch den Redlichsten zur Behauptung, Vesthaltung, Ausbreitung seiner Meinung auf das unwiderstehbarste antreiben, antreiben, dieselbe seiner Gemeinde als einzige Warheit einzuflößen, antreiben, andere Meinungen als falsch, schädlich, verderblich anzuschwärzen, antreiben, Lehrer entgegengesezter Meinungen als seine Gegner anzusehen, als seine Feinde zu behandeln. So würde nach und nach Ruhe, Sicherheit, allgemeine Menschenliebe aus unserm Staat verschwinden, und allem dem Elend ein weites Thor geöfnet werden, welches Priesterhaß und Religionszwist dem menschlichen Geschlecht zugezogen. Also, Europäer, aus Liebe zu seinem Volk, aus Liebe zur Tugend, aus Ehrerbietung für die Religion hob unser grosser Kaiser Ogul mit einem den ganzen Priesterstand auf, und machte solche Anstalten, daß wohl schwerlich jemals ein Priester U-pangs Gränzen überschreiten wird.

Ich. Die armen blinden Heiden! dachte ich, und zog meine Achseln, so hoch ich konte. Der Mann daurte mich.

Pundit. Die Geschichten aller Zeiten und Völker bestätigen zwei Säze auf das volkommenste, nemlich: „alle Religionsstreitigkeiten seien durch Priester erregt worden“ und „die Ursachen, die Bewegungsgründe dieser Leute seien der Genuß der Ehre und des Einflusses, welche mit Priesterstellen verbunden waren, oder das utile die-

dieser Aemter gewesen.“ Könt' ihr Europäer die Geschichte lesen, ohne dieses zu bemerken, könt ihr es bemerken und dabei ruhig bleiben? Da es gewiß ist, daß ihr, so lange ein Priesterstand da ist, bei aller eingeführten Toleranz, doch keinen Augenblick sicher seid, daß der Ruhestand zernichtet und ihr mit einem mit dem Schrecklichsten alles Schrecklichen, mit Religionskriegen, heimgesuchet werdet. Könnet ihr alles dieses merken, ohne dem Uebel abzuhelfen, vorzubauen — oder die Priester abzuschaffen, so muß euer ewiger Schnee und euere Nebel euere Nerven ganz abgespannet und euer Blut muß sich in Wasser verwandelt haben.

Ich. Ha ha ha ha ha ha — — ich lachte recht herzlich — — Habt ihr keine Privatlehrer der Religion?

Pundit. Keine. Natürliche Religion lehret man wie andere Kentnisse in den Schulen. Es ist auch eingeführet, daß jeder U-pangianer alle Morgen sein Gebet beim Aufstehen verrichtet. Dieses Gebet ist sehr kurz und erinnert uns an unsere Abhänglichkeit, und an die Beobachtung unserer Pflichten.

Ich. Ist denn überal kein gemeinschaftlicher öffentlicher Gottesdienst.

Pundit. Es sind zwölf Festtage, denen jeder Einwohner U-pangs beizuwohnen schlechterdings verpflichtet ist. An einem solchen Tage ziehet die ganze Gemeinde eines jeden Ortes in den schönsten Kleidern mit Musik auf einen Hügel; alle werfen sich auf die Knie und eine der Magistratspersonen, dem die Reihe trift, verrichtet mit lauter und andächtiger Stimme ein Dankgebet, welches die Gemeinde leise nachspricht. Ist dieses geschehen, so gehet mit eben der Feierlichkeit der Zug wieder nach Hause, ein öffentliches Gastmal folget, und das Fest wird mit Musik, Gesang und Tanz beschlossen. So wie das Fest etwas vor Aufgang der Sonne anfängt, so endigt es sich auch gleich nach Untergang der Sonne. Glaube mir, es bedarf keines Zwanges, die Leute zu vermögen, diese Feste

zu feiern; Kranke strengen sich an, um mitzugehen, Sterbende lassen sich auf den Hügel schleppen, und der nichts und der alles glaubet, ist dabei. Freude belebet jede Brust, und Andacht bemächtiget sich auch des Atheisten.

Ich. Andacht des Atheisten? ha ha ha ha ——— kurz und gut, wenn ihr keine Priester habt, so lebt ihr wie das Vieh, komt auf die Welt wie das Vieh, heirathet wie das Vieh und krepirt wie das Vieh.

Pundit. Gehts euch anders? Ich denke dein Vater hat dich gerade so gemacht, wie der Hund da seine Jungen macht. Wenn ihr so weit über die Thiere erhaben seid, warum betraget ihr euch denn so oft viel schlechter als sie? Wir Indianer verachten sie nicht, verfolgen sie nicht, quälen sie nicht; wir sorgen für sie, wenn sie krank sind. — — — Was macht aber dein Priester mit Eheleuten, Kindern und Sterbenden?

Ich. Die Kinder tauft er, das ist, er wäscht ihnen den Kopf und betet für sie.

Pundit. Wir waschen sie ganz, und beten auch. Aber die Eltern thun dieses. Ich glaube: der grosse Geist werde es lieber sehen, wenn Eltern Seufzer und Gebete aus inbrünstigen zärtlichen Herzen an ihn abschicken, als wenn ein gleichgültiger Priester es kalt und förmlich thut.

Ich. Die Sterbenden tröstet er, betet mit ihnen, und über sie, wenn sie todt sind.

Pundit. Ihr seid grosse Beter, ihr Europäer, daß ihr auch dann noch betet, wenn nichts mehr zu beten ist. Wir haben ganz andere Sitten. Kranke und Sterbende suchen wir zu zerstreuen und, wann einer stirbt, die Uebriggebliebenen durch ein freudiges Gastmal aufzumuntern.

Ich. Ueber die neuen Eheleute betet der Priester.

Pun-

Pundit. Betet er auch an der Hochzeit vor dem Bette? Bei uns ists wieder anders. Will ein Paar sich heirathen, so muß es sich in Gegenwart seiner nächsten Anverwandten bei der Obrigkeit melden, und bekomt einen Bewilligungsschein. Ist diese Verlobung an zwei Markttagen auf dem Markt ausgerufen worden, und es findet sich keine Einsprache, so gehet die Hochzeit vor sich. Des Vormittags am Hochzeittage werden den Verlobten von dem Magistrat die Ehegeseze vorgelesen, des Nachmittags divertirt man sich. Würden wir an einem solchen Tage beten, so wärs blos Heuchelei und Entweihung der Religion — — — Mir deucht, Europäer, dein Vater habe tüchtig gebetet, als er dich gemacht hat.

Ich. Aber die Eide.

Pundit. Brauchen keine Priester. Wir haben aber keine Eide.

Ich. Himmel! ein Staat ohne Eide!

Pundit. Werden in Europa mehr Eide gebrochen, oder mehr gehalten?

Ich. Man hat ausgerechnet, daß in Europa jährlich zwanzig Millionen sechsmal hundert tausend achtzig tausend siebenhundert und drei und zwanzig Eide gebrochen werden.

Pundit. Du weißt nicht, was du sagest.

Ich. Pah!

Pundit. Mir deucht, der Schlag hätte dich rühren sollen, als du dieses aussprachest. Schrecklich! Gräßlich!

Ich. Eidbrüche sind bei uns Kleinigkeiten.

Pundit. Da euer Europa mit zwanzig Millionen Eidbrüchen bestehen kan, so wird unser U-pang ohne diese wol auch bestehen. Mir vergehet die Lust dich anzuhören — lebe wohl.

Ich. Bleib, schwarzer Freund. Du nimst die Sache zu hoch. Die Hälfte von diesen Eiden wird blos zum Spaß gebrochen.

Pundit. (Sahe mich steif an.)

Ich. Geistliche Eidbrüche sind an sich null. Wir Geistlichen dispensiren einander.

Pundit. (Fieng an zu zittern.)

Ich. Die übrigen sind größtentheils Pfennig-Eidbrüche. Man bricht seinen Eid für eine Priese Taback, für einen Schluck Brantewein, höchstens für ein Stück von Achten.

Pundit. (Rollte die Augen verwirrt im Kopf herum.)

Ich. Der kleine Rest der Eidbrüche macht uns vielmehr Ehre, man nennt sie die heroischen, von denen keiner für weniger als hundert Schifladungen Menschenblut gebrochen wird.

Pundit. (Stürzt, wie vom Schlag getroffen, zur Erde. Als er wieder zu sich selbst kam, lief er ohne Abschied aus allen Kräften davon.)

Ich. Freund Prschtrpsfqbtl! Freund Prschtrplsfqbtl! Bist du rasend? Grobian! Ungläubiger! Zöllner! Sünder! Belialskind! (Er kam nicht wieder) die armen blinden Heiden!

So weit des Herrn Gesandschaftsprediger Steele Hochehrwürden mit eigener Hand, dem wir hiermit für die Mittheilung dieses Stückes den respektwollesten Dank abstatten.

---

3. Fortse-

3.

Fortsezung der Gedanken über den Zustand der Künste in Sachsen, bei Gelegenheit der Ausstellung vom Jahr 1781.

Zweiter Brief.

Görliz den 5. April 1781.

Sehen sie, daß ich ein Mann von Wort bin! Ich habe kaum meine notwendigsten Geschäfte verrichtet, so ergreife ich die Feder, um Ihnen die Fortsezung meiner Beschreibung mitzutheilen. Ich blieb gerade bei d n Arbeiten der Leipziger Künstler stehen. Es haben mir auch unter diesen viele recht wohl gefallen. Zuerst nenne ich Ihnen eine grosse in Oel gemalte Landschaft von Mechau, welche in der That viel Wahrheit und vie Schönes hat. Die Anordnung des Ganzen ist groß; und beweiset, daß dieser Künstler viel nach der Natur gezeichnet und edle Studien daraus gesamlet hat, um sich im höhern Stile der Landschaft festzusezen. Man hat schon sonst seine beliebten Pinselzeichnungen als Vorübungen dazu angesehen. Die Vorstellung in dieser seiner neuesten Landschaft ist aus der Mythologie genommen. Merkur schläfert den Argus ein, und die Zephyre bringen der Geliebten des Jupiters Blumen. Auf dem Vordergrunde sind grosse Eichbäume; auf dem Mittelgrunde Ruinen, Cypressen und eine Art von Kiefern, welche alle nach der Natur zu sein scheinen. In der Entfernung erscheinen viele über einander steigende Gebirge. Diese reiche Zusammensezung gefält mir recht gut. Die zwo Hauptfiguren haben einen guten Karakter; sie sind ganz im Schatten. Ich wünschte ihnen etwas mehr Deutlichkeit und Ausarbeitung, weil sie mir etwas zu flach erscheinen; an den Zephyren, welche allerliebst

sind, wünsche ich nichts geändert. Die grossen Eichbäume solten, dächte ich, etwas leichter, und der ganze Vordergrund etwas kräftiger sein. Auf dem Mittelgrunde wünschte ich, daß die Bäume, wo sie zu dick belaubt sind, auf einer, oder der andern Seite etwas leichter wären, und mehr Kontrast hätten, und daß die Schatten und Halbschatten mehr Wirkung zur Entwickelung der Objecte verursachten. An der gebirgichten Entfernung habe ich nichts auszusezen; die Zeichnung davon ist gut, auch die angedeuteten Schatten. Die Wolken, welche ein aufsteigendes Gewitter anzeigen, steigen und thürmen sich gut in die Höhe; nur scheinen mir die Formen der Kontoure zu oft gleichförmig wiederholt. Alles ist von der niedergehenden Sonne beleuchtet, und thäte die beste Wirkung, wenn, nach meinem Bedünken, der Himmel und die Luft, welche für diese Tageszeit nicht genug harmonisch ist, etwas weniger blau wäre. Hierüber muß ich etwas weitläuftig sein. Der Niedergang der Sonne ist gut angedeutet; nur solte das Gelbliche und Röthliche sich mit dem Blauen besser verbinden und verlieren, und das Blaue hernach mehr mit einem Grau gebrochen seyn; auch solten die Wolken, welche das aufsteigende Gewitter anzeigen, weniger schwärzlich sein, um sich mit dem Ganzen besser zu verbinden. Die grosse und wichtige Zusammensezung dieses Stücks nebst dem Praktischen des Pinsels versichern mich, daß uns dieser Künstler bald Meisterstücke liefern, und uns nicht nur mit gut gemalten Stücken, sondern auch mit sehr interessanten Gemälden bereichern werde. Ich vermute, daß sie von dieser Landschaft auch durch jemand anders Nachrichten erhalten werden, und deswegen bin ich so weitläufig gewesen.

Oeser, ein Sohn des Direktor und Professor Oesers, hatte zwo Landschaften in Oel gemalt. Beide scheinen nach der Natur gemacht zu sein, und sind Gegenstände einer flachen ländlichen Gegend, vermutlich nahe bei Leipzig. Das Kolorit ist gut, aber die Behandlung desselben,

selben, wie auch die Zeichnung, solte bestimter sein. Dieser Künstler ist in Leipzig als Unterlehrer angestellt, und hält sich eigentlich nur in Dreßden auf, um die Gemälde- und Antiken Gallerien zu studiren. Als er in dieser rümlichen Absicht hinkam, sprach man ihm das Urtheil, daß er, bei vielen Beweisen seiner Fähigkeiten, sich nicht genug als Sohn eines solchen Vaters ankündige. Da man ausserordentliche Geistesgaben sehr selten von Vater auf Sohn forterben sieht, so wagte er, als er sich der Kunst widmete, freilich das, was alle Söhne wagen, welche ausgezeichnete Günstlinge des Himmels zu Vätern haben. Man sagt aber, daß man ihn nicht nach diesen ausgestelten Kleinigkeiten beurtheilen müsse; und ich glaube es um so mehr, da man mir sowol hier, als besonders in Leipzig, Werke von ihm zeigte, die weit besser waren, als was er ausgestelt hatte. Ich habe in Leipzig Geschichtsgemälde in Oel nach Dietrich von ihm gesehen, die den besten Kenner täuschen konten, und kolorirte Zeichnungen nach verschiedenen Werken der größten Meister aus der kurfürstlichen Gallerie, die von Kennern begierig aufgesucht wurden. Zwo Magdalenen, eine nach Mengs, die andere nach Correggio, in Oel von ihm, glaubte ich ganz gewiß hier ausgestelt zu finden, sah mich aber vergebens darnach um. Unter so vielen, die sich diese berühmteste Magdalena zum Studium gemacht hatten, und unter welchen sich sogar grosse Meister befanden, war gewiß dieser junge Man keiner von denen, die bei der kühnen Unternehmung verunglückten. Es wäre unbillig, über Nebendinge etwas zu sagen, da ihm der Beweis seiner Einsicht so sehr gelungen ist; denn er zeigt an, daß er den Wert des Gemäldes da zu suchen wußte, wo er einzig und allein zu finden war, und daß er sich mit Ehren an die Schwierigkeiten wagte, nach welchen die wahre Grösse des Correggio gegen andere abgewogen werden muß. Man sagt aber auch, der junge Mann hielt aus unzeitiger Furcht für den Schlangen, die vom Haupte des

Neides seines Vaters Ruhm anzischen, vieles zurück, womit er das erregte Mistrauen leicht schwächen könte. Dies solte ihn aber nicht abschrecken, sowol fleissiger zu sein, als auch die Früchte seines Fleisses dem Auge der Welt zu unterwerfen.

Mlle. Stock hatte ein Bild mit Pastellfarben ausgestelt, welches das Porträt ihrer Schwester sein solte, wie sie mit der lieben Hand einen weissen Flor vor dem Gesichte wegnimt. Dieses schöne und angenehme Porträt hat meinen ganzen Beifal. Es ist wirklich wahr, daß es in Sachsen viel geschickte Frauenzimmer giebt. Mlle. Stock ist ein neuer Beweis davon. Ihr Versuch ist ihr sehr gut gelungen. Sie verspricht uns eine gute Hand mehr zur Unterstüzung einer Kunst, die, wenn man Meister darin werden wil, mit anhaltendem Ernst und einer dem andern Geschlecht eigenen Emsigkeit betrieben werden muß. Es sol dieses Porträt einer ihrer ersten Versuche sein, und auch in dieser Art von Malerei, daran sie sich ohne Anweisung gewagt, und nur bei Endigung desselben einen Lehrer der Kunst zu Rathe gezogen. Sie sol auch nicht ohne bescheidene Zaghaftigkeit ihren Freunden erlaubt haben, das Bild zur Ausstellung zu schicken. Aber dieses ist löblich und gefält mir von ihr. Wenn ich wieder einmal nach Leipzig komme, werde ich suchen, sie kennen zu lernen; und dann wil ich sie bitten, ferner so manchen angehenden jungen Künstler unsers Geschlechts, den die Unverdaulichkeit des Lobes seiner ersten Versuche in die Stümperinnung zu treten nötigten, zu beschämen.

Gottlob hatte zwei Porträte in Oel gemalt. Das eine ist lebensgroß, und vermutlich das Porträt eines Kanonikus, welches mir ganz natürlich zu sein scheint. Nur dünkt mich, daß das Kolorit etwas zu bunt ist. Das andere ist ein Frauenkopf nach Denner, der mit grossem Fleiß und Genauigkeit kopirt ist. Gottlob hat für einen Mann, der sich der Kunst so spät erst gewidmet, schon

viel

viel gethan, und wird durch den löblichen Eifer, mit dem er unermüdet fortarbeitet, gewiß noch weiter gehen. Viele schleichen hinter ihm drein, welche früher anfingen, und mehr Unterstüzung hatten. Er sol sich fast mit allen Gattungen der bildenden Künste abgeben. Ich habe artige Kopien nach verschiedenen berühmten Geschichtsgemälden und Landschaften von ihm gesehen. Seine Porträte haben das Verdienst, daß sie ähnlich sind. Man sieht, daß er sich den vortrefflichen Graff zum Muster gewält hat; und es ist immer klug, sich Muster zu wälen, welche schwer zu erreichen sind. Alle sagen, daß er in seiner Kunst seit der lezten Ausstellung sehr zugenommen hat.

Von Kupferstichen war sehr vieles zu sehen.

Bause, der grosse Porträtstecher, hatte das Porträt des Abts Jerusalem ausgestelt, welches mir eine seiner besten Arbeiten zu sein scheint.

Geyser hatte das Porträt des Osselinsky und viele Vignetten geliefert, die nach Zeichnungen von Oeser, Chodowicky und Andern, meistens mit vielem Fleiß und Nettigkeit, ausgeführt waren.

Von jüngern Künstlern und Liebhabern war noch eine grosse Anzal kleiner Kupferstiche zu sehen. Vieles darunter hätte wol nicht erscheinen dürfen, wenn es nicht die Gelegenheit erschlichen hätte, hinter Oesers Rücken mit eingepackt zu werden. Alles zeigt zwar von der immer mehr und mehr wachsenden Gelegenheit zu Beschäftigung des Künstlers, wozu besonders die in Sachsen blühende Buchhandlung vieles beiträgt. Aber es wird auch mancher gutartige aber nicht ehrbegierige Kopf durch den frühen Gewinn von Buchhändlern vom wahren Studium der Kunst abgezogen. Und wer einmal in dieser Verfassung ist und Geld verdient, komt selten wieder heraus.

Daß ich von Geysern kein grosses Blatt fand, wunderte mich nicht. Allzuüberhäufte und aufgedrungene Arbei

heit, wobei oft die Gesundheit des guten Mannes leidet, hindert ihn, das zu geben, was er am liebsten gäbe.

Noch fehlte von Bausen das Porträt des Professor Forster, das ich, ehe es abgedruckt worden, gesehen habe, und, wie man mich in Dreßden versicherte, noch nachkommen würde. Jerusalems Porträt war allein da. Die Porträte der Geschichtsmaler sind mir todte Nachahmungen der Physiognomie lebender Originale. Aber die Würde der Seele ist darin, mit Veredlung der eigenthümlichen Züge, ausgedrückt. Jerusalems Kopf, von Oeser gemalt, redet durch einen sanften geistvollen Blick; seine Mienen, sein Mund redet. Mir war es *wenigstens*, als wenn ich apostolische Weisheit und Frömmigkeit von ihm hören solte. Graff, der die Schranken des Porträtmalers so rümlich durchbricht, hat im heitern geistvollen Gesicht des Professor Forsters den Mann von Entschlossenheit und lebhaftem Temperamente weislich anzukündigen gewußt. Der vortrefliche Grabstichel des Herrn Bause hat beiden Porträten in einem sehr hohen Grade Gnüge geleistet.

Aber hier vermißte ich schon wieder etwas. Ich meine Bausens Magdalena, die ich Ihnen von Leipzig aus zuschickte. Bause, der beim Lobe mismütig wird, und beim Tadel gleichgültig bleibt, wolte eine Probe in einer noch unversuchten Manier machen, und wählte, ohne sich um das Original zu bekümmern, ein Studium von Bach, dem grossen in Rom verstorbenen Landschaftszeichner, nach einem beliebten Gemälde dazu. Dieses hörte ich, als ich mich darnach erkundigte, wenn mich's nicht auch schon die Unterschrift gelehrt hätte. In Dreßden hörte ich aber Leute mit dem Original unglückliche Vergleiche anstellen und also noch unglücklichere Urtheile darüber fällen. Oesers kolorirte Pinselzeichnung nach dem nämlichen Gemälde habe ich gesehen, ehe sie in die Hände der Herzogin von Weimar kam; aber Wielands schönes

Gedicht

Gedicht noch nicht, was er darauf gemacht haben sol. Die Zeichnung war eine Nachahmung, aber eine solche, die sich vor andern dieser Art dadurch auszeichnete, daß sie eine unbeleidigende gesunde Kritik ihres berühmten Originals enthält. In dieser Rücksicht wächst ihr Werth bei jedem, der nicht zum grossen Haufen gehört, und sich nicht vor dem glänzenden Originale wegen der überraschenden Gewalt des Battonischen Pinsels bückt.

Zeichnungen waren sehr viele auch zu sehen. Mit Vergnügen betrachtete ich eine angenehm kolorirte Zeichnung, die von Mlle. Oeser sein sol. Es war eine ländliche Hütte, mit Bäumen und Buschwerk umgeben, auf einer kleinen Insel in einer anmuthigen und stillen Gegend. Sie schien mir aus der Natur genommen zu sein. Aber dieser Geist, dieser Pinsel von einer weiblichen Hand! — Und sie soll noch nie etwas ausgestellt haben. Ich weis nicht, ob ich das Eigensinn oder Bescheidenheit nennen sol. Es wäre für Manchen Ehre genug, wenn er durch den Anblick eines solchen Werks bewogen werden könte, die Rolle des Pharisäers mit dem zu vertauschen, der sich an die Brust schlug.

Es war mir auch ein besonderes Vergnügen, unter den Zeichnungen den Mannaregen des Giulio Romano aus dem Winklerischen Kabinette von einer vielversprechenden Hand gezeichnet zu sehen. Der junge Künstler, der ihn gezeichnet hat, heißt Reinhardt. Solte auch Oeser, wie es scheint, dieser Zeichnung einigen Wert durch seine Hand gegeben haben, so verräth dieses doch immer die Zufriedenheit des Lehrers mit dem Schüler. Mich dünkt, dieser junge Künstler kan es für einen aufmunternden Wink annehmen, daß ihn der Direktor Oeser auf das Studium eines so respektabeln Werks verweiset. Er thut wohl, wenn er mit seinen eignen Erfindungen zur Zeit noch zurück hält, wenn sie auch von Manchen gelobt würden, und Urtheile über gute Nachahmungen samlet. Seine Geduld

duld wird gewiß belont werden. Hält sein Fleiß an, und er wird nicht auf seine ersten gelungenen Versuche stolz, so kan unter Oesern ein guter Künstler aus ihm werden. Er sol mit eben so wenig Vertrauen zu seinen Verdiensten und mit noch schneller um sich greifendem Feuer arbeiten, als Bach, auch diesem, seinem verstorbenen grossen Vorgänger unter Oesers Schülern darin ähnlich sein, daß er ihm in der Liebe zu seinem Lehrer nacheifert. Uebrigens sol er sich Kunstkenner zu Freunden gemacht haben, die sich hüten, ihm durch allzufrühes Lob schädlich zu werden. Wenn dies Alles wahr ist, so hat er Vortheile, die mancher junge Künstler nicht hat; und ich wünsche ihm Glück dazu.

Von Bildhauerarbeiten war nichts weiter da, als einige Arbeiten von Schlegel, welcher den Herkules, wie er den Löwen erdrückt, als Basrelief in einen weißen Marmor vorgestellt hatte; das Stück war ungefehr 1½ Fuß hoch. Dabei war noch von ihm ein Medaillon mit den gepaarten Kopfprofilen des Herkules und der Omphale in feinem weißen sächsischen Marmor, nach einer Gemme vergrössert. Dieser war meisterhaft gearbeitet, und kan die geschickte Hand dieses Künstlers bei jedem, der weiter noch nichts von ihm gesehen hat, sehr empfehlen. Von seinen Arbeiten in Holz, worin er, meiner Meinung nach, am stärksten ist, war nichts in Dreßden. In reinlicher Ausführung der Ornamente sucht er seines Gleichen. Seine Blätter und Blumen sind so gearbeitet, daß sie scheinen, von der Luft bewegt werden zu können. Die andern Leipziger Bildhauer sollen sich ihn hierin zum Muster gewählt haben, ein grosses Verdienst für Schlegeln, der deshalb geehrt zu werden verdient, und also sich Ruhm zu erwerben fähig ist, ohne daß er durch Erfindungen darnach zu streben braucht.

Unter den Miniaturen fiel mir vor andern ein Christuskopf von Weise ins Auge, weil ich das Original kante,

te, welches eine Zeichnung von Oeser nach einem schönen Gnido im Schwalbischen Kabinette zu Hamburg ist. Der junge Künstler hat wohl gethan, daß er sich diesen schönen Kopf gewält hat. Man hat mir ihn wegen seiner guten Denkungsart und mannichfaltigen Geschicklichkeit, besonders auch wegen seiner Methode beim Unterricht in der Zeichenkunst, gelobt. Was ich in Dreßden von ihm gesehen, macht mich zu glauben geneigt, daß man mir die Warheit gesagt hat.

Stein, ein anderer guter Lehrer, hatte einen lebensgrossen Kopf des Moses, mit einer Hand, welche die Gesetztafeln hält, in einer Kreidezeichnung ausgeführt, die mir nicht übel gefallen hat. Fleissige Linien und kräftige Striche zeigen den guten Lehrer in der Zeichenkunst an.

Bei den Meisterwerken der Leipziger Architekturlehrer waren einige glückliche Proben vom Fleisse ihrer Schüler, worunter mancher zu eigner Erfindung sich fähig zeigte und seinem Lehrer Ehre machte. Man scheint einzusehen, daß die Baukunst nicht algemein genug studirt und geübt werden kan.

Habersang hatte ein Projekt zu einem Wetterbeobachtungsgebäude mit allen dazu erforderlichen Instrumenten äusserst fleissig aufgezeichnet und in etlichen Blättern ausgeführt. Er ist Lehrer bei der akademischen Schule, und sol in seinem Amte Treue und Fleiß beweisen. Aber für ein erfindsames Genie wollen ihn die Bauverständigen nicht passiren lassen.

Von Dauthe war ein Riß, Profil und Grund einer angenehmen und wohl proportionirten kleinen Stadtkirche da. A — e sagte mir, der Graf von Schönburg liesse sie in Waldenburg bauen. Dauthe ist wirklich ein geschickter Mann, und ich habe schon verschiedene Beweise seiner Geschicklichkeit gesehen.

Die kleinste Stadt, das unbedeutendste Dorf könte hier zu Lande, so oft Alter oder Feuerschaden Kirchen hinraffte, mit einer dergleichen Zierde versehen werden, daß nach und nach eine algemeine Verbesserung der respektabelsten Gebäude im Lande erfolgte. Aber wie geht es doch zu, daß selbst um Leipzig her die reichen Gutsbesizer so viel geschmackswidrige Kirchen bauen! Die Erbauer neuer Häuser in Leipzig müssen, meines Wissens, ihre Risse beim Rath eingeben, um zu zeigen, daß sie die Stadt wenn auch nicht verbessern, doch auch nicht verunzieren wollen. Wäre es nicht auch gut, wenn die kurfürstlichen Akademien den Kirchenerbauern auf dem Lande Modelle geben müßten, denen sie zu folgen verbunden wären? Die Bauherren würden sich dadurch Denkmäler des Ruhms, nicht der Schande, errichten, die ihnen für ihr vieles verschwendetes Geld unwissende Handwerker machen. Nach dieser guten Einrichtung des Leipziger Raths solte man von der dasigen Universität wol nicht weniger erwarten. Allein ich habe eine Nachricht gehört, die mich wundert. Der Kurfürst hat die unlöbliche Pinslerinnung in seinem Lande aufgehoben, um den Künsten diese so nachtheilige Stiefbrüderschaft aus dem Wege zu räumen: und die Universität sol den besten Willen äussern, dieses Institut zu ersezen; sie sol Zeichenmeister, Malmeister und Baumeister kreiren, und denselben viel Besoldung und wenig Arbeit geben. Das ist doch wirklich Schade! Wenn das wahr, und nicht blosser Antichambrewiz ist, so macht er der Universität nicht viel Ehre: aber zu ihrer Ehre wil ich noch nicht alles glauben.

Aus Meißen und der dortigen Zeichnungsschule war allerhand zu sehen.

Mde. Wagner hatte zwo kleine Landschaften mit Oelfarben fein und praktisch gut gemalt. Diese Künstlerinn ist eine Schwester des berümten Dietrichs.

Ehrlich

Ehrlich hatte zwo mit Wasserfarben gemalte Bataillen ausgestelt, welche ein gutes Kolorit haben, und mit viel Feuer gemalt sind; nur Schade, daß dieser Künstler in seinen Arbeiten die richtige Zeichnung und eine angenehme Ausarbeitung so sehr vernachlässiget. Seine Arbeiten können deswegen nicht genug Beifal erhalten; übrigens sah man von dieser Schule eine grosse Anzal Kopien nach Zeichnungen und Kupferstichen.

Kirsch hatte eine grosse, und für sein Alter eine vorzüglich gute, Zeichnung nach einer Gemme, welche den Sabinerraub vorstelt. Dieser junge Zeichner sol erst 17 Jahre alt sein und eben so viel Gaben haben, ein Gelehrter zu werden, als er Anlage hat, ein vorzüglicher Künstler zu werden.

Seehas, ein Meckelnburger, hatte zwo Kopien in Oel gemalt, eine nach Rubens, die andere nach der Magdalena des Raphael Mengs. Die nach Rubens ist weiger gerathen, die Schatten und die Vertiefungen an den menschlichen Figuren scheinen, anstatt ein warmes Colorit anzuzeigen, ganz Blut zu sein.

Von adelichen Personen in Dreßden waren verschiedene Pastelgemälde und Zeichnungen, auch eine kolorirte da, welche mir recht gut gefallen haben. Sie machten mir Freude, weil sie hoffen lassen, daß die Liebe zur Kunst algemeiner, und dadurch die wahren Verdienste eines Künstlers mehr erkant und geschäzt werden.

Diese jährliche akademische Ausstellung hat, wie ich glaube, ihren wahren Nuzen in Ansehung dessen, daß die Künste algemeiner und besser bekant werden. Die Säle wimmeln beständig von Menschen, die über die Gegenstände der Kunst ihre Freude bezeugen. Nur müste verhindert werden, daß einige Schüler dieser Akademie, welche Polissons sind und dabei weder Fleiß, noch Talente zeigen, keine Komplotte machen solten, um die Verdienste,

welche dieser oder jener hat, zu verkleinern und geringschäzig zu machen. Ich war immer bald mit diesem, bald mit jenem Komplot umgeben und erstaunte oftmals, wie frech ein Knabe sein Urtheil einem andern mittheilte, in der Absicht, daß dieser oder jener Anschauende es hören und Gebrauch davon machen solte. Alsdann wünschte ich, daß bei jeder Ausstellung ein geschickter und unpartheiischer Rezensent seine Meinung im Publikum bekant machte, um damit die würdigsten aufzumuntern, und jede erkaufte und erzwungene Lobrede, wo nicht ganz zu zernichten, doch wenigstens ziemlich zu unterdrücken. Diejenigen, welche sich als Genies ankündigen und fleissig sind, würden mit doppeltem Vergnügen arbeiten. Der Kurfürst würde auf solche Weise Lob und Tadel eines Jeden am leichtesten erfahren und ihm nach Verdienst mehr, oder weniger Gnade wiederfahren lassen. Man hat mich versichert, daß der Kurfürst diese Ausstellung alle Jahre mit seiner Gegenwart beehre und die Arbeiten eines jeden Künstlers betrachte. Der Graf Marcolini ist Generaldirektor der Akademien der Künste in Sachsen. Diese neue Protektion läßt alles Gute erwarten. Die Einrichtung des grossen und verdienstvollen Herrn von Hagedorn scheinet mir gründlich und für Sachsen angemessen. Seine Rezensionen waren auch die einzigen in ihrer Art. In allen war aufmunterndes Lob und väterliche Ermahnung verwebt; alle enthielten lehrreiche Verweisung zu anhaltendem Fleiß, und heilsame Regeln für Lehrer und Schüler.

Solten sie etwa von der Ausstellung dieses Jahrs andere Nachrichten erhalten, welche den meinigen entgegengesezt wären, so verspreche ich Ihnen eine genauere Auskunft darüber zu geben und, wenn es nöthig ist, zu unpartheischen Künstlern oder Kunstrichtern meine Zuflucht zu nehmen. Es läßt sich nicht begreifen, wie unrichtig das wahre grosse Genie, das mittelmässige und das schimmernde Genie bis izt erkant und verwechselt werden. Vortheilich-

theilichkeit und erschmeichelte und erkaufte Lobredner traten oft an die Stelle der Unpartheilichkeit. So geht es auch mit dem wahrhaft Nüzlichen und Thätigen. Es würde zu viel verlangt sein; wenn man in allen Theilen der Kunst Arbeiten von Künstlern sehen wolte, die den besten in Paris und in London gleich kämen, aber Sachsen hat doch Künstler in verschiedenen Theilen, welche man den besten auswärtigen Künstlern an die Seite sezen kan. Ich will ihnen nur einige Parallelen hersezen, das Resultat werden Sie selbst finden. Vergleichen Sie die Arbeiten eines Mengs und Pierre mit den Arbeiten eines Casanova, Vien und West mit Schenau; Greuze und Reynolds mit Graff; Lebas und Woollet mit Zingg (dieser hatte dieses Jahr nichts von Kupferstichen ausgestelt, welches mir sehr leid that); Wille mit Bause; Strange und Bartolozzi mit Camerata und Canale; Vernet und Wilson mit Klengel; die Zeichnungen grosser Meister mit Seydelmann. Dieser allein füllt manches Fach aus; denn ausserdem, daß er guter Zeichner und Maler ist, ist er auch als Bildhauer groß: ich will ihm also Pigal und Basse' zur Seit sezen. Vergleichen Sie nun diese Meister und wägen Sie sie gegen einander auf. Vieleicht dürften Sie an manchen Orten für einige Sächsische Künstler die Schaale gleich, oder wol gar Uebergewicht finden; vieleicht mag aber auch ihre Schaale bei manchen ganz in die Höhe steigen. Aber wahr ists doch, daß die Aufmunterung in Deutschland für Künste gar nicht die, wie in London und Paris ist. Die grossen Künstler an diesen Orten haben unstreitig einen grossen Vorzug; sie werden von Königen und Fürsten besucht, geniessen eine erwünschte Freiheit, und gewinnen jährlich mehr Souverains d'or, als die hiesigen Gulden, wenn ich auch die Besoldungen, die sie haben, mit dazu rechne. Es wäre deswegen unbillig, wenn man von allen Künstlern gar zu viel verlangen wolte. Dreßden z. B. ist nicht der Ort, wo ein grosser Historienmaler seinen Vortheil finden würde, noch weniger ein grosser Bildhauer, wenn

er sich mit Arbeiten von Marmor und Bronze verewigen wolte. Indessen kōnte ein Historienmaler, wenn er angenehme Stücke in kleinem Formate malte, so wie der Bildhauer, wenn er genug Erfindung besässe und fein ausarbeitete, ebenfals durch kleine Stücke von Seiten des Hofes und des Publikums noch immer Vortheil finden. Von kleinen Bronzearbeiten würde mancherlei Schönes und Artiges zu machen sein. Graff verfertiget durch seinen grossen Fleiß jährlich viel Porträte, und muß in Vergleichung mit andern Künstlern am meisten gewinnen. Seydelmann muß ebenfals mit seinen Zeichnungen Geld gewinnen können, ob sie gleich viel Zeit erfodern. Man wolte mich versichern, daß er für Kupferstecher nach Gemälden aus der kurfürstlichen Gallerie zeichnen solle.

Wenn Klengel gute und angenehme Arbeiten in nicht zu grossem Format lieferte, so solten sich, dächt' ich, nach und nach Liebhaber genug dazu finden. Sein Fach, das er sich gewält hat, ist für Liebhaber eins der angenehmsten.

Von den Dreßdner Kupferstechern sind mir wenig gute Verlagsarbeiten bekannt. Die Professoren Zucchi, Camerata, Canale u. s. w. Boëtius, auch Zingg sollen alle Jahre meistens Kupferstiche mit ausgestellt und an Kunsthandlungen zum Verkauf ausgeboten haben, aber, wie man mir gesagt hat, ohne den besten Erfolg. Zingg hat von seinen Arbeiten noch immer nichts herausgegeben; warum? kan ich Ihnen nicht gewiß sagen. Ich hörte, er sei mit dem Kupferdrucker nicht zufrieden, und deswegen ließe er nichts abdrucken. Freilich mag der geringe Vortheil beim Verkauf manchen Kupferstecher abhalten. Ich getraue mir aber, zu behaupten, wenn etliche thätige und beliebte Kupferstecher sich freundschaftlich verstünden, so kōnte immer ein vortheilhafter Kunsthandel errichtet werden, wobei auch Jüngere oder Schüler Vortheil haben kōnten. Durch die Rostische Kunsthandlung in Leipzig ist

schon

schon einiger Grund dazu gelegt. Da gute Kupferstecher gemeinnüziger sind, als andre Künstler, so wäre das sehr zu wünschen. Die Einrichtung der Kupferstecher-Akademie in Wien verdiente besser bekant zu seyn; ob man gleich ausser des Direktor Schmuzers Arbeit noch nichts Beträchtliches gesehen, so muß ich doch bezeugen, daß junge Künstler unter dieser Anweisung fleißig arbeiten und in einigen Jahren gewiß gute Arbeiten ans Licht bringen werden, wenn sie nur kein unglücklicher Zufall unterbricht; die sächsischen Akademien haben manchen hofnungsvollen Schüler, und wenn diejenigen, die einer Unterstüzung bedürften, sie erhielten, so würden sie bald nüzliche Künstler werden.

Ich muß Ihnen doch auch etwas von dem prächtigen Dessertservice sagen, welches für den Fürst Repnin bestimt ist. Es besteht aus einem Auffaz von Gruppen von Figuren, welche auf Postumenten stehen, in antikem Geschmack von vergoldetem Metall, in welchem die schönsten Edelsteine, welche in Sachsen zu finden, eingesezt sind, nebst vielen Fruchtkörben, Schüsseln und sechzig Tellern, deren Rand blau und gold ist. Aber in der Vertiefung der Teller ist auf jedem ein anderer Gegenstand von den besten und fleißigsten Händen gemalt. Es sol eine weitläufige Beschreibung davon unter der Presse sein. Es wäre überflüssig und auch ungerecht, wenn ich Ihnen hierüber viel Anmerkungen und Kritiken machen wolte: doch muß ich Ihnen etwas davon sagen. Mich dünkt, man solte in den Gruppen einerlei Maasstab beobachten und mehr Verhältniß im Ganzen zeigen. Die Nachahmung der Colonna Trajana z. B. ist nicht grösser, als eine Menschenfigur; und bei einer andern Gruppe ist der Palmbaum auch nicht verhältnißmässig genug. Doch schadet dieses der Schönheit und Pracht im Ganzen nicht. Es ist gut, wenn man der Porzellanfabrike in Meißen, welche doch immer die beste bleibt, den Vorwurf abwälzt,

daß ihre Malereien nicht so gut sein, wie die Berliner. Herr Schenau hat viel Verdienst darum, und man wird den Nuzen bald mehr wahrnehmen, wenn man diesen Theil in der Fabrik fleissiger und sinnreicher kultivirt.

Bei meiner lezten Reise durch Meißen erfuhr ich, daß man vorm Jahre erst den Gedanken, die Statüe Augusts III. in Porzellan zu verfertigen, völlig aufgegeben hat. Das bereits fertige Model ist aus einander genommen, und die Stücke beigelegt, auch das Haus abgebrochen worden, indem es viele Jahre lang errichtet stund, so daß wol nicht leicht wieder daran gedacht werden möchte. Da man bei einem Werke, das für die Ewigkeit geschaffen werden soll, von allen Massen nur die dazu zu wählen hat, welche die Natur selbst von jeher als die ewigste dazu anbietet; so konte ich mir es immer nicht erklären, wie einem so grossen und einsichtsvollen Kenner aller Künste, wie der König August war, in den Sinn hat kommen können, die Errichtung seines Monuments in Porzellan zu verstatten, das, ich weis nicht von wie viel Stücken, zusammengesezt worden wäre, und hierin mit der Statue des Landgrafen von Hessen Aehnlichkeit bekommen hätte, welche man aus fünf oder mehrern Stücken zusammen flickt. Wolte, oder konte man zu Cassel von der angenommenen kolossalischen Grösse des Bildes nicht abgehen, und scheute doch die damit verbundenen Schwierigkeiten und Kosten, besonders wenn man statt der Arbeit in Marmor sich zum Gusse in Metall hätte verstehen sollen, so konte doch dies hier der Fall nicht bei einem Könige sein, der nie den grösten Aufwand, oder es sei, welch Hinderniß es wolle, zu Ausführung eines wichtigen Werks der Kunst scheute. Die grosse Porzellanpuppe ist, wie man mir gesagt hat, im Gehirn eines kunstträumenden Günstlings des Premierministers entstanden, der alsdann den Gedanken vor das Ohr seines Herrn gebracht. Der König war, wie bekannt, geneigt, alles

anzu-

anzuhören, was man ihm über Neuheit oder Verbreitung der Künste vorsprach; und da er Einsichten genug in der Kunst besaß, um die Schwierigkeiten bei vorkommenden Projekten gleich einzusehen, so pflegte er oft bei dergleichen Einfällen lächelnd zu sagen: Versuchts! Ich bezahls. Seht zu, wie weit ihrs bringt. — Ich freute mich der Nachricht; denn der Gedanke, eine kolossale Statue von Porzellan stückweise gebrant und zusammengesezt, zum Denkmal eines grossen Herrn, der Kuriosität wegen zu fertigen und öffentlich errichten zu lassen, hat mir immer nicht recht in den Kopf gewolt. Der Meister selbst gewinnt dabei, daß das Werk nicht zu Stande komt; denn es verrieth überal die gute, aber im höhern Stil unbekante Modebildermodelirers.

Von auswärtigen Mitgliedern, als Hoyer, Wille, Weise, Schmutzer, Schulz u. s. w. erinnere ich mich nicht etwas gesehen zu haben. Hoyers Miniaturporträte gefielen sonst algemein; die Zeichnung war zwar immer etwas zaghaft und die Wirkung matt, aber sie waren weich gearbeitet und edel behandelt. Vom Kupferstecher Schulze, einem kurfürstlichen Pensionär in Paris, hat man sich viel zu versprechen. Von seinem Lehrer, dem grossen Wille, solte man izt wol beßre Werke erwarten, als Sapeurs und Tanten. Mitglieder, die sonst in Dreßden angestellt waren, sind, seit geraumer Zeit, Roos in Wien, Canaletti, die Frau Bacciarelli, und ich glaube auch der Theatermaler Müller in Warschau. Dieser berümte Schüler des Bibiena hat einen guten Nachahmer an Hr. Theil, einem von den vielversprechenden Künstlern, die eben izt noch auf kurfürstliche Kosten in Italien studiren. Von Canaletti hat der Kurfürst schon den größten Schaz an den vortreflichen Prospekten seiner Residenz und andrer Städte, die er alle, nebst mehr schönen Prospekten von Sachsen, die Thiele und Vollert gemacht haben, in die neuangelegte Gallerie hat bringen lassen. Diese

neue Gallerie ist dadurch eine Augenweide für Einheimische und Fremde, für Kenner und Nichtkenner geworden. Mir war sie gleichsam ein angenehmes Dessert zu dem Genusse jener unvergleichlichen Samlung, die mit wirklich weiser Wahl und den richtigsten Begriffen von einer fürstlichen Gallerie geordnet ist. Ihr erhabener Besizer wird sorgen, daß ihr nie so ein Unfall, wie etwa der Wiener, begegne. Mit wahrer Betrübniß habe ich gesehen, wie man diese vortrefliche Samlung, ich weis nicht, ob aus Gewinsucht, oder Neuerungssucht um den Karakter einer Gallerie gebracht und zu einer Bildermusterkarte reduzirt hat. Welch ein Einfall! Herr Roos und der bekante Kunsthändler von Mecheln werden für die Thäter dieses Galleriemords ausgegeben; ob es wahr ist, weis ich nicht. Von lezterem hat man michs gewiß versichert.

Die Frau Bacciarelli ist mir nur dem Namen nach bekant. Ich erinnere mich, daß ich ein Porträt von ihr, oder von der Hand ihres Mannes gesehen habe, weis aber nicht, ob mir die unglückliche Physionomie der vorgestellten Person, oder die kalte Pastellartige Manier des Bildes die Lust, es weiter zu examiniren, benommen hat. Hierbei erinnere ich mich aber an die vorzüglichere warme Pastelmalerei des Herrn Hofmalers Müller. Dieser erhebt über so manchen Oelmaler. Er sol einer von den stolzlosen Meistern sein, die sich nicht immer bemühen, vor Andern hervor zu glänzen. Er ist als ein gutdenkender Mann und wahrer Lehrer seiner Kunst bekannt, der ihre Grundsäze nicht so sehr aus seinem Munde hören, als aus seinen Werken sehen läßt.

Die Akademie hat vielleicht noch mehr Mitglieder, als ich angeführt habe. Daß sie deren hat, die es nicht sein solten, weis ich; warum sie aber keine Ehrenmitglieder hat, weis ich nicht. Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen in meinem ersten Briefe von den Herren Kindermann, Dolst, Mietsch, Reinow, Stölzel, Holzmann, Raspe,

spe, Toscani etwas gesagt: es ist leicht möglich, daß ich sie in der Eilfertigkeit übergangen habe; und es konte bei mir auch wol nicht anders sein. Alle diese Künstler haben, jeder in seiner Art, viel braves. Tiebel und Nathe, ein paar junge Landschafter, sind mir vermutlich unter der Menge entwischt. Vielleicht habe ich noch manches andere übersehen, aber es geht nicht anders, zumal wenn man glaubt, daß man nicht das lezte Mal da ist.

Von der Ausstellung hätte ich Ihnen nun wol alles gesagt, was ich izt noch aus dem Kopfe und meiner Brieftasche Ihnen sagen kan. Sie können es von mir erwarten, daß ich unpartheiisch bin, und wissen, daß ich von keinem aller dieser Künstler Vortheil oder Nachtheil zu erwarten habe.

Ich war über die tägliche Anzahl der Personen, die diese akademische Ausstellung besuchten, ganz erstaunt. Alles, was in Dreßden lebt, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, von den ältesten Personen bis auf Kinder von 2. 3 Jahren, besahen sie. Es mußten sehr oft und viel Leute vor der Hausthüre stehen bleiben, weil die Zimmer bis an die Treppen hinunter zu vol waren. Freilich mag das Porzellan viele gelockt haben, welche sonst nicht gekommen wären: indessen sollen die Zimmer doch immer sehr vol sein. Ich bemerkte auch, daß die Arbeiten der Künstler in den ersten 8 Tagen, als das Porzellan noch nicht zu sehen war, mit mehr Vergnügen angesehen wurden. Es ist interessant, das vermischte Publikum bei dergleichen Vorfällen zu beobachten. Es kamen Personen von hohem Stande, welche, wie man mich versicherte, so schwache Augen hätten, daß sie ohne Brille nicht sehen könten. Diese redeten von allem so bestimt, als wenn sie wirklich die schärfsten Augen hätten, waren aber meist der entgegengesezten Meinung. Es waren andere reiche Personen da, welche die Kunstwerke wirklich ehren und lieben sollen: aber sie wenden darum von ihrem grossen Vermö-

gen

gen nicht das geringste daran. Eine dritte Gattung schien auch Liebhaber der Künste zu sein; indessen wünschten sie ganz laut, daß sie lieber das Geld haben mögten, als die Kunstwerke, besonders das Porzellan. Ich hörte auch viel richtigdenkende Personen, welche zum Glück der würdigen Künstler durch gemeinschaftliche Stimmen, die bis zum Thron erschallen, nüzlich werden. Freilich werden wieder Intriguen dagegen gespielt. Mir ist kein Hof bekannt, wo nicht dieser oder jener durch Intriguen sich empor heben und andre drücken wolte. Der eine hat die Gabe der Windbeutelei, sich Freunde zu machen; der andre trachtet, sich Freunde zu erschleichen. Aber die Stimmen des Publikums, welches ganz unpartheiisch ist, müssen endlich die Oberhand behalten. Mit dieser jährlichen Ausstellung macht der Kurfürst dem Publikum ein wirkliches Geschenk, und sie kan von grossem Nuzen sein. Rechtschafne patriotischgesinnte Personen solten in Zukunft das Publikum mit unpartheiischen Rezensionen beschenken. Mir sind ein paar bekant, die neben ihrer Rechtschaffenheit auch brave tiefe Kunstkentnisse haben. Gelehrte, die von der Kunst nur die Oberfläche kennen, wenn sie nicht viele Jahre hindurch sich die Urtheile der Künstler und Kenner bekant gemacht, auch selbst Hand angelegt haben, können artig und geistreich darüber schreiben. Aber dieses dient nur zum Zeitvertreib, und der Künstler wird dadurch eben so wenig belehrt, als das Publikum. Freilich erfodert das einen Mann, welcher sich selbst schämte, ehe er eine Lüge hinschrieb. Auch müßte er immer das ganze Kunstpublikum vor Augen haben, welchem er Rechenschaft zu geben schuldig ist. Wie viel Gutes könte er dadurch stiften! Und ganz gewiß würde es ihm nie an dem Beifal seines Herrn fehlen.

Ich hätte noch Manches über den Zustand der Künste in Sachsen auf dem Herzen; aber die Zeit erlaubt mir nicht, Ihnen alles mitzutheilen. Doch noch einiges, was mir beifallen wird.

Ich habe über die Errichtung dieser drei Akademien meine Betrachtungen angestelt und finde sie dem Lande ungemein nüzlich. Es giebt freilich viele, die nicht begreifen können, wo eigentlich der Nuzen steckt, da sie die Vortheile davon nicht baar in ihre Kassen fliessen sehen. Manche sehen sie für nichts, als Zeitvertreibe für junge Leute an; sehen nicht, was sie für Einfluß auf Handlung und Handwerker haben. Was ist nicht die Zeichnungsakademie in Leipzig für ein herrliches Institut, zugleich für die Universität. Hier fällt ihr Nuzen recht sichtbar in die Augen; welche andre Universität genießt dieses Vortheils! — Wittenberg hat nunmehro doch auch etwas; der Herr von Hagedorn hat ihr seine Gemäldesamlung vermacht, auf die es immer stolz sein kan. Meißen hat für die Porzellanmanufaktoristen seine eigne Zeichenschule. Und wie könte die Bergakademie in Freiberg ohne Baulehrer und Zeichner einen so glücklichen Fortgang haben! Die Residenz bedarf keiner Vermehrung der Kunstsamlungen: viele Gemälde liegen aus Mangel des Raums verborgen und dürfen nur ans Licht gebracht werden. Wie man mir gesagt hat, so sol das auch geschehen. Die Bibliothek, die Antikensamlung und das Münzkabinet sollen künftig unter einem Dache beisammen wohnen. Die schon ehemals zahlreiche Bibliothek ist noch durch den Ankauf der Brühlischen und Bünauischen so verstärkt worden, daß sie ihr voriger Raum nicht mehr fassen kan. Sie sol in das japanische Palais gebracht werden, nachdem darin eine äussere und völlig innere Veränderung erfolgt sein wird; denn es werden darin Zimmer, Säle und Gallerien angelegt, für die Aufstellung der Bücher, für das vortrefliche Münzkabinet und für die grosse Samlung von antiken Statuen und andern Marmorn, dergleichen man ausser Italien sonst aller Orten vergebens aufsucht. Es wäre schön, wenn man in der Mitte dieses neuen Tempels des Geschmacks die Statue des würdigsten Enkels der Sächsischen Auguste errichtete.

Was

Was für Gelegenheit in Sachsen zu studiren! Auch in Leipzig sind ein paar schöne Kabinetter, des Winklerische und Rittersche. Doch die kennen Sie. Ausser diesen giebt es noch manche kleine Samlung, die oft unbegüterte Leute haben. Es ist Schade, daß Winkler, dem Leipzig in der That viel zu danken hat, seiner Samlung kein besonderes Haus anweiset. Sie steht nicht gut, und den schönsten Theil seiner Samlung bekommen die meisten nicht einmal zu sehen. Die Richtersche Samlung ist fast so gut wie verschlossen: es ist zu bedauern, daß sie nicht in solche Hände gefallen, wie von seinem Bruder. Das war ein wahrer Kunstfreund. Ich habe zu fragen vergessen, ob die ästhetische Geselschaft noch existirt, die er gestiftet hatte. Ich segne sein Andenken, so oft ich die Nachricht von seinem Leben und seinem Kabinette, die Herr Weiße in seiner Bibliothek beschrieben hat, aufschlage.

In den drei Akademien wird der Unterricht umsonst gegeben. Der Kurfürst läßt auch von Zeit zu Zeit Gelehrte, Künstler und Virtuosen nach England, Frankreich und Italien reisen, um die Früchte jener Lande gegen die einheimischen zu prüfen. Alle brave Künstler sind pensionirt, und werden, wenn hohes Alter, oder Verlust der Gesundheit ihnen zu arbeiten verbietet, nicht ihrem Schicksal überlassen, wie Rode, Meil, Chodowiecky. Es wird auch immer für gute Lehrer und Vorsteher der Künste gesorgt und ihr Abgang ersezt. Oeser, Schenau, Zingg, Graff, Bause sind wahre Zierden der Akademie. Auch Hutin und Dieterich waren es. Ihr Verlust ist noch nicht ersezt; und Hagedorn — Der ist nicht zu ersezen. Ich hörte, daß er keinen andern zum Nachfolger gewünscht, als den Herrn von Schachmann. Da der Kurfürst schon so ansehnliche Akademien besizt, so wünschte ich, daß er sie noch mit manchen guten Künstlern verstärkte und verbesserte. Maron, Tischbein, Nahl, Kobell, Guiball, Rode, Chodowiecky und Andre haben

ben vieleicht nicht alle Versorgungen, die ihren Verdiensten gemäß sind. Man könte ihnen Pläze anweisen, die entweder gar nicht, oder nur mit besoldeten Männern besezt sind. Den meisten Mangel merkt man an Kupferstechern.

Was mir in Sachsen noch gefält, ist die Errichtung kleiner Monumente in Gärten, auf öffentlichen Wegen und dergleichen. Dies verschönert die Natur, vermehrt den Geschmack und ist ein neuer Zweig, die Produkte des Landes wohl anzuwenden. Oeser hat schon manches schöne Werk daraus geliefert. Eben sah ich aus dem Scipio des Professor Clodius, der mir hier in die Hände fiel, daß auch Merseburg eine schöne Zierde an der Statue der Mildthätigkeit von Oeser aus weissem, sächsischen Marmor hat. Ich hatte unserm R. versprochen, ihn auf meinem Wege mit zu besuchen: aber dies Mal war es nicht thunlich; vieleicht kan ich es auf meinem Rückwege thun, wo ich wieder über Leipzig zu gehen gedenke, und auch Oesers eigene Bekantschaft suchen werde.

Ich kan mich nicht genug wundern, daß Oesers Eifer für die Aufnahme des sächsischen Marmors nicht mehr unterstüzt wird. Das Vorurtheil für den Italienischen kan nicht Schuld daran sein; denn fast in allen guten Häusern sieht man Gefässe und Tischblätter von Würtemberger und Bayreuther, am meisten Salzburger und Blankenburger Marmor. Diese werden in grosser Menge ins Land gebracht und theuer genug bezalt, ohne daß ein Mensch dabei an das eben so mannichfaltig schöne, und eben so gute und dauerhafte eigne Produkt denkt. Die Arbeiter bewerben sich in diesen Provinzen um gute Originalzeichnungen und holen, wie man mich versichert hat, solche auch aus Sachsen. Sie führen alles meisterhaft aus, wobei es sich zeigt, daß sie besonders gute Polirmühlen haben, die hier zu Lande noch zu fehlen scheinen, und doch, dächte ich, hier eben so leicht, als dort, an-

zulegen wären. Das Deklamiren einiger Naturkundiger gegen die einheimischen Marmore macht auf mich wenig Eindruck, da ich gefunden, daß sich ihre Meinungen nicht auf Erfahrung, sondern auf die Säze älterer Schriftsteller gründen. Es könte ihnen leicht, wie dem berühmten Antiquar Borrioni gehen, der unsre deutsche Marmor alle für italienische annahm. Geübte Bildhauer, denen viele Arten von Marmor vorgekommen, würden hierin wol am sichersten entscheiden.

Zu Grünhain bricht rothfleckiger Marmor, dergleichen Oeser zum Säulenstücke des kleinen Gellertschen Monuments verwendet hat: ich meyne sein *allerliebstes* Model ungefähr vier Fuß hoch. Die Kinderpuppe ist mit vielem Geiste in Thonerde ausgedrückt, gebrant und bronzirt und von keiner andern Hand berührt, als der seinigen; sie ist also weit origineller, als das grosse Monument. Unmöglich kan das wahr sein, was der Beschreiber des Gellertschen Monuments von der Vervielfältigung desselben sagt: es kan unmöglich, wie er doch behauptet, nach dem Originalmodelle kopirt sein, da nicht einmal die architektonischen Verhältnisse beobachtet sind, und die Kinder nichts weniger, als den Karakter der Grazien haben. Wie viel verliert das Original, wenn man es nach diesem Werkchen beurtheilt, das doch wenigstens nicht mehr hintergehn solte, als die Kupferstiche, so darnach gemacht werden sind.

Da ich Ihnen gesagt, daß mir die Denkmäler so wohl gefallen, die man in Sachsen findet, so muß ich Ihnen aber auch sagen, daß es mich sehr wundert, in einem Lande, wo die Litteratur und der gute Geschmack sich am meisten ausgebreitet haben, so schlechte Inskriptionen zu finden. Der lange Zeitungsartikel auf Gellerts Monument, das in der Kirche steht, und die Parentation auf dem Denkmale der Neuberin solten billig ausgewischt werden. Die Inskriptionen sollen keine abbrevirte Lebensbeschreibun-

schreibungen der Verstorbenen sein. Seze man doch lieber zu ihrem Namen etwas für Geist und Herz der Lebenden darauf!

Bei Gelegenheit der Denkmäler muß ich Ihnen sagen, daß ich Vasen gesehen habe, die, dünkt mich, auch zu einem so edeln Gebrauche bestimmt waren; sie waren schön und groß, von Ophitis und völlig im unantikem Geschmack. Man sagte mir, daß sie zu Zöbliz, wo der Stein bricht, gearbeitet werden. Nachdem Oeser durch Vorstellungen gehindert hat, daß nicht mehr aller Marmor, wie sonst, zu Kalk gebrant wird, so bewirkte er auch die Genehmigung zum Gebrauche dieses so lang ungenuzt gelegenen Bruchs, der die beste Steinart darbietet. Er hat grosse Blöcke nach seinen Zeichnungen und Modellen zu Vasen, Büsten, Piedestallen und dergleichen verarbeiten lassen. Wenn ein geschickter Bildhauer die lezte Hand daran legte, so weis ich keine edlere Zierde für ein wohldekorirtes Zimmer. Weil aber dieser Stein in Sachsen zu lauter Kleinigkeiten verbraucht wird, hält man ihn für unbedeutend. Noch mehr wundert es mich, daß man so wenig Gebrauch von der vortreflichen Terra sigillata macht; da man doch durch den rechten Gebrauch dieses eignen Produkts verhindern könte, daß die Engländer für ihre neuern geringern Erfindungen der Art nicht so ansehnliche Geldsummen aus dem Lande ziehen.

Ich hätte Ihnen freilich noch manches zu erzälen, aber ich wil das alles versparen, bis wir wieder beisammen sind. Jzt muß ich ohnedem abbrechen. Wollen Sie ja unsern Freunden etwas aus meinen Kunstnachrichten mittheilen, so entschuldigen Sie mich, wo Sie können, besonders wegen der Freimütigkeit, mit welcher ich meine Gedanken heraussage. Meine Absicht kan nicht sein, Jemanden zu beleidigen, da meine Urtheile bloß an einen Freund gerichtet sind. Wiederholen Sie ihnen allemal, daß ich sie bloß für Sie aufgezeichnet habe, daß sie nicht immer

mir allein zugehören, daß ich sie nicht halsstarrig behaupte, daß ich sie aber auch gegen Niemanden anders vertheidigen mag, als gegen Sie. Ich bin u. s. w.

4.
Ueber Schweigen und Reden. *)

Ein verschwiegner Mann ist eine sehr schäzbare, ein geheimnisvoller eine sehr lächerliche Person.

Wilst du ganz verschwiegen sein, so mache, daß niemand mutmasse, du habest etwas zu verschweigen;

Wilst du es blos scheinen, so thu wichtig:

Allzuverschwiegen ist ein verschloßner Kasten, den niemand brauchen kan; Verschwiegen in gewisser Maase, ein Behältniß, zu welchem nur der rechte Herr den Schlüssel hat.

Der wahre Verschwiegne weis selten, daß er es ist. Schwazhaftigkeit ist ein Fehler für ihn, den er nicht begreifen kan; dessen Dasein er sogar läugnen würde, säh' er solches nicht durch Beispiele bewährt.

Es giebt Plauderer, die durch Reflexion und durch Schaden sich bessern. Sie sind Bäre, denen man beigebracht hat, auf zwei Füssen zu gehn. Gebt eine Weile nicht Acht auf sie, und ihre Natur kehrt zurück. So hab' ich ihrer gekant, die wenigstens ihren Wänden wieder erzälten, was sie den Menschen nicht erzälen durften.

Der Freund, der unser Geheimnis verschweigt, selbst wenn man ihm Gold und Ehrenstellen dafür biettet, ist ein theures Gut; der, welcher es auch dann bewahrt, wenn

*) Leicht möglich, daß die meisten dieser Reflexionen schon in tausend Büchern stehn! Aber auch ganz gewiß, daß ich sie dort nicht abschrieb! M.

wenn seine Geliebte ihm mit Küssen schmeichelt, und mit Bruche dräut, ein unschäzbarer Schaz.

Es ist oft ein sehr feiner Betrug, zu thun, als ob man nichts verschweigen könne. Man sucht in dem Schranke keine Heimlichkeit, den sein Herr offen stehn läßt.

Zu beklagen ist, wer eigne, zu verabscheuen, wer Freunde Geheimnisse nicht verschweigen kan.

Wer seine eigne Schande ausplaudert, dem leih' ich nie auf Wechsel. Wie sol er mir Wort halten, da er das sich selbst gegebene nicht hält?

„Sprich! damit ich dich kennen lerne!„ rief ein alter Weiser einem jungen Fremdling zu. — „Ich dächte, auch mein Schweigen spräche! „hätte dieser antworten können.

Der spricht selten gut, der nur von Einer Sache zu sprechen weis.

Und der fast niemals, der von allem spricht.

Man malt und bildet die Verschwiegenheit gemeiniglich mit dem Finger auf dem Munde. Man solt' ihr auch einen Schleier über das Gesicht hängen; denn die Blicke und Mienen mancher Menschen sprechen mehr, als die Zunge des ärgsten Schwäzers.

Von Jemanden sagen: daß er ein verständiger Mann sei, daß er aber nicht schweigen könne; ist eben so viel: als die Keuschheit eines Mädchens rühmen, mit dem Zusaze: daß sie jezuweilen Mutter werde.

Jede Schwazhaftigkeit ist eher zu vergeben; als wenn man in einem abergläubischen Lande über Religion schwazt.

„Reden hat mich oft, Schweigen nie gereut, pflegte Xenokrates zu sprechen. Ein Beweis, daß er nie verliebt gewesen, denn da bringt ein blödes Schweigen uns oft Nachreue gnug.

Ihr meint: Reden noch öfterer? Wer hat das geleugnet! Aber Xenokrates sprach: Nie!

Wenn es wahr ist, was Brüyere sagt, — wie es mir denn wahr zu sein scheint, — daß wir Männer besser fremde, die Frauenzimmer ihre eignen Geheimnisse verschweigen; so ist dies eine Bemerkung, die unserm Herzen rümlich ist; denn sie macht uns minder selbsüchtig. Ob sie unsern Kopf auch ehrt? wär' eine andre Frage.

Nichts kan der Jüngling leichter verschweigen, als einen empfangnen Korb. Nichts leichter der Mann, als einen verdienten Verweis von seinen Obern Nichts leichter der Greis, als einen gefundnen Schaz, oder einen erschlichnen Gewinst.

Schwer hingegen verschweigt sich erlittnes Unrecht; noch schwerer jähling zugefallnes Glück; am allerschwersten unvermutet erhaltne Gunst des schönen Geschlechts; — versteht sich, wenn man noch fern vom dreissigsten Jahre ist.

A. Drei Jahr nun brenn' ich schon von Liebe gegen Sie, schönstes Mädchen; und noch errieth's niemand! Noch sagt' ich niemals ein Wörtchen davon! Was denken Sie von meiner Zärtlichkeit?

B. Daß ihr Brand der Brand eines Schwefelhölzgens sein müsse. Eine Fackel läßt sich nicht so lange verbergen.

Jüngling, bei deiner zweiten Liebe verschweige ja das Glück und die Heimlichkeiten deiner ersten! Dein Mädchen forsche, wie sie will; Schweige. — Sie stelle sich noch so zornig über dein Mistrauen an; Schweige! — Sie drohe dir mit völligem Bruche; dennoch schweige! — Im Herzen schäzt sie dich dann doppelt hoch; denkt sicher an keinen Bruch; und überläßt dir Kranz und Gürtel zehnmal unbesorgter; denn sie weiß, daß du schweigen kannst.

Der

Der Schwazhafte hingegen, sein Anfang sei noch so siegend, seine Dauer ist kurz. Er ist der Husar im Kriege: leicht prellt er an den Feind, und leicht prellt er zurück.

Dem Mädchen, das ihre Liebe ganz zu verschweigen weis, dem wolt' ich Welten anvertrauen, hätt' ich nur erst ihre Redlichkeit gnug geprüft. Aber mit Mistrauen heb' ich stets Bekantschaft mit ihr an. Wer will, sobald sie unedel denkt, ein Herz ergründen, das so grundlos ist, selbst die Liebe verbergen zu können?

Der Arzt, der die heimliche Gebrechen seiner Kranken, der Priester, der die Sünden seiner Beichtkinder, und der Rechtsgelehrte, der die Blössen seiner Klienten ausschwazt, verdient Verachtung und Strafe; mehr als alle drei die Geliebte, welche die Fehler und Geheimnisse ihres Liebhabers ausplaudert.

„Was meinst du, Liebe?„ fragt' eine Freundin die trostlose Floria. — „Ach der Freund meines Busens mußte sich trennen von mir zu einer fernen, fernen Reise!„ — „Und solt' er dir nicht treu bleiben, da du ihn so zärtlich liebst?„ — „O ja! das hoff ich; deß trösten mich die tausend Eide, die er mir beim Abschiede schwur.„ — „Schwur er sie?„ — „Allerdings; und mit einem Reichtum von Beredsamkeit, vor dem mein Kummer selber schweigen mußte.„ — „Wirklich, gute Floria? o nun beb' ich für ihn und dich. Nicht wahr? Du kontest ihm nur wenig drauf erwiedern?„ — „O nichts, nichts, als Thränen und einzelne Silben!„ — „Dacht ichs doch! Ich wolt', ich wolte, auch dein Geliebter hätte weniger schwören und reden können.„ — Einen Monat drauf ward seine Untreu kund.

Das Mädchen, das verschwiegen gegen ihren Geliebten ist, liebt ihn vieleicht nicht ganz; ein Weibchen, das Geheimnisse vor ihrem Mann behält, liebt ihn gewiß nicht so, wie sie sol.

Es ist eine kützliche Sache, die Kassen der Fürsten zu führen und zu bewahren; Aber noch dreimal kützlicher, um ihre Geheimnisse zu wissen.

Grossen dieser Welt, zittert vor dem Stolzen, den ihr Unrecht thut, und der — schweigt!

Es ist oft ein feiner Kunstgrif stolzer Bescheidener, Schwäzer zu ihren Freunden zu haben; Ihr eigner Mund schweigt dann vom eignen Verdienste, überzeugt, daß ein fremder schon genug davon spreche.

Wer Laster verschweigt, wo keine Pflicht der Schonung ihm obliegt, der geh' in den Wald, und suche sich Gefährten! Er wird bald der Justiz fürchterlich werden.

Wenn ein Fremder im Begrif steht, euer Geheimniß zu errathen, so eilt, es ihm selber, als Freund, zu entdecken! Anvertrautes Gut bewahrt der Rechtschaffene; über selbsterworbenes schaltet er nach Gutdünken.

Das kan ich auch machen! spricht der Stümper, wenn er Männerwerk sieht. Der Meister schweigt und — machts.

Vieleicht bald ein mehreres!

A. G. Meißner.

5.

Ueber die Preißfrage der Berliner Akademie von der Täuschung.

Die Berliner Preißaufgabe, ob irgend eine Art von Täuschung dem grossen Haufen zuträglich sein könne? ist von einigen mit ja, von andern mit nein und vielleicht von keinem aus dem rechten Gesichtspunkte beantwortet worden. Seit einiger Zeit machen sich viele über die Frage selbst lustig. Im deutschen Museum erklärt sie Sonnenfels

fels *) für bôotisch; der Herausgeber der Briefe über die Bibel im Volkston, hält sie, so wie sie gestellt ist, nicht der Beantwortung wert; der Verfasser des proces des trois Rois greift sie mit seinen gewönlichen Polkstonnerien an, und was weiß ich, von wem sonst noch darüber räsonnirt oder deräsonnirt sein mag.

Die Berliner Akademie geht mich nichts mehr an, als die zu Akapulko, wenn dort eine existirt, allein unausstehlich ist es, Männer zu sehen, welche sich Strohbilder machen, und sich denn, wie die Kinder, weidlich freuen, wenn sie die Strohbilder, denen sie ihrer Gegner Namen beilegen, mit Hasenpappeln niederschlagen können.

Vieleicht hatte die Akademie ihre guten Ursachen, warum sie die Frage so algemein abfassete; indessen war es die Sache derer, welche sie beantworten wolten, diese oder jene einzelne zweifelhafte Punkte heraus zu greifen, um zu untersuchen, ob algemeine Aufklärung darin unschädlich sei oder nicht, und daß es dergleichen zweifelhafte Punkte gebe, ist wenigstens — ich wil nicht sagen mir, sondern — vielen sehr aufgeklärten Männern gar nicht zweifelhaft.

Daß es gut sei, wenn der Schuster Aufklärung genug hat, um zu wissen, ob das Leder, was er verarbeiten wil, tauglich ist, oder nicht, darüber kan kein Streit sein. Aber giebt es denn z. B. in der Theologie gar keine Gegenstände, in Ansehung welcher man in allen Ländern das Volk täuscht und täuschen zu müssen glaubt? Unterschiden nicht grosse Kirchenlehrer deswegen unter Theologie und Religion, wovon sie diese für das Volk, jene aber für die Gelehrten bestimmen?

Sehr viele der aufgeklärtesten Männer zu allen Zeiten, haben die geoffenbarten Religionen verworfen, und manche sogar den Grund der sogenannten natürlichen Re-

*) Ostermond 1782. S. 324.

ligion durch scharfsinnige, obgleich unrichtige Beweise, wider die Existenz Gottes untergraben, aber deswegen nicht immer für zuträglich gehalten, die Resultate ihres Nachdenkens unter das Volk zu bringen. Ohne mich hier weder für noch wider geoffenbarte Religionen zu erklären, kan ich so viel immer annehmen, daß zu vieles Licht den Altären eben nicht sehr günstig sei. *) Nun kenne ich sehr rechtschaffene und tugendhafte Männer, die der Meinung sind, wenigstens das Volk — diejenigen darunter, welche Federhüte und seidene Kleider tragen, mit eingeschlossen — müsse Religion haben. Die Wirksamkeit der Eidschwüre und mithin auch die Sicherheit des Eigenthums der Bürger im Staate hange davon ab. Die natürliche Religion sei allein auch nicht einmal hinreichend, weil der grosse Haufe zu sehr am sinnlichen klebe. Wer also dieses oder jenes für geheiligte Blendwerke halte, dieses oder jenes durchschaue, solle sein Wissen für sich behalten, u. s. w.

Einige andere eben so rechtschaffene und tugendhafte Männer halten dafür, durch gute Gesezgebung und gute Erziehung liesse sich alles bewerkstelligen, was man nur immer von der Religion erwarten könne, und man bedürfe dieses Ressorts, welches freilich zu allen Zeiten, bei irgend einer Ueberspannung oft grossen Nachtheil gebracht hat, ganz und gar nicht.

Wer hat nun Recht? Ich mag darüber nicht entscheiden. So viel weis ich aber, daß die Fragen: In wie fern wirkt Religion als politische Triebfeder auf das Volk? Wird auch auf Rechnung der Religion etwas geschrieben, was andere Triebfedern hat? Was können gute Geseze und gute Erziehung in dieser Rücksicht bewirken? Ist

*) Mit den wenigen, welche mir diesen Saz im ganzen Ernst nicht zugeben zu können glauben, und mit den vielen, welche aus Politik ihn läugnen zu müssen glauben, kan ich mich für diesesmal nicht abgeben.

Ist es möglich, gute Erziehung so allgemein zu machen, als nöthig ist, wenn sie die Stelle der Religion vertreten soll? — daß, sage ich, diese Fragen noch nie recht gründlich und unpartheiisch untersucht, wenigstens bei weitem noch nicht erschöpft worden. Wäre ich reich, so würde ich einen Preiß auf die beste Beantwortung derselben sezen; nun aber muß ich es dem Glück allein überlassen, ob irgend jemand, der Beruf und Talente genug dazu hat, sich aus Liebe zu dem bono et honesto daran machen will.

H. L. W. B.

6.

The Apparition,

translated from the German of Fr. Leop. Count Stolberg. *)

Reclin'd I lay on graſſy bed:
Spring ſcatter'd odours o'er my head:
On her alone I muſ'd, who of my ſoul
Alike by Day or night fills and inſpires the whole.

The falling bloom, dew-dropping skies,
And lulling Zephyrs cloſ'd my eyes,
Juſt as the ſpangled Ev'ning 'gan appear,
And Philomela's notes died on my ſlumb'ring ear.

When, lo! a Form celeſtial bright
In viſion broke upon my ſight:
The gleam of Heſp'rus in her eyes I view'd;
Her heav'nly ſmiling lips exhal'd Beatitude.

*) S. den Voß- und Göckingkischen Musenalmanach 1782. S. 34.

Like waves by Vesper ting'd with gold
Her robe in many a rosy fold
Flow'd o'er her limbs ligt-gliding o'er the ground,
While clouds of fragrance shed Ambrosia all around.

Thou knew'st me once with accent mild
She said, while ev'ry feature smil'd,
Thou knew'st me once the heav'nly form pursu'd.
And with a nectar drop my trembling lips bedew'd.

„Ioy is my name; with endless flow'r
In realms immortal blooms my bow'r:
Yet stoops my pinion e'en to earth below,
And with my nectar draughts I sweeten mortal woe."

„I love the; come, to me devote
Thy beating heart, thy trembling note;
O come, and banish her, who of thy soul
Alike by day or night fills and inspires the whole."

„Goddess," cry'd I, „the mortal race
Incessant sigh to see thy face:
In thee Immortals find their highest bliss;
I love thee too, but, oh! spare, if I judge amiss."

„Lo! to attend the I forbear!
Yet spare the mortal, Laura spare:
How can I banish her, who of my soul
Alike by day or night fills and inspires the whole!

As light'ning quick she fled, and I
Awoke as quick: my heart beat high;
Yet still it beat for her, who of my soul
Alike by day or night fills and inspires the whole.

J. Six.

---

7. An

7.

An Schiller.

Des Trauerspiels hoher Genius
hielt noch den Thränenträufelnden Flügel
über Shakespears heiliger Asche,
mutterhaft klagend, gesenkt.

Und Gallien winkte dir, Genius!
Siehe, rief es, wir Klügeren haben
unsre Kräfte gefesselt; beherrsch' uns! —
Aber du merktest nicht drauf.

Und Gallien grämte sich wenig deß,
machte sich einen lastenden Götzen.
Vor dem Trügenden knieen sie knechtisch;
aber du merkest nicht drauf.

Nur Ein Jahrhundert, so hat die Zeit
diesen zu wölkenden Schutt verwittert,
unterm Schutte die Opfer vergraben —
aber du merkest nicht drauf.

Doch jauchze du stolz, mein Vaterland!
Einst erhob sich des Genius Auge;
heiter blickt' er herüber; er schwebte
eilend herüber zu uns.

Wie breitet' er nun die Flügel aus!
Unter'm athmenden Schatten der Flügel
weh'' es heilige, mächtige Weihe
dem, der das Wehen verstand;

Und mit des Adlers stürmendem Flug
auch des Adlers entfaltende Blicke
und der Taube süsse, sanfte Einfalt
dichterisch in sich vereint.

Natur, dich liebet der Deutsche noch!
Denn es fanden der Edlen sich manche,
fühlten die Weihe des Genius, sangen,
was der Vergessenheit trozt.

Und — schwiegen! Deß zürnte der Genius.
Zürnend schlug er die Schwingen, und dräute
rückzueilen, und hob schon die Schwingen,
nimmer zu schweben um uns.

Doch plözlich hörte sein lauschend Ohr,
Schiller, in deinem strebenden Busen
brausen der hohen Begeisterung Gluten,
brausen der Räuber Entwurf.

Er staunt' entzückt, schwebt' über dich hin,
sieh! da entrauschet' ein Kiel der Schwinge.
Den erhaschtest du, schriebst mit dem Kiele
Worte der Ewigkeit auf.

Jezt klaget nimmer der Genius:
Shakespearn fand er in Schillern wieder.
Schiller! dich liebet der Genius; Dichte,
daß er nicht zürne mit dir!

Fr. Wilh. Jung.

---

8. Cerbe=

8.

Cerberus und der Mops des Fürsten.

Cerberus hielt Wache vor dem Thor des finstern Hauses, als ein schöner Mops heran gewackelt kam.

„Woher, kleiner, dicker Kamerad?“ rief ihm jener. „Deinem Wanst nach warst du der Schooßhund eines Weibes und hast dich auf der Oberwelt zu Tode gefressen.“

„Nicht errathen“! keuchte der neue Ankömling. „War etwas höheres, der Liebling, aber auch der getreueste Diener eines Fürsten.“

„Und so fett!“ erwiederte jener, indem er seine drei Köpfe verwundernd schüttelte. „Aber was hast du für einen rothen Fleck auf deiner schwarzen Schnauze?“

„Es ist ein Gnadenzeichen,“ sprach Möpschen. „Wenn der Fürst in der Laune war, ließ er mir geschmolzenes Siegellack auf die Nase träufeln, und drückte sein Wapen darauf. Ich litt es, wie es einem treuen Diener ziemt, geduldig. Aber jüngst schlug der Brand dazu und schickte mich in die Unterwelt.“

„Daß dich der Geier mit deiner Treue!“ brüllte Cerberus, daß die höllische Pforte wiederhallte. „Wenn die Lieblinge der Fürsten solche Gnadenzeichen bekommen, wie müssen sie denen mitspielen, denen sie ungnädig sind.“

„Du hast, scheint es, keinen Begrif von Attachement,“ versezte Mops. „Ich hatte sonst ein vortrefliches Leben, ruht' auf einem samtnen Polster mit Gold, fraß Zucker und Konfekt aus den Händen meines gnädigsten Herrn, wurde von allen andern Hunden geliebt, und sogar von Hofleuten beneidet.“

„Her-

„Herein!“ brummte Cerberus mit Verachtung, „weil du ein Mops bist. Aber laßt mir die Hundeseelen kommen, die dich beneiden konten.“

9.
Anekdote zu Rabners Leben.

Rabner, unser bekanter Satiriker, war von etwas weichlicher Natur, und daher für alles, was körperlichen Schmerz und Krankheit nur von weitem ähnelte, sehr empfindlich. Als er deswegen gegen das Ende seines Lebens einige von den Anfällen erfuhr, die in der Folge wirklich seinen Tod verursachten; traf er mit seinem Arzte die Abrede: Ihm, wenn er Gefahr verspüre, statt mündlicher Todesankündigung, sogleich seinen Beichtvater mitzubringen; denn dies stumme Zeichen werde dann minder Schreckliches und zugleich mehr Nuzen für ihn haben.

Der Arzt versprachs, sezte seine Besuche fort, und brachte den Kranken bald zu einer merklichen Besserung. Eines Tags, bei seinem gewönlichen Morgenumgang, begegnete ihm an der Hausthüre unsers Dichters, der Pastor O**, und fragt' ihn: zu wem er gehe?

„Zum Steuerrath Rabner.

„Wie, Rabner krank? Rabner, mein guter Freund, mein Beichtsohn! Und das weis ich nicht einmal; hab' ihn noch nicht besucht! Ist er denn lange schon unpaß?

„O ja, eine geraume Weile schon.

„So warten Sie doch, nehmen Sie mich mit!

Der

Der Doktor, der Abrede ganz uneingedenk, ließ es sich gefallen; aber der Kranke, der sich eben recht leidlich befand, gedachte ihrer desto besser.

„Ha, Sie mit? rief er, als er den Geistlichen hereintreten sah: Ich verstehe das Zeichen. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Pastor! Noch hatt' ich mich Ihrer nicht versehen; aber wenigstens sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet zu meiner Abfart finden.„

„Was meinen Sie damit, Herr Steuerrath? fragte der Arzt, der nach dem Puls fühlte und ihn recht gut befand; ich freue mich, Sie so munter zu treffen.

„Recht so, recht so, mein Herr! Das ist die Sprache, über welche wir einig wurden. — Ich sehe, daß Sie ein baldiges und tödtliches Rezidiv befürchten.

Jezt erst besann sich der Arzt, versicherte hoch und theuer, daß dies, was ihm Vorsaz schiene, blosser Zufal sei; aber es kostete viel Mühe, eh' es der Kranke ihm glaubte; und der Eindruck davon verschlimmerte auf viele Tage sein Befinden.

M.

10.

Auszug aus einem Briefe.

Mainz am 10ten Junius, 1782.

„Den muß und sol ich sehen „ sagt ich zu Herren R...; reisen Sie mit? — Ja. — Wie gehen wir aber? zu Fuß, zu Pferde oder im Wagen? — Zu Fuße. — Aber 6 gute Stunden weit! Thut nichts. — Wir gingen zum Gauthore hinaus, über Thalheim und Brenzenheim fort.

fort. So schön die Mainzer Gegend von der Rheinseite her ist, die ich Ihnen, mein Bester, vieleicht noch beschreiben werde; so traurig ist diese ihr gegen über liegende, in welcher wir walleten. Man hätte den Galgen an keinem schicklichern Orte, als hier, anbringen können. Hie und da nur einzelne Bäume, kein Flus, kein Wald, keine Aussicht, nichts Angenehmes fürs Auge; alles ist öde und begränzt. — Nun freuete ich mich recht, daß ich meine Füsse einmal dazu brauchte, wozu ich sie eigentlich bekommen habe, und ich fühlte mehr als jemals wie ungereimt es ist, sich bei schönem Wetter, in einem Kasten eingeschlossen von zwei grossen Thieren in der Stadt oft nur hundert Schritte weit bewegen zu lassen —. Von solchen und noch grössern Ungereimtheiten, von denen die Welt, oder besser, die Menschen vol sind, und von denen sie sich seit 5000 Jahren nicht geheilt haben, war unser Gespräch. Sie können leicht denken, daß es anhaltend war, und oft keiner vor dem andern zum Worte kommen konte. Wir kamen weiter, ohne zu merken, daß wir bergauf, bergab gingen. — — Können Sie, bester Freund, einen Reisegefährten auftreiben, der Kopf und gute Füße hat, so rathe ich Ihnen immer, mit ihm kleine Reisen zu Fuße zu machen. — — Eine Stunde vor der Stadt, an einem Jägerhause, welches hoch liegt, blieben wir stehen und betrachteten die Gegend nach der Stadt zu. Sie ist weitaussehbar und mannichfaltig. Man sieht hier in der Nähe Dörfer, Wald und vielfarbiges Fruchtfeld, und in weiterer Entfernung Mainz mit seinem unförmlichen Domthurme, und hinter selbigem ein Stück vom Maine, welcher vom Weinberühmten Hochheim seitwärts herabfließt, und zur linken Seite einen Theil vom Gebirge des Rheingaues. Ein herlicher Anblick!

Als wir uns satt gesehen, ergözt und unsere Empfindungen einander mitgetheilet hatten, gingen wir weiter. Nicht weit von dem Dorfe Oesenheim, sagte ich zu

mei-

meinem Reisegefährten: „Wenn wir hier diese Gegend mit dem Dorfe und uns, wie wir vor dem Wirtshause das Glas in der Hand unsern Durst stillten, im kalten Winter in einer warmen Stube, abgemalt sähen, wie würden wir uns freuen! Da ist, deucht mich, Kopei besser als Original. — Lassen Sie uns das Bild ausmalen." — Wir gingen tapfer drauf los, hielten am Wirtshause, und die reinliche Wirtin brachte Wein, und wir tranken, wie Durstige. — Nicht fern von uns saß der Wundarzt des Dorfs, ein schwarzbraunes, mageres Geschöpf, und ein Bauer in einem bläulichen Rocke mit schwarzen Aufschlägen. Unser Gespräch war izt von einem streitigen Rechtshandel. Wir waren nicht einerlei Meinung: desto einiger waren aber unsere aufmerksamen Zuhörer: denn wenn Hr. R... seine Meinung vertheidigte, so nikten sich der Mann mit den schwarzen Aufschlägen und der Wundarzt bedächtlich zu; und wenn ich es that, so nikten sie sich wieder zu. Der Wundarzt, der, quâ Bartscherer, sich mit dem blossen Nicken nicht länger begnügen konte, rückte almählig näher, mischte sich in unser Gespräch, drehete und wendete dasselbe so lange, bis er das nordische Fieber anbringen konte. Nun war er in seinem Elemente; denn das nordische Fieber floß stromweis aus seinem Munde. Hätte der Mann nur mit mehr Bescheidenheit von sich und was ihn anging, gesprochen; so hätte er gethan, was jederman thut, oder wenigstens gern thun mögte. Die natürlichen Handlungen solcher in ihrer Art besondern Menschen, kan ich so ganz mit inniger Herzensfreude betrachten; ich lächele dabei ohne es zu merken. Bei einem holländischen Bauerngemälde läßt sich freilich mehr denken, als bei einer Gesellschaft hinten und von der Seite ausgewachsener Frauen und Jungfern und steifer Herren, die die Mode und Politik wie Marionetten bewegt. Vor dem Dorfe fragten wir nach dem Wege. Man sagte uns, daß wir gerade zu gehen, und uns an den ersten Weg lin-

ker Hand hinein halten solten; wir könten nicht fehlen. So machten wir's: aber ehe wir uns versahen, waren zween Wege vor uns. Wir wählten, und wählten den Unrechten, und gingen also eine halbe Stunde um. — Leute, welche die Wege wissen, denken, man könne, so wie sie, nicht fehl gehen. Sie denken gar nicht an die Nebenwege. Wie im Physischen, so im Moralischen. Die Dämmerung brach algemach ein. Ich war müde, lehnte mich an ein Geländer, und drückte die Augen zu. Es war ein ungemein schöner Abend, und so stille weit und breit um uns her, als wenn kein lebendiges Geschöpf ausser uns beiden in der Welt wäre. Ich weis nicht, wie mir bei dieser grossen Stille das lärmende Paris einfiel. Ich sah mit meinen Geistesaugen tief die langen Gassen durch, und in denselben Wagen, possirlich gekleidete Menschen zu Fuß und zu Pferd, wie sie wider einander liefen und sich drängten, und hörte schreien, lärmen und toben. Ich wolte eben diese ausgearteten Menschen in Geselschaften betrachten, und ihr Unnatürliches mit dem Natürlichen des Landmannes zusammen halten, als mir Hr. R... sagte, daß wir weiter gehen wolten. Es ward immer dunkeler, und wir waren noch nicht auf dem rechten Wege. Zu unserm Glücke läutete man von weitem Feierabend, nach der Gegend hin, wo ungefähr Partenheim liegt, auf welches wir zu mußten. Wir gingen dem Läuten über Berg und Thal, Aecker und Wiesen nach, und kamen endlich ziemlich spät nach Partenheim. Ich hatte nie geglaubt, daß dieses Läuten, welches auch in vielen Städten bräuchlich ist, einigen Nuzen habe: nun ward ich denselben an mir selbst gewahr. Und wie viele Sachen gibt es in der Welt, deren Nuzen man nicht einsieht! In Partenheim thaten wir fast nichts, als Essen und Schlafen. Den andern Tag gingen wir zwo Stunden weiter nach dem Dorfe Badenheim. Hier besuchten wir den evangel. lutherischen

Hrn. Pfarrer und baten ihn, daß er doch einen gewissen Bauer Isaak Mauß zu sich holen lassen mögte. Er that es, und nach einer Viertelstunde erschien der Mann, von dem ich Ihnen, mein Bester, zu Anfange des Briefs sagte: „Den muß und soll ich sehen.“

Isaak Mauß ist also ein Bauer aus dem Dorfe Badenheim in der Pfalz. Jezt will ich Ihnen auch sagen, was er noch mehr ist. In der Schreibtafel, einer Schrift, welche zu Mannheim herauskömt, fand ich einige Gedichte von diesem Bauer, welche so schön waren, daß ich mich entschloß, ihn von Person kennen zu lernen. Dies geschah izt. Mauß trat in des Hrn. Pfarrers Stube. Hr. R . . . nahm das Wort und sagte ihm, wir wären hieher gekommen, mit ihm Bekantschaft zu machen. Herr Mauß (denn so wird er auch sogar von dem Pfarrer genannt) bückte sich dafür freundlich, machte aber sonst nicht viel Wesens. Er ist ein Mann ungefähr von 29 Jahren, wohl gebauet und sieht ganz gut aus. Ausser einem bedeutenden Blick in den Augen, hat sein Gesicht sonst eben nichts besonderes. Er ist völlig wie ein Bauer gekleidet, sogar seine Haare sind hinter die Ohren gestrichen. Er ist ein wohlhabender Mann. Diesem und seiner Dichtkunst ungeachtet, arbeitet er auf dem Felde und zu Hause wie jeder anderer Bauer auch. Meine erste Frage an ihn, war: Wann er zuerst Anlage zum Dichten gespüret habe? Er antwortete: „Im 16ten Jahre. Er hätte im Marburger Gesangbuche gelesen; die Reime hätten ihm gefallen, und er hätte gedacht: so etwas köntest du ja wol auch machen; hätte es versucht, Freude daran gefunden, und bis hieher wär' es seine Lieblingsbeschäftigung geblieben“. Er hat viele deutsche Dichter gelesen. Er verstehet nur die deutsche Sprache; spricht etwas, aber nicht sehr, bäuerisch,

und hat sonst einen sehr guten Vortrag. Ich weis nicht, ob die heilige Stätte, auf welcher wir uns befanden, oder was sonst daran Schuld war: -gut genug, der Hr. Pfarrer, R..., Mauß und ich sprachen von Gott und der Seele des Menschen. Mauß zeigte hiebei so viel natürlichen Verstand, und brachte so passende Gleichnisse an, daß wir uns alle darüber verwunderten. Dieses Gespräch dauerte wol eine ganze Stunde, und es hätte noch länger gewährt, wenn nicht die Frau Pfarrin, die wir hinter dem Tische ganz vergessen hatten, um ein ander Gespräch, worin sie auch mit reden könte, gebeten hätte.

Herr Mauß ward nun ersucht, etwas von seinen Gedichten zu holen. Er willigte drein, und erlaubte mir, mit ihm nach Hause zu gehen. Seine häusliche Einrichtung ist wie jedes andern Bauren seine. Er hat eine junge Frau, und zwei Kinder sah ich in der Stube. Nun brachte er eine Menge Gedichte und Briefe von seiner Arbeit her. Die meisten Briefe waren an seinen Bruder in Darmstadt, viele auch in Prose; doch wenn etwas vom Landleben oder dergleichen darin vorkam, so hatte er einige Verse angebracht. Er schreibt nicht weniger gut in Prose als in Versen. Seine Schreibart ist leicht, und seine Gedanken sind richtig. Er hat viel feinen Wiz, und weis ihn immer am rechten Orte anzubringen. Er las mir Gedichte von 4 Bogen vor. Sie waren recht gut gearbeitet. Auch hatte er ein Schauspiel in Versen angefangen. Er liest schön und mit viel Nachdruck, so, daß wenn sein liebes Weib über seine beissende Satire nicht manchmal hell aufgelacht hätte; ich wirklich glaubte bei einem methodischen Gelehrten zu sein, so täuschte mich sein Lesen und seine Arbeit. Er sagte, daß er wegen der Feldarbeit im Sommer sehr wenig, sondern das Meiste im Winter schriebe. Ich bat ihn, er mögte

mir einige von seinen Gedichten mitgeben; aber er entschuldigte sich damit, daß sie verloren gehen mögten. Vieleicht weil er mich noch nicht genug kannte; ich drang auch nicht weiter in ihn.

Jezt gingen wir wieder zum Pfarrer. Unterwegs fragte ich ihn: Ob er denn gar kein Verlangen habe, in die Stadt zu ziehen, und mit Gelehrten Bekantschaft zu machen? Er antwortete: „Nein, gar nicht. Die Dichter malen ja das Landleben so reizend, und wünschen sich auf das Land; warum solt' ich denn weggehen?“ Ja, mein lieber Mann, sagt' ich, dies schreiben die Dichter nur; aber sie denken anders. Sie thun aber recht, Freund, daß Sie auf dem Lande bleiben wollen; denn als Bauer werden Sie immer mehr Aufsehen machen, als wenn Sie Gelehrter von Profession oder Stadtbewohner wären. — „Dies glaube er auch,“ gab er zur Antwort, „und eben über diesen Gedanken habe er ein Gedicht gemacht, welches er bei dem Pfarrer vorlesen wollte.“ Er that es, und es war ihm ungemein wohl gerathen. Er las uns auch noch 5 bis 6 andere Stücke vor, die recht meisterlich durchgearbeitet waren; besonders in Einem derselben verriet er sehr viel Kentniß. Er sprach darin von Locke, Sulzer und vielen grossen Gelehrten, und dies zwar so, als wenn er sie zusammen gelesen hätte. Vorzüglich gefiel mir ein Brief in Versen. Er sagte, daß er ihn wie Prose lesen wolte, und daß wir den Vers nicht leicht bemerken würden. Ich gab genau acht, und fand nicht die geringste Versezung der Wörter darin. Als etwas Besonderes muß ich anmerken, daß er, obschon ihn die Natur zum Dichter bestimt hat, sehr wenig Wein trinkt.

Nun war meine Neugierde einiger Maaßen befriedigt. Um ihn genauer zu untersuchen, hätte ich freilich mehr Zeit nöthig gehabt. Vieleicht habe ich bald Gelegenheit, mich länger mit ihm zu unterhalten. — Wir machten uns wieder auf den Weg. Die liebe Sonne, welche schon hinter den Bergen war, malte den Himmel mit den schönsten Farben. Es war so Luftstille, daß das empfindsamste Mädgen und der zärtlichste Dichter keinen Zephir gefühlt hätten. Der Mond wartete schon am Himmel, um sich bald in seiner ganzen Grösse zu zeigen; Menschen und Vieh, die des Tages Last getragen, zogen vor uns nach Hause. — Unser Gespräch war vom Dichter Mauß, vom Vergnügen des Landlebens und dem elenden Zwang in Städten. Hinter dem Dorfe Johann gehen 3 Wege nach Partenheim. Statt den zur rechten Hand zu gehen, gingen wir den mittelsten, und also wieder fehl. Wir merkten es erst, als wir schon viel zu weit linker Hand gekommen waren. Es wurde immer dunkler, und endlich gar Nacht. Wir konten den rechten Weg nicht finden, und gingen quer über die Felder. Der Mond, der in seinem möglichst vollem Lichte heraufstieg, that uns trefliche Dienste. Nach langem Hin- und Hergehen kamen wir endlich auf ein Dorf. Hier hatten 3 Jungen das Herz, denn Einer allein trauete uns nicht, uns bis nach Partenheim zu begleiten, wo wir aßen und schliefen, und den folgenden Tag vergnügt nach Mainz zurück kehrten.

Hier seze ich Ihnen einige Maußische Gedichte bei, und bin, wie Sie wissen,

Ihr

Freund
H.

An die Kunstrichter.

Es wird doch nicht ihr oft gestrenger Arm
Auf meinem Nacken sich ermüden?
Denn mit Gewalt im ungezognen Schwarm
Von Dunsen und von Reimenschmieden
Drång' ich mich nicht zu Pindus Höhe hin.
Nur einen Wink; so zieh' ich mich in Frieden
In mich zurück, und bleibe wo ich bin.
Zu diesem Schritt, den ich mit Furcht gethan,
Hat mich kein eitler Stolz bewogen.
Ich zeige nur was unsre Mutter kan:
Denn viele haben sich betrogen,
Und ihr, Natur, zu wenig zugetraut,
Und einen Stand, in dem man mich erzogen,
Zum Vieh verdammt. Dem widersprech' ich laut.

Auf Amerika.

Amerika ficht tapfer für die Rechte,
Für Freiheit, ein zu edles Gut!
Es badet sich in Heldenblut,
Und nicht in Thränen feiger Knechte.
Bellona sieht's, und schwingt die Freiheitsfahne,
Hoch über ihrer Scheitel her:
Der Neid stürzt sich in's wilde Meer,
Und raßt im wütenden Orkane.

Auf England.

Wie falsch sagt man: Im Land der Britten
Da hersche die Philosophie.
Wo Brüder je mit Brüdern stritten,
Da herschte diese Göttin nie.

Auf Deutschland.

Der alte deutsche Mut,
Schier wär' er ganz in Weichlichkeit versunken!
Schon lagen Hermans Enkel trunken
In Ueppigkeit, und schimpften deutsches Blut.
Ein Joseph brach den Luxustempel nieder,
Zerriß der Wollust Zauberstrick,
Rief ihn, den Heldenmut zurück:
Und jezo fühlt sich Deutschland wieder.

Wanderung der Dinge.

Der Busch von einem Bassa schmückt
Den Kopf der gnäd'gen Frau.
Das heißt: Mit Reigers Federn
Schmückt sich jezund ein Pfau.

An den König von Preussen.

Ich kenn ihn zwar den grossen Friedrich wenig:
Doch wie sich aus den Bolzen schließt,
Die ein Satir nach ihm verschießt:
So ist er, warlich! mehr als König.

An mein Geschick.

Das Feuer, das in meinen Adern glimmt,
Hat Anfangs mich zur Poesie bestimmt.
Allein du hast es grob versehen,
Und einen Stand von so beschwerter Art
Mit dem sich nicht so leicht die sanfte Muse paart,
Mir ausersehen.

An die Muse.

Wie bin ich dir, o Muse, gut!
Und wie getreu bist du mir wieder!
Dir kocht mein freundschaftliches Blut;
Und mir steigst du von deiner Höhe nieder:

Palläste

Paläste reizen deinen Blick
Und Kunstalleen deine Schritte
Weit minder, als die niedre Hütte:
Und ich! — kenn' ohne dich kein Glück.

Kom immer, laß uns Hand in Hand
Vertraulich führen, scherzen, lachen:
Es mag für mich mein harter Stand
Und das Geschick die Zeiten eisern machen:
So lach' ich dieser Härte nur,
Bei dir weis ich von keinem Leide;
Um deinen Fuß ist alles Freude;
Um ihn verjüngt sich die Natur.

Was gleichet meiner Fröhlichkeit,
Wenn ich von dir begeistert singe;
Mit dir im Glücke goldner Zeit
Mich in erhabne Göttersphären schwinge?
Nichts raubt mir den zufriednen Sinn,
Auch wenn ich kümmerlich mich nähre
Und ohne Reichtum, Gold und Ehre,
Nur aber ohne dich nicht bin.

Im Thale stiller Einsamkeit,
Da sing' ich, göttliche Kamöne,
Ein Liedgen der Zufriedenheit.
Der klare Bach ist meine Hipokrene.
Und werd' ich auch zu höherm Flug
Zu des Parnasses Ehrenstufen
Vom Vater Phöbus nicht berufen;
So sing ich froh an meinem Pflug.

Die Muse, die in Hütten wohnt,
Hat oft ihr Schönes doch im Stillen,
Ob sie auch schon kein Lorbeer lohnt,
Nicht Weihrauchdämpfe ihren Tempel füllen.

Sie bleibt dafür von Neidern frei,
Und lacht der Eitelkeit der Grossen,
Bekränzt sich selbst mit jungen Rosen
Und spielt mit ihrer Fantasei.

Sie wandelt Silberquellen nach,
Die sanft in grünen Ufern fliessen;
Hört Philomelens hellen Schlag,
Grüßt Florens Heer, eilt über bunte Wiesen
Zur Höhe, die so schön umlaubt,
Und die durch ihre süsse Säfte
Troz seinem drückenden Geschäfte,
Dem Pfälzer manchen Kummer raubt.

So ländlich lebst du, Muse, hier;
Und ich bin willig dein Gefehrte;
Kein grösser Glück erbitt' ich mir,
Und meiner Brust entsteige nie Beschwerde
Noch Klage über mein Geschick.
Von dir, o Göttin, nicht verlassen,
Mit dir das Leben durchzuspassen,
Ist all mein Wünschen, all mein Glück.

An eine Freundin bei Uebersendung Uzens poetischer Werke.

Hier kömmt Herr Uz mit seiner goldnen Leier,
Geliebtes Hanchen, leih ihm doch dein Ohr!
Er spielt mit andachtsvollem Feuer
Der Gottheit grosse Thaten vor.
Und scherzt er auch zuweilen mit den Chören,
Bei welchen unsre Erde lauscht;
So ist's kein Lied, das nur der Wollust rauscht,
Nein, unschuldvoll — die Engel könten's hören.
Und spricht er gar mit einem Freund;

So

So zeiget Kopf und Herz sich offen:
Denn Wiz, an dem, wie mir es scheint,
Ihn Pallas selbst nicht übertroffen,
Und Zärtlichkeit, bei der die Menschheit weint,
Und Launen, naiv, — kurz, alles was wir hoffen
Zu finden, finden wir vereint.

Der Glückliche.

Wer ist glücklicher als ich?
Niemand unter unsrer Sonne.
Welche Freude, welche Wonne
Liebes Mädchen, strömt auf mich!

Fürsten mögen Fürsten sein;
Nimmer werd ich sie beneiden,
Es sind gegen meine Freuden
Ihre Freuden viel zu klein.

Ohne stolzen Selbstbetrug
Ohne Hoheit, Prunk und Ehre,
Sachen, die ich nicht begehre,
Ist mein Mädchen mir genug.

Küßt sie mich und schenkt mir ein;
O! so bin ich mehr als König.
Alle Thoren sind zu wenig
Gegen Mädchen, gegen Wein.

Lächelt sie mich freundlich an,
Reicht mir zärtlich meinen Becher,
Heißt mich scherzend ihren Zecher,
O! dies reißt mich Himmelan.

Wunsch eines Landmannes.

Mütterlich Land, o Erde!
Hebe doch die Beschwerde,

Wel-

Welcher der Landmann erliegt.
Segne die grünenden Saaten,
Laß ihm den Weinstock gerathen,
Mach ihm sein Leben vergnügt!

Minder nicht, als der König
Hat er ein Recht, so wenig
Es ihm der Grosse gesteht,
An ein glückliches Leben.
Der ihm Gefühle gegeben,
Hat ihn zu diesem erhöht.

Blühe du ihm, Gefilde!
Lächle ihm, Aue milde,
Grün' ihm, du schattiges Thal!
Blumet ihm, göttliche Wiesen,
Laßt ihn die Freude geniesen
Die ihm sein Schöpfer befahl.

Lüftebewohner, Sänger,
Trauert doch ihm nicht länger,
Kommt und entzücket sein Ohr!
Reizet ihn, kühle Wälder,
Spreitet euch, offene Felder
Lieblich dem Auge neu vor!

Brief.

Mein grosser Freund,
Um Titel sinn' ich nicht lange;
So wie sie mein Herz mir dicktirt,
So schreib' ich sie hin. Es ist mir nicht bange
Daß jemand denkt, er verliert
Dabei. Sein Stand im Range
Erfordre mehr, als mein Herz für ihn fühlt:
Und wenn auch der Ehrgeiz, von einem solchen Thoren.

Der ihn am liebsten in Schmeicheleien kühlt,
Sich etwa für beleidigt hielt:
So ist für mich immer noch wenig verloren.
Ich meines Orts, bin nicht dazu geboren,
Auf solche Bekantschaften stolz zu sein.

Auf redlich liebende Selen,
Die nicht nach dem äussern Schein
Der immer betrügt, ihre Freunde wählen,
Da bin ich stolz, ich gesteh' es gern,
Wenn sie mich lieben. Es zälen
Vieleicht wenig Bauern so viele Herrn
Die sich um ihre Bekantschaft bemühen,
Als ich, der ich doch eben so still
Und einsam am Joche des Schicksals zu ziehen
Mich unterwerfe. Und dennoch, (ich will
Mich zwar nicht berühmen), entsage ich vielen,
Besonders denen, welche der Stolz befiel,
Ganz ohne Gaben den Kenner zu spielen. —
Es gibt der gelehrten Emigranten so viel,
Die wirklich das Reich der Poeten erweitert,
Daß, wenn auch zwei Drittheil der Flotte scheitert,
Die nach dem Parnaß segelt, der Streit
Hizig genug sein wird: und ihn zu schlichten,
Verlöre selbst Pallas die Zeit.
Es verfängt keine Ermahnung. Sie dichten
Zur Ehre ihrer Mezäne — der Eitelkeit.
Mit solchen bewässerten Köpfen
Die mit Hanns Sachsen aus einer Hipokrene schöpfen,
Hab' ich nicht gern zu thun. Sie sind
Meistens auf ihren erkünstelten Wiz so versessen,
Als ein fünfjähriges Kind
Auf seine Puppen. Ich hoffe unterdessen
An dir einen ganz andern Freund,
Der ein Talent eben so liebenswürdig findet,

Wenn

Wenn es im werkenen Kittel erscheint,
Als wenn es Ordensbänder um seine Achseln bindet,
Und es mit Redlichen redlich meint.

Der grünende Ephen, der um Heldenhäupter sich windet,
Die grossen Thaten zu verewigen dient,
Umschlängelt mit gleichem Reiz die halb zerfallene Mauer,
An der er vielleicht noch lebhafter grünt.
Dies Gleichniß, mein Freund, hat wohl nie noch ein Bauer
Gedacht, noch weniger sich es zu schreiben erkühnt.

Ich wage alles beherzt, wozu mich die Laune
Verführt. Und foltre ich etwa dein Ohr
Mit meinem Geschwäz', das doch nur vom Zaune
Gebrochen: so wisse, ich seze mir vor,
Wielands irrenden Tönen
Worinnen er seinen Amadis singt,
Nachzugehen; und ob es mir schon nicht gelingt
Zum Lachen zu reizen: so reiz' ich vielleicht doch zum Gähnen.
Schon Ehre genug, die Leier zu stimmen, daß sie
Die Saiten der Sele berührt, Akkord, Harmonie,
Und wie man es heißt, in beiden entstehet.
Denn Gähnen — Erlaube mir es — es gehet
Die Sele was an. In schlummernde Ruhe versenkt,
Ist sie im Zwischenstand, da man nicht schläft und nicht denkt.
Und diesen Punkt, der manchen Grossen so eigen,
Kan sie — Welch ein Gedanke für mich!
Durch meine Kunst, durch meine Musik erreichen.

Nun nur noch ein kleines Postskript an Dich.
Laß mich doch immer die Freundschaft geniessen,

Die

Die ich Dir tausendmal danke und mehr.
Nichts kan so schön den Wermut meines Standes versüssen,
Als der Gedanke an dich; und so schwer
Auch die Geschäfte izt sind, verlassen
Dabei die Musen mich nicht. Wir sizen und spassen
So manche schöne Stunde dahin,
Als ob ich — kein Bauer wäre —
ich bin

Isaak Mauß.

11.

Der Hase und die Flinte.

Ein furchtsamer Hase ging durch einen Wald, und sah eine aufgezogne Flinte, welche an einen Baum gelehnt war. Ohngeachtet kein Jäger dabei ist, dachte er, so wil ich doch zu mehrerer Sicherheit dieses Mordgewehr ausser Stand sezen, mir schaden zu können, und drückte mit einiger Gewalt an den Hahn. Der lautdonnernde Knall machte auf einmal die nicht weit davon stehenden Hunde rege, welche herbei sprangen, und den alzufürsichtigen Hasen in Stücke rissen.

Sicherheit ist in allen Dingen nüze, aber alzufurchtsame Sicherheit macht oft unsern Feind nur desto aufmerksamer, und bewafnet ihn zu unserm Schaden.

G. W. R. Becker.

Den

Den Freunden und Beförderern der Ephemeriden dient zur Nachricht, daß die noch übrigen Stücke vom gegenwärtigen Jahrgang dieses Journals, auch nach dem unvermuthet erfolgten Tode des Hrn. Rathsschreibers Iselin, nach wie vor ausgegeben werden sollen; da die vorräthigen handschriftlichen Samlungen des seligen Mannes, welche er für die Ephemeriden bestimmt hatte, stark genug sind, um nicht nur die noch restirenden drei Stücke dieses Jahrgangs, sondern auch noch ein viertes damit auszüllen zu können. Zu gleicher Zeit können wir dem Publikum auch auf künftiges Jahr zu fernerer Fortsezung dieses Journals Hofnung machen. Die Aufsicht darüber wird ein Mann führen, der durch den genauen Umgang mit dem seligen Iselin, und dessen Freunden, durch die gewisse Hofnung, die von selbigem unterhaltne Korrespondenz fortzusezen, und durch eigne ausgebreitete Bekantschaft mit deutschen und auswärtigen Gelehrten diesem Geschäfte volkommen gewachsen ist, und den Ephemeriden vieleicht noch einige neue Vorzüge von Seiten des Reichthums und der Gemeinnüzigkeit der Materie zu verschaffen verspricht. Seinen Namen werden wir zu einer andern Zeit gewiß bekant machen.

Weygandsche Buchhandlung.

Ein dem Herausgeber des Museums von unbekanter Hand zugesandter Aufsaz, die Freimäurerei betreffend, kan aus mancherlei Ursachen nicht abgedruckt werden, und wird daher der Hr. Einsender ersucht, ihn gelegentlich bei dem Verleger wieder absodern zu lassen.

In einigen Abdrücken dieses Stücks ist zu verbessern:

S. 198. Z. 11. von oben, hinter fällte das Komma weg. S. 201. Z. 6. zitterndem. S. 202. Z. 3. v. o. das Antliz. S. 207. Z. 10. v. o. trägem. S. 209. Z. 5. v. u. jauchzenden. S. 212. Z. 1. v. u. Rauh.

Gedruckt in Ifens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Zehntes Stück. Weinmond, 1782.

I.

Ueber Poesie und ihre Wirkung.

Dem Herrn Generalsuperintendenten Herder gewidmet.

Ὅντινα τιμησωσι Διος κουραι μεγαλοιο,
τω μεν επι γλωσσῃ γλυκερην χειουσι εερσην:
του δ' επε' εκ τοματος ρει μειλιχα . . . .

Hesiod.

Was ist Poesie? Diese Frage ist tausendmal gethan, und tausendmal beantwortet, aber meistens von Männern, die selbst keinen Sinn für die Poesie hatten. So redet der Blinde von Farben. Ohne Gefül für sie, kan keiner etwas über sie bestimmen; deswegen ist sie allen diesen ein Gespött.

Du fragst den Maler: Sage mir, Lieber, wie bringst du Leben und Geist durch Farben auf die todte Leinwand? Er wird dir antworten: kom und sieh! so ists beim Dichter. Wenn er einen Gedanken ganz faßt, flamt ihm Gefül in der Seele empor. Alle seine Geisteskräfte konzentriren sich in dem Einem Objekt. In diesem Augenblick empfängt seine Seele *). Dieser Augenblick des schnellen Gefüls ist die Seele des Gesangs, welcher nur ihr Gewand, ihr Körper, die Worte, fehlen. Noch ruht die Empfindung im Herzen, reift immer mehr und mehr,

*) Platos Jon.

mehr, bis sie den Grad der Klarheit hat, sich in Worten ergiessen zu können.

Die Seele wird zum Dichten gestimt, wenn sie lebhaft erschüttert wird. Jede Leidenschaft, sie sei angenehm oder unangenehm, kan dieß wirken.

Keiner rühme sich, stets Dichter zu sein! sonst ist der Verdacht groß, daß er es nie ist. Nur kurze Zeit währet der Hauch der Begeistrung, komt schnel; entfleucht schnel. Sie komt nicht, wann der Dichter wil; frei ist sie — und keine Kunst kan sie hervorrufen, wenn sie nicht im Herzen flamt.

Wer da sagt, Dichten sei schwer, verwechselt Dichten, mit Nachdenken und Versuch im Rhythmus und der Skansion. Aber, wem die Empfindung wird, dem entströmt die Fülle der Gedanken.

Der Dichter wird geboren. Wer nicht warmes Gefül, und schöpferische Fantasie hat, kan nie Dichter werden. Je höheren Schwung diese nimt, je mächtiger sproßt der Keim im Herzen des Jünglings. Oft wird sie, keinem Gesez gehorsam, im unermeßlichen toben. Aber, wenn das heisse Blut langsamer wallt, verfliegt die Lohe und die mächtige Flamme wirkt im engeren Kreise.

Jeder Dichter hat seine Lieblingsideen, die seinen Geschmack, seine Sprache, und Gedanken bilden. Daher entspringt der Unterschied zwischen den Dichtungsarten. Liebe webt in Tasso und Petrarcha, jede Begeistrung der Religion in Klopstok. Wie jede Seele verschieden ist, muß auch, viel oder wenig, jedes Dichters Manier von allen andern verschieden sein. Wer ganz den Andern, in Sprache, und Gedanken und Empfindungen kopirt, nie selbst eigne, grosse Ideen hervorrufen darf, ist nie Dichter; kan's nie werden.

Die Arbeit des Dichters ist vieleicht die einzige, zu der ein beinahe unwiderstehlicher Trieb spornt. Widersezt

sezt er sich diesem, oder ist er in der Lage, daß er ihm, indessen die Reihe von Gedanken und Empfindungen seine Seele füllt, nicht genug thun kan: so verschwindet sein Feuer. Er kan nun nicht, wie bei jeder andern Arbeit, die vorigen Ideen zurückrufen. Unlust und Widerwillen gegen das Werk nimt nun seine Seele ein.

Hier sind zwei Gemälde. Dieses — Raphaels Werk: wie groß, wie mutig! Kein feiner, geglätteter Pinselstrich, kein matter Kontur; jeder Zug ist stark und redend! Der Halbkenner staunt, fühlt die Grösse, nur Schade! sagt er, das Gemälde ist nicht ausgearbeitet, ist zu grotesk. Aber dort siehst du ein andres Gemälde: klein und nett, voll glänzender Farben und zierlicher Abwechslungen; es gefällt; der Kenner selbst sieht es einige Augenblicke mit Vergnügen an, wendet sich weg, und vergißt es. Raphaels Werk hingegen ist das Staunen aller Jahrhunderte. Wie passend ist dies für den Dichter! Hier der Eine: Groß, kraftvol, himmelsteigend, und doch vol reiner einfacher Natur. Es ist Ossian. Neben ihm liegt ein andrer: Nett, gepuzt, vol wiziger, abgezirkelter, empfindsamer Sentenzen, und klingender Reime, aber weit entfernt von jeder Grösse. Welcher nun, von diesen beiden ist Dichter? Ossian, mit seiner Kraft und seiner einfältigen Natur, und wenn du wilst, auch mit seiner Härte, oder jener, mit seinem Reim, wie tönendes Erz, indem jedes Wort tausendmal auf die Goldwage gelegt ist?

Hauptcharakter der Poesie ist also Grösse und Schwung, und diese können sich in jeder Art der Empfindung äussern. Wer sie nicht hat, ist kein Dichter, wie sehr er auch über Sprache und Harmonie gebieten möge. Hingegen alle andere Fehler, mit dieser distinktiven Eigenschaft verbunden, schliessen den Dichtergeist nicht aus; er ist nur Gold, das, mehr oder weniger, von den Schlacken gereinigt ist.

Wenn der Dichter ein grosses Objekt sich nahe empfindet, kan er nicht dichten. Fontasie gehört zur Poesie, und sie kan nicht statt finden, so lange das Gegenwärtige selbst wirkt. Es ist als ob des Dichters Ideen anfangen müssen dunkel zu werden, eh er begeistert werden kan.

Hier sind einzelne, hingeworfne Beobachtungen über den Zustand des Dichters. Sie können zu einigen Schlüssen über die Ursache und den Ursprung der Poesie leiten. Der Dichter ist immer ein sinnlicher Mensch. Die äussern Sinne und sein Körper müssen also Einfluß auf ihn, auch in der Beziehung haben. Hier sehen wir die nahe Vereinung des Himlischen mit dem Irdischen. Aber weit über alles, was die Struktur des Körpers beitragen kan, wirkt die innerliche Fähigkeit der Seele!

Gewissen Seelen hat die Vorsehung die Kraft gegeben ausserordentliche Objekte aufs deutlichste zu empfinden. Diese Kraft ist das Genie. Nur einzelne Menschen haben es; denn es ist nicht allen nötig, und wenige haben die Fähigkeit, die dazu erfodert wird. Wo Genie ist, müssen die übrigen Seelenkräfte harmonisch mit ihm sein, ein höherer Grad von Fantasie und Empfindung; ja ich darf sagen, alle Seelenkräfte müssen sich in grösserem Umfang und mit grösserer Stärke zu dieser Wirkung vereinigen.

Das Genie sieht in den Gegenständen, mit denen es sich besonders beschäftigt, mehr als andere Menschen. Es dringt tief in ihren Grund hinein und entwickelt sie oft bis in ihre ersten Bestandtheile. Aber diese Entwickelung, dieses Durchschauen ist selten so beschaffen, daß die Seele sich ihrer so bewußt sei, daß sie jeden Grad neferer Kentniß bestimt anzeigen könte. Das Genie kennt keinen stufenweisen Fortgang, es übersieht alles mit Einem Blick. Wie ein Gemälde steht der ganze Gegenstand auf einmal ganz enthüllt vor ihm.

Es läßt sich durch kein Hinderniß schrecken, ist immer reich an Mitteln, jedes zu überwältigen. Seine Wirkung, sein Trieb ist hinreissend und gewaltsam, aber kurz. Wie es kam, entflieht es; augenblicklich und dann liegt die Seele, nicht in Ohnmacht, sondern in einem süssen Schlummer vergraben. Hier steht der Geist an den Gränzen. Wer ergründet, wie oder woher die Eigenschaften kommen?

Schon die Menschen sind selten, in denen nur Eine Fähigkeit ihrer Seele vorzüglich erleuchtet ist; wie viel mehr die wenigen Glücklichen, deren ganzer Geist Licht, ganz von der Flamme des Genius erfüllt ist. Zwei solche Männer waren Luther und Leibniz.

Wenig Menschen verdienen Genie genannt zu werden. Selten hat die Seele die Biegsamkeit und Leichtigkeit, und selten die harmonische Verbindung aller Eigenschaften, die siegende Kraft, die dazu erfodert wird.

Das Genie ist Gottes Gabe im eigentlichsten Verstande. Jede andre Fähigkeit kanst du dir mit Kunst, mit Mühe und Fleiß erwerben; aber nie hat irdische Kunst, nie der höchste Grad der menschlichen Anstrengung Genie gezeugt, wo es nicht war. So redet Plato, und mit ihm zeugen Homer und Pindar, warlich! entscheidende Zeugen! „Keiner lehrt den Dichter; Er ist Αυτοδιδακτος. Gott selbst gießt ihm den Gesang ins Herz " — „In meinem Köcher sind der geflügelten Geschosse viel! Dem Weisen tönen sie; denn weise ist, wer sie aus angeborner Kraft faßt! "

„In der Seele, **die vom Genius entflammt ist, hat keine Kraft die Stärke, mit der er wirkt. Im Augenblick seiner Wirksamkeit ruhen sie alle; aber er erstattet auch ganz ihre Unthätigkeit. Denn der Dichter, im Augenblick seines Dichtens, philosophirt nicht, bestimt seinem Schwunge keine Regel, kettet nicht mühsam seine Gedanken zusammen. Aus der Seele strömt sein Werk;**

 und

und Warheit ist es durch und durch, denn jeder Schein der Unwarheit tilgt die Begeistrung. Der Dichter dichtet nie aus eigner Kraft, sondern nur, wenn er von der Gottheit begeistert ist. Wie die Korybanten im Tanz sich selbst nicht mehr gebieten, so herscht der Dichter, indem er dichtet, nicht mehr über seine Seele. Wenn er im Rhythmus und der Harmonie des Liedes einherschwebt, taumelt er; hingerissen wie die Bachanten, die allein in den Stunden der Begeistrung aus Milch und Honigströmen schöpfen. So trinken auch die Seelen der Dichter aus Milch und Honig strömenden Quellen, sie samlen, Bienen gleich, ihre Gesänge wie Blumen in den Gärten und auf den Höhen der Musen, und Sie reden Warheit. Denn des Dichters Kraft ist vol Anmut und Göttlichkeit; er kan nicht eher singen, als bis er begeistert, und nicht mehr Herr seiner Sinnen ist *).“

In den Nerven des Gehirns, besonders in der Reizbarkeit derjenigen, die auf die Fantasie wirken, liegt warscheinlich das körperliche, das zum dichterischen Schwunge der Seele beiträgt. Wir können bei dieser Hypothese, verschiedne sonst unbegreifliche Erscheinungen sehr leicht erklären. An Kleist haben wir das Beispiel, wie Dichtergeist durch eine Krankheit aus dem Schlummer erweckt werden könne; und eben so leicht kan auch ein Dichter durch eine Krankheit seine Kraft zur Poesie verlieren. Doch haben diese Nerven der Imagination, oder, wie Bonnet sie nennt, der Erfindung einen hohen Grad von Stärke, und sehr viel gehört dazu, sie so zu schwächen, daß sie ihre Wirksamkeit verlieren.

Jedes Werk der Fantasie hat mit diesen Nerven Verbindung. Ihr Geschäft ist Erfindungen in der Seele hervorzubringen; jeder Zustand also, in dem Fantasie hauptsächlich wirkt, rührt von ihnen her. Schwärmerei und Weissagungskraft gehört zugleich mit der Poesie zu ihren Wirkun-

*) Plato.

Wirkungen. Von je her ist Weissagen mit Dichten verbunden gewesen Die ältesten griechischen Orakel; und noch weit mehr die Reden der Propheten des A. T. beweisen dieses; und sie hatten nur selten, vieleicht nie Zeit, sich auf ihren Vortrag vorzubereiten. So wie Gottes Geist über sie kam, mußten sie reden. Bileams Geschichte ist von dieser Art; und wo ist ein Gedicht das höheren Schwung hat, als diese Weissagung des Moabitischen Sehers?

Ich habe mich schon auf die ältesten Orakel berufen. Die Idee hievon hat das ganze Alterthum erfüllt. Der Römer Vates, der Griechen Μαντις waren Worte, die Dichter und Weissager bedeuteten. Beide Geschäfte waren bei den Alten in einer Person vereinigt. Orpheus, Phineus, Thamyris, Theoklymenus sind zu bekante Namen, als daß ich etwas hinzuzusezen bedürfte. Nur wil ich noch Platos Ausspruch anführen: „Niemand," sagt er, „dichtet aus Kunst, sondern aus göttlicher Kraft. Gott nimt den Dichtern ihre Sinnen und braucht sie zu seinen Werkzeugen, als Propheten und göttliche Seher."

Aus einer Quelle also stammen diese drei Grade der Dichtungskraft her, und sind nur durch ihre höhere Volkommenheit, und durch den Zusaz mitwirkender Ursachen von einander verschieden. Die Weissagungskraft ist von allem Irdischen gereinigt; sie ist wie ein Bliz, welchen die Vorsehung in der Seele erweckt. Poesie ist die Tochter der höchsten Fantasie und des heissesten Gefüls. Schwärmerei endlich wird durch verwilderte Imagination und falsche Bilder erzeugt. Diese wirken so heftig auf die Seele, daß sie, ohne der Vernunft zu gehorchen, von Einer Ausschweifung in die andere verfält.

Ich gehe wieder zu der oben genannten körperlichen Ursache der Poesie zurück. Die Erfindungsnerven sind wie scharfgespannte Saiten; sie nehmen also leicht äussere und innere Eindrücke an. Affekten scheinen besonders

schnel auf sie zu wirken. Ich berufe mich auf das Zeugniß jedes Dichters, wie sehr die Seele durch grosse Gegenstände, Freude oder Kummer zum Dichten gestimt wird. Dieß gilt auch von der Schwärmerei; Furcht oder religiöse Affekten haben schon manchen auf diese Weise dahingerissen; ja, dieß gilt auch vom Propheten. Daniel gab durch Gebet, Elisa durch Musik ihrer Fantasie den Schwung, daß sie weissagen konten. So scheint mir auch Poesie selbst die Weissagungskraft erwecken zu können. Verschiedne Psalme können leicht zu dieser Idee Anlaß geben. In diesen fängt der Dichter mit Vorstellungen von sich und seinem Zustande an; geräth plözlich in den äussersten Enthusiasmus, und weissagt mitten in dem Liede, das gegenwärtige Umstände enthält.

Raphael wäre stets ein grosser Maler, Homer ein grosser Dichter gewesen, wenn auch keiner von ihnen jemals ein Werk verfertigt hätte. Sie hätten sich doch immer jedes Objekt dichterisch gedacht, und nach der Form ihre Gedanken immer gebildet. Ihr Geist hätte nur geruht, oder schwach, wie das Licht der Dämmerung, geleuchtet.

Aeussere Umstände können auch zur Bildung des Dichters beitragen. Sie können die Wirkung des Genies erhöhen und unterdrücken. Hesiod und Pindar waren die einzigen boeotischen Dichter. Es ist ein algemeiner Erfarungssaz, daß die Dichter der warmen Länder weit feuriger sind, als die der kälteren. Wenn ein Weib dichtet, so hat es fast immer seinen eignen weichen, rührenden Ton. Sie dichtet schwächer, aber meistens mit mehrerer Empfindung, als der Mann. Ihre Sprache und die Harmonie ihres Verses zeigen es, daß sie ein Weib ist. Vieles hat seinen Grund in ihrer Erziehung, in der Bildung ihres Geistes, aber vieles muß auch aus dem zärteren Bau ihres Körpers und aus der höheren Reizbarkeit ihrer Nerven hergeleitet werden.

Der

Der Vorwelt Schleier enthüllt sich vor uns. Wir blicken hinab ins tiefste Altertum. Dort sehen wir Völker ohne Gesez, ohne Sitten. Sie bewohnten finstre Wälder und dunkle Hölen. Aber Linus, Orpheus und Amphion bezauberten sie durch ihre Gesänge, und lehrten sie Menschlichkeit und milde Sitten. Sie gaben ihnen Begriffe vom Gottesdienst, und sangen, begeistert vom Opfertanz, Hymnen zum Lobe der Gottheit. Diese enthielten tiefe geheimnißvolle Lehren. Sie trugen die erhabensten Warheiten in Bildern eingehüllet vor. Gesang war die Seele aller Mysterien, und die orphischen Lieder, die wir noch haben, zeigen uns den hohen ehrwürdigen Gang dieser Gesänge.

Homer und seine Zeitgenossen — wie bildeten sie den Geschmack ihres Volks! Wie entflamten sie zum Mut und zur Liebe des Vaterlands! Hoch steigt Aeschylus; wie mußte das Volk gebildet sein, das den Dichter empfinden und mit Begierde seine Schauspiele sehn konte! Nächst Homer wirkten die Tragiker am meisten auf die Denkungsart und den Charakter der Griechen. Sie wurden auswendig gelernt, überal deklamirt. Sie waren vol von Sentenzen, die täglich im gemeinen Leben wirken konten; und wie Liebe zur Poesie algemeiner Hang der Zeiten war, beweißt, daß die athenischen Gefangnen vor Syrakus sich ihr Leben durch deklamiren der Tragiker retteten.

Im Messenischen Kriege siegten die Lazedämonier, von Tyrtaus Gesängen entflamt. „So waren die Nordischen Barden immer in der Schlacht, um jede That bemerken und besingen zu können. Sie leiteten das Heer mit Schlachtgesängen in den Kampf, und sangen, bis der Sieg erfochten war. Eben so waren auch Schottlands Dichter. Noch sind Ossians Lieder in aller Mund; und vor wenig Jahrhunderten bluten die Minstrels. Bis in unsern Tagen hat man zwischen den Felsen Dichter in Patriarchalischer Einfalt und Stille leben gesehen.

Unumstößlich ists, daß in den neueren Zeiten die mildere Periode eines Volks ansing, wenn seiner Dichter viele wurden. Dante, Petrarcha, Spencer, Chaucer haben dieses Verdienst um ihr Volk. Sie bildeten durch sich selbst und durch ihr Beispiel seine Sitten, seine Sprache und Denkungsart, diese drei so nahe vereinigten Gegenstände.

Augenscheinlich sind die Wirkungen der Poesie; aber woher kommen sie?

Sie erweckt Gefül und Imagination, die größten Triebfedern der Seele. Durch ihre Herschaft über diese gebietet sie über jede andre Kraft des Geistes. Sie reißt ihn in jedem Fluge mit sich hin, und theilt ihm jede Empfindung mit, welche sie athmet.

Ihre Sprache ist edel, einfach und rührend, Sprache der Natur! Sie dringt unmittelbar ans Herz, und die Pracht ihrer Gemälde, vereint mit ihrer Warheit und Grazie, hinterläßt dauernde Eindrücke. Alles, wozu Empfindung nötig ist, wirkt nun Poesie. Deswegen ist kein Mittel, das mehr zur Religion vorbereitet, mehr die fromme Seele entzückt, als Sie. Aber deswegen ist sie auch ein Schwert des Verderbens in des Unbesonnenen, in des Entweihers Hand, das Millionen würgt; denn sie gebeut fast unwiderstehlich jedem Affekt. Ihre Geschichte zeigt deutlicher ihren wahren, würdigen Gebrauch, als tausend Untersuchungen. So lange die Dichter eines Volks tugendhaft waren, Religion und grosse Gesinnungen lehrten, so lange herschte Ehrfurcht gegen die Gottheit, Vaterlandsliebe, Durst nach Unsterblichkeit! Aber wie sank es hin in Aristophanes, in Katulls und Ovids Tagen!

Jene edlen Männer, deren Lieder zu jeder Tugend entflammen, waren wert Lehrer ihres Volks zu sein, wert die Gabe Gottes in ihrem Herzen zu tragen. Noch izt nuzen sie, noch izt bilden sie den Geist und das Herz jedes Lesers,

Lesers, der für ihre Grösse gestimt ist, und sie werden ewig Segen um sich verbreiten; denn Natur und Warheit sind der Inhalt aller ihrer Lehren.

Aber Entheiligung ists, wider ihren Zweck die Poesie zu brauchen! Nicht Anakreontische Lieder der Freude beim Becher des Mahls, nicht der Liebe Gesänge sind Entweihung. Unschuld und Freude sind die Schwestern der Begeistrung! Licht und Heiterkeit wandelt vor ihnen her. Von Katullischen und Ovidischen Entweihungen rede ich nicht. Bei unsrer, izt durch so viele Ursachen wolthätigen Einfluß, zur Natur gewordenen Denkungsart schaden sie nicht mehr; gebrandmarkt mit Verachtung, schleichen sie umher. Aber die ists, die sich im Gewand der Sittsamkeit und Keuschheit selbst hüllt, und nun statt Rosen zu streuen, tödtendes Gift in alle Pfade der Lust aushaucht. Vor dem Tiger, der auf dem Wege lauert, entfleucht der Wandrer; aber nicht vor der ungesehnen, ungeachteten Natter.

Laßt uns des Dichters Rechtfertigung hören, dessen Leier Verführung tönt. Er wil gefallen; deswegen malt er angenehme Bilder. Wehe der Welt, daß solche Bilder ihr süß sind!

Er dichtet nicht für die Jugend. Kan er denn der Jugend verbieten ihn zu lesen? Kan er nicht auch das reifere Alter zum Laster verführen? Im Feuer der Begeistrung sind üppige Bilder seiner Seele entflossen; aber die Begeistrung ist rein, wie er, der sie den Menschen gab! Kein unreiner Gedanke kan durch sie entstehen! Kein Wort ihr entfliehn, das nicht gut und edel sei!

Der Entheiligungen der Poesie sind mehr! Ehmals, als Warheit ungeschminkt hervortreten durfte, als jedes seinen eigentlichen Namen erhielt, da bebten auch die Fürsten vor der Poesie; da wars der Fürsten höchster Ruhm von einem Dichter genannt zu werden. Aber izt, da fast alles

alles kriecht, kriecht auch der Dichter. Erkauft oder erzwungen, muß er nun singen, und Laster zu Tugenden lügen. Nun ist dieß der Weg zum Ruhm und zum Gold und zum Verderben. Viel sind, die auf der breiten Bahn wandeln; wenige nur die den Felsenpfad zur Unsterblichkeit hinanklimmen.

Wer edel ist, verdient im Liede genant zu werden! Er sei Fürst oder Sklave! Den Fürsten ehrt der Gesang, nie aber sein Name den Gesang. Des Dichters Lied ist ewig. Des Fürsten Namen aber, wenn er sonst kein edler Mann war, kennt nur der Geschichtsforscher. Es ist eine traurige Nothwendigkeit, von solchen Entweihungen der Poesie reden zu müssen. Wir sehen das Beispiel unsrer Väter. Sie waren frei und keusch. Der Wollüstling, der Schmeichler war ihnen ein Gräuel, und ihr Schwert war gerecht. So war auch ihr Gesang. In der Schlacht und beim Mahle sangen sie Heldentugenden. Und ihre Sprache ist dieselbe, die wir noch reden: reich an Ausdruck und Schönheit. Sie errötet vor jeder Lüge! Wollen wir die sein, die das Andenken unsrer Väter, ihr Blut, das in uns fleußt, ihre Heldensprache beschimpfen?

Die Geschichte ist auch, durch Menschenfurcht verdunkelt, von ihrer Höhe gefallen. Dichter, nehmt die Rechte wieder ein, die sie vor Jahrtausenden euch entriß! Nennt ihr wiederum die Thaten eures Vaterlands!

Möge denn des Südlings Gesang Tyrannen und Lastern tönen! Dafür kan er sich auch nicht zur Religion und Heldentugend heben. Wir sind Nordische! Männlich sei unser Gesang, und grossen Inhalts! Aber ferne sei es von uns, den nicht wert zu schäzen, der sanfte, liebliche Szenen singt. Schön ist die Katarakte; aber auch schön der silberne Bach. Wohl ihm, wenn er auch in heilige Leier uns des Lebens süsse Freuden, und diese

Freu-

Freuden süsseren Genuß, wenn er holde Liebe und holde Freundschaft singt. Er wird stets der Jugend, stets der Natur getreu bleiben, keiner Ausschweifungen schuldig, durch seine Lieder erheitern und belehren.

2.

Homer,

translated from the German of Fr. Leop. Count Stolberg.

May 8 th. 1782.

Hail to the Bard! to Homer hail!
From trembling lips and glist'ning eyes
Burning, melting extacies
Shall never never fail
With Gratitude's soft dew to swell thy song,
As in stupendous course it rolls along.

All-parent Nature pow'rd the torrent down
From Ida's sacred crown,
And saw its copious flood with look benign.
Bursting from sources all divine
With heav'nly musick, heav'nly gleam
Like the night's sun-studded zone
It sounded and it shone,
While laughing vales receiv'd and Echos hail'd the stream.

Nature saw with look delighted,
And to the lucid brink invited
Her daughters grac'd with golden hair:
Truth and Beauty light-descending,
O'er its liquid bosom bending,
In pleasing wonder saw their own blest image there.

Natu-

Nature early fondneſs show'd
When in the ſequeſter'd vale,
Which with newly-mingled wave
Xanthus and Scamander lave,
Thy mother faint let fall her precious load
Midſt dew-drops of the dale.

Even then inſpir'd
In a fine frenzy did'ſt thou gaze
On the Sun's departing blaze,
As o'er th'empurpled Helleſpont retir'd
He kenn'd with greeting glance thy face
From the snowy heights of Thrace:
Straining to graſp the golden ball of day
Thy little hands were ſpread and redden'd in its ray.

Nature ſweetly ſmil'd
And fondly preſt
The ſuckling to her parent breaſt;
Foſtar'd there her darling child;
Thy Genius form'd immenſe, as once ſhe form'd the ſkies,
And as ſhe taught the roſe
Its bluſhing beauties to diſcloſe
And drink celeſtial dew,
Thus form'd, and thus imbu'd thy op'ning faculties
With graces ever new.

She gave thee with Invention's flaming eye
New earths, new heavens to deſcry.
She gave (the utmoſt that her love could do)
Thears to ev'ry feeling true:
Thoſe that with guſhing flood the countenance o'erflow.
Where boiſtrous paſſions glow:
And thoſe more mild and meek,
Which trembling eye-lids pour
In trikling ſhow'r

Down

Down the changing cheek:
Gave to thy soul
The dove's Simplicity and eagle's might;
Like to thy song
Now gliding soft along,
As rivulets by Cynthia's silver light;
Now thund'ring wild and loud, as headlong surges roll.

I. Six.

3.

Ein Brîf die Rechtschreibung betreffend, aus des berümten Benj. Franklins Political, miscellaneous and philosophical pieces (p. 473.) übersezt. *)

Wêrte Freundin.

Der Einwurf, welchen Si gegen di Ferbesserung unserer Weise zu schreiben machen — daſ selbige mit Unbekwæmlichkeiten und Schwirigkeiten ferknüpft sein würde — ist natürlich: den dergleichen finden sich allezeit bei jedem Forschlage zu Ferbesserungen, in der Religiôn, in der Regirung, in Gesetzen, bis herunter auf di Ferbesserung der Wæge und Fürwerke.

Di

*) Her *Franklin* war næmlich auf den Gedanken ferfallen (den man für natürlich halten solte) daſ, da di Buchstaben-Schrift eigentlich dazu bestimmt ist die Tônsprache dem Gesicht darzustellen; so müsse 1) jeder besondere Schal sein eigenes Zeichen haben: 2) kein Buchstab mêr als einerley Schal bedeuten, und 3) keine unnüzze Buchstaben geschriben werden, di keinen Schal fôrstellen. Da er nun di Englische Schreibung hirin besonders fælerhaft fand, so schlug er eine Ferbesserung fôr, um si der Aussprache gemâs einzurichten, und dabey auch sex neue Zeichen, um di noch unbezeichneten oder nicht bestimmt bezeichneten Schalle auszudrucken.

Di Frage solte also eigentlich nicht sein: ob keine Schwirigkeiten oder Unbekwæmlichkeiten dabei sein würden? sondern: ob sich di Schwirigkeiten nicht überwinden lässen? und: ob di Forteile im Ganzen nicht grösser als die Unbekwæmlichkeiten sein würden? wen disem so wære, so würden sich di Schwirigkeiten nur beim Anfange des neuen Gebrauchs finden; wen selbige aber ein Mâl überwunden sind, so bleiben di Forteile für immer. Selbst für Si und für mich, di wir nach der alten Weise recht zu schreiben gelernt haben, glaube ich, würde di Schwirigkeit eine neue Schreibung anzunæmen nicht so grôs sein, daſ wir ſi nicht durch di Übung son einer Woche überwinden solten — Was aber dijenigen betrift di nicht regelmæssig zu schreiben gelernt haben, so bin ich fersichert, wen man die Schwirigkeiten auf beiden Seiten fergleichen wolte, entweder si nach der alten Weise recht schreiben zu leren, oder inen die neue Schreibung mit den neuen Buchstaben †) beizubringen, daſ man lezteres ungleich leichter finden würde. Si sind ja schon son selbst zu einer solchen Schreibung geneigt, in soweit es die Mangelhaftigkeit ires Alfabets zulæſt, und îr falsches Buchstabiren wird deswægen nur falsch genant weil es den jetzigen falschen Regeln der Schreibung zuwider leuft: nach den neuen natürlichen Regeln würde es recht sein. Di Schwirigkeit nach den alten Regeln recht zu schreiben ist in der Tât so grôs, daſ si nur son wenigen überwunden wird, und Tausende hingegen bis in îr Alter immer hin schreiben one je zu diser Folkommenheit gelangen zu können. Über-

dem

†) Dise sex neue Buchstaben sind: 1) ein Zeichen für den Mittellaut zwischen *a* und *o*: 2) eins für das kurze, oder halb-ferschlukte *u*: 3) eins für das *sh*: 4) eins für das *ng*: 5) eins für das Englische hærter zischende *th*, und 6) eins für das weichere *th*. (der Araber *Sad* ص, und *Dad* ض).

dêm ist es eine Schwirigkeit di immer grösser werden mus, so wi mit der Zeit di Aussprache fon der gegenwærtigen Schreibung mêr und mêr abweicht, und dis macht es den Fremden fast unmöglich unsere Sprache nach der Schreibung di si in unsern Büchern finden recht auszusprechen.

Nun komme ich zu den Unbekwæmlichkeiten, deren Si erwænen. Die erste war „das dadurch alle unsere Etymologien ferloren gingen: folglich würden wir fon filen Wörtern di eigentliche Bedeutung nicht bestimmen können". — Aber die Etymologien sind jezt schon sêr ungewis, und wem dan mit dergleichen gedînt wære, der könte si ja noch immer in den alten Büchern finden, darin si aufbehalten bliben. Di Wörter feraendern mit der Zeit ire Bedeutung sowol als ire Schreibung und Aussprache, und wîr können ja nicht auf ire Ableitung sehen um ire gegenwærtige Bedeutung zu bestimmen. Wen ich jemand einen Schalk und Buben*) hîsse, würde er wol damit zufrieden sein das ich îm sagte, das erste Wort zeige ja ûrsprünglich nûr eine Bedinung an, und wære selbst fon fôrnæmen fürstlichen Bedînten gebraucht worden, und das andere bedeute eigentlich nur einen Knaben oder Jüngling. Also: es ist doch nur der gegenwertige Gebrauch, der di Bedeutung der Wörter bestimmen kan.

Di zwote Unbekwæmlichkeit war „das alsdan Wörter fon unterschidener Bedeutung und ânlicher Aussprache nicht unterschiden würden" — Aber: in der Aussprache ist ja diser Unterschîd nicht zu erkennen, und wir sehen allein auf den Zusammenhang der Ræde oder des Satzes, um zu erraten welche fon den ferschidenen Bedeutungen dem gehörten Schalle zukomme,

*) Her *F.* hat im Englischen di Wörter: *Knave* und *villain* gewält.

me. Wen dises bey dem schnel fórüber gehenden mündlichen Fórtrage zureicht, so wird es sich noch fîl leichter beim geschribenen tûn lassen, den wir nach Gefallen überlæsen, und wo wîr Schwirigkeit finden genauer betrachten können, da wîr hingegen bey mündlicher Ræde dem ferflossenen Satze nicht so leicht wider nachdenken können, indæm der Rædner uns mitlerweile schôn mit neuen übereilt.

Di dritte Unbekwæmlichkeit war — „daſ alle di jezt geschribenen Bücher alsdan nicht mêr genuzt werden könten". — Dise Unbekwæmlichkeit würde sich doch erst langsam nach einigen Jaren eussern. *Si* und ich, und andere jezt lebende Læser würden nicht leicht dise Bücher zu læsen fergessen, und man würde noch lange di alte Schreibung zu læsen lernen ob man sich gleich selbst der neuen bedînte. Das selbige ist ja in Italien würklich geschehen. Di Einwoner sprachen und schriben daselbst ehemâls alle Latein: aber, so wi di Sprache sich ferenderte, folgte man mit der Schreibung. Nûn kan freilich jezt ein einfeltiger ungelêrter Italiæner di lâteinischen Bücher nicht læsen, obgleich file andere si noch læsen und ferstehen: aber, wen di Schreibung ni ferendert worden wære, so würde es auch jenem nun fîl schwerer fallen seine eigene jetzige Sprache zu læsen und zu schreiben. Den, di geschribenen Wörter würden sodan mit dem ausgesprochenen Schalle gar nicht mêr übereinkommen, sondern nur noch die Sachen selbst andeuten, so, daſ, wen einer den Begrif ausdrucken wolte den er bey dem Schalle *Vescovo* hat, so müste er *Episcopus* schreiben.

Kurtz: di Schwirigkeiten und Unbekwæmlichkeiten mögen nûn sein welche si wollen; so würde man si doch jezt noch leichter überwinden als künftig, und irgend einmâl mus es doch geschehen wen unsere Schreibung

bung nicht der Schinesischen in der Schwirigkeit si zu lernen und anzuwenden gleich werden sol. Dis würde auch schon jezt der Fal sein wen wir (Englænder) di Sexische Weise zu buchstabiren und zu schreiben beibehalten hetten, deren sich unsere Forfaren bedint haben.

Ich bin

London 1768. Sept. 28.

Ir Ergebener
B. Franklin.

4.

Flehegesang für unsern Stoll.

Gesungen im Ostermond. 1782.

Ewiglebender, du deß wechselndes Athemholen
Menschengeschlechter beseelt, Menschengeschlechter entseelt!
sei, wenn Sterblicher Bitten Unsterblicher Wollen beweget,
sei für unsern Stoll, Gott, gebeten von uns!
Nie zwar fühlte mein Herz ihn mehr den Meinen, wie jezund,
da sein theuerstes Haupt schwebet in Lebensgefahr:
dennoch wil ich ihn heut nur Unsern nennen; er hat ja
aus des Todes Hand unser so viele gelööt!
Hat zu redlich für jeden von uns Bequemlichkeit, Ruhe
hingeopfert! darum liegt er auch jezund so schwer.
Fallt denn, die er gelöset, in meinen Flehegesang ein,
daß er vielstimmig, ein Meer, brause zum Himmel empor!
Ach! um Genesung für ihn, ihn, welcher, noch Jüngling, der Jugend
hüpfende Spiele verließ, und sich ins Einsame stal,
nachzuhängen dem edelsten Zuge der Menschheit, zu lieben
über alles Gott, aber den Nächsten sich gleich!

Das entschlossen, spürt' er dem Wahren, dem Guten, dem Schönen
nach in Maalen des Geists Alter und Alter hinauf;
pflückte von jeglicher Wissenschaft, jeglicher Kunde die Blume,
band sie zum Kranz', und flocht jegliche Tugend mit ein;
krönte mit diesem Kranze, je Handlung auf Handlung, sein Leben,
doch brach die Menschlichkeit stets heller aus jeder hervor.
Ach! das schaurige Mitgefühl bei Thränen der Menschen,
auszuforschen ihr Weh, nachzuempfinden ihr Weh!
Ach! die springende Federkraft bei Seufzern der Menschen,
schnel zu steuern der Not, oder zu lindern die Not!
Deß nun widmet' er alle Musse der langen Kunst, die
Swieten=Hippokratás einst Oesterreich wiedergebar.
Wie jezt im Monden des Lenzen die Sonne waltend hervortritt
und mit belebendem Blick' alle Naturen erweckt;
Eis und Schnee zerläßt, und giftige Nebel verzehret,
Kraut und Gras und Laub Bäumen und Fluren entlockt,
Alle Geschlechter der Thiere, des Herren der Thiere zur Wonne
aufregt, daß froh es in Luft, Wäldern und Städten erschallt;
trat aus Asklápios Heiligtum' er, mit jedem Geheimniß,
jeder Erfarung der Kunst, Sieche zu heilen, 'vertraut;
scheuchte mit weisen Arzneien die bleichen Schaaren der Fieber,
welche der Sterblichen Leib quälen und tödten, hinweg;
eilete williges Fusses zu jeglicher Stunde den Brüdern,
mächtig oder gering, schleunig zu helfen, herbei;
gab der verzweifelnden Gattin den Mann, die lächelnde Braut dem
Jammer des Jünglings, den Sohn trostlosen Eltern zurück,
liebend Geschwister einander . . . . Mir hat er Bruder und Schwester
von der Pforte des Tods, und mich ihnen geholt! . . .

schreien=

schreienden Kindern wieder den Vater . . . . . . Nur meinen vermogt' er
nimmer zu retten! Doch segn' ich durch Thränen dich, Freund!
Denn was ein Mensch an Menschen nur thun kan, das hast du getreulich
alles an ihm gethan, welcher mein Vater, ach! war! . . .
pfleget schon vier und achtzig Monden der Armen, die nirgend
haben, wohin sie ihr Haupt legen, mit rastlosem Fleiß;
wirret am Bette der Kranken der Krankheit verwickeltste Gäng' auf,
bildet Aerzte dem Staat sich an Geschicklichkeit gleich;
zeichnet seine geprüften Erfarungen alle zu Büchern,
welche mit silbernem Mund' Ossa posaunt durch die Welt:
daß, ihn zu hören, vom Tybris, dem Rhodan, der Themse, von Deutschlands
Flüssen die Jünger der Kunst alle sich hasten nach Wien,
laut in ihm den Meister preisen, wie jene den Retter,
alle den guten Mann, Freunde den treflichen Freund!
Ha! deß schüttelt den blutigen Kamm der Eisergeist schnöder
Kunstgesellen ihm nach! aber er duldet und schweigt!
Ha! deß hacket in seinen Kranz von Eichen *) des Neides
Rabenschnabel mit Wut! aber er duldet und schweigt!
schweiget und duldet, zufrieden, daß ihn der Absichten Prüfer
kennt, und das stumme Verdienst einst um so reicher belont!
Aber uns lasset den schweigenden Dulder nur herlicher preisen!
seltene Mässigkeit reizt Kenner des Wertes zum Lob.

*) Keinen Bardenkranz. Ich meine τον στεφανον πολιτικον, coronam civicam, die Bürgerkrone der Römer, die, aus Eichen geflochten, ob einem erhaltenen Bürger ausgetheilt wurde. Der da erhalten ward, sezte sie auf Befehl des Imperators seinem Erhalter auf. Wer verdienet eine solche Krone mehr, als ein rechtschaffener Arzt? Wie viele Bürger hat Stoll dem Staate erhalten, nur bloß durch die Blatterpropfung!

Laßt uns den Thäter im Stillen, der keiner Vergeltung begehret,
und so edel doch thut, ehren mit Sait' und Gesang!
Laßt für unsern Stoll uns lauter zum Himmel emporflehn.
Ach, um Genesung für ihn! Ach, um Genesung für ihn!

Lorenz Leopold Haschka.

5.

Dankgesang.

Gesungen im Wonnemond, 1782.

Gleichvermögender, was das grünt
deiner Menschen zum Grab', oder was welken wil,
von dem Grabe zu leiten! Du
horchtest, gnädiges Ohrs, unserem Flehgesang
um Genesung für unsern Stoll,
und erhörtest ihn. Dank, Preis dir, Allgütiger!
Ha! du sandtest ihm seinen Freund,
Mertens, welchen sein Ruhm vorlängst, als treflichen
Arzten, über den Oby rief.
Daß, vom Rufe geweckt, Russias männliche
Katharina zu sich ihn lud,
seines Rufes ihn auch würdig erfand, als der
bis hierher! es der Pest gebot;
der den edelsten Plan, für Ungeborne
mütterlich sorgend, ihr gründen half,
und belohnet mit Huld, Ehren und Rubeln, ihn
ungern wegließ von Petersburg.
Diesen sandtest du, Gott! sandtest mit diesem ihm
deiner Menschen Erlaberin,
die Genesung. Es rauscht näher dem Kranken ihr
wiesenfarbiges Sindalkleid,

und

und sie küßt ihn auf's Herz. Siehe! da dämmert' ihm
Lebensröthe die Wang' herauf!
Floß der Schatten des Tods ihm von dem schweren Aug,
Puls und Odem ging regelrecht!
Also haben wir dich wieder, du bester Mann!
Preis und Dank dem Allgütigen!
Also spendest du wieder Gesundheit aus,
wandelst Weinen in Lächeln um!
wachst, vorsichtiges Blicks, unseren Eyneas:
Kauniz uns zu erhalten, fort!
wachst, vorsichtiges Blicks, unseren Gideon:
Laudon uns zu erhalten, fort!
wachst, so viele des Staats Degen und Pfeiler uns
zu erhalten, vorsicht'ges Blicks!
Also haben wir dich wieder, du bester Mann!
Preis und Dank dem Allgütigen!
Also träuft dir vom Mund wieder die Lehre, wie
Thau vom Flügel des Lenzes träuft,
welche Lehrlinge zu Meistern, an Kunde dir
gleich, und Großmut und Menschlichkeit,
wie der thauende Lenz Knospen zu Blüten, reift,
die in Zungen und Schriften hell
durch Europia fährt, dich, und die Stadt, wo du
schreibst und lehrest, zum Namen macht!
Also haben wir dich wieder, du bester Mann!
Preis und Dank dem Allgütigen!
Also sitzest du, Freund! wieder im frohen Kreis
unter Freunden und Freundinnen!
Dankst mit sinkendem Blick' und still anfliegender
Farbe schöner Bescheidenheit
unserm Willkommsgetös! freuest dich unserer
Freuden, sorgest so brüderlich
unsere Sorgen, und weinst unsere Thränen mit,
bist uns Beispiel und Licht und Rath,
bist uns Alles! Daß Gott, Einziger! Einziger!

 Dich

Dich hienieden uns finden ließ!
Dich uns länger verleiht! singen wir ewiglich
Preis und Dank dem Allgütigen!
Aber mögte dich auch kennen, der Menschenwert
kennt, und schäzt, und belohnen kan!
Bald so würden des Staubs Sorgen, die deinen Geist
oft umflirren, verblasen sein!
Dann zwar, wann dein Verdienst auch noch des Erdenfetts
vollgenösse, so würde des
Neides Glozaug dir nur grimmiger bluten, das
hiebevor schon dein Ruhm durchstach!
Dünne stehn sie doch nur gegen uns, Haufen, her,
die wir Dank dem Allgütigen
laut aufsingen für das, was er dir Gutes schickt,
alles Guten Wohlwürdiger!
Laut aufsingen dafür Preis dem Allgütigen!

Lor. Leop. Haschka.

6.

Briefe über die Fabelgeschichte.

Zehnter Brief.

Den 16. August

Ich erhielt vorgestern einen Brief von Ihrem Onkel, aus welchem ich sehe, daß Sie ihm alles zu lesen geben, was ich Ihnen bisher über die Fabellehre geschrieben habe. Was seinen Scherz betrift, „daß ich gar nicht nötig gehabt hätte, den guten Erzbischof zu plündern, und daß Sie selbst beynahe Französisch genug verstünden“: so weis ich im Ernste, (und wer nicht, der Sie kennt, gnädige Frau?) daß es ihre zweite Muttersprache ist, und daß Sie darin noch ein wenig lebhafter und ungezwungener schrei-

schreiben und sprechen, als im Deutschen. Allein der Faden meiner Geschichte verband mich, die letzten Schicksale des Herkules und die Leiden des Philoktets zu erzälen. Ich konte Ihnen darüber nichts bessers geben, und ich hatte Ihnen vorher gesagt, daß ich zuweilen die Dichter für mich wolte reden lassen. Hätte ich abbrechen und sagen sollen: Nun, gnädige Frau, schlagen Sie den Telemach auf, lesen Sie von der bis zu der Seite und fahren denn fort, meinen Brief zu lesen? Oder hätte ich das Original abschreiben sollen? Das wolten meine armen Finger nicht. Uebersezen ist doch so viel angenehmer, als abschreiben! Auch war Fenelon denn doch eine bessere Quelle als etwan der grundehrliche und, wie ihn Herr Hofrath Wieland nennt, spaßliebende Hederich, dessen reales Schullexikon gleichwol nicht ohne Nuzen ist. Hätte z. E. der Uebersezer Ihres Lieblings, des Le Sage, dieses brauchbare Werk gehabt, er würde gleich darin gefunden haben, was Tarpa für ein Mann gewesen ist, wenn er sich ja auf den Horaz nicht besonnen hätte. Den Sophokles hatte Fenelon schon zu Rath gezogen, ich konte also dessen überhoben sein.

Aber, fragt mich Ihr Onkel, solte die Fabellehre wol auch einen schicklichen Unterricht für die Jugend ausmachen? Ich wil dieses hier eigentlich nicht untersuchen, doch was den Vortrag derselben überhaupt betrift, darüber werden Sie mir noch eine Anmerkung erlauben. Wenn der Erzälende bei den Gemälden der Ausschweifung con amore verweilet, wenn der Scherz (dessen man sich bei dieser Art von Historie kaum enthalten kan) eine solche Wendung nimt, daß er eine Gleichgültigkeit, wenn auch keine Neigung gegen das Laster verräth, so ist es immer möglich und glaublich, daß eine so dargestelte Fabelgeschichte zur Bildung des Herzens sehr untauglich sein werde. Allein wenn man in der Fabel so gut, als in der wahren Geschichte das Unmoralische in den Gesinnungen

und in den Handlungen durch den Ton und die Art der Erzälung misbilliget, so ist es auch zuverläßig, daß eine genauere Bekantschaft mit der Fabellehre, aus den in meinem ersten Briefe angeführten Ursachen sehr nüzlich sein werde.

Ich wende mich nun wieder zu meiner Geschichte. Was glauben Sie wol, gnädige Frau, was Helena nach dem Tode ihres geliebten Paris that? — Sie vermählte sich mit dem Deiphobus, einem Bruder des Paris. Wie? werden Sie ausrufen, Helena, die wie man saget, ihre Schwachheit und ihr Verbrechen so oft beweinet, so oft dem Paris die bittersten Vorwürfe gemacht hat, solte eines solchen Leichtsins fähig sein? — Aber es ist einmal nicht anders. Zwei Liebhaber und Brüder ihres verstorbenen Gemahls wandten alles an, um sie zu gewinnen. War es nicht noch immer ungewiß, ob die Griechen nach so viel vergeblichen Versuchen, zu ihrem Zwecke gelangen, und das stolze Troja erobern würden; ob sie jemals Hofnung hätte, den Menelaus wieder zu sehen? — Es läßt sich erklären, wenn sie, die niederträchtig genug war, ihren ersten Gemahl zu verlassen, in ihrer Aufführung diejenige Politik beobachtete, die sie den verschiedenen Zeiten und Umständen gemäß hielte.

Helenus und Deiphobus, beide Söhne des Priamus, suchten also die schöne Beute zu erhaschen; allein dem ersten schlug seine Absicht fehl, ein Verdruß, den er durch Treulosigkeit gegen sein Vaterland, zu rächen suchte; er lieferte nämlich den Griechen das Palladium aus.

Dieß war eine Statue der Minerva, die vom Himmel gefallen sein sol, als Ilus die Stadt Troja erbaute; welche die Trojaner also mit grosser Sorgfalt aufbehielten, und bei deren Besize sie unbezwinglich zu sein glaubten. — Allein was nüzte den Griechen diese Statue? Sie konten immer noch nicht die Stadt in ihre Hände bekommen, und es waren zehn Jahre, daß sie sich darum bemüh-

bemühten. — So viele verbundene griechische Könige vermochten in so langer Zeit nicht ihren Zweck zu erreichen, so wie unser Zeitgenoß, ein einziger König von Preussen im Stande war, in dem siebenjährigen Kriege, dem halben Europa die Spize zu bieten! Ich muß gestehen, wenn ich die berlinischen Rezensionen im Fache der Kriegskunst lese, die fast alle vortreflich geschrieben sind, so wird immer ein Gedanke in mir erneuert an das Erstaunen der Nachwelt über Ihn und seine Helden, welche den Degen und die Feder gleich auszeichnend zu führen wissen. — Wenn aber die Litteratur und Theaterzeitung das Wort brav, welches freilich in der Musik und Malerei schon eingeführter ist, auch bei allen Gelegenheiten auf Poesie und Wohlredenheit anwendet, so denke ich mir den Verfasser (ganz unwilkürlich) immer als einen berlinischen Civilbeamten einer gewissen Klasse in dunkelblauem Rock von preußischem Schnitte und mit einem preußischen Hute.

Doch ich wil mich bei Nebenbetrachtungen nicht länger verweilen. Das Palladium also half den Griechen nicht viel. Aber nein! Hiedurch kamen sie auf die Idee der sinreichen List mit dem hölzernen Pferde, eine Geschichte, die freilich einem Mährchen nicht unänlich sieht. — Doch darum bekümmern wir uns nicht; die Thatsache ist richtig, und von glaubwürdigen Geschichtschreibern, ich meine von Poeten bestätigt.

Wollen Sie die ganze Begebenheit von einem Trojaner selbst, der gegenwärtig gewesen, erzählt lesen, so schlagen Sie das zweite Buch der Aeneide in irgend einer Uebersezung auf. Ich denke in der Folge ihn auch hier aufzuführen; es ist der ehrliche Aeneas. — Doch izt wil ich die Sache kürzlich erzählen. Da die Griechen durch ganze Ströme vergoßnen Bluts, und durch den Tod der edelsten und tapfersten Krieger nichts auszurichten vermögend gewesen so wolten sie endlich durch List erhalten, was

was sie durch Gewalt nicht hatten erlangen können. Sie bedienten sich also der Ehrfurcht, welche die Trojaner für die Minerva hatten, und der Besorgniß, die sie wegen des geraubten Palladiums empfanden, als eines Mittels, zu ihrem Zweck zu gelangen. Es ward ein grosses hölzernes Pferd errichtet, das eine ziemliche Anzahl Personen in seinem Bauche beherbergen konte, und zu diesem Ende mit einer geheimen Thüre versehen war. Der ganze Plan ward entworfen, die verschiedenen Rollen wurden ausgetheilt und alles gieng auf erwünschte Art von statten. Die tapfersten Helden verbargen sich in dem hölzernen Pferde, die Griechen stellten sich, die Belagerung aufzugeben, und auf dem Rückwege nach ihrem Vaterlande zu sein, erwarteten aber den Ausgang, und das verabredete Signal bei der Insel Tenedos, einer Insel auf dem ägeischen Meere, die Troja gegen über lag. Die Aufschrift des Pferdes war diese: Die Griechen widmen dieses Pferd, wegen ihrer Rückreise der Minerva. Sinon ward zurückgelassen, um die Trojaner zu überreden, daß sich alles in der That so verhielte; er stelte sich, als wenn er äusserst erzürnt auf die Griechen, und ihnen, da sie ihm das Leben hätten nehmen wollen, entlaufen wäre.

Die Trojaner liessen sich auch wirklich in diesem Netze fangen. Voller Freude, sich endlich von ihrem Feinde befreit zu sehen, giengen sie aus der Stadt, staunten das mächtige Roß an, und wolten es herein bringen, weil es ihrer Göttin gewidmet war. Dieß fand nun allerdings einigen Widerspruch. Kassandra, Laokoon, und andre Trojaner wolten es nicht zugeben, jene, vermöge ihrer prophetischen Gabe, dieser, weil er, wie er sagte, die Griechen auch in ihren Geschenken fürchtete.

Hier ist der Ort, Ihnen die Geschichte der Kassandra, die eine Tochter des Priamus und der Hekuba war, einzuschalten. Diese Prinzeßin war so schön, daß sich Apoll in sie verliebte, und ihr sein Wort gab, daß, wenn

sie ihn glücklich zu machen geneigt wäre, er ihr jede Bitte, die sie selbst wählen konte, gewähren wolte. Sie bat also um die Gabe der Prophezeihung: allein kaum hatte sie dieselbe erhalten, als sie sich erklärte, daß sie niemals in sein Verlangen willigen würde. Apoll, so aufgebracht er auch sein mochte, konte ihr doch das nicht wieder nehmen, was er ihr einmal eingeräumt hatte. Er brauchte also die Politik, sich zu verstellen, und verlangte weiter nichts, als einen Kuß von ihr. Aber warlich, es war kein verliebter Kuß, den er ihr zu geben von der Rache verleitet wurde. — Denken Sie, gnädige Frau, hätte selbst ein Barbar gegen einen schönen Mund so handeln können, als Apollo that? — Er war so wenig galant, oder vielmehr so von der Hitze verblendet, daß, als ihm Kassandra diesen fatalen Kuß bewilligte, er ihr in den Mund zu speien, sich erkühnte. Und das hatte die wunderbare Wirkung, daß, ob sie gleich immer die Zukunft richtig vorher sah, ihr dennoch niemand das Geringste glauben wolte.

Laokoon widersezte sich ebenfals dem Vorhaben, das Pferd in die Stadt zu führen. Er schoß einen Pfeil auf dasselbe ab, daß die Höhlen desselben ertönten. Doch der Untergang von Troja war einmal beschlossen. Man glaubte dem Sinon, der seine Rolle so natürlich zu spielen wußte, der so erbittert wider die Griechen zu sein schien, und der so aufrichtig versicherte, daß sie auf dem Rückwege wären, und das Pferd der Minerva gewidmet hätten. Hierzu kam noch ein besondres Unglück, das den Laokoon betraf, und das man für eine Züchtigung der Minerva ansah, weil er das ihr geweihte Roß zu verlezen sich erdreistet hatte. Da diese Geschichte durch das größte Meisterstück der alten Kunst berümt geworden, so wil ich sie hier von dem Aeneas erzählen lassen, und die Stelle aus dem Original übersezen: „Laokoon, durch das Loos zum Priester des Neptuns ernannt, opferte vor den geweih-

geweihten Altären einen grossen Stier: siehe, da schwimmen auf der ruhigen Oberfläche des Meers (ich bebe bei der Erzählung) zwei grosse Schlangen in unermeßlichen Kreisen von Tenedos her, gleich bemüht, das Ufer zu erreichen. Ihre Brust über die Fluth erhaben, ragte ihr blutrother Kam über die Wellen empor. Der übrige Theil folgt hinten auf der See, und krümt die ungeheuren Rücken in einen Zirkel. Man hört das Geräusch des schäumenden Meers: schon waren sie ans Ufer gekommen, ihre glüenden Augen branten von Blut und Feuer, und mit eilfertigen Zungen leckten sie die zischenden Mäuler. Erblaßt über solchen Anblick entfliehen wir. Sie gehen, beide zu einem Angriffe auf den Laokoon: zuerst umschlingen sie die kleinen Körper seiner zwei Kinder, und verzehren die elenden Glieder mit einem Bisse. Darauf ergreifen sie ihn selbst, wie er mit Waffen zu Hülfe eilen wil, und umgeben ihn mit ungeheuren Kreisen. Schon hatten sie ihn zweimal in der Mitte des Körpers umfaßt, und zweimal um den Hals ihre schuppichten Rücken gewickelt, und doch ragen sie mit dem Haupte und mit dem hohen Nacken hervor. Er sucht die Knoten mit den Händen zu zerreissen, indem seine Opferbinde mit Geifer und schwarzem Gifte befleckt wird. Zugleich erhebt er ein schreckliches Geschrei zu den Gestirnen, wie ein verwundeter Stier, der dem Altar entflohen ist, und das verfehlende Beil aus dem Nacken wirft."

Von dieser Geschichte nun ist das größte Meisterstück der Bildhauerei, unter den schäzbaren Resten der alten Kunst, ich meine die berümte Gruppe Laokoon noch izt in Rom zur Bewunderung aller Kenner vorhanden. Plinius nennt es ein Werk, das allen andern in der Malerei und Bildhauerkunst vorzuziehen ist, und berichtet, daß drei Künstler diese Gruppe, den Laokoon, seine Kinder und die wundernswürdigen Kreise der Schlangen aus einem Blocke verfertiget haben. Was das Alter dieser Statue betrift,

betrift, so möchte darin vielleicht nichts Gewisses auszumachen sein. Winkelmann, dieser grosse Kenner, schreibt sie den blühendsten Zeiten der griechischen Kunst zu. Lessing hat nach seiner gewönlichen Scharfsinnigkeit in dem berümten Werke: Laokoon, besonders im 26sten Abschnit, mehr als einen Zweifel dagegen. Ich habe eine Kopei in Bronze von dieser Gruppe in der Antikensamlung zu Dresden gesehen. Auch sind Kupferstiche und Gemälde nicht selten davon.

Dieser Vorfal nun machte einen solchen Eindruck auf die Trojaner, daß sie, um das ungeheure Pferd in die Stadt zu führen, einen Theil der Mauer niederreissen. — Soglcich verbreitet sich die wilde Freude unter alle Einwohner, sie feiern das Friedensfest mit grossen Pokälen, und sind bei einbrechender Nacht im Wein und Schlaf vergraben. Nun öfnete Sinon das Pferd und ließ die in demselben versteckten Griechen, unter welchen Menelaus und Ulysses waren, durch einen Strick herunter, und gab dem Heere bei Tenedos das Zeichen mit der Fackel. Alles wird niedergemacht, alles wird verheert; die erschrocknen Trojaner laufen selbst in die Schwerter, und das stolze Troja liegt in kurzer Zeit in Asche und Schutt vergraben. Was that die Helena in diesem algemeinen Verderben? Sie warf sich, als ein reuendes, unschuldiges Weibchen, in die Arme ihres ersten Gemahls, überlieferte (die Treulose!) ihm ihren izigen Mann, den Deiphobus, den er auch im Schlafe in die andre Welt schickte, und ward wieder mit Gnade aufgenommen. Der alte Priamus ward von dem Pyrrhus, dem Sohne des Achills getödtet. Aeneas, Antenor und Helenus, jene beide, weil sie immer zum Frieden und zur Auslieferung der Helena gerathen hatten, dieser, weil er sich bei dem Pyrrhus einzuschmeichlen wußte, waren die Einzigen, die verschonet blieben. Die übrigen traf alle Feuer und Schwert.

Eilfter

Eilfter Brief.

Den 19. August.

Gegen die Prinzessinnen war man größtentheils so grausam nicht, aber, die Warheit zu sagen, nur auf eine andre Art. Die Griechen sahen sie für eine Beute an, für eine Belonung ihrer Tapferkeit; und theilten sich unter dieselben. Wie dieß geschehen sei, wil ich nun kürzlich sagen.

Hekuba, die Gemahlin des Priamus, die so viele von ihren Söhnen, und nun auch ihren alten Gemahl überlebte, solte dem Ulysses zu Theil werden. Allein, aus Verzweiflung, und um der Sklaverei zu entgehen, stürzte sie sich vom Felsen ins Meer herab.

Andromache, die Witwe des Hektors, ward dem Pyrrhus übergeben, der sie, wegen ihrer Schönheit, liebte.

Kassandra, die Tochter des Priamus, deren Geschichte ich Ihnen im vorigen Briefe erzählt habe. In der unglücklichen Nacht, in welcher die Stadt zerstört ward, rettete sie sich in den Tempel der Minerva, deren Priesterin sie war. Allein Ajax, des Oileus Sohn, verfolgte sie bis in den Tempel, riß sie von der Statue der Göttin, die sie umfaßt hatte, weg, und zwang sie, seine Leidenschaft zu befriedigen. Diese schöne und unglückliche Prinzessin ward dem Agamemnon zu Theil.

Polixena, auch eine Tochter des Priamus, eben diejenige, welche Achill heirathen wolte, und um derentwillen er sein Leben verlor; diese unschuldige Prinzessin ward von den Griechen getödtet, unter dem Vorwande, daß der Schatten des Achilles diese Rache foderte. Eben deswegen ward auch Astianax, ein Sohn des Hektors und der Andromache, noch ein junges Kind, vom Felsen heruntergestürzt.

Auf der Rückreise der Griechen hatte Ulysses unter allen die wunderbarsten und traurigsten Begebenheiten. Er irrte zwanzig Jahre herum, und kam endlich nackt und unbekant auf seine Insel Ithaka und zu seiner treuen Penelope. Dieß können Sie aus der Odysse des Homers lernen, die sich blos mit den Abentheuern seiner Reise unterhält, und von der ich Ihnen die Voßische Uebersezung bald schicken zu können hoffe. Ich merke hier, von sehr viel ausserordentlichen Zufällen nur an, daß auf der Insel der Zauberin Circe seine Gefärten in Schweine verwandelt wurden, und er mit derselben zwei Söhne, den Nausiphous und Telegonus hatte. Von da gieng er in die Hölle, um den Tiresias um seinen Rath zu bitten, wie er seine Reise am sichersten fortsezen könte.

Diesen wunderbaren Mann müssen Sie etwas näher kennen lernen. Er ist derjenige, welcher in ein Weib verwandelt wurde, als er von zwei Schlangen, die sich umarmten, das Weibchen getödtet hatte, und seine wahre Gestalt nicht ehe wieder erhielt, als bis er ebenfals von zwei Schlangen in der nämlichen Beschäftigung das Männchen erschlagen hatte. Sonst war er so verständig, daß ihn Jupiter in einer Streitigkeit, die er mit der Juno hatte, zum Schiedsrichter erwälte. Er that den Ausspruch zum Vortheile Jupiters, ward dafür von der Juno mit Blindheit bestraft, und von dem Vater der Götter mit der Gabe, zu weissagen belont, lebte sehr lange, und behielt auch noch in der Hölle seine Wissenschaft. Beiläufig zu erwähnen, finden Sie im Horaz eine Satire, die sich auf diese Unterredung des Ulysses mit dem Tiresias bezieht, nämlich die 5te des zweiten Buchs. Schlagen Sie nur die Uebersezung des Batteux nach.

Allein auch nach dieser Berathschlagung hatte Ulysses noch viel Verdrießlichkeiten anszustehen; endlich wie gesagt, kam er in seinem Reiche an, verjagte alle die Liebhaber der Penelope, die sich ihnen standhaft widersezt hatte,

und ward endlich in einem Aufruhr von seinem eignen Sohne Telegonus, den er mit der Circe gehabt hatte, unbekanterweise getödtet. Sein Sohn war Telemach, dessen Name durch das Werk des Bischofs von Kambray so bekant geworden ist.

Unter den griechischen Fürsten, die bei der Belagerung von Troja berümt geworden, und deren ich bisher nicht erwänt habe, weil mich der Faden der Geschichte nicht notwendig dazu nötigte, ist noch besonders zu merken Nestor, Fürst von Pylus, ein ehrwürdiger Greis, vol Erfarung und Weisheit, der in der Iliade immer den besten und verständigsten Rath giebt. Er kam nach einigen Umschweifen glücklich in sein Land, und ward dreihundert Jahre alt. — Sol ich denn aufhören, weil Sie mir gar nicht antworten?

Zwölfter und lezter Brief.

Den 27 August.

Gut! Sie verlangen, ich sol meine Geschichte zu Ende bringen, und nicht auf dem Wege stehn bleiben. Was könte ich Ihnen wol abschlagen? — Zuerst also lassen Sie uns sehen, was dem Agamemnon und seiner Familie begegnet ist.

Wenn die Herren Generale und Kriegsbedienten zehn Jahre lang ausserhalb ihres Vaterlandes fechten, ja, denn ist freilich die Tugend derjenigen hinterlassenen Frauen, bei welchen sie so schon auf schwachen Füssen steht in nicht kleiner Gefahr. Klytemnestra, diese lasterhafte Königin, hatte unterdessen in Mycene eben den Aegisthus bei sich, den Sie bereits kennen, den leiblichen Sohn seines Großvaters und seiner Schwester, der dem Atreus das Leben nahm und dadurch seinem Vater Thyestes die Herschaft ehemals übergeben hatte. Er vertrat nun die Stelle des Agamemnons nicht blos auf seinem Throne, sondern auch in seinem Bette. Sie können sich also leicht vorstellen,

daß

daß die glorreiche Rükkunft des griechischen Königs so wenig seiner Gemalin als dem Aegisthus gefallen konte. Auch kostete es dem Agamemnon, der zuerst mit verstelter Freundlichkeit aufgenommen wurde, bald darauf das Leben. Doch so geschwinde nicht, daß er, wie einige wollen, vorher nicht noch die schöne Kassandra, die er von Troja, wie ich erwänt habe, mitgenommen zu seinem ausschweifenden Willen beredet, und zwei Söhne, nämlich den Teledamus und Pelops mit ihr erhalten hätte. Die Art seines Todes wird auf verschiedene Art erzälet. Einige sagen, daß Aegisthus ihn zu einer Gasterei eingeladen, und da verräterisch ermordet habe. Andre wollen lieber der Klytemnestra selbst die That beimessen, und geben vor, daß, da der König einmal ein weißes Hemde anziehen wollen, sie den sinreichen Einfal gehabt, und dasselbe oben am Halse, wie auch an beiden Ermeln vorher so fest zugenähet habe, daß keine Oefnung an den benanten Stellen gewesen. Agamemnon, der nichts weniger dachte, warf das Hemde in Gegenwart der Königin getrost über den Kopf. Dieser so gut als die Hände suchten den gewöhnlichen Ausgang, aber sucht nur! Die Königin fiel über ihren unglüklichen Gemal her, der sich zu wehren nicht im Stande war, nahm ihm das Leben, und glaubte noch, daß ihre That durch des Königes Liebeshändel mit der Kassandra entschuldiget sein würde. Doch es sei damit zugegangen wie es wolle, genug Aegisthus und Klytemnestra waren Ursach seines Todes, und vergaßen nicht, die Kassandra nebst ihren zwei Söhnen dem König zur Geselschaft auf die Reise zu geben.

Sie werden sich erinnern, daß Agamemnon ausser der Iphigenia, welche von der erweichten Diana nach Tauris durch die Luft geführt wurde, noch zwey Kinder mit Klytemnestra gehabt, die Elektra nämlich und den Orest. Der leztere ist einer der berümtesten Helden auf der Trauerbühne der Alten, und auch derjenigen Neuern,

welche die Fabeln ihrer Tragödien von jenen entlehnten. Er war noch sehr jung bei dem Tode seines Vaters, und seine Mutter nebst dem Aegisth wolte auch ihm das Leben rauben; allein das erstemal rettete ihn seine gewesene Amme, und darauf seine Schwester Elektra, bei welcher Veranlassung er denn aus Mycene ihren mörderischen Händen entrissen, bei seinen Onkel Strophius, König in Phocien kam, wo er sorgfältig erzogen wurde. Dieser Herr Strophius ist sonst wenig bekant, und verdient in dieser Geschichte hauptsächlich nur deswegen erwänt zu werden, weil er der Vater des Pylades war, mit welchem Orest hier jene berümte und unzertrenliche Freundschaft knüpfte, die noch bis auf den heutigen Tag den Namen Pylades als das Muster ächter Freundschaft verewiget hat. Seine Mutter hieß Anaxibia, eine Schwester des Agamemnons.

Orest konte inzwischen, je älter er ward, und je mehr seine Begriffe sich aufklärten, den grausamen Tod seines Vaters, die Schande seiner Mutter, und die Usurpation des Aegisthus nicht verschmerzen. Er beschloß, diese Greuel zu rächen, und Elektra, die in dem größten Schmerz in Mycene lebte, hatte ihn schon lange durch ihre Briefe dazu aufgemuntert. Er brachte mit seinem getreuen Pylades einige Manschaft zusammen, er drang heimlich damit in Mycene, und streute gleich anfangs in der Stadt das Gerücht aus, als wenn Orest gestorben sei. Nichts konte für den Aegisth und die Klytemnestra, die nun sieben Jahre nach Agamemnons Tode in Mycene geherscht hatten, erwünschter sein, als diese Neuigkeit. Sie bezeugten auch öffentlich ihre Freude, und eilten in den Tempel des Apollo, ihren Dank abzustatten. Aber diesen Zeitpunkt ergrif der tapfere Orest mit der Hülfe seines Pylades. Er bezte den Tempel ringsum mit seinen Leuten. Er haute die Leibwache des Aegisth in die Pfanne, tödtete den Aegisth, und ermordete die Klytemnestra, seine leibliche Mutter, mit eignen Händen. Es ist wahr, Klytemnest-

temnestra hatte eine solche Strafe reichlich verdient. Konte sie aber darum weniger zum Orest sagen:

Sohn, hier ist Leib! Da Brust! In welches soll dein Schwert?
Der Leib hat dich gebor'n! die Brust hat dich genährt!

Opitz.

Auch ergriffen den Orest sogleich die Furien, und marterten ihn auf eine so unerhörte Weise, daß er von dieser unglückseligen Minute an keine Ruhe mehr hatte. Vergebens ward er von dem Areopagus zu Athen, vor welchem Tyndarus, der Klytemnestra Vater, ihn verklagt hatte, obgleich die Stimmen getheilt waren, durch der Minerva Beistand, die als Präsidentin erschien, frei gesprochen. Die Furien kehrten sich nicht an das Urtheil, worunter dieses ehrwürdige Tribunal sein Von Rechts Wegen gesezt hatte. Der elende, wütende Orest fragte endlich den Apollo zu Delphis um Rath. Das Orakel hieß ihn, nach Tauris zu gehen, und daselbst die Statue der Diana zu entwenden. Orest, immer in der Gesellschaft seines Pylades, kam in Tauris an. Hier blühete das grausame Gesez, daß alle ankommende Fremde der Göttin Diana mußten geopfert werden, und also ließ Thoas, König von Taurien, auch unsre Helden sogleich in Verhaft nehmen. Sie wurden in den Tempel geführt: Schon hatte die Priesterin der Diana auf den Orest ihren mörderischen Dolch gezukt, und Pylades vergebens sich erboten, für seinen Freund zu sterben, als die Priesterin in dem Orest ihren Bruder, und Orest in der Priesterin die Iphigenia erkante. Die Prinzeßin rettete ihren Bruder, und kam mit ihm und den Pylades und mit der Statue der Diana glüklich davon. Sie kamen erst zu dem Chryses, dem Priester des Apollo, um dessen Tochter ein solcher Lerm im Lager der Griechen vor Troja entstanden war. Astynome (so hieß die Tochter, wenn Sie es nicht wieder vergessen haben) hatte einen Sohn von dem Agamemnon,

memnon, dessen Dasein zu verhüten, die Ranzion des Chryses und die Pest des Apollo zu spät kamen. Man hatte den jungen Chryses, wie er genant ward, bisher für einen Sohn des Apollo gehalten. Da aber nun zwei Personen von der Familie einen so unvermutheten Besuch machten, so entdekte der alte Chryses, dem es vielleicht, da die Sache geschehen war, schmeicheln mogte, „so etwas von einem Schwiegervater des Agamemnons zu sein" die ganze Sache. Orest, seiner Sicherheit wegen, ging mit diesem aufgefundenen Stiefbruder nach Taurien, und erschlug den König Thoas. Von da ging es nach Delphis, wo beinahe ein Schwestermord alles wieder verdorben hätte. Elektra war vor ihnen von Mycene da angelangt, und hatte die falsche Nachricht erhalten, daß Orest von der Priesterin in Tauris ermordet sei. Wie Elektra nun diese Priesterin im Tempel zu Delphis erblikte, riß sie ihrem heftigen Charakter gemäß, einen Brand von dem Altar, um dieselbe zu tödten, allein zum Glük kam Orest recht zu gelegener Zeit in den Tempel, thar der Elektra Einhalt, und erzälte ihr die ganze Geschichte, und wie er mit der Iphigenia ihrer beiderseitigen Schwester hier nach Delphis gekommen sei. Die Geselschaft kam endlich in Mycene mit der Statue an, wo Aletes, ein Sohn des Aegisthus und der Klytemnestra sich ihre Abwesenheit zu Nuze gemacht, und die Herschaft an sich gerissen hätte. Orest nahm ihm das Leben, und kam so endlich zum ruhigen Besiz seines väterlichen Reiches. Iphigenia sol vergöttert sein unter dem Namen Oreilochia. Elektra, die ehemals von ihrem Vater Agamemnon dem Polymnestor König von Thrazien versprochen war, damit dieser den Polydor, Sohn des Priamus, umbringen möchte, heirathete nunmehr den Pylades, den getreuesten Freund ihres Bruders.

Menelaus war nach einigem Umwege mit seiner Helena zu seiner Zeit in Lacedämon, wo er regierte, angekommen.

kommen, und hatte das Vergnügen, nach so viel Unruhen und Blutvergießen, daß ihm seine Frau eine Tochter, die Hermione, gebar. Ich weis nicht genau, ob sie volkommen so schön, als ihre Mutter gewesen. So viel ist gewiß, sie war von ausnehmender Schönheit, und dem Orest in ihrer ersten Jugend versprochen.

Izt aber wolte man sie dem Pyrrhus geben, der bisher mit Hektors Witwe, der Andromache auf einem so freundschaftlichen Fuße lebte, daß er mehr als einen Sohn von ihr hatte. Pyrrhus begab sich mit einem so großen Gefolge und einer solchen Pracht auf den Weg zu der Hermione, daß die Nereiden selbst sich in einen Hain bei Kardamyle begaben, um ihn vorbei ziehen zu sehen. Allein Orest traf ihn in dem Tempel zu Delphis, tödtete seinen Nebenbuler, und vermälte sich mit der Hermione.

Andromache, auf Empfehlung des sterbenden Pyrrhus, heirathete den Helenus, den Bruder ihres ersten Gemals, der die Zukunft vorher sah, und des Pyrrhus Reise von Troja durch seinen Rath ehemals begünstigt hatte.

Ich schließe nunmehr meine ganze Fabelgeschichte, und hoffe, Ihnen das Wichtigste erzält zu haben. Hätte ich nichts vorbei lassen wollen, so wäre kein Ende abzusehen gewesen. Allein auf der andern Seite war ich auch nicht im Stande, mich kürzer zu fassen, wenn Sie anders die Hauptsachen erfahren solten. Beehren Sie mich immer mit der Freundschaft, welche das Glück meines Lebens ausmacht. — Leben Sie wol.

7.

Schloß Asseburg.

Von Asseburg baute
vor Zeiten ein Schloß
so schön und so groß
die Sonn' es nur schaute;
von Marmel und Quarz
erbaut' er's am Harz.

Wol jeglichem graute
zu Wagen und Roß,
zu schauen das Schloß,
das Asseburg baute
von Marmel und Quarz
zu Mölndorf am Harz.

Denn Asseburg brauchte
zum häuslichen Stand
gar vieles. Kaum rauchte
der röthliche *) Sand
in felsigen Wegen,
so klirrt' in der Hand
des Ritters der Degen.
Mit Strömen von Blut
erfocht er das Gut
des Fremden, der, zitternd,
sein Unglück schon witternd,
vorbei schlich; und pries
noch hold sich daneben,
wann er ihm das Leben
für's Lösegeld ließ.

Eins

*) Der Sand in der Grafschaft Mannsfeld an der Harzseite ist ganz roth.

Einst zog auf dem Wege
ein reisender Mann
von Mannsfeld hinan.
Zur kindlichen Pflege
zog neben ihm hin
die reizendste Dirne
von freundlicher Stirne
und freundlichem Sinn.
Sie spähte der Ritter
vom Fenster des Thurms,
und, wie ein Gewitter
auf Flügeln des Sturms,
riß, ihnen entgegen,
den Eichenforst durch,
auf windenden Stegen,
er sich von der Burg,
zerhaute den Schädel
dem reisenden Mann
und führte das Mädel
den Schloßberg hinan.

Mit milderen Blicken
empfing er sie dort,
began ihr zu drücken
das Händchen sofort,
und fand sich so selig,
so weich, so entzückt,
und ahndet' almälig,
wie Liebe beglückt.

Mit blendendem Schimmer
erfüllt' er ihr Zimmer,
versuchte die Kunst
durch Thränen zu rühren,
durch List zu verführen,
durch Schmeicheln die Gunst

des Mädchens zu finden,
durch Gold sie zu binden;
doch alles umsonst.

In Jubel verschwunden
der frölichen Stunden
hingaukelnder Lauf;
doch wogen der Freuden
sie lockender Hauf'
im mindsten ihr Leiden
der Armen nicht auf.
Sie sah, im Getümmel
der Feste, gen Himmel
nach Rettung hinauf:
doch brachen die Gitter
der Asseburg nicht,
doch schenkte der Ritter
die Freiheit ihr nicht.

Oft fiel sie zur Erde
mit wilder Geberde,
zerknirschet', im Sturm
ihrer Seele, den Wurm;
oft strebte sie, Sterne
aus bläulicher Ferne
zu reissen; oft rang
sie wimmernd die Hände,
schlug oft an die Wände
mit hallendem Klang:
doch brachen die Gitter
der Asseburg nicht,
doch schenkte der Ritter
die Freiheit ihr nicht.

Bald führte die Sage,
der Dulderin Klage,

ihr Wimmern, ihr Schrein
nach Mannsfeld hinein,
und mahnte die Grafen
den Räuber zu strafen;
nur mischten die Herrn
darin sich nicht gern.
Es fromten sie besser
burgundische Fässer;
es fromte sie besser,
im tanzenden Reihn,
bei Liedern und Wein,
bei Lachen und Küssen,
der Zeit zu geniessen,
die, einmal entbehrt,
zurücke nicht kehrt:
drum zeigte kein Retter
sich ihrem Gesicht,
drum trennten die Wetter
sich über ihr nicht.

Einst rief sie der Ritter
aus ihrem Gegitter,
und pries ihr die Lust,
darob, an der Brust
der Nonnen, die Pfaffen
die Hora verschlafen.
Von Wollust entbrant,
bedeckt er die Hand,
bedeckt' er die Wangen
mit Thränen behangen,
die Lippen, so weiß
wie nördliches Eis,
den Frevel zu büssen,
mit brennenden Küssen,
und, bang', überrascht,
ward halb schon die Taube

dem Geier zum Raube,
der — izt sie erhascht.

Da, Wunder! da zollte
Verzweiflung ihr Mut;
da flamte, da rollte
in Strömen ihr Blut;
da fühlte sie Leben
ihr Inn'res durchbeben;
die Sehnen erschlaft
hob mänliche Kraft.
Mit wagenden Händen
ergrif sie das Schwert
an Asseburgs Lenden,
und, auf ihn gekehrt,
durchborte dem Räuber,
mit tödtendem Schmerz,
die schwächste der Weiber
das schändliche Herz.

Und schnel, wie der Morgen
des Jahres den Sorgen
uns zaubernd enthebt,
von Indischen Hügeln
mit eilenden Flügeln
der Storch zu uns schwebt,
so hüpfte das Mädchen
zum häuslichen Glück,
zum schnarrenden Rädchen
der Mutter zurück.

Nun ziehen die Eulen
mit jubelndem Schrein,
der Uhu mit Heulen,
zur Asseburg ein,
und hausen und weilen

zur

zur Stunde darein.
Nun stehen die Mauern
des Schlosses, und trauern,
daß Asseburgs Stolz
in Wasser zerschmolz,
und keinem wird grauen
zu Wagen und Roß,
die Trümmer zu schauen
von Asseburgs Schloß.
Nun laden vom Städtchen
in schattige Mei'n
uns lachende Mädchen
zu Tänzen hier ein:
wir folgen, am Fädchen
gezogen, den Mädchen,
und schlingen den Reihn,
bei Küssen und Wein,
um moosige Mauern,
die klagen und trauern
daß Asseburgs Stolz
in Wasser zerschmolz.

Ludwig Stelzer.

8.
Geschichte meiner Augenkrankheit.

Die Herren Campe und Goeckingk machten die Geschichte ihrer Augenkrankheiten öffentlich bekant. Dieses, und besonders noch die Aufmunterung des leztern, reizte mich, ihrem Beispiele zu folgen. Freilich bin ich nicht so glüklich, hiedurch einen Beitrag zur Heilungsgeschichte änlicher Krankheit zu liefern: aber schon würd' es tröstlich für mich

dem Geier zum Raube,
der — izt sie erhascht.

Da, Wunder! ...
Verzweiflung ihr ...
da flamte, da ...
in Strömen ih...
da fühlte sie
ihr Inn'res
die Sehn...
hob mä...
Mit ...
ergrif...
an
un...
...

...t gelegt: ...
...ullen wurde.
...meine Genesung schien ...
...stellte sich darauf ein Sp...
...lang anhielt: an die Stelle ...
...ausserordentlichste Schwäche, nebst ...
...osigkeit, und als ich vier Monate nach ...
...meiner Krankheit wieder einigermaßen zu ...
..., fand ich mein rechtes Auge völlig mit einer ...
...Haut bezogen, und alle Sehkraft desselben war ...
den. Das linke war noch heftig entzündet; dieses ...
sich almälig, nur blieb auf der Hornhaut ein ...
sichtbarer Flecken, von der Größe einer Nadel...
Gesicht aber blieb darauf so stark, als es zuvor ...
Drei Monate nach meiner völligen Genesung ...
ohne den Grund davon angeben zu können, ...
heftigen Schmerz im rechten Auge, der drei Tage ...
hielt; und während dieser Zeit entstand an der ...
Augapfels eine Erhabenheit von der Größe einer ...

...war diese zu vertreiben im Stande;
...der Schmerz noch Unbequem-
...ahe drei Jahre lang in dieser
... hatte der kleine F..ken
...enommen, und we-
...tel hatten solches
...hen kein Hin-
...cht, ohne
... zu le-
... ich
... mir
...eil er ei-
... Man sagte
... roth wäre, ich
... ein kühlendes Au-
...wöhnlich brauchte. Aus
... meinen Arzt zu befragen,
... traf. Als ich von ihm zurük-
...m Schimmern, als wenn mir eine
...ge schwebte; diese bekam alle mögliche
... aber endlich ganz schwarz. Ich stand
...g um mich zu erholen, aber mein Gesicht war
...loren. Die Straße war mir bekant, und ich
...eine Wonung. Ich ließ sogleich einen Chirurgus
... mir ein Blasenpflaster im Nacken legen, eine Ader
... und nahm ein abführend Mittel ein. Bald dar-
...am ein Arzt, billigte mein Verfahren, und verordnete
...arme Umschläge auf beide Augen, aus Kalkwasser,
...nwasser und Weinessig. Die Aderlässe und Blasen-
...ter wurden erneuert; und innerlich der Gebrauch des
...rillen Extrakts verordnet. Mit den Umschlägen wurde
...gefahren; nach ein paar Tagen aber der Spiritus Minde-
...statt ihrer auf die nämliche Weise gebraucht. Auf
...e Art wurde ich vier Wochen lang behandelt. Die Er-
...ung auf dem rechten Auge, welche mein Arzt für ein
Staphy-

mich sein, wenn ich hierdurch eines meiner mir gleich elenden Nebengeschöpfe dahin bewegen könte, nicht, gleich mir, den Rest der Gesundheit und des Vermögens einer eitlen Hofnung aufzuopfern; und vieleicht bin ich auch noch so glüklich, irgend einen Menschenfreundlichen Arzt, von denjenigen marternden Versuchen abzuhalten, denen ich mich fruchtlos unterwarf.

Mein rechter Fuß wurde gleich bei meiner Geburt gelähmt. Den rechten Arm zerschmetterte mir ein unglüklicher Fal. Allein ich wurde dieser Uebel gewont! denn mein Arm wurde gut geheilt, und wenn ich meinen Fuß, vermittelst gewisser Binden, in eine gehörige Lage gebracht hatte; so war ich auch ohne Schmerz und Beschwerlichkeit, selbst ein Paar Meilen des Tages zu gehen im Stande. Uebrigens besaß ich einen dauerhaften Körper, und genos der volkommensten Gesundheit. Kaum aber hatte ich mein siebenzehntes Jahr zurük gelegt: als ich von den bösärtigsten Blattern überfallen wurde. Ich lag in der größten Raserei, und meine Genesung schien allen Aerzten unmöglich. Es stellte sich darauf ein Speichelfluß ein, der sechs Wochen lang anhielt: an die Stelle der Raserei trat jezo die ausserordentlichste Schwäche, nebst einer völligen Sinlösigkeit, und als ich vier Monate nach dem Anfange meiner Krankheit wieder einigermaßen zu mir selbst kam, fand ich mein rechtes Auge völlig mit einer weißen Haut bezogen, und alle Sehkraft desselben war verschwunden. Das linke war noch heftig entzündet; dieses aber legte sich almälig, nur blieb auf der Hornhaut ein weißer kaum sichtbarer Flecken, von der Größe einer Nadelspize. Mein Gesicht aber blieb darauf so stark, als es zuvor gewesen. Drei Monate nach meiner völligen Genesung fühlt' ich, ohne den Grund davon angeben zu können, einen sehr heftigen Schmerz im rechten Auge, der drei Tage lang anhielt; und während dieser Zeit entstand an der Stelle des Augapfels eine Erhabenheit von der Größe einer Erbse.

Kein

Kein angewandtes Mittel war diese zu vertreiben im Stande; doch empfand ich darauf weder Schmerz noch Unbequemlichkeit, und das Auge blieb beinahe drei Jahre lang in dieser Verfassung. Während dieser Zeit hatte der kleine Flecken auf dem linken Auge sehr merklich zugenommen, und weder äzende noch zusammenziehende Mittel hatten solches verhindern können. Doch war er mir im Sehen kein Hinderniß; und ich war noch immer, selbst bei Licht, ohne Beschwerlichkeit oder Ermüdung, den feinsten Druk zu lesen im Stande. Aber am 8ten Juni 1775 empfand ich beim Aufstehen ein gelindes Stechen! so eben wurde mir ein Brief übergeben, den ich durchlas, und weil er einige Bestellungen enthielt, sofort ausging. Man sagte mir auf der Strasse, daß mein Auge sehr roth wäre, ich eilte also in eine Offizin, und lies mir ein kühlendes Augenwasser geben, das ich sonst gewönlich brauchte. Aus Vorsicht entschloß ich mich noch meinen Arzt zu befragen, den ich aber nicht zu Hause traf. Als ich von ihm zurükkehrte, bemerkte ich ein Schimmern, als wenn mir eine Wolke vor dem Auge schwebte; diese bekam alle mögliche Farben, wurde aber endlich ganz schwarz. Ich stand eine Zeit lang um mich zu erholen, aber mein Gesicht war völlig verloren. Die Straße war mir bekant, und ich traf meine Wonung. Ich ließ sogleich einen Chirurgus rufen, mir ein Blasenpflaster im Nacken legen, eine Ader öfnen, und nahm ein abführend Mittel ein. Bald darauf kam ein Arzt, billigte mein Verfahren, und verordnete lauwarme Umschläge auf beide Augen, aus Kalkwasser, Rosenwasser und Weinessig. Die Aderlässe und Blasenpflaster wurden erneuert; und innerlich der Gebrauch des Pulsatillen Extrakts verordnet. Mit den Umschlägen wurde fortgefahren; nach ein paar Tagen aber der Spiritus Mindereri statt ihrer auf die nämliche Weise gebraucht. Auf diese Art wurde ich vier Wochen lang behandelt. Die Erhöhung auf dem rechten Auge, welche mein Arzt für ein Staphy-

Staphylom hielt, verschwand völlig. Der Flecken auf dem linken Auge, der sich schon in der Grösze einer Linse erhoben hatte, wurde kleiner und niedriger. Ich sezte den Gebrauch des Pulsatillen Extrakts noch einen Monat durch fort, uud erhielt mein Gesicht auf dem linken Auge völlig wieder. Doch blieb der Flecken auf dem untern Theil der Hornhaut gröszer, als er zuvor gewesen, und etwas erhoben. Ich verdoppelte dem Gebrauch des Pulsatillen Extrakt's, doch ohne fernere Wirkung. Ein Viertel Jahr darauf erhielt' ich einige Aussichten zu einer Bedienung, und begab mich von Königsberg, zu meinen Angehörigen auf's Land, um mich zur Abreise an den Ort meiner Bestimmung anzuschiken. Hier aber schien der Fleken auf dem linken Auge sich unmerklich zu erheben und zu erweitern. Wenn ich ein paar Stunden gelesen hatte, fühlte ich eine gewisse Ermüdung; dieses nahm immer zu. Oft schien, wenn ich las, ein Nebel über das Buch zu schweben; und zuweilen kam's mir vor, als wen alle Buchstaben in einander gezogen wären, so, dasz ich oft eine Reihe mit der andern verwechselte. Dieses sezte mich gleich anfänglich in Schreken! ich war in einer abgelegenen Gegend, wurde also mein eigner Arzt, und glaubte dieses um so viel mehr wagen zu können, weil ich mich selbst zuweilen mit der Medizin beschäftigt, und die besten Werke über Augenkrankheiten gelesen hatte. Anfänglich gebrauchte ich oftmals Aderlässe, Blasenpflaster, und bediente mich der Pulsatille, deren nüzliche Wirkung ich schon erfahren hatte. Allein fruchtlos. Der Fleken wurde gröszer, erhob sich sehr stark; bedeckte den untern Theil der Hornhaut, und auch den Regenbogen des Auges. Ich war nur grosse Gegenstände zu erkennen im Stande! und fragte jezt meine vorigen Aerzte um Rath. Sie waren einmüthig der Meinung, mein Augenschade sei ein Staphylom. Was sie vorschlugen gebrauchte ich; es waren gröszthentheils zusammenziehende Mittel, Auflösung des weiszen Vitriols und des

Höllen-

Höllensteins, welche insgesamt, nicht die geringste Wirkung hatten. Man hatte mir zu einem Haarseile gerathen! ich begab mich also in ein benachbartes Städtchen, wo ich aber auch in drei Monaten keinen Nuzen davon verspürte. Der Chirurgus, der es mir gestochen, that mir den Vorschlag, Merkurialmittel zu gebrauchen. Mir war eine jede neue Hofnung wilkommen! ich folgte ihm; und eine Speichelkur entnervte mich, ohne etwas zu helfen. Ein Arzt rieth mir nachhero noch zum innerlichen Gebrauch der Baldrian Wurzel (valeriana silvestris) und nachher auch zu einem Aufguß von Wolferlei (arnica montana). Beides vergeblich. Ich gerieth nun auf den Entschluß, noch einige zusammenziehende Mittel am Auge selbst zu versuchen. Ich ließ Weinessig mit Silberglätte auf's stärkste einkochen, und mit diesem Mittel (extractus saturni) das Augengewächs vermittelst eines Pinsels bestreichen. Nach oftmaligen Gebrauch erfolgte eine kleine aber unbedeutende Zusammenziehung. Der Präcipitat, und der blaue Vitriol wirkten auf änliche Weise. Die Spiesglasbutter (butyrum antimonii) war mir noch übrig. Janni und Richter hatten sie in ihren Werken empfolen. Ich gebrauchte sie nach ihrer Vorschrift; und fühlte dabei einen heftigen Schmerz ohne alle Wirkung. Da mir die ausserordentliche fressende Kraft dieses Mittels bekant war, glaubte ich, daß vieleicht diejenige Spiesglasbutter, deren ich mich bedient, schlecht zubereitet gewesen. Ich versuchte also aus einer andern Offizin das nämliche Mittel nochmals, mit dem nämlichen schlechten Erfolg. Es war meine lezte Zuflucht, und diese kont' ich nicht sogleich fahren lassen. Ich wußte, daß die Spiesglasbutter, aus Salzsäure und dem Könige des Spiesglases besteht. Vielleicht, dachte ich nun, ist in derjenigen, die ich vor mir habe, nicht das rechte Verhältniß getroffen, und zu wenig Spiesglaskönig befindlich. Nun folgerte ich (wie richtig! mögen Sachverständige entscheiden) daß, wenn

Eisenfeil in die Spiesglasbutter geworfen würde, die Salzsäure solches zerfressen, und folglich vermindert, und der Spiesglaskönig um so viel concentrirter werden dürfte. Was aber etwa aus dem Eisen in die Spiesglasbutter überginge, würde wegen der zusammenziehenden Kraft des Eisens den hier verlangten Wirkungen der Spiesglasbutter nicht entgegen sein. Ich machte den Versuch, und ohngeachtet ich mit dem Schmerz vertraut geworden, so kan ich nicht ohne Schaudern an denjenigen zurück denken, den ich dabei empfand. Er blieb nicht allein im Auge, sondern erstrekte sich, durch die ganze linke Seite des Kopfes, bis in das kurze Gehirn (cerebellum) ich war wie betäubt, und erholte mich nur erst nach einigen Stunden stufenweis, wie der Schmerz nachließ. Allein jeder betheurete mir jezo, daß das Gewächs um vieles kleiner geworden sei. Schon ehe ich die äzende Mittel anfing, war der lezte Schimmer völlig verschwunden; ich hatte also wegen meines Gesichts nichts mehr zu wagen, und wolte nicht aus bloßer Furcht des Schmerzens einen Versuch unterlassen, der einen guten Anschein hatte. Ich sezte blos die Wiederholung ein par Tage lang aus; und weil ich wußte, daß der Spiesglaskönig von jeder Feuchtigkeit, folglich auch von den Thränen präcipitirt würde, so schloß ich daraus, daß der Schmerz größtentheils von der fressenden Salzsäure herrüren müsse. Nun wußte ich, daß Salzsäure und ein flüchtiges Salz einen Salmiak machen, und daß dieser leztere in Augenkrankheiten häufig gebraucht wird. Ich glaubte folglich den Schmerz zu vermindern, wenn ich gleich nach der Berührung mit der Spiesglasbutter einen Lappen mit flüchtigen Salzgeist angefeuchtet vor's Auge hinge. Ich that dieses, und mein Schmerz war lange nicht so stark, als verhero; doch kan auch vielleicht die Erholung des Auges, welches ich einige Tage ruhen lassen, mit daran Schuld gewesen sein. Das Gewächs war nach der Berührung um ein merkliches

kleiner,

kleiner; in vier und zwanzig Stunden aber so groß wie zuvor: welches vermutlich aus der Zusammenziehung und Wiederausdehnung herrührte; und ich stelte also, nachdem ich noch zum drittenmal eine Probe gemacht, meine Versuche mit der Spiesglasbutter völlig ein. Es verflossen wieder ein paar Jahre, in denen ich nichts gebrauchte. Als aber die Gebrüder Pelliers nach Königsberg kamen, und verschiedne sehr glükliche Kuren thaten, entschloß ich mich auch dieselben um Rath zu fragen; dazumal schon hatten einige Aerzte zum Schnitt gerathen. Diese glaubten auch, durch eine Operazion, mir wenigstens einen Theil des Gesichts wieder schaffen zu können. Ich unterwarf mich also derselben! Eine platte Nadel mit einem Faden Seide, wurde quer durch's Gewächs gestochen; nachher aber, wo es dem Augapfel am nächsten war, ein kleiner Einschnit gemacht; hierin wurde der seidne Faden gelegt, der nachher um die Spize der Nadel geworfen und scharf angezogen wurde; und nachdem hiedurch das Gewächs recht hervorgezogen, wurde es rund herum mit einer feinen Lanzette abgelöst. Der Schmerz war dabei nicht groß, wurde aber am dritten Tage desto stärker, wiewol er sich auch damals nach einigen Stunden wieder legte. Die Inflamazion hingegen welte sich nicht legen, ungeachtet man gleich anfänglich alle Vorkehrungen getroffen hatte. Als aber auch diese gestillt war, war ich meinem Wunsche um nichts näher gerückt. Statt des Gewächses war ein großer weißer Fleck auf dem Auge; und ich blieb blind, wie zuvor. Jezo, beinahe zwei Jahre nach meiner Operazion, ist das nämliche Gewächs wieder auf dem Auge; nur daß es noch nicht völlig so groß ist. Weil ich indessen, durch alle diese Versuche überzeugt bin, daß für mich nichts weiter zu thun übrig ist, so habe ich auch allen fernern Gebrauch der Arzneimittel völlig entsagt; da ich es zumal fühle, daß diese meinen Körper gänzlich verderbt, und der Grund derjenigen Schmerzen sind, die ich bald an diesem, bald an jenem Theil desselben

 fühle.

fühle. Ich habe mich indessen an diese Schmerzen gewöhnt, die ich um so viel leichter ertragen kan, weil sie mir zugleich die tröstliche Hofnung rege machen, daß die Stunde nicht mehr weit von mir entfernt sein kan, in welcher alles menschliche Leiden ein Ende nimt.

Stablack in Ostpreussen,
den 16. Merz 1782.

Ludwig von Baczko.

9.

Der Kunig im Bad.

Eine Geschichte von Hanns Rosenplut, einem Dichter des 15ten Jahrhunderts.

Der Ungenannte, der im d. M. schon verschiedne Briefe zum Andenken alter deutscher Dichter hat abdrucken lassen, rückte im Dezember 1780. einen Weinsegen ein, mit dem Hinzufügen, daß dieß aus einem sehr leserlich geschriebnen Mspte entlehnt sei, und daß der Dichter desselben noch viele scherzhaftere Gedichte geschrieben habe. Ich müßte mich sehr irren, oder dieser alte Dichter ist kein anderer, als der bekannte *) Hanns Rosenplut, der Schnepperer genannt, von dem eine Menge Mspte noch in öffentlichen und Privatbibliotheken aufgehoben werden, und von dem ich selbst eine ziemlich reichhaltige Samlung besize.

*) Wenigstens solt' er es jedem Freunde deutscher Litteratur seyn, da wir ihn als den Thespis unsrer Bühne, und als den, der zuerst ordentlich ausgearbeitete Fastnachtsspiele im Schwung gebracht, ansehn müssen. Gottsched hat als solchen ihn bereits in seinen nötigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst aufgeführt, und noch hat sich seitdem kein älteres Mspt. von einem solchen Fastnachtsspiele gefunden.

size. Da ich neugierig bin, ob dieß mein Mspt. und jenes, woraus der Ungenante geschöpft, vieleicht nur Kopien eines Originals sind, will ich hier einige Ueberschriften dieser Gedichte hersezen: Der Kunig im Bade, der clug Narre, von der paicht der Müssiggener, und so fortan fünf und vierzig Gedicht' und Fastnachtsspiele, *) wovon einige als z. B. der Spiegel mit dem Pech, von dem Bauer mit dem Fleischgaden ꝛc. ungezogen genug lauten. Andre hingegen sind aller Achtung und Aufbehaltung wert, und von solchen mache hier der Kunig im Bad den Anfang. Ist es Ihnen dann, L. B. gefällig, und hat der Ungenannte nicht ein älteres Recht, so laß ich noch einige und vorzüglich: Den klugen Narren, den Maler zu Würzburg, die Stiefmutter und Tochter (das treffendste Gemälde damaliger Buhlerinnen) nachfolgen. Da aber viele, zumal Leserinnen, und wenn man ihnen Stunden lang vom Werth alter Gedichte vorschwazte, solche doch nicht lesen, und die Erfindung dieses Kunigs im Bade selbst nicht unverächtlich ist, so wil ich für sie in Prosa erzälen, was geübtere Leser auf der gegenüberstehenden Seite im alten ehrwürdigern poetischen Vortrage lesen können und werden.

A. G. Meißner.

*) Sechse derselben hat Gottsched abdrucken lassen. Ausser diesen ist noch eines, der König von England betitelt, in meiner Samlung. Aber von seinen übrigen Gedichten ist mir kein andres gedruckt bekant; ausser eben dieser Weinsegen, (der ohne Druckort und Jahrzahl, wahrscheinlich im 16ten J. H. unterm Titel Rebhenßlins Seegen, doch sehr verändert erschienen) und dann die Präambulen, die neulich Hr. Prof. Eschenburg dem 5ten Beitrage zur Litteratur und Kunst einverleibt hat.

Ein König, dessen Herschaft alle deutsche und welsche Lande unterthan waren, überhob sich seines Reichtums und seiner Gewalt; meinte, daß Niemand auf Erden und im Himmel ihm gleich käme, und rümte sich sogar dessen oft mit Worten.

Eines Tags, als er in der Vesper war, hört' er in ihr Gott einen Herrn aller Herrn nennen: hört' auch, als man das Magnifikat sang, in ihm die Worte: Daß Gott die Demütigen erhöhe, und die sich selbst erhöhten, demütige. Beides gefiel ihm übel; er ließ die Priester rufen, und verbot ihnen, dieß künftig je wieder, wolten sie anders dem Tod' entgehn, zu singen und zu sagen. Vergebens zeigt' ihm ein alter Priester die Stellen in Gottes Wort selber; der König wiederholte seinen Spott und seinen Befehl; und jene die den Fürsten mehr als Gott fürchteten, gehorchten.

Einige Zeit darauf ging der König ins Bad; da sezte sich neben ihn ein Engel, der so ganz seine Gestalt annahm, daß ihn alle für den König selber ansahn; daß der Bader sofort zu diesem lezten hin lief; und ihn fragte: Ob er unsinnig sei, sich hier so nah zu dem König hinzusezen? und sich hinaus zu packen befahl. Man kan sich leicht denken mit welchem stolzen Zorn dieser es ihm erwiederte. Aber da das übrige Gesinde herzulief, so ward bald ein Handgemenge draus, in welchem der arme Fürst sich aufs grausamste misgehandelt sah, bis der Engel selbst aus Mitleid dazwischen trat, und ihn gehn zu lassen befahl.

Auch dieß befolgte man ziemlich unbuchstäblich, denn man stieß ihn heraus, gab ihm ein schlechtes Gewand,

Der König im Bade.

Der an ihm selber nicht nimet wahr,
Wie er sein Leben führet über Jahr
In Hoffarth und in Uebermut
Damit man hier wider Gott thut,
Das rächet Gott an ihm dort oder hie;
Nun höret was und merket, wie
Es einem König einsmals erging
Den grosse Hoffart umbefing,
Darum, daß er reich was und gewaltig
Mit Landen und Leuten mannichfaltig.
Alle teutsche Zungen und welsche Land
Die stunden gewaltig in seiner Hand.
Desselben er sich übernam
Daß grosse Hoffarth in sein Herz kam;
Darum, daß er mächtig was und reich
Da meint er, ihm wäre Niemand gleich
In Himmeln noch in aller der Welt;
Daß er oft mit Worten meldt.

Eines Tags er bei einer Vesper was,
Da hört er, daß man sang und laß:
Wie daß man Gott solte allzeit ehren;
Wann er ein Herr wäre ob allen Herren,
Was ihr auf Erden lebendig wären.
Dasselbe, das hörte der König nicht geren.
Auch hört er an derselben Statt
Da singen das Magnifikat.
Dorinnen, da steht ein solches Wort:
Daß Gott will alle die höhen dort,
Die sich hier demütigen und niedern
Und sich klein schätzen an ihren Gliedern.
Und die Hoffärtigen dort schwerlich letzen,
Und die Gewaltigen von ihren Stülen setzen.
Da dies der König singen hört,
Die Vesper er balde da zerstört,

wand, und rieth ihm, sich fortzupacken, ehe der Zorn des Königs sich anhebe. Mitlerweile erhub sich der Engel immer noch in der erborgten Gestalt aufs Schloß, und an die Abendtafel, neben sich die Königin, die ihn gleichfals für ihren Gemahl hielt. Gegen das Ende der Tafel meldete ihm ein Thorwärter, es sei ein armer Mann da, der behauptete: er sei der König, und hereingelassen zu werden verlange. Zu nicht geringer Verwunderung der Fürstin, gebot der Engel wirklich, ihn herbeizuführen, nahm ihn mit sich ins Schlafgemach, gab ihm einen harten Verweis; fragt' ihn: ob er nun einsähe, daß Gott wirklich ein Herr aller Herrn sei? befahl, ihm seine Ehre wieder zu geben; und verschwand, indem er dem gnug gekränkten Monarchen wieder seine alte Gestalt und Würde zurück ließ.

Es ist sehr natürlich, daß eine solche Schule den Stolzen zur Selbsterkentniß brachte; und daß die Priester wieder Befehl erhielten, die Vesper und das Magnifikat nach erster Art zu feiern.

Ob es gut wäre, wenn die Engel noch jezt zuweilen einen ähnlichen Umgang an fürstlichen Höfen — versteht sich nur da, wo es Noth thut — hielten?

Daß man mußt aufhören mit Singen
Und ward die Priesterschaft bezwungen,
Daß sie das nimmermehr solten lesen
Wolten sie vor dem Tode genesen.

Ein alter Priester sich vor ihm neigt,
Und in seinem Bettbuch er ihn zeigt,
Und exponiret offenbar
Und sagt ihm: daß es alles wär wahr,
Was man da singe und lese von Gott.
Noch treibt der König daraus seinen Spott,
Und wurde sein Zorn da offenbarn
Und sprach zu allen, die da waren:
Wer nicht den Vers fürbas wolt meiden
Der müste einen unrechten Tod darumb leiden.
Da forchten sie den König sehrer dann Gott
Und wurden halten sein Gebot;
Und lasen den Vers lang nicht mehr,
Damit sie verschwiegen Gottes Ehr.

Eines Tags, da ging der König in ein Bad;
Da saße ein Engel hin an Statt,
Mit solicher Form und mit Gebere
Recht gleichsam er der König wäre.
Den Engel man für den König ersah,
Wes er begehrt, dasselb geschah.
Der König saß neben den Engel auf die Bank,
Der Bader balde hin zu ihm drang,
Und sprach zu dem König: Bist du bei Witzen
Daß du so nahe zu dem König darfst sitzen?
„Steh auf, und setze dich hinter die Thür
Da andre Buben sehen herfür,
Wilt du haben gut Gemach.“
Der König wieder üppiglich zum Bader sprach:
Du magst wol selbst nicht haben weisen Sinn;

 Siehst

Siehst du nicht, daß ich der König bin?
Der Bader ward eine Gelte nehmen,
Und worde dem König zum Kopf da remen;
Da fiel der König mit ihm zu Hausen.
Da kam das Badgesinde gelaufen,
Und schlugen ihn zu seinen Kopf,
Und hingen ihm vorne in seinen Schopf;
Sie zogen ihn hin, sie zogen ihn her,
Noch schrei er, daß er der König wär.
Erst rausten sie ihn also hart,
Das Haar wohl halbs aus seiner Schwart;
Wenn sie ihm alle darinnen hingen,
Die Schäflein ihm um seine Ohren gingen
Und daß die Reife davon sprungen;
Gar oft ward er darnieder gerungen
Und wider die Erden da gestaucht,
Bis daß dem Engel des Schimpfs genug daucht.

Der Engel trat zu dem Gesinde, und wehrt
Damit er den armen König ernährt, (erhalte)
Daß sie aufhörten und von ihm liessen,
Und ihn da zu der Thür hinaus stiessen;
Und legten ihm ein altes Röcklein an
Und hiessen ihn balde laufen davon,
Ehe daß der König auch werde verheyt. (erzürnt)

Da nun der Engel gebadt seine Zeit,
Da ging er aus, die Diener mit,
Als unter den Fürsten dann ist Sitt;
Und legt da an des Königs Gewandt,
Dem Bader er da rerlich lant, (lohnt)
Und kam zu der Königin hin in den Saal;
Da was bereitet das Nachtmahl.
Der Engel da Wasser zu den Händen nahm
Und saß zu der Königin an die Tafel ram

Und

Und konte so adelich gebaren
Daß alle, die meinten, die da waren,
Daß er der rechte König wär.
Darnach da kommen andre mehr.
Der arme König klopfet an der Pforten,
Und sagt dem Thorwärter da mit Worten:
Wie er sein Herr, der König wäre.
Hinein vor dem Tisch bracht' er die Mähre;
Da hieß ihn der Engel bald lassen ein.
Das daucht der Königin gar seltsam sein.
Der Thorwärter that, was man ihm hieß,
Den armen König er da einließ.

Da ihn der Engel ansah
Da führt er ihn bald in sein Gemach,
In sein Schlafgaden, zu seinen Bett
Gar schärflich er da zu ihm redt:
„Wiß, daß Gott alle die niedern will
Die sich aufwerfen dick und viel;
Und Gott seine Ehre nicht wollen lassen,
Die werden von ihrem Reich gestossen,
Und von ihrer hohen Gewalt entsezt,
Und also schwerlich darumb gelezt, (schwer gestraft)
Daß ihnen viel weger wäre der Todt;
Darumb wisse, was geschrieben steht,
Daß du dasselbe läßt für sich gehn,
Wenn Gott läßt dich hier verstehn,
Daß er ein Herr aller Herren ist;
Wo man das fürbas singt oder liest,
So gedenke, daß du nicht zhinderst mehr,
Wollige Priester Mund, laß Gott seine Ehr!
Ehe muß zergehn Hölle, Himmel und Erden
Ehe Gott sein Ehre solt gemindert werden.„
Mit dem der Engel da verschwand.

Da

Da legt der König an sein Gewand
Und kam wieder zu seiner königlichen Ehren
Und ließ fürbas Gott loben und ehren.
Und kam zu einem seeligen Ende: und drum
Gott mach uns auch am lezten fromm,
Daß wir seine göttlich Hulde gewinnen,
Wenn wir uns sollen scheiden von hinnen;
Aus diesem wüsten wilden Grund,
Wenn unsre Seele scheidet von den Mund,
Daß sie mit Gnaden werde begossen;
Daß ihr das Reich werde aufgeschlossen,
Darin der König der Ehren wohnet,
Da man den Frommen so reichlich lohnet.
Deß helf uns Gott hier mit seiner Gut.
Das hat gedicht der Rosenplut.

Daß ich die alte Ortographie — ausser in einigen Stellen, wo es Reime, Skansion ꝛc. nothwendig machen — in die gegenwärtige verwandelt; darum wil ich nicht erst um Verzeihung bitten, sondern mich auch auf meinen Vorgänger berufen.

Meißner.

10.

An Herrn Maximilian Stoll,

k. k. Rath, Prof. der praktischen Arzneikunde an der hohen Schule zu Wien, und Mitglied der königlich-medizinischen Fakultät zu Koppenhagen.

Als am 18. Brachmonden 1781 das Fest der Blatterneinimpfung gefeyert ward. *)

Hernals, den 28sten Brachm. 1781.

Ach, der Herr des Lebens und des Todes
ist ein Gott der Liebe, der Erbarmung auch;
denn er reichet dem das Labsal seines Brodes,
dem am Mund des Lebens lezter Hauch
algemach beginnet zu erkalten. —
Unter menschlichen Gestalten
flügelt er, ob uns zu walten,
seiner Engel Heerschaar oft uns her;
die, nach des Apostels Lehr,
so wir straucheln, fest uns halten. —
Stoll! ein solcher Schuzgeist bist auch Du!
Dich sandt' uns der Gott der Liebe zu.

Die

*) Herr Stoll, ein sowohl durch seine vortrefliche Heilungskraft, als auch durch sein warmes, menschenfreundliches Herz algemein berümter und geliebter Arzt in Wien, miethete im Jahr 1780, da er die Tödlichkeit der Pocken im österreichischen Bezirke sah, ein eigenes Haus, mit einem Garten, in dem sich jeder, der diese Seuche noch nicht überstanden, dieselben unentgeltlich, oder doch für geringe Entschädigungskosten während seines Aufenthalts einimpfen lassen kan. Die erste Einimpfung ging in eben diesem Jahre so glücklich von statten, als es sich der Unternehmer derselben nur immer wünschen konte; weswegen an obenangezeigtem Tage dem Herrn des Lebens und des Todes mit vieler Feierlichkeit ein Dankfest gehalten wurde. Nicht nur eine so edle Handlung, sondern auch hauptsächlich, daß er den Verfasser selbst vor einigen Jahren von einer äußerst gefährlichen Krankheit wieder herstelle, gaben Anlaß zu gegenwärtigem Gedichte.

Die Gebete, ha! der Edlen allen,
welche zu des Tempels Höhn,
angeflammt durch Orgelsharmonieen,
von erhobnen Händen, und gebeugten Knieen,
festlich auf in Weihrauchswolken gehn,
sol am Thron des Ewigen
laut mein Segen überhallen! —
Mehr hast du an mir gethan,
als du thatst an allen diesen: *)
Himmelslohn sei dir erkiesen! —
Fern in Gottes Paradiesen,
grüne hoch dein Palmenzweig hinan! —
Ach, vieleicht, daß ichs dort lohnen kan!

Hoffe nicht den Dank der schnöden Erde;
wenn sich gleich durch dein Arkan
eine Welt, wie durch ein zweites Werde,
dir aus ihren Gräbern aufgethan; —
wenn Du Todte auferwecken,
Blinde sehend machen kanst;
und des Todes blasse Schrecken
al an den Kozytus bannst,
wird darum der träge Fürstenwanst
dich nicht mehr, als andre Menschen, schäzen. —
Den Verdiensten Maale sezen,
ist hier Landessitte nicht,
wo man kalt und eigennüzig handelt,
aber heiß aus voller Bausback' spricht;
wo die Kunst im Lumpenkittel wandelt,
und allein dem Stümper nichts gebricht.

Und

*) Als an allen denjenigen nämlich, welche Gott an diesem [illegible]
durch die glückliche Einimpfung der Blattern für die Erhaltung [illegible]
rer Gestalt und ihres Lebens danken.

Und was wär' auch Fürstengunst,
Aeskulap, für deine ganze Kunst,
wenn der Fürst dich nur nach seiner Grille,
nach Verdiensten nie belohnt?
Deines Geistes Almachtsfülle
nur mit schwachem Gnadenstral' umsonnt?
Bleibt dein Herz dabei nicht bettelarm? —
Solch ein Dank, daß Gott erbarm!
war wol nie dem Weisen wünschenswert,
dessen Herz weit edlern Lohn begehrt. —
Ha! der Dank bei leisem Mondnachtsstrahle,
den im niedern Hüttenthale
still in der Verborgenheit
Edelmut und Dankbarkeit
dir in reinen Zähren weiht,
sei dir mehr, als Ehrenprunk und Gold,
das dir kalt der grosse Haufen zollt.

Ach, schon das muß durch sich selbst beglücken,
und ist göttliches Entzücken,
Himmelsvorgenuß aus jenen Höhn:
Menschenpflanzen, die in Gottes Garten
hie und da schon welk und duftlos stehn,
und schon halb dem Tod entgegen wehn,
Liebevol mit wachem Fleiß zu warten;
Gott! und durch sich selbst neu aufzukeimen sehn;
ihnen neues, frisches, junges Leben,
Kraft und Saft und Blüthe wieder geben,
Wie dem Feld der Frühlingssonnenschein. —
Ach es muß so morgendlich und rein,
wie im Glanz der ersten Schöpfungsstralen,
dann die Welt sich unsern Blicken malen!
Sontag muß es ganz in unsern Herzen sein! —
Gärtner! bist du dann nicht algenug belohnt,
wenn dein Dank auch in den Edlen wohnt? —

Wohl

Wol noch süßre, höhre Freuden
warten dein, geliebter, theurer Stoll!
und der Edle muß dich drum beneiden. —
Einst! — wie wird dirs sein so wohl
an des Lebens Abendzeit!
Wenn du rings den Saamen edler Thaten,
wie der Säman Christus ausgestreut,
und du siehst, wie alles wohl gerathen,
alles, alles herlich keimt und Früchte bringt;
Auch ein Dankdirgott die Höhn des Herrn durchdringt.
O, wie ists annemlich, süß und schön,
dann zur Ruh' am Sabbathstag zu gehn! —
Wenn dann jede That, in Engelsmajestät
stralend, um dein Lager steht;
sich bei lauten Herzensschlägen
in der Brust geliebte Seufzer regen
derer all, die du gerettest hast,
und sie dann wie Edens Labewind
deiner müden Seele sind;
wenn der Tod als ein wilkomner Gast,
deine Güt' und Weisheit zu vergelten,
zu der Fahrt nach schönern Welten
dir mit süßer Freundlichkeit
traulich seine Hände beut:
froh schon streckst die deinigen entgegen,
wenn nur deiner Gattin Segen
leis' und matt dein schwaches Herz noch rührt,
sich in linden Harfenlispeln schon verliert;
und an ihrem Mutterarme,
noch nichts ahndend von dem Harme,
der ihr treues Auge ganz umhüllt,
das geliebte Vaterbild,
ach! dein Sohn, mit lächelndem Gesicht,
deinen Pfad zu wandeln treu verspricht;
sanft dein Haupt sich dann ins Kühle neiget,

und

und dein Geist, wie Morgenduft im Mai,
in die Himmelsweiten, fesselfrei,
seinem Kerker nun entsteiget! —
Stoll! — wie neid' ich dich um diesen Freudentod!
Ach, es stürbe — könt' er sterben — ihn ein Gott!

Gottlieb Leon.

11.

Anekdote.

Türgot, als Finanzminister, der ersten Monarchie von Europa, schrieb am 18. Februar 1777 an einen Korrespondenten in Glocester: Je fais des voeux pour la liberté des Americains, parce que ce sera le premier exemple d'un grand peuple. qui *n'ait ni Rois*, *ni Noblesse*. Der bekante englische Politiker, Tucker, erzählt dieses in einer kleinen Schrift: Cui bono? p. 76. der französischen Uebers. Der theologische D. Price schäzte die Amerikaner noch um so glücklicher, weil sie, so wie von Königen und Adel, auch von Bischöfen frei sein würden. Man sieht, daß beide Männer sich über die Vorurtheile ihres Standes zu erheben wußten.

12.

Das liebende Mädchen. *)

Wo ist sie hin
die Heiterkeit der jugendlichen Tage,
die wachend meinen Blick umfloß,
und selbst im Schlummer mich umschwebte?
Wo ist sie hin?
Ach Herz! wo ist sie hin?
Wie ist nun Alles um mich her verwandelt!
Wie Alles ganz so anders in mir selbst!
Sonst — o wie hell schien mir die liebe schöne Sonne
ins ofne wonnetrunkne Herz,
wenn ich im blumichten vom Thau erfrischten Schoße
der Reizelächelnden Natur
vertraulich zwischen Busch und Flur
einherging; und ein Chor von kleinen Sängern
mich aus der stillen Dämmerung
der Schatten froh begrüßte!
Wie fühlt' ich all das noch einmal so stark,
als Lisidor, der fremde schöne Jüngling,
so freudeschöpfend und berauscht wie ich,
an meiner Seite diese Lustgefilde
mit mir durchwandelte! —
Und nun wie Alles rings so anders!
Und hier im Innern dieser Brust
auch da so anders! ach! so trüb und öde!
Wie umgeschaffen sind mir diese Gegenden
zum bangen Aufenthalt geheimer Schmerzen,
seit Lisidor mit seinem sanften Blick
sie nun nicht mehr verschönert.
O Liebe, wenn du Liebe bist,

die

*) S. Hillers Samlung einiger Kantaten.

die ich für Lisidor empfinde,
so zaubre, daß ich ihn, wo er mich einst geküßt,
bald auch so sehnend finde.

Frohe jugendliche Stunden,
ach! wie seid ihr nun verschwunden!
Keine Freude steigt hernieder,
alles nähret meinen Gram.
Liebe, Königin der Herzen,
nim sie mir die bangen Schmerzen,
gieb mir meine Ruhe wieder,
oder den, der sie mir nahm.

W. G. Becker.

13.

Danksagung an eine junge liebenswürdige Familie für die Uebersendung einiger Pflanzen in meinen Garten.

Dresden, im April 1782.

Habet Dank, ihr lieben Engelskinder,
für das liebe theure Pfand
eurer Freundschaft; habet Dank nicht minder
für's Gedichtchen so ihr mir gesandt.
O es ward so wohl mir in dem Herzen
als ich etwas von euch sah und las,
daß ich gleich von Kopf- und Augenschmerzen,
die mich quälten, ganz und gar genas.
Glaubt mirs, Liebe — Becker kan nicht lügen —
dieses Merkmal, daß ihr meiner denkt,
macht mir mehr und innigers Vergnügen,
als hätt' auch ein König mich beschenkt.

Seid willkommen! sprach ich zu den Pflänzchen,
seid willkommen mir aus solcher Hand,
blühen solt ihr mir zu einem Kränzchen,
wie die Lieb' es je der Unschuld wand!
Und drauf wandert' ich in meinen Garten,
pflanzte sie mit Sorg' und Zuversicht,
tränkte sie einmal, und sie zu warten,
bleibt mir nun die angenehmste Pflicht.
Könt' ich ihrer zärtlicher noch pflegen,
könt' ich ihnen was zu Gute thun,
o ich wolte sie zu Bette legen,
und sie solten mir zum Haupte ruhn.
Leckerbischen wolt' ich ihnen geben,
für sie sparen meinen Meißner Wein,
kurz sie solten alle besser leben
wie ich selbst und noch vergnügter sein.
Aber, wie ihr Alle wißt, ihr Lieben,
geht das Ding mit Pflänzchen nicht so an;
Wär't ihrs selbst, ja dann wolt' ich mich üben
euch zu pflegen, wie ein Mensch es kan.
Doch ihr habt der Pflegen allerbeste;
Euch bewacht der besten Mutter Blick.
Wachst, ihr lieben Pflänzchen, schlingt euch feste
an sie an, und blüht zu eurem Glück.
Und mit jedem Lenz, den eure Jugend
lieblicher der Welt entgegen blüht,
sei dann euer gutes Herz von Tugend
und von Freundschaft — auch für mich durchglüht.

W. G. Becker.

14.

Erklärung

des Verfassers der neuesten Uebersezung von Homers Iliade, über die Beurtheilung derselben im deutschen Museum.

Es war leicht vorauszusehen, daß die neue Uebersezung der Iliade, deren erster Theil im vorigen Jahre erschienen ist, und welche freilich der Uebersezung des Herrn Grafen zu Stolberg, obgleich unschuldiger Weise, in den Weg tritt, seinen allzu eifrigen Freunden unbeliebig sein, und sie in Bewegung sezen würde. Von einem derselben schreibt sich ohne Zweifel die im Februar des deutschen Museum d. J. S. 183. u. f. befindliche Rezension der neuen Uebersezung her, eine Rezension, über welche ich mich zwar, was den Ton betrift, eben nicht zu beklagen habe, da sie in den Schranken des Anstandes und der Mäßigung bleibt; die aber durch ihren ganzen, auf unbillige Verkleinerung der neuen Uebersezung abzielenden Inhalt auf das deutlichste verräth, aus welcher Quelle sie geflossen sei.

Ich habe bei mir selbst das Zeugniß, daß ich keinesweges unleidsam gegen den Tadel bin; vielmehr denselben, wenn er gründlich und belehrend ist, mir sehr gern zu Nuz mache. Da ich aber alles, was in dieser Rezension gegen meine Arbeit erinnert wird, bei der gelassensten Ueberlegung nicht anders als ungegründet, oder doch ganz geringfügig, finden kann, so glaube ich recht zu thun, wenn ich mich vor dem Publico, von welchem das Museum häufig gelesen wird, darüber erkläre.

Bei dem Eingange will ich nur ein Paar Anmerkungen machen. Der Rezensent hebt an:

„Wen mag wol die Ankündigung dieser neuen metrischen Uebersezung der Ilias, und die wirkliche Erscheinung der ersten acht Gesänge, nicht befremdet haben?“

Ich glaube, daß sie nur diejenigen befremdet hat, welche es für ausgemacht hielten, daß nach dem Herrn Grafen Stolberg die Iliade übersezen wollen, beinahe so viel sei, als sie nach dem Homer schreiben wollen. Uebrigens glaubte ich in meinem Vorberichte das nöthige gesagt zu haben, um allenfals die Verwunderung über dieses Unternehmen zu vermindern. Ferner heißt es:

„Rezensent gehöre zwar unter die Zahl derjenigen, welche dafür halten, daß die Uebersezung des Grafen Stolberg ihre Leser befriedigen könne; sei aber doch weit entfernt, alle fernere Bemühungen, das alte Meisterstück der Dichtkunst — in das Gewand unsrer Sprache zu kleiden — für überflüßig zu erklären.“

Mir scheinet hierin doch eine Art von Widerspruch zu liegen. Wenn ich von einer Uebersezung glaubte, daß sie die Leser (ich meine solche, die Kenner sind) befriedigen könne, so würde ich eine andere, von demselben Werke in dieselbe Sprache als überflüssig ansehen.

Zu der begeisterten Tirade: Allein, welch ein kühnes Unternehmen, bis zum Eliasmantel, will ich nur so viel erinnern, daß dadurch zum Nachtheil meiner Uebersezung nichts gesagt ist, so lange der Rezensent nicht mit Gründen und Beispielen darthut, daß, und in wie fern seine Lieblingsübersezung (oder allenfals eine andere vom Homer oder sonst einem großen Dichter) seinem hohen Ideal näher komme als die meinige, und Forderungen befriedige, die noch kein Uebersezer in der Maaße befriedigt hat, noch warscheinlich jemals einer befriedigen wird.

Es

Es ist leicht, über die Eigenschaften, welche die höchste Vollkommenheit der Uebersezung eines Geniewerks ausmachen sollen, in poetischer Prose, und durch einander laufenden Metaphern etwas daher zu tönen. Ich sage tönen; denn ich fürchte, daß viele von den Herren, welche am meisten vom lebendigen Geist und lebendiger Darstellung reden, mit diesen Worten keinen deutlichen Begrif verbinden; ja es wol gar für ein Verbrechen der beleidigten Majestät des Dichtergenius hielten, wenn man über dieses erhabene je ne sçai quoi etwas bestimtes denken wolte.

Rezensent wendet sich nun zur Beurtheilung der neuen Uebersezung, von welcher er manches sagt, daß dem Lobe ähnlich siehet; jedoch nur so viel, als er mußte, um nicht gerade wider den Augenschein zu reden, und um seine Partheilichkeit ein wenig zu bedecken, die dem ungeachtet überal durchscheint. Denn dem Lobe wird jederzeit sogleich eine Einschränkung beigefügt, die nicht besser als Zurücknahme ist. Er sagt:

„Ob diese neue Uebersezung — das sei, was sie sein solte? — So gut sie auch in vieler Absicht ist, so sagt mein Gefühl: Nein! und ich denke, eine kalte Prüfung werde ihm nicht widersprechen.“

Das Gefühl des Rezensenten war ein durch Gunst und Vorurtheil bestochener Richter, dessen Eingenommenheit auf die sogenante kalte Prüfung so viel Einfluß hatte, daß diese nichts anders fand, als was jenes wolte gefunden wissen.

Meine Erklärung wegen des Wetteifers um Dichterruhm hat Rezensent nicht recht gelesen, oder doch nicht richtig angeführt. Ich habe nur gesagt, daß mein Name mit den Namen meiner Vorgänger um Dichterruhm nicht wetteifern sollte; meiner Arbeit selbst habe ich den Wetteifer in voller Maaße erlaubt.

Wenn Rezensent glaubet, (oder zu glauben vorgiebet; denn ich zweifele fast, ob er es wirklich glaube) daß ich den Homer ohne Empfindung seiner Dichterschönheit, und ohne die Absicht, diese auch dem deutschen Leser empfindbar zu machen, habe übersezen, oder, wie er sagt, ihn nur pünktlich (das heißt wol, etwa so wie seine wörtlichen lateinischen Uebersezer) verdollmetschen wollen: so bin ich mir des Gegentheils zu wol bewußt, und halte meine Arbeit selbst für eine zu handgreifliche Widerlegung dieser ungeheuern Beschuldigung, als daß ich sie weiter zu widerlegen nötig fände.

Er sagt, in einer ganz seltsamen Verbindung mit dem vorhergehenden: „ich rechnete es mir zum Ruhme an, daß ich so geschwinde, als der Graf Stolberg, weder arbeiten könne noch wolle.“ Das zum Ruhm anrechnen ist sein Zusaz, und das übrige auch nicht ganz richtig angeführt. Irre ich mich, fährt er fort, oder sagt er nur könne, um wolle sagen zu dürfen? — Er irret sich. Das nicht können bezieht sich auf meine Lebensumstände und Geschäfte; das nicht wollen aber unter andern auf die Ueberzeugung, welche ich mit den verständigsten Leuten gemein habe, daß Uebereilung bei keiner Sache etwas tauge. Er hingegen scheinet beinahe zu glauben, eine Uebersezung Homers könne nicht Dichterübersezung des Dichters, nicht Darstellung des Dichterwerks sein, wenn sie nicht fein flüchtig hingeschrieben ist, sondern man sich zu ihrer Bearbeitung Zeit genommen hat.

Rezensent sagt, „daß die beiden ersten Verse meiner Uebersezung ihn bald abgeschreckt hätten, weiter zu lesen.“ — (Wie nahe man doch manchmal einem Unglück ist, ohne es zu wissen!) Ich kan unmöglich die ganze seichte Anmerkung abschreiben. Heißt denn ein Komma so lange ruhen, als ein Punkt oder Semikolon? Gebietet es nicht vielmehr, den Sinn an der Stelle für un-

unvollendet zu halten? Würde nicht der Abschnit des ersten Verses auch ohne Komma eine kurze Ruhe gebieten? Doch der Rezensent rücke, wenn er will, zu seiner Beruhigung, das Komma aus der Mitte ans Ende des Verses, wo ich es zuerst gesezt hatte, es aber hernach, auf den Rath eines Freundes, nach Zorn sezte. Zum Sinne ist beides einerlei. Daß die Wiederholung des Wortes Zorn, welche ich mir um des Versbaues willen erlaubt habe, der Einfalt und Bescheidenheit Homers entgegen sei, kann ich nicht finden. Eben so ist es mit dem im zweiten Verse lang gebrauchten so. Das Horazische

Quid dignum tanto feret hic *promissor* hiatu?

habe ich noch nie so übelpassend, wie hier, angeführt gesehen. Wie kann man doch auf den Einfal gerathen daß das langgebrauchte so (bei so viel) ein stärkeres Versprechen enthalte, als wenn es kurz gebraucht wäre? Und gesezt, daß ein noch so starkes Versprechen wirklich darin läge, so wäre es ja dem μυρί des Originals nur desto gemässer; und man findet es durch die ganze Ilias reichlich genug erfüllet.

In Absicht auf den Sinn des Originals gestehet der Rezensent:

> „daß er die verglichenen Stellen gröſtentheils richtig, und (welches er doch nicht so gar übel zu nehmen scheint, als neulich ein anderer Tadler in der Hamb. neuen Zeitung) mit vielem Fleiße übersezt gefunden habe; doch sei in mancher dieser von ihm geprüften Stellen der wahre Sinn eines Worts, und oft eines vielsagenden Worts, gänzlich verfehlt.“

Ob dem so sei, wird die Beleuchtung der angeführten Beispiele zeigen.

Die mir in der That etwas lächerlichen Ausrufungen über das Wort handfest würde Rez. sich erspart haben, wenn er Uebersezung und Original recht angesehen hätte. Unbegreiflich ists, wie er, bei der ersten Stelle, meine Worte: noch viel handfester und kühner, als sein Vater — hinschreiben, und dann sagen kan: Wie konte er eben das deutsche Wort wählen, daß keine moralische, sondern allein eine körperliche Bestimmung hat? — Eben darum, weil ἀμείνων beide Begriffe, der körperlichen und der Gemüthsstärke in sich schließt, druckte ich es mit zwei Worten aus, deren eines sich auf jene, und das andere auf diese beziehet und Rez. hätte daraus ersehen können, daß ich den weitern Sinn dieses Worts nicht verkant habe; wenn ich gleich noch zur Zeit nicht überzeugt bin, daß es den ganzen Umfang der Vollkommenheit, ja so gar der sanftesten Holdseligkeit in sich fasse, von welcher leztern ich bisher geglaubt hatte, daß sie eigentlich nur in den Umfang der weiblichen Vollkommenheit gehöre. Daß Hektor mit dem Worte ἀμείνων hier nichts mehr noch weniger meine, als kriegerische Stärke und Tapferkeit, das sezen die beiden nächst darauf folgenden Verse ausser allem Zweifel. — Der Herr Rezensent verliert sich hier in eine Ausschweifung, über den Vorzug der edlen Zeit, wo alle Tugenden bei einem Menschen immer beisammen gewesen sein sollen, deren hohen Sinn zu fassen ich mich unfähig bekenne, und sie ehrerbietig übergehe. — Was übrigens das Wort handfest betrift, über welches Rez. sich gar nicht zufrieden geben kan, so scheint es mir noch immer nicht so unbequem zu sein, als er denkt. Machten die Homerischen Helden etwa keinen Anspruch auf den Ruhm der Leibesstärke? Ueberließen sie etwa diesen Vorzug den Hausknechten, und wählten dafür die sanfteste Holdseligkeit zum Gebrauch in Zweikampf und Schlachten? Ich dächte, es würde von ihren starken Armen und nervigen Fäusten

im

in Homer oft genug geredet. Aber so geht es, wenn man ein schwärmerisches Ideal in den Kopf faßt, und dann alles darnach gestalten wil. — Bei der zwoten Stelle, wo ich das Wort handfest gebrauche, (Ges. I. v. 324. nicht 329.) hat der Rezensent wieder in der Geschwindigkeit übersehen, daß das Beiwort οτρηρος nicht bei κηρυκι, sondern bei θεραποντι stehet. Also nicht als Herolde, sondern als Begleiter und Waffendiener Agamemnons habe ich sie handfest genant; eine Eigenschaft, die sie bei ihrem Dienste wol brauchen konten. Indessen gebe ich zu, daß οτρηρος eigentlich munter, geschäftig oder ämsig (aber just nicht schnel) bedeute. Durch den Versbau bin ich zuweilen, und auch hier, genötigt worden, anstatt des ganz eigentlichen Wortes des Originals, ein anderes, doch dem Sinne nicht ungemässes, zu wählen; das gestehe ich ohne Errröthen; denn welcher metrische Uebersezer ist nicht in gleichem Falle? Sonst ist mir das Wort handfest darum nicht unlieb, weil es einen reinen Spondäus macht, die in unserer Sprache eben nicht häufig sind. Doch komt es in meinem ersten Theile nicht etwa, wie man aus des Rezensenten Aeusserung schliessen könte, sehr oft, sondern nur in den zwo angeführten Stellen vor.

Ges. VI. v. 270. sol ich gesagt haben: „Hektor sei unrein von Blut und Eiter aus der Schlacht gekommen,“ und über das Wort Eiter wird eine grosse Wehklage erhoben. Da ist nun fürs erste wieder nicht genau genug angeführt; denn ich sage das obige so nicht, sondern Hektor sagt: „Er könne nicht wagen, dem Zevs mit unreinen Händen zu opfern; niemand dürfe sich ihm nahen, der mit Eiter oder Blut befleckt sei.“ Deswegen mußte er selbst also just nicht mit beiden befleckt sein. Eine unzeitige Delikatesse wäre es wol, wenn man sich scheuen wolte, das Wort Eiter zu brauchen, wo es der Sinn mit sich bringt. Auch Herr Küttner hat es an diesem

Orte

Orte gebraucht; und die schönen Wunden der Helden (wie enthusiastisch!) wurden ohne Zweifel, so wie die Wunden anderer Sterblichen, wenn gleich nicht im ersten Augenblicke, zu eiternden. Wahr ist es, daß λυθρον nicht Eiter, sondern Staub mit Blute vermengt heisset; so konnte man es aber hier darum nicht füglich übersezen, weil es vom Blute ausdrücklich unterschieden wird; αἱματι και λυθρω. Indessen bin ich nicht ungeneigt, wenn anders diese Kritik meine Uebersezung länger leben läßt, das Wort Eiter künftig wegzuthun; nicht als ob ich es für Homers unwürdig hielte, der selbst anderswo von Geschwüren redet; sondern weil er es an diesem Orte nicht hat.

„Anstatt des edlen Worts Erz (heißt es ferner) sagt er oft Metal.“

Weil Erz unzähligemal vorkomt, habe ich es manchmal mit dem auch edlen Worte Metal vertauscht, wenn dieses dem Bau und Wohlklange des Verses bequemer war;

„und sehr oft, gegen das Kostüm der alten Zeit, Eisen“;

Das Eisen ist also eine Erfindung neuerer Zeit, und dem Homer unbekant gewesen; das ist das erste, was ich höre;

„Anstatt Blech braucht er das platte Wort Platte,“

Blech überhaupt, und eine Platte von Eisenblech oder anderm Metal, ist zweierlei. Daß Platte ein triviales Wort sei, ist ganz ungegründet. Der Rezensent kan sich, wenn er wil, aus Adelungs Wörterbuche darüber belehren. Das hier angebrachte Wortspiel ist sehr platt.

„und haupthaarreich, wo er hauptumlockt hätte sagen können.“

Das

Das ist wahr; hier fehlte es nicht am können, sondern am wollen.

„Da wo Zevs durch die Bewegung seiner Augenbraunen den Olymp erschüttert, übersezt er mit schwachen Worten: Er machte den Olymp zittern.“

Virgils tremefecit ist also wol auch schwach; warum sagte er doch nicht concussit? — Er erschütterte, paßte nicht in den Vers; und das Präsens zu sezen, wo Homer das Perfekt hat (wie der Herr Graf Stolberg an diesem und an so vielen andern Orten thut) fand ich nicht gut. Ich glaubte, das Erhabene liege in der Sache selbst, und nicht in den Worten erschüttern oder zittern machen, die, dem Sinne nach, gleichbedeutend sind. Aber wenn man nicht den Götterkönig selbst, der mit seinen Augenbraunen winkt, sondern sein Haar, den Olymp erschüttern läßt, (Gr. Stolb. Uebers.) das heißt in der That die ganze Stelle schwächen und verunstalten. Was für schöne Gegenausrufungen könte ich hier nicht anbringen!

„Zuweilen verläßt er ganz die Heldensprache, um sie mit einer kleinstädtischen Romanurbanität zu vertauschen. So sagt er von einer Göttin, die sich auf ihren Thron sezt: Sie ließ sich nieder.“

Wo ich das von einer Göttin gesagt hätte, kan ich nicht finden. Von Zevs habe ich einmal (VII, 442.) gesagt: Er ließ sich auf den goldnen Thron nieder; und wie wäre ich ohne die Anmerkung des Rezensenten darauf gekommen, daß sich niedersezen Heldensprache, und sich niederlassen kleinstädtische Romanurbanität sei? Ich danke ihm für die wichtige Belehrung.

„Καλλιγυναιξ (das Land der schönen Mädchen Achaja) übersezt er den Siz der weiblichen Schönheit.“

Ein=

Einmal habe ich es so übersezt, ein andermal: Das Land der schönen, oder der reizenden Weiber. Druckt jenes den Sinn nicht auch aus?

„Ges. I. v. 514. heißt es: Thetis in bittender Stellung. Graf Stolberg sagt:

— — Sie umarmte die göttlichen Kniee,
schlang sich dichter um ihn — —

und das ist der wörtliche Text."

Die Anführung lautet, als ob die Worte: Thetis *in bittender Stellung* bei mir alles das ausdrucken solten, was die folgenden des Herrn Grafen enthalten; aber die Stelle ist verstümmelt. Im Original heißt es wörtlich so:

„Thetis aber, so wie sie seine (des Zevs) Kniee umfaßt hatte, hielt dieselben noch immer fest, und flehete zum andernmale wieder;"

Das druckt der Herr Graf so aus:

— — — Sie umarmte die göttlichen Knie,
schlang sich dichter an ihn (nicht um ihn) und began
von neuem zu flehen;

und in meiner Uebersezung heißt es:

— — — Doch Thetis in bittender Stellung
ließ nicht nach, sein Knie zu umfassen, und flehte von
neuem:

So muß man die Stellen einander entgegen sezen, wenn der Leser in Stand gesezt werden sol, sie zu vergleichen.

Es folgt eine Anmerkung über die Stelle Ges. III. v. 143. zwei aufwartende Mädchen, die der Helena (nicht der Andromacha) nachfolgten. Das Wort Mädchen sol in diesem Sinne unedel gebraucht, und es sol edler sein, die nachtretenden Dienerinnen einer Fürstin

Mägde

Mägde zu nennen. Mich dabei, und bei dem folgenden Saze: Welcher Name ist edler bis vermeiden sollen, den der Rezens. allein verstehen mag, aufzuhalten, lonte warlich nicht der Mühe.

Ob unter den bisher angeführten Stellen auch nur eine einzige ist, die man mit Grund als ein Beispiel des gänzlich verfehlten Sinnes aufstellen könne, lasse ich jeden Unparteiischen entscheiden.

Doch der Rezensent hat den wichtigsten Sinnfehler, der mir, wie er sagt, troz aller meiner Bedächtigkeit (sonst Bedachtsamkeit) entwischt ist, bis zulezt aufgespart. Ich sol Ges. IV. v. 142. den Rossen elfenbeinerne Gebisse ins Maul gelegt haben, da doch der Ursprung des Worts παρηιον schon anzeige, daß es Backenschmuck heisse. — Die Stelle (worin von ins Maul legen gar nicht die Rede ist) heißt:

Wie ein Karisches oder Mäonisches Weib mit Purpur
Elfenbein färbet zum Pferdegebiß — —

Die Zierrathen des Kopfgeschirres der Pferde sind mit demselben, so viel ich weiß, an dem Gebisse befestigt, und werden mit lezterem zugleich dem Rosse angelegt. Das ist es, worauf die Worte: „Zum Pferdegebiß," deuten solten. Daß das Gebiß selbst, welches das Pferd ins Maul bekomt, nicht von Elfenbein, sondern von Metal zu sein pflege, war mir doch bekant, ob ich gleich nie ein Pferd aufgezäumt habe. So hatte ich auch den Ursprung des Worts παρηιον errathen, wenn ich es gleich nicht durch Backenschmuck übersezte; unter andern aus der Ursache, weil es eben nicht sehr gewönlich ist, von Pferdebacken, wenigstens am Kopfe, zu reden. Solte gleichwol in meinem Ausdrucke ein Versehen liegen, so ist es hoffentlich keines der erheblichsten; ist noch lange keine vom Bogen abgeschossene Lanze (Gr. Stolb. Uebers. Ges. XI. v. 375.

der

der ersten Ausgabe) und kan allenfals, so wie mit diesem Fehler geschehen ist, künftig geändert werden.

Nun komt der Rezensent auf die Sprache, und deklamirt zuerst über die Warheit, „daß einem Uebersezer die genaueste Kentniß seiner Sprache, und die gröste Sorgfalt, sie nicht zu verlezen, nötig sei, in einem Tone, als ob er sie eben entdeckt hätte. Dann sagt er:

„Es würde mir nicht schwer sein, keine geringe (er wil sagen: eine nicht geringe) Anzal der Beispiele anzuführen, wo der Uebersezer ihre (der Sprache) unverbrüchlichsten Geseze zu übertreten gewagt hat.“

Hieher paßte das Quid dignum tanto — besser als an den Ort, wo es stehet. Da Rez. gewiß alle Beispiele angeführt hat, die er bei dem ängstlichsten Suchen nur auftreiben konte, so wollen wir sehen, ob irgend etwas darunter ist, das zu hinlänglichem Beweise der Beschuldigung, die ich abermals ungeheuer nennen muß, dienen kan. Es heißt:

„Oft verwechselt er die Zeiten des Zeitworts. — Die in Phera gewohnt — Sol das heissen: Die in Phera gewohnt haben?“

Es sol heissen, wie es im Zusammenhange kein vernünftiger Leser anders verstehen kan: Die vor dem Feldzuge in Phera gewohnt hatten; welches freilich auch durch das Imperfekt wohnten ausgedruckt werden kan, und mehrmalen auch von mir so ausgedruckt worden ist. Die Weglassung des Hülfsworts ist eine erlaubte und gewönliche Freiheit.

„Hatten sie nicht noch Haus und Heerd in Phera, als sie in den Streit zogen?“

Meint:

Meinethalben; aber nach neun bis zehn Jahren von ihrem Wonen daselbst in der gegenwärtigen Zeit zu reden, dünkt mich dennoch ganz unschicklich, und dem Sprachgebrauche so entzegen zu sein, wie es dem Original ungemäß ist; denn ενεμοντο ist doch kein Präsens. Daß übrigens ein jeder der Griechischen, größtentheils jungen Krieger, die in den Streit zogen, schon ein eigenes Haus und Heerd in Griechenland gehabt habe, wird Rezens. vermutlich aus sichern Nachrichten wissen.

„Ges. II. v. 546. sagt er: ergiebigen Tempel, anstatt reichen gabenreichen;

Ergiebigen, ist nach meiner Einsicht hier völlig so gut, wie gabenreichen, und sagt eben dasselbe. Aber, spricht der Rezensent:

„nur von Mutter Erde sagen wir, daß sie ergiebig sei.“

So? Wir andere sagen es noch von vielen andern Dingen; z. E. wir sagen: Die Handlung ist eine ergiebige Quelle von Reichtümern; die Messe war ergiebig an Romanen; der Heringsfang war heuer nicht sehr ergiebig; und so in mehreren Redensarten, die der Ausspruch des Rezensenten wol nicht aus unserer Sprache verdringen wird. Ferner tadelt er

„Sonderlich, anstatt insonderheit, vor allen;

Insonderheit ist wirklich prosaischer und im Gedichte weniger brauchbar als sonderlich, welches unschuldige Wort nicht weis, warum es auf einmal zum Sprachfehler gemacht wird. Vor allen kenne ich auch, ob ich gleich nicht gut noch thunlich fand, es immer zu brauchen.

„Die zischenden Sperlinge — (Wenn doch der liebe Mann nicht so oft unrichtig anführte! Es ist ja II. 314 nicht von zischenden Sperlingen die Re-

de, sondern von ihren zischenden Jungen) — Schlangen zischen, Vögel zwitschern, und ihre Jungen pipen."

Das leztere mag sich der Herr Graf Stolberg auch merken, der hier die Jungen zwitschern läßt. Aber was mich betrift, so hatte ich zwar schon sonst gehört, daß Schlangen zischen, jedoch nicht, daß ihnen das Zischen allein eigen sei. Der Ton, welchen junge noch unbefiederte Vögel mit ganz aufgesperrtem Maule von sich geben, ist viel eher ein Gezische zu nennen, als ein Zwitschern oder Pipen. Und wer wolte ein so gemeines Wort, wie lezteres in einem so heroischen Gedichte brauchen?

„Die Wangen sich raufend — Nur Haare können gerauft werden."

Ich gestehe, daß dieser Gebrauch des Worts raufen ungewönlich ist; wiewol ich gewiß weis, daß ich es mehr als einmal so gebraucht gefunden habe. Die Stelle in Luthers Bibelübersezung Jes 50, 6. war mir dabei im Gemüthe; anderer Beispiele kan ich mich izt nicht erinnern. Was mich auf dieses Wort brachte, war, daß ich ein edleres als krazen, und nicht so gewaltsames als zerreissen suchte. Den Sinn wird niemand verkennen. Indessen wünsche ich dem Rezensenten Glück, etwas daran gefunden zu haben, wobei sein Tadel doch einigen Schein hat.

„Gewicht, anstatt schwer,"

ist in Oberdeutschland gewönlich, in Niederdeutschland vieleicht nicht sehr; doch eben so analogisch, wie pflichtig, ansichtig. Ich habe es ein oder ein paarmal zu brauchen gewagt, weil es keinem Mißverstande unterworfen, und dem Versbaue bequem war. Sol man dann in Gedichten kein anderes Wort gebrauchen dürfen, als welches auch in Prosa ganz gäng und gebe ist?

„Der

„Der Panther — Es heißt der Pardel, oder mit prosaischen Worten das Pantherthier.“

Ei warum denn mit prosaischen Worten nicht auch das Pardelthier?— Panther (mit des Rez. Erlaubnis) ist sehr gut und besser als das meist veraltete Pardel, Parder oder Pard; (alle drei kommen in Luthers Bibel vor) — Der Zusaz Thier bei Panther ist auch in Prosa überflüssig.

„Was der Uebersezer hier wegnimt, giebt er uns an einer andern Stelle wieder; er sagt das Hirschthier.“

Sol das etwa Wiz sein, so ist er verunglückt. Als ob ich den Hirsch überhaupt das Hirschthier nennte! Nicht cervum, sondern cervam nenne ich so, die im gemeinen Leben sogenannte Hirschkuh, sonst auch Hindin, deren ganz eigentlicher Name in der Jägersprache das Thier heißt. Aus eben dieser Sprache ist ja auch das Wort Keuler, welches der Herr Graf Stolberg dem bekanteren und schönern Worte Eber beständig vorgezogen hat. Jenes habe ich nicht zuerst im Gedichte gebraucht;

Der Vogel sucht sein Nest, sein Bette Hirsch und Thier,

sagt Hagedorn. Die Zusammensezung Hirschthier hielt ich um der Deutlichkeit willen für nötig.

Nach Belieben mögte der Rezensent wiederum Panther und Thier im Adelungischen Wörterbuche nachschlagen. Weiter:

„Ges. VI. 515. sagt er von einem Rosse: Stolz empört es den Kopf.“

Wenn gleich empören in der eigentlichen Bedeutung, da es so viel als emporheben heißt, in Prosa nicht mehr oft vorkomt, so ist es doch in Poesie sehr gut. Die Wellen

 empö-

empören sich, sagt man in eben der Bedeutung. Ich glaube noch, das Wort empört sei hier von guter Wirkung, und poetischer als erhebt.

„Ges. I, 252. Er, deß Lippen die Worte so süß entflossen, wie Honig;

Welches von den unverbrüchlichen Gesezen der Sprache in diesem Verse übertreten worden, beliebt der Rez. nicht zu sagen, und ich kan ihn nicht errathen.

„Lächelnd zu ihr, antwortete Zevs" — —

Da man sehr gut sagt: jemanden zulächeln, so habe ich diese leichte Inversion, die den Sinn nicht im mindesten verdunkelt, für wol erlaubt gehalten, und denke noch, daß nur ein Tadelsüchtiger sie tadelhaft finden könne.

„Diesen ergrif bei'n Füssen der Fürst Elephenor" —

Weil die Zusammenziehung im Singular (beim) so gewönlich ist, so habe ich sie mir das einzige mal auch im Plural erlaubt, um anstatt eines mir unangenehmen Daktylen (griff bei den) einen reinen Spondäe zu bekommen. Rez. beliebe allenfals in seinem Exemplar das bei'n auszustreichen, und bei den darüber zu schreiben.

So weit die vorgeblichen Beispiele grober Sprachfehler; über welche ich mich abermals auf das Urtheil aller unparteiischer Leser berufe.

Der Rezensent hat nun noch die Versifikation in meiner Uebersezung anzutasten. Zwar muß er (wol sehr ungern) mit jedem einzelnen Verse, was die grosse (wird heissen sollen die grössere oder gröste) Anzal betrift, zufrieden sein; und doch könnte er viele Beispiele von falsch gebrauchten Silben, von ungrammatikalischen Dehnungen, und unerlaubten Verkürzungen anführen.

So

So muß ich ihm gewiß für die Schonung danken; denn was er anführt, ist wenig und unerheblich genug. Er sagt:

„Den allezeit kurzen Artikel braucht er oft als eine Länge: die weißarmige; die großäugige;"

Ich gebrauche diesen Artikel niemals lang, ausser einigemal bei den angeführten Beiworten der Göttinnen, wo man keine andere Wahl hat, als entweder die Beiworte wegzulassen, oder sie auf eine nie angenehme Weise zu umschreiben, oder den Artikel lang zu gebrauchen, oder, welches viel schlimmer ist, die darauf folgende Länge (weiß, groß) zur Kürze zu machen. Dennoch komt dieser kleine, um des Zwecks willen sehr verzeihliche, und mir gar nicht unbekante Fehler, keinesweges sehr oft vor. Was sol ich aber dazu sagen, daß der Rezensent denselben mir so hoch anrechnet, da er doch in der Uebersezung des Herrn Grafen, die er gewiß für durchgehends richtig und vortreflich hält, nicht weniger, auch wol ausser dem erwehnten Notfalle, vorkomt; z. B. II, 169. V, 130. VIII, 333. u. m.? Und so würde es mir nicht schwer sein, von allen den Fehlern, wovon Rezensent, wie er sagt, viele Beispiele aus meiner Uebersezung aufführen könte, so viel mehrere, als er wirklich kan, aus der Gr. Stolbergischen anzuführen, sonderlich von Verwechselungen der Längen und Kürzen, daß man billig ausrufen möchte:

Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

Ganz sonderbar ists, daß er mir zugleich das Weglassen und das Nichtweglassen eines e, in der Mitte eines Worts, zum Fehler macht; da doch eins wie das andere, in den von ihm angeführten und ähnlichen Worten, unstreitig nach jedesmaliger Konvenienz völlig erlaubt ist (vorausgesezt, daß keine Härte, kein Uebellaut dadurch entstehe) und in allen guten Dichtern vorkomt. Graf Stolberg schreibt ebenfals besäeten, und nicht besä'ten, welches lez-

tere auch nicht gut lautet; daher Rezensent die affektirte Theilung der Silben dieses Worts mit Strichen immer hätte sparen können. Er fährt fort:

— ◡ ◡

„Ein Daktylus wie aber gab wird sich nicht lange „suchen lassen."

Ich habe das einsilbige Imperfekt etlichemal, nicht zuoft, und nur, wo, nach meinem Gefühl der Daktylus dadurch nicht hart und dem Ohre unangenehm wurde, kurz gebraucht; bin auch der Meinung, daß es unter die schlechterdings langen Silben nicht gehöre, jedoch in den meisten Fällen besser lang gebraucht werde. Ich finde in der neuen Ausgabe des Messias einige Stellen, wo es kurz war, geändert, z. B. im Anfange des 4ten Gesanges:

„Kaiphas aber lag noch, nach Satans dunklem Gesichte."

welches nun heißt:

„Kaiphas aber lag, nach Satans dunklem Gesichte;"

und ich bekenne, daß ich den erstern Vers vorziehe. Doch ist das Imperfekt war an mehreren Orten kurz geblieben; ob andere mehr, kan ich izt nicht nachsuchen.

Was der Rezensent an dem Verse:

„Ajax, Telamons fürstlicher Sohn, Anführer der Schaaren!"

auszusezen haben kan, mögte ich doch wissen. Stehet er nicht auf graden (geraden) und gesunden Füßen?

Nach einem abermaligen Bekentnis, daß meine Verse in Bausch und Bogen denn doch gut genug sein, und nach einer prächtigen Deklamation über den Periodengang der hexametrischen Versart (welcher zugleich mit Achils Rüstung und mit den Sphären verglichen wird) erklärt

klärt er, daß er diesen Gang, Tanz und Flug des poetischen Perioden in meiner Uebersezung ganz vermisse. Da er ihn ohne Zweifel in einer andern Uebersezung nicht nur nicht ganz vermisset, sondern in voller Pracht zu finden glaubet, so hätte er mich nicht besser belehren können, was er eigentlich mit seinem Tadel meine, als wenn er die Güte gehabt hätte, nur ein paar Stellen aus b iden Uebersezungen anzuführen, wo in der meinigen der besagte Gang, Tanz und Flug fehle, und in der andern wirklich vorhanden sei. Meine Neubegierde ist besonders groß, eine wenigstens zur Hälfte aus Trochäen bestehende Versreihe tanzen und fliegen zu sehen. Wenn Rez. übrigens im Ernste verlangt, daß man deutschen Hexametern die ganze Wolklangsfülle der Griechischen geben sol, so verlangt er etwas unmögliches. Nach meiner Einsicht und Kräften, und in sofern es in unsrer Sprache thunlich ist, habe ich, so wie auf jeden Vers, also auch auf den Gang der poetischen Periode, alle Sorgfalt gewendet, und wil noch andere Urtheile erwarten, ehe ich sie für vergebens angewandt halte.

> „Wer siehet nicht, daß er einen Vers nach dem andern gemacht hat, wie der Pflug eine Furche nach der andern ziehet?“

Unsere neuen Genies haben vermutlich die Kunst erfunden, ihre Verse zu Duzenden auf einmal hinzuwerfen. Wenn die Beschuldigung so viel heißen sol, als hätte ich nicht die dem Sinne nach zusammenhängenden Verse auch im Zusammenhange überdacht; so ist sie so lächerlich, als unwahr.

> „Eine Folge davon ist, daß oft Verse, die einander sehr nahe stehen, denselbigen (deutscher eben denselben, oder einerlei) Anfang oder Ausgang haben, u. s. w. “

Vom Anfang gefält es ihm nicht, ein Beispiel anzuführen, sondern nur eins, das zweimal vorkomt, vom Ausgang. Wie kan man sich aber die Miene einer vertraulichen Bekantschaft mit dem Homer geben, und nicht wissen, daß gleiche Ausgänge nahestehender Zeilen bei ihm gar nicht ungewönlich sind? Uebrigens kommen dergleichen Ausgänge der Verse in meiner Uebersezung mit nichten so oft vor, als es der Rezensent zu verstehen gibt.

So weit über dessen verschiedene Erinnerungen.

Wenn er sein Urtheil aufrichtig hätte zusammenfassen wollen; so würde er gesagt haben: Daß er meine Uebersezung zwar in vieler Absicht gut, und das Original größtentheils richtig ausgedruckt finde; daß sie zwar mit vielem Fleiß und Bedachtsamkeit gearbeitet sei, und man auch mit der Versifikation überhaupt zufrieden zu sein Ursache habe; (lauter Zeugnisse, die er gibt) daß sie ihm aber dem ungeachtet, darum gänzlich missfalle, weil der Herr Graf Stolberg vor mir eine Uebersezung der Ilias herausgegeben hat; daher er sich vor der Anführung irgend eines Beispiels von ihren guten Eigenschaften sorgfältig gehütet, hingegen die mühsamste Fehlerjagd in derselben angestelt habe; die denn freilich nicht sehr ergiebig ausgefallen ist.

Und wenn ich meine Gedanken über diese Kritik auch kurz zusammenfassen sol, so muß ich sagen, daß sie in sich selbst widersprechend ist; daß die algemeinen Beschuldigungen unerwiesen und unerweislich, und die besondern Ausstellungen grundlos oder unbedeutend sind; wie ich dieses alles klar gezeigt habe.

Ich denke in Warheit bescheiden von meiner Uebersezung, und finde darin manches verbesserungsfähige; so viel bin ich mir aber doch bewußt, daß sie kein elendes, schülerhaftes Werk ist; welches sie sein würde, wenn sie ohne Gefühl des Dichtergeists im Homer, ohne Absicht,

dessen

dessen Schönheit darzustellen, ohne gehörige Kentnis der Sprache, und ohne Sorgfalt, ihr keine Gewalt anzuthun; ohne Reflexion auf den poetischen Periodengang, und so mechanisch gemacht wäre, daß ich immer einen Vers hingeschrieben hätte, ohne den folgenden zu bedenken.

Für das zweideutige Schlußkompliment kan ich dem Herrn Rezensenten unmöglich sehr verbunden sein. Meine Unverzagtheit wäre thörichte Verwegenheit, und das Vertrauen auf meine Kräfte eine weder edle noch rümliche Präsumtion, wenn es so wenig Grund hätte, als er, nach allen seinen vorhergehenden Aeusserungen, und nach der weissagenden Bedrohung mit Phaetons und Bellerophons Schicksal, zu glauben scheinet.

Nur noch ein Wort! Ich habe für den Herrn Grafen Stolberg alle Hochachtung, die man seinem Stande und Verdiensten schuldig ist. Ohne Zunöthigung würde ich gegen seine Uebersezung der Ilias nie etwas geschrieben haben; aber als der angegriffene Theil habe ich in diesem Aufsaze ein und anderes dagegen zu erinnern mich nicht entbrechen können. Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß ich zu mehrerem durch fernere Zudringlichkeiten seiner Freunde nicht genötiget werden, und daß überhaupt dieser Streit hiermit geendigt sein möge, auf welchen ich meine Zeit und Mühe nicht anders als ungern verwenden kann.

15.

Schreiben des Königl. Preuß. Fabrikeninspektors Herrn Mayet an den Herrn v. M.

(Von einer Dame aus dem Französischen übersezt.)

Berlin, den 27. Sept. 1782.

Sie haben gehört, daß der Herr Abt Raynal sich in Berlin niedergelassen hat, wo er das Vergnügen des Hofes und der Stadt, und aller Leute von Einsicht und von gutem Herzen ist. Ob Frankreich es lebhaft genug empfindet, eines Mannes von seinem Genie beraubt zu sein, ist uns unbekant; allein Deutschland wünscht sich Glück ihn zu besizen. Ich befand mich vor einigen Tagen in einer ausgesuchten Geselschaft, wo man ihm durch dringendes Anhalten, den Plan der Geschichte des wiederrufnen Edikts von Nantes entriß, mit welchem er sich jezt beschäftiget. Das, was er mit dem feurigsten Zügen ausdrückt, die ihn so sehr von andern Schriftstellern unterscheiden, wil ich Ihnen ganz einfach wiederholen.

Das Werk fängt mit dem schrecklichen Gemälde des Zustandes an, worin sich die Welt vor der Reformation befand. Aus dieser Art von Chaos entspringen die neuen Meinungen, deren glücklicher Einfluß, sich mehr oder weniger bei allen Völkern und über alle Gegenstände ausbreitet. Man folgt schnel ihrem Gange bis zum Wiederruf des Edikts von Nantes. Dieser in den Geschichtsbüchern Frankreichs bereits so sehr berümte Zeitpunkt wird es noch weit mehr werden, wenn ein Geschichtschreiber, der von den Bewegungsgründen, den Ränken und Triebfedern, welche diese sonderbare Begebenheit gewirkt haben, so wol unterrichtet ist, seinem Gegenstande, dasjenige Interesse

mitthei-

mittheilen wird, welches allem was er schreibt eigentümlich ist.

Bisher hat man nur unbestimmte Begriffe von dem Verlust gehabt, den der Französische Hof, wegen seiner Unduldsamkeit erlitten hat. Der Abt Raynal glaubt von der Anzal der Franzosen, welche bei dieser Gelegenheit ihr Vaterland verlassen haben; von den verschiedenen Zweigen des Fleißes, die sie entführten, und auch bis auf einen gewissen Punkt von den Summen, die sie mit sich genommen haben, oder die man ihnen nachgeschickt hat, volkommen unterrichtet zu sein. Alle diese Kentnisse zu vereinigen, scheint keine leichte Sache zu sein; allein der Verfasser hat schon weit schwerere Dinge von dieser Art ausgeführt.

Die Flüchtlinge haben sich in Asien, in Afrika, in Amerika und einigen Gegenden von Europa ausgebreitet, vornemlich in der Schweiz, in Holland, in England und in Deutschland. Zu bestimmen, was sie in den Ländern, in welchen sie sich festsezten, ja selbst in denen, wo sie sich nicht niederließen, hervorgebracht haben, scheint einer der vornehmsten Endzwecke dieses Werks zu sein. Wie dem auch sei, so ist uns die Geschichte des wiederrufenen Edikts von Nantes gewisser maßen als eine große Einfassung vorgekommen, durch deren Hülfe unser Philosoph sich vorgesezt hat, eine Folge vortreflicher Grundsäze zusammen zu ordnen, welche, wenn sie von Handlungen entblößt wären, die öffentliche Aufmerksamkeit weniger reizen, und nicht so tiefe Eindrücke zurücklassen würden.

Alle Völker müssen wünschen, daß diese Samlung wichtiger Lehren bald erscheinen mag, denn sie wird selbst den aufgeklärtesten Staaten nüzlich sein. Der Verfasser wird nicht allein den Verstand unterhalten; seine Beredsamkeit wird uns auch die Wahrheit lieb gewinnen lassen, die uns seine Vernunftschlüsse bewiesen haben.

Ich bin rc. Mayet.

---

16. Am

16.

Am Neujahrstage 1782.

Was jammern wir der Flucht der Tage,
Und unsers Lebens Nichtigkeit?
Lehrt uns die unerhörte Klage
Den weiseren Gebrauch der Zeit?

Und wissen wir mit unsrer Jugend
Mit unserm Alter karg zu sein?
Sind wir so klug, sie strenger Tugend,
Und frommer Freude nur zu weihn?

Wer sagt, wann er dem furchtbarn Grabe
Nun ängstlich sich entgegen streckt:
Mich kant' ich, und die Zeit; ich habe
Mit Sünden keinen Tag befleckt? — —

Nein, wir Verblendeten, wir kennen
Nicht uns, nicht Zeit, nicht Ewigkeit;
Wir klagen Lebenskürz, und rennen
In Strudel blinder Sinnlichkeit.

Und schwimmen, wähnen, haschen, sinken;
Der Arm hält seine Beute fest,
Der, sehn wir fern was anders blinken,
Das Scheingut ekel fahren läßt.

So mühn wir uns durchs kurze Leben:
Uns drückt der jez'ge Augenblick; —
Er ist verschwendet — ach! wir beben,
Und seufzen kindisch ihn zurück.

Zu ew'gem Heil ihn zu erretten,
Steigt dieser Wunsch umsonst empor,
Denn, wenn wir ihn erbettelt hätten,
Wir tödteten ihn wie zuvor. — — —

Doch denkt der Weise so? Verschwendet
Auch Er des Daseins heilig Gut?
Nein, würdig glaubt er's nur verwendet,
Wenn er, was Pflicht gebietet, thut.

Er zält die kargbenüzten Stunden —
(Sie sind in weiser Thätigkeit,
In heitrer Tugend ihm verschwunden!) —
Mit göttlicher Zufriedenheit.

Wie solt er nicht dies Leben lieben!
Und wenn um ihn der Neid gleich spricht:
Er duldets ruhig, weil er drüben
Des Lohnes Wonne leuchten sieht.

Jung.

17.

Freiheit.

Kühlende Lüfte umwehen mich und der Ruhe Wonung deckt mit grünen Schatten mein Haupt. Hier singt die Nachtigal Leben; dort zwitschert Scherze der Zeisig vom niedrigen Strauch.

Hier

Hier nur ist Sicherheit, hier nur ist Ruhe. Neben dem hochbeinigen Reh, oder dem trozigen Eber, oder dem goldmähnigen Löwen nur wonet die Freiheit und spottet von den ästigen Schwingen des Adlers der Tirannen Ränke.

Kom, Wahn! Ich wil mich ruhig träumen und, der Warheit zum Troz, mich frei denken. Mein Haar schieß' in Blätter und Blüten; mein Fuß wurzle tief an den Klüften der Erde. Da steh' ich unter den hohen Eichen, ihr jüngerer Bruder. Ich schwenke mein Haupt in ätherischen Lüften und seh' über Berg' und Thäler.

Heran, kleine, singende Bürger der Wolken! Ich dehne meine Schwingen weit aus und verbreite die Blätter, euch alle zu fassen. Herzu, freies Gewild! Wie der Himmel den Thau, so schüttl' ich mildiglich Früchte herab, dich zu nähren, und weiche Blätter, dir ein Ruhebett zu bereiten. Satt lege dich hin, und ich säusle dir Lieder zum Schlaf und Harmonieen zu leichten Träumen.

Nüzen ist Leben, Wohlthun ist Glück, es können ist Freiheit. Kanst du es, du — der du Mensch dich nennest? Sklav erkünstelter Fesseln! — Du kanst es, träumend, wie ich.

18.

Wiegenlied an mein Herz.

Schlafe, süsses Herzchen, schlaf!
Denke nicht des Unglücksfalles,
nicht des Kummers, der dich traf!
O, vergiß, verschlummr'es alles!

Gutes Herzchen, schlafe süß!
Täuschten dich die Wirklichkeiten;
träume dir ein Paradies
aus dem Reich der Möglichkeiten.

Aus dem Reich der Fantasie!
Da, nur da ist Ruh zu finden;
da, nur da täuscht Hofnung nie;
da wird Liebe Kränze winden.

Neue Kränze wird der Traum
dir mit Veilchen überziehen,
und an dem Zipreßenbaum
werden junge Rosen blühen.

So verschlaf denn deinen Schmerz,
und verträume deine Sorgen;
denn es weckt dich, gutes Herz,
einst ein ewig heitrer Morgen!

v. B...t.

19.
Die reuige Schlange.

Eine Schlange war es überdrüß, länger mit dem Menschen in Feindschaft zu leben, und nahm sichs für, dem ersten besten ihr Wohlwollen zu bezeigen. Sie fand einen schlafenden Landmann, zu welchen sie sich hingesellte, und mit inniger Zärtlichkeit sich um seinen Arm rollte. Der Landmann erwachte, und indem er für Schrecken auffuhr, tröstete ihn diese, und sprach: Sei ruhig, lieber, ich komme nicht, dir zu schaden, sondern biete dir vielmehr mit allen meinen Diensten auch meine Freundschaft dar. Wenn dieß ist, antwortete der Landmann, so würde ich's, als die erste Probe davon ansehen, wenn du mich verliessest, indem ich nie mit dem traulich leben kan, dessen Biß ich alle Augenblicke fürchten muß. Du Verläumder, und du Rachgieriger, eure Freundschaft ist das gefährlichste Geschenk, weil man zu keiner Zeit für euer Gift sicher ist.

G. W. R. Becker.

Druckfehler in Sept. 782.

S. 205. Z. 31. Telin S. 231. Z. 24. Bramins Z. 25. Bramins. S. 270. Z. 3. light-gliding Z. 13. thee Z. 21. thee.

Gedruckt in Jfens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Eilftes Stück. Windmond, 1782.

I.

Selmar und Selma
an Christian Grafen zu Stolberg.

Kunde der Vorzeit, du hebst dich in mir, wie der rollende Mond, ernst,
wann er, Sturm weissagend, trübe Wolken durchschimmert.
Auf, und tön' im Gesang! denn um mich schweben der Helden
Geister, einsam und ernst, durch die blauen Pfade des Himmels.
Dieser Felsen ist heilig; heilig die Woge des Meeres,
welche schäumend ihr Haupt an seinen Gestaden emporhebt;
denn hier sank ein Held! dort sank sein blühendes Weib hin,
blühend und schön, wie die Knospe, die kaum ihr Antliz enthüllt hat!
Sohn des Liedes, vernim den Gesang, wie sie fielen, die Edlen!

Einsam sassen am moosigen Felsen Selmar und Selma
lauschend den Wogen des Meers, wie im Strale der sinkenden Sonne
fernher kommend am fremden Gestad sich die Stürmenden brachen!
und sie jauchzten im süssen Gefühle der schaumenden Wogen!
Ihnen flohen vorbei, im Stralengewande der Wonne,
Jahre, die ihrer noch harrten, wenn einst, vom rühmlichen Alter
sanft ergriffen, ihnen doch stets die Fackel der Liebe
leuchten, und um sie der frohe Reigen der Enkel erschallen

würd', und Thaten der Vorwelt in frohen Reigen der Enkel!
Hold wird dann, sprach Selma, der Tod aus dämmernden Wolken
uns, durch ewige Liebe vereint, hinübergeleiten
und in der Väter Hallen uns ungeschieden versammeln.
Schlummernd lag an Selmas Busen ein lieblicher Knabe.
Leise wiegt' er sein Haupt an der Mutter wallenden Busen,
sanft umflattert vom kühlenden West im Hauche des Abends.
Selma schaute mit Thränen ihn an; es lächelte Selmar
auf den Knaben herab, und umarmte die liebende Mutter.

Fern am sinkenden Himmel erhoben sich Segel, und Selmars
forschender Blick erkannt' in den Segeln das Zeichen von Lochlin.
Von den Inseln des Meers kamen gerüstet die Krieger,
Gold und Gefangne zu rauben an Erins blühenden Ufern.
Zweimal tausend kamen in zwanzig geflügelten Schiffen.

Auf stand Selmar vom Felsensiz. „Es kommen aus Lochlin
Krieger. Ich will ihnen begegnen auf rollenden Wogen!"
Aber Selma weint' auf die Brust des lallenden Säuglings.

Selmar stieg den Felsen hinan. Die sinkende Sonne
schoß den lezten Stral hinauf zum Schilde des Helden.
Laut erscholl der tönende Schild vom schlagenden Schwerte,
und es sammelten sich, wie die Wolken der Mitternacht eilen,
Selmars Helden um ihn, dem Rufe des Schildes gehorsam,
sahen die Segel von Lochlin, und eilten die Schiffe zu rüsten;
ihrer mit kommender Sonn' auf rollenden Wogen zu harren.

Trauernd stieg vom Felsen Selma hinunter. Ihr Säugling
weint' am Busen der Mutter. Des hallenden Schildes Getöse
hatt

hatte vom Knaben den Schlummer verscheucht. Mit thränenden Blicken,
stil umringt von ihren Gespielen, betrat sie der Schilde Saal, und bang umschwebt' ihr Herz die Ahndung der Zukunft.
Niemals hatte Selmars Weib getrauert, wann Schlachten ihm geboten. Sie wust' es, er würde mit Sieg und mit Beute
wiederkehren zum jauchzenden Mahle des Festes. Vergebens sang ihr Freund und Selmars Geliebter, Ullin der Barde,
Selmars Thaten, unzählbar wie Wogen, Siege des Helden und Alvaters mächtigen Arm in die silbernen Saiten.
Ach! sie horcht' ihm thränend, und sank zur Seite des Barden.
Und der Sohn des Gesanges verstummt', ließ sinken die Telin.
Froh kam Selmar heim, und sah die Thränen in Selmars stralenden Blicken, und eilt', und umarmte die trauernde Gattin:
„Kom, mein Weib, und jauchze mit mir des nahenden Sieges!
Ehe die Sonne sich senkt, sind Lochlins Krieger entflohen!“
Aber sie schwieg, und drückt' ihm die Hand, und enteilte der Halle.

Haralds Skalde trat in den Saal: „Fürst Erins, mich sendet Harald, König der Schlachten. Ihm Gaben zu bringen gebeut er,
Oder dich niederzubeugen vor ihm!“ „Auf der Spize des Schwertes
Mag er heischen den Raub, wenn ich gefallen bin. „Um mich Meine Krieger!“ erwiederte Selmar! „Willst du am Ufer
seiner harren, oder auf Wogen des Meers ihm begegnen?“ —
„Ich begegn' ihm mit kommender Sonn' auf den Wogen des Meeres.“ —
Schweigend vernahm es der Skald' und brachte dem Herrscher die Botschaft.

Und die Krieger jauchzten die Nacht bei der Flamme der Eichen!
Hüter wachten am Ufer und täuschten die Ränke von Lochlin.
Selmar jauchzte nicht beim Mahle der hallenden Muschel.
Ernst erfüllte sein Herz. Wie Wögen des Meeres sich drängen,
also drängten sich grosse Gedanken im Herzen des Helden.
Unbemerkt ging er dann zu Selmas schweigender Schwelle,
tröstete sanft ihr Herz mit süssen Gesprächen der Liebe,
mit Gesprächen vom Sieg und vom ewigschimmernden Nachruhm.

Und die Nacht verschwand. Die Krieger brachen vom Mahl auf,
rüsteten sich, und Getös erfüllte die Halle der Schilde.
Schön wie der Mond, wann er zwischen den staunenden Sternen einhertritt,
trat izt Selmar zu ihnen, mit stralendem Erze gepanzert.
Neben ihm ging, in Thränen gebadet, mit wehenden Locken,
seiner Jugend Weib! Ernst stralten die Blicke des Helden;
Aber Liebe las sein Weib in jeglichem Schimmer.
Und er deckte mit ehernem Helm die nächtlichen Locken,
gürtete sich mit dem Schwert, das er einst in den Schlachten der Römer
dicht bei dem sinkenden Adler dem blutenden Feldherrn entrissen.
Also stand er, fürchterlich groß, in der Mitte der Krieger!
Und noch einmal umarmt' er die weinende Gattin. Sie schieden.

Lochlins Söhne bebten, als im Schalle der Schilde,
als im Jubel der Siegesgesänge die schäumenden Wellen
vor den Kriegern sich bogen. Dunkel erhob sich die Sonne;
und die Schlacht began. An Pfeil klang Pfeil; an den Masten
schollen die Speere von Erz, und zerrissen die schwellenden Segel.

Zwischen

Zwischen ihnen wallte der Tod, und mähte die Krieger.
Niederströmte der Helden Blut auf die schäumenden Wogen;
aber sie jauchzten entgegen dem Tod' auf der Spize der Speere;
naheten näher. Die Sonne stieg, und strömender rann jezt
Heldenblut. Die Speere klangen; es schollen die Schilde;
Streitaxt blizt und Schwert im Strale der steigenden Sonne.

Selmar tobte voran, im ersten Getümmel des Kampfes.
Vor ihm sanken die Krieger aus Lochlin, flammendes Wetter
waren die Schläge des Hammers, der Schwung des würgenden Speeres.
Rings um schaut er; so schauet vom hohen Himmel der Adler;
schaut und zielt mit dem siegenden Speer', und würgte von ferne;
stets gedacht' er des blühenden Weibs in den Hallen von Thura.
Ueber ihm sammelten sich auf dunklen Wolken der Väter
Geister, und staunten. Vor ihm erblichen die Krieger aus Lochlin.
Eiwind fiel, und Regner und Sveno! Nun lagen der Feldherrn
Schiffe neben einander, und wütender würgten die Helden.

Selmar sprang in Lochlins Schif. Mit flammenden Blicken
forscht' er vergebens nach Harald. Den Feigen schreckte des Schwertes
Klang. Er zielte mit schnellem Geschoß ins Gedränge der Krieger,
stürzte der Helden viel mit Tod vergeudenden Pfeilen.
Rolf war grau geworden in Schlachten. An Gormals Gebirge
Wohnte sein Weib. Zwölf Söhne kämpften auf Wogen des Meeres.
Selmar bebte nicht vor der ehernen Keule des Helden.
Laut scholl wieder der Schlag auf den hallenden Schild. Zurück wich

 Rolf,

Rolf, und empfing im offenen Busen die Lanze des Königs.
Haralds Krieger seufzten; es seufzten die Helden aus Erin.
Traurend reicht ihm Selmar die Hand; und gebot den Genossen,
ihm ein Grab zu thürmen an Erins blühenden Ufern.

Endlich erblickt er am Rande des Schiffes den lauschenden Feldherrn.
Stürzt durch die feindlichen Reihen. Es wichen ringsum die Krieger.
Dreimal spante der Weichling den Bogen, und drei der Genossen
Selmars sanken hinab. Da traf ihn die Lanze des Helden.
Niederstürzt er vom Rande des Schiffes in die schäumenden Fluten.
Lochlins Segel entflohen, von wilden Stürmen zerstreuet,
und an fremden Gestaden zerschellten sie Wogen des Meeres.
Eins nur blieb. Dort kämpfte mit Lochlins Helden der Herscher.
Ryno sank, und Hotbrod, und Dan, und Viggo und Gewar,
und noch würgt' im Getümmel die Schlacht auf den bebenden Schiffen.
Blutbedeckt stand Selmar zwischen den Leichen und mähte
mit dem Speere den Kampf. Nun waren die Helden gesunken.
Hother nahte sich ihm, ließ niedertönen die Waffen,
Selmar senkte sein Schwert, und gebot den Kriegern zu ruhen.

Selma, wie ward dir, als du, vom Scheitel des moosigen Felsens
deinen Selmar erblicktest, in seinen stralenden Waffen!
Siehe, sie kehrten zurück mit Sieg und mit Jubelgesängen!
Schon vernahm sie Selmars Gesang, und erblickte die Arme
ausgebreitet nach ihr, als still der Verräther hinzutrat,
und im Rücken den Dolch ihm barg. Er sank und nannte
Selma. Zürnend entstieg sein Geist zu den Wolken der Väter.
Sprachlos sank sie mit starrendem Blick' am Rücken des Felsens.
Und der Barden Gesang verstummt'. Es landeten traurend Erins

Erins Krieger, und führten gefesselt den Mörder des Helden;
und sie legten den Leichnam nieder am Fuse des Felsens.

Ach, sie sah ihn, die Lippen erblaßt, die Augen geschlossen,
sank dann nieder auf ihn, und küßte die starrenden Lippen!
Ihre Gespielinnen hoben sie auf, sie von dannen zu führen.

Hother trat hervor. Es klirrten um ihn die Fesseln.
„Weine nur! denn an Lochlins Ufern werden die Mütter,
werden ihm fluchen die Bräut' und meinen Namen besingen."
Sprach's, und nahte dem Leichnam, und faßte das blutende Schwert, bargs
Selma tief in der Brust! „Ha, nun ist Lochlin gerächet?"
rief er und stürzte sich nieder vom Scheitel des thürmenden Felsen.
Sterbend sank sie herab auf den blutenden Leichnam des Gatten;
Und ihr Geist floh seufzend empor aus der Hülle dcs Staubes.
Jauchzend schwang sich ihr Selmar entgegen auf Stralen des Lichtes,
führte sein göttliches Weib hinan zu den Hallen der Väter!

Ihre Genossen thürmten ihr Grab am Gestade des Meeres.
Sanftes Entzücken, und Ruh schwebt dort im Gesange der Wogen,
Wann im mondlichen Stral sie ihren Geliebten erscheinen!

F. M.

2.

Etwas über die Beschaffenheit und neuere Geschichte der Unterpfalz.

Die Pfalz am Rhein, ausser der Verknüpfung worin sie dermalen mit Bajern stehet, ist zwar, wenn man auf den Umfang des Landes siehet, den sie in sich schliesset, um ein beträchtliches geringer, als alle weltliche Kurfürstenthümer des deutschen Reichs; behauptet aber in Ansehung der Schönheit ihrer Lage, und natürlichen Güte und Fruchtbarkeit des Bodens, nicht nur den Vorzug vor allen weltlichen sondern auch geistlichen Kurfürstenthümern Deutschlands.

Das Erzstift Mainz, welches in Absicht auf seine am Rheine gelegene Ländereien mit der Unterpfalz verglichen werden mögte, und ihr auf mehrern Seiten angrenzend ist, muß wegen der zerstreuten Lage der dazu gehörigen Städte und Dörfer, nicht nur manchen wichtigen Vortheil entbehren, den die Unterpfalz hat, sondern ist auch in seinen blühendsten Gegenden allzusehr mit Weinbergen überladen, und in nicht ganz reichen Jahren dem Mangel an hinlänglichem Getreide ausgesezet; die Unterpfalz hingegen hat eine so glückliche Mischung von Bergen, Ebenen, Strömen, Hügeln, Thälern und Bächen, daß wenigstens kein beträchtlicher Theil des Landes ist, worin nicht alle zum Unterhalt und Vergnügen des Lebens dienlichen Gewächse fortkommen, die ein temperirtes Klima hervorbringet. Nach der im Jahr 1779 von den Orts Vorständen auf Befehl der Landesregierung verfertigten Tabelle, enthält die Unterpfalz 528241 angebautes Ackerfeld, den Morgen zu 160 Ruthen gerechnet. Ob nun gleich diese Aecker bei weitem nicht so benuzet werden, als es geschehen könte, wenn auf den von den Ortschaften entlegenen

nen Feldern, die wegen Mangel der Düngung verschiedene Jahre ruhen müssen, Höfe angeleget, und die Veredlung des Feldes dadurch minder kostbar und bequemer gemacht würde, so liefert doch schon jezo eine einzige Erndte einen Vorrath von den besten Gattungen Getreides, der auf mehrere Jahre für die Bedürfnisse der Einwoner zureichet.

Ein klarer Beweis hievon war das für Deutschland so traurige 1771ger Jahr. Auch in der Unterpfalz war die Erndte nur mittelmäßig, und weil vor der Sperrung schon viele Früchte ausser Land gebracht waren, stand man wirklich in Sorgen, die pfälzischen Unterthanen mögten am Ende selbst Noth leiden. Indeß hat der Ausgang gezeigt, daß diese Sorge überflüßig war. Ich weis zwar nicht mit vollkomner Gewißheit zu bestimmen, wie vieles Getreide mit obrigkeitlicher Erlaubniß an die Ausländer verkauft wurde, doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Summe auf [1]) 100,000 Säcke seze; wenigstens noch [2]) 50,000 Säcke sind durch den Schleichhandel fortgebracht worden, und am Ende des Jahrs war noch Ueberfluß von Getreide vorhanden.

Ob aber gleich der Ackerbau die ergiebigste Quelle des Reichtums und Wohlstands der Unterpfalz ist, ziehet doch das Land beinah eben so grosse Vortheile von dem sehr ansehnlichen Weinbau. Den besten und schwersten Wein liefern die sonnenreiche Hügel an dem Rheinstrom in der Gegend von Osthofen, Alßheim, und noch vorzüglicheren bey Oppenheim, Dienheim und Nierstein. An dem Nahestrom fürnemlich zu Monzingen, Norheim und

1) Der Sack schwere Frucht wiegt nach Verschiedenheit der kurpfälzischen Oberämter, die kein übereinstimmendes Maaß haben, 160 bis 200 Pf.

2) An den kurmainzischen Grenzen waren ordentliche Magazine aufgerichtet, wohin die pfälzischen Unterthanen ihr Getreide zwar mit einiger Gefahr hinführten, aber daher auch den Vortheil hatten, 3 bis 4 Fl. pr. Sack mehr als im Lande zu bekommen.

Boßenheim wächst ein sehr süsser und feuriger Wein, der aber in Absicht auf die Dauer den Rheinweinen weichen muß. Nicht so angenehm, aber stärker und haltbarer, sind die sogenanten Thälerweine in dem Oberamt Bacharach. Die Hügel um Neustatt, das Türkheimer Gebürg, und die Anhöhen in dem Unteramt Freinsheim liefern eine grosse Menge gesunder und wohlschmeckender Weine, unter welchen die Traminer in Ansehung der Schwere und Lieblichkeit den Vorzug behaupten. Leichtere, aber nicht minder gesundere Weine sind die sogenanten Bergsträßer zwischen Heidelberg und Heppenheim, welche den eigentlichen Neckarweinen noch vorzuziehen sind. Die geringste und schlechtste Gattung der Pfälzer Weine wächst bey Wisloch, Sinsheim und an den Gränzen des Herzogthums Wirtemberg. In dem Jahr 1779 wurden 24 03 Morgen Weinberge in der Unterpfalz gezählet. In den zum Weinbau vorzüglich gelegenen Gegenden gibt es mehrere Flecken und Dörfer, die in einem guten Herbst für 30 bis 40000 Fl. Weine an Fremde überlassen können. Indeß wird ein aufmerksamer Reisender auch in der Unterpfalz die Bemerkung bestätigt finden, daß die Gegenden, deren stärkste Nahrung der Ackerbau ist, sich in einem bessern Wohlstande befinden, als die Weingegenden.

Der Tabaksbau wird hauptsächlich in der Gegend von Ladenburg und dem ganzen Distrikt zwischen Mannheim und Heidelberg getrieben, zu welcher ebenern Gegend des Landes er sich auch wol am besten schickt. So wenig ausgebreitet aber auch die Kultur dieses wichtigen Handelskrauts ist, gewinnet doch, seitdem England mit seinen amerikanischen Kolonien im Krieg verwickelt ist, die Unterpfalz jährlich drei bis viermal hunderttausend Gulden dadurch. Mit dem Bau der Färberröthe ist auch seit ohngefehr 10 Jahren ein nüzlicher Anfang gemacht; da inzwischen der damit verbundene Aufwand groß und der Vertrieb noch nicht völlig sicher ist, hat sich der vorsichtige

sichtige Landmann von der weiteren Anpflanzung dieses Handelskrauts in den meisten Gegenden bisher noch abschrecken lassen. Hanf und Flachs wird fast in allen Gegenden des Landes, vorzüglich jedoch in dem Oberamt Germersheim gebauet. An Gartengemüsen und Obst hat das ganze Land einen Ueberfluß.

Den größten Theil der Unterpfalz durchströmen die beide schifreichen Flüsse, der Rhein und Neckar, die zur Beförderung des innern und äusseren Handels nicht wenig beitragen, doch wird der Nuzen, den das Land von diesen schifreichen Strömen haben könte, durch die starken und häufigen Zölle, womit fürnemlich der durch so vieler Herren Länder fliessende Rheinstrom überladen ist, äusserst eingeschränket.

Die geringern Ströme, 3) worunter der Nahestrom der beträchtlichste ist, dienen bis jezo nur zur Fortschaffung des Holzes aus den waldreichen Gegenden und die unzähligen Bäche, welche sich in diese Flüsse und Ströme ergiessen, bewässern die Thäler und Ebenen, und tragen das meiste zur Fruchtbarkeit und Anmut der Unterpfalz bei. —

An Holz hat das Land im Ganzen genommen mehr Ueberfluß als Mangel. Die ebeneren Gegenden, und darunter besonders das Getraidereiche Oberamt Alzey haben starke Zufuhr des Holzes vonnöten, und da die meisten Ortschaften dieses Oberamts von den Flüssen entfernet sind, wird auch bei der besten Fürsorge dieses so nötige Bedürfniß des Lebens auf einem verhältnißmäßig höheren Preis stehen. In allen übrigen Gegenden des Landes hingegen könte wenigstens bei einer sorgfältigen Wartung der vorhandenen Waldungen und ökonomischen Benuzung der vielen Anhöhen, die noch mit Holz bepflanzt wer-

3) Auch der Nahestrom war vorzeiten ein schifreiches Wasser, wie aus Münsters Weltbeschreibung zu ersehen ist.

werden kônten, sowol hinreichendes Bauholz als überflüßiges Brenholz gezogen werden.

Die Viehzucht ist zwar noch nicht in demjenigen Zustand, worin sie in dem futterreichen Lande sein kônte, in welchem in dem Jahr 1779. 76,655 Morgen Wiesen und 4650 Morgen gemeines Weidefeld gezählt wurde. Indessen ist doch durch die grössere Aufklärung des Landmannes, welche die Kameralschule zu Lautern seit ihrer Stiftung zu befôrdern, sich rühmlichst angelegen sein läßt, mit der Verbesserung dieses wolthätigen Nahrungszweiges schon ein guter Anfang gemacht, woven der in allen Gegenden des Landes so ansehnlich vermehrte Kleebau ein sichtbarer Beweis ist. Pferde werden dermalen nur wenige in dem Lande gezogen, und doch sind die Einwoner der ebenen Gegenden einer grossen Anzahl Pferde zum Ackerbau benôtiget, welche grösstentheils von den Ausländern müssen erkauft werden. Die Rindvieh: 4) und Schaffucht ist ansehnlicher. Von leztern môgen nach einem wahrscheinlichen Ueberschlag 5) 100,000 Stücke in Kurpfalz weiden. Die Ausfuhr der Wolle ist nur unter gewissen Einschränkungen erlaubt, und da die pfälzischen Manufakturen das ganze Landesprodukt noch nicht vernuzen kônnen, leiden die Inhaber der Heerden durch diese Einschränkung einigen Schaden.

An edlen Metallen fehlet es der Unterpfalz nicht gänzlich. Aus dem Rheinsand wird in dem Oberamt Germers:

4) In dem Jahre 1779 zählete man in der Unterpfalz 15,565 Pferde. 19,019 Ochsen. 68,767 Kühe, 30,343 Rinder und Kälber. 61,478 Schweine.

5) In der Tabelle von 1779 werden zwar nur 78,787 Schafe angegeben, da es aber gewônlich ist, daß die Inhaber der Heerden auf eine jede Heerde 30 bis 50 Stück mehr halten, als ihnen die Gemeinen, welche die Weiden verpachten, zugestanden haben, und die Angabe der Schafe nach der im Kontrakt angegebenen Anzahl geschehen ist, so mag obige Angabe nach der hôchsten Wahrscheinlichkeit wol richtig sein.

Germersheim Gold gewaschen, wovon unter der Regierung des jezigen Kurfürsten Dukaten sind geprägt worden. Die Quecksilberwerke zu Mörßfeld und Wolfstein werden mit Nuzen gebauet. 6) Zu Veldenz ist ein Kupferwerk, woraus sehr gutes Kupfer bereitet wird. Kohlenwerke sind in der Herrschaft Ebernburg, die aber noch zur Zeit wenig bedeuten. Von grösserer Beträchtlichkeit sind die Salinen, deren jezo vier in der Unterpfalz sind, eine bey Türkheim, zwo bei Kreuznach, und eine bey Moßbach. Die Türkheimer war ehedem die beträchtlichste, und lieferte bis 14,000 Malter Salz, ist aber in neuern Zeiten gefallen, und bringt gegenwärtig nur 7 bis 8000 Malter. Die Theodorshaller Saline bey Kreuznach, wird von einer Gesellschaft Kaufleuten gebauet, und liefert jährlich 10 bis 12,000 Malter Salz. Die Karlshaller Saline wird nur durch den Nahestrom von der Theodorshaller geschieden, auf Rechnung des Kurfürsten gebauet, und bringt ohngefehr 3000 Malter. Der Moßbacher Saline fehlet es an ergiebigen Quellen. Sie bringt weder vieles noch reichhaltiges Salz, und wird bis jezo mit Schaden gebauet. --

Eisenschmelze und Hammerwerke sind drei auf dem Hundsrück und einige in dem Odenwald. Die Grävenbacher Hütte ziehet ihre Eisensteine aus dem Oberamt Kreuznach, die Rheinbeller aus dem Oberamt Simmern, und die nahe dabei liegende Stromberger Hütte aus dem Oberamt Stromberg.

In den armen Gegenden worin diese Eisenschmelze liegen, beschäftigen sie manche Hände, und werfen ihren Inhabern einen reichen Gewin aus. Ihr größter Absaz ist

6) Diese nebst den kleinern Werken lieferten vor zehen Jahren nicht mehr als 10 bis 11,000 Pf. Quecksilber. Es sind aber seit kurzer Zeit solche ergiebige Werke angetrieben worden, daß der dermalige Ertrag des in allen pfälzischen Werken gewonnenen Quecksilbers nach zuverläßigen Nachrichten sich auf 40,000 Fl. beläuft.

ist die auf Rechnung holländischer Kaufleute verfertigte Kriegsmunition.

Die Fabriken und Manufakturen zu Frankenthal, Heidelberg, Manheim und Lautern sind mehrentheils neuere Stiftungen, ruhmvolle Denkmäler, welche sich der dermalige Kurfürst während seiner wohlthätigen Regierung aufgerichtet hat. In dem 2ten Stück des deutschen Museums von dem Jahr 1778 hat Hr. Dohm ein genaues und ausführliches Verzeichniß davon geliefert, daher ich es für unnötig achte, ein mehreres davon zu erwähnen.

Soviel von der Beschaffenheit der Unterpfalz. Dieses blühende Land, welches an Anmut und Reichthum von natürlichen Gütern vielleicht von keinem einzigen gleich grossen Land in Deutschland übertroffen wird, müßte, wie man gedenken solte, auch verhältnismäßig stärker als andere Länder bevölkert sein.

Man kan jedoch dies nicht behaupten, und eine Vergleichung mit nur mäßig fruchtbaren Ländern dürfte wol gar zum Nachtheil der Unterpfalz ausschlagen.

Nach einer ziemlich genauen Berechnung finden sich 41 Städte, 16 grosse Flecken, 838 Dörfer und 122 Höfe in der Unterpfalz. Unter den Städten ist Manheim unter die mittelmäßig grosse Städte von Deutschland zu rechnen, und enthält nach der Tabelle vom Jahr 1779. 24,179 Seelen.

Heidelberg 7) ohne die Garnison und akademische Bürger 10,551 und Frankenthal, welches als eine neu angelegte Stadt anzusehen ist, 3,588 Unter den Oberamtsstädten sind Kreuznach und Neustadt die beträchtlichsten. Erstere kan 3,800, und leztere etwan 3000 Seelen

7) Wenn, wie ich fast vermute, unter der Seelenanzahl von Heidelberg die Dienerschaft nicht mit begriffen ist, mögen wol 1000 Seelen mehr hinzugethan werden, indem beinahe 200 Familien kurfürstliche Bedienten daselbst wonen.

len fassen. Alle übrige Städte des Landes sind geringe, und die besten darunter von 400 Familien. Unter den Flecken gibt es einige von ansehnlicher Grösse, vorzüglich in den zum Weinbau bequemen Gegenden. Indessen fassen alle diese Flecken, Städte, Dörfer und Höfe, nach der im Jahr 1779 verfertigten Tabelle nur 289,614 Seelen in sich, welches für ein so vortrefliches und mit allen, zum Unterhalt und Vergnügen des Lebens erforderlichen Gütern so gesegnetes Land eine nicht zu vermutende geringe Anzahl ist [8]). In dem Jahr 1774 wurden in dem Herzogthum Würtenberg [9]) 514,575 Seelen gezählet. Ich gebe gern zu, daß dies Herzogthum einen grösseren Bezirk Landes, als die Unterpfalz, in sich begreifet; aber einmal muß es, ob es gleich ein warmes und fruchtbares Land ist, doch an natürlicher Güte der Unterpfalz noch um vieles weichen, und dann ist auch die mindere Bevölkerung der Unterpfalz unter allem [10]) Verhältniß von beiden Ländern. Es ist daher wol der Mühe wert zu untersuchen, woher es komme, daß die Unterpfalz diejenige Stufe der Bevölkerung und des Wohlstandes noch nicht erstiegen habe, welche sie der vortheilhaften Lage, Schön-heit

8) Ich weis nicht, was für Nachrichten Hr. Dohm verleitet haben mögen, die Unterpfalz unter die bevölkertesten Länder Deutschlands zu zählen. Deutsches Museum 2tes St. von 1778. Eine geringe Kentniß des Landes und Vergleichung mit andern Fürstenthümern, als dem Herzogthum Würtenberg, oder Fürstenthum Gotha, würde diesen vortreflichen Schriftsteller auf andere Gedanken gebracht haben.

9) In dem Jahr 1754. waren es 477,115.

10) Es sind zwar 11 Städtchen, wenn man die Flecken der Unterpfalz zu den Städten schlägt, wie Hr. Büsching es mit den Würtenbergischen gethan hat, 240 Dörfer mehr in dem Würtenbergischen als in der Pfalz, dagegen ist ausser Stutgard keine einzige beträchtliche Stadt im Lande, und der rauhen gebürgigen und minder fruchtbaren Gegenden sind weit mehrere als in der Pfalz.

heit und Güte des Landes gemäß längstens hätte errei-chen sollen? Die Kentniß der Landesgeschichte ist zu dieser Untersuchung unentberlich, und kan, wie mich deucht, allein eine Aufgabe erklären, die ohne sie unerklärbar ist.

Man kan als ausgemacht annehmen, daß der Bevölkerungszustand der Unterpfalz weit ansehnlicher [11] vor den böhmischen Unruhen gewesen, als er iezt ist.

Es waren dieß die glüklichen Tage, worin [12] Bedrängte aus allen Ländern Zuflucht in der Kurpfalz suchten, und in ihrer zweiten Heimat gern ihres Vaterlandes vergassen. Mit dem Einrücken der spanischen Truppen in die Pfalz nahm alle diese Herlichkeit ein Ende, und sowol angepflanzte Fremdlinge als Einheimische verliessen ein Land, welches der Himmel zu einem schreklichen Schauplaz des Jammers und der Verwüstung bestimt zu haben schien.

Sobald der westphälische Friede zu Stande gebracht und Kurfürst Karl Ludwig seine väterliche Erblande wieder bezogen hatte, war es auch die erste Sorge dieses scharfsinnigen und ökonomisch denkenden Fürsten, das öde und verwüstete Land wieder mit Einwonern zu versehen. Nicht nur deutsche, sondern auch fremde Nazionen, als Schwei-

11) Frankenthal zählte in dem Anfang des 30jährigen Kriegs 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach in dem Jahre 1573. 2000 Familien.

12) Unter dem Kurfürst Friedrich dem 3ten kam eine ganze Kolonie von den sogenanten Wallonen aus den spanischen Niederlanden, die sich zu Frankenthal niederliessen, und die ersten pfälzischen Manufakturen in dieser Stadt errichteten. Ihre Anzahl vermehrete sich so stark, daß sie sich bald trennen und neue Wohnpläze aufsuchen mußten. Dadurch entstand die wallonische Gemeinde zu Heydelberg, Manheim, Schönau, St. Lamprecht, Otterberg, Oggersheim, Friedrichsfeld, Frießenheim, welche bis zu dem böhmischen Krieg blüheten.

Schweizer und [13]) Engländer wurden durch Anerbietung erheblicher Vortheile in die Unterpfalz gelocket. Denen, welche sich in Manheim sezten, wurde 40jährige Befreiung von Zoll und andern Beschwerden zugestanden. Dadurch geschah es, daß nicht nur diese Stadt an Volk und Wohlstand beträchtlich zunahm, sondern auch das ganze Land einen merklichen Zufluß von neuen Einwonern erhielte. Wäre dieser mit hohem Geist begabte und gegen seine Unterthanen väterlich gesinte Kurfürst, nicht durch den lotharingischen und hernach französischen Krieg an der gänzlichen Ausführung seiner grossen Entwürfe verhindert worden, so ist kein Zweifel, er würde das Land bald wieder in seinen vorigen blühenden Zustand gesezt haben. Unter der schwächeren Regierung seines Sohns und Kurnachfolgers Karls nahm doch die Bevölkerung der Unterpfalz noch immer stark zu. Viele um der Religion willen aus Frankreich geflüchtete Familien sahen dieß schöne Land, worin ihnen nur kurze Zeit zu bleiben vergönnet war, sich zu ihrer Wonung aus. Und obgleich die Auflagen schwerer, die Verwaltung der öffentlichen Gelder nachläßiger, die Gerechtigkeitspflege minder streng und unparteiisch war, als unter der wachsamen und glüklichen Regierung des Kurfürsten Karl Ludwigs, so blieben doch noch manche weise Einrichtungen der vorhergehenden Regierung, die noch immer einen wohlthätigen Einfluß auf den Bevölkerungszustand des Landes hatten.

Nach dem im Jahr 1685 erfolgten Todesfal des Kurfürsten Karls, litt die ganze bisherige Landesverfassung eine sehr gewaltsame Erschütterung, die sowol den, durch die sorgfältige Bemühung des Kurfürsten Karl Ludwigs so ansehnlich verstärkten Bevölkerungszustand des

13) Das ehemalige Kloster Lobenfeld wurde an 100 englische Familien überlassen, die von der Sekte der sogenannten Judenchristen waren.

des Landes, als den kaum wieder aufkeimenden Wohlstand der Einwoner in seiner ersten Blüte erstickte.

Der bald nach dem Absterben des Kurfürsten Karls wegen der orleanischen Erbschaft ausgebrochene französische Krieg, und die grausamen Verwüstungen, welche die königliche Truppen ausübten, legte die besten Städte und blühendsten Flecken und Dörfer in Asche, und machten aus Deutschlands Paradies eine verheerte Brandstätte. Es ist beinahe keine kurpfälzische Stadt, worin nicht noch iezo die schrecklichen Spuren von der Unmenschlichkeit der damaligen Krieger, in verheerten Schlössern, abgebranten Tempeln, verschütteten Mauern und Gebäuden zu sehen sind. Die ausgeplünderten und bestürzten Einwoner flohen größtenteils in die benachbarten Länder, um wenigstens ihr Leben gegen die Grausamkeit des sich alles erlaubenden Kriegsvolks zu schüzen; und so ward die unglückliche Unterpfalz in einem Jahrhundert zum zweitenmal zur Wüstenei gemacht.

Es ist jedoch kein Zweifel, die natürliche Güte des Landes und die süsse Erinnerung der väterlichen Gegenden würden nach erfolgtem Frieden die verscheuchten Einwoner bald wieder zurück gerufen und den Schaden, den die Bevölkerung des Landes durch den Krieg erlitten hatte, nach und nach wieder gänzlich ersezet haben; allein die durch den Tod des Kurfürsten Karl veränderte und in das Haus Neuburg übergegangene [14]) Regierungsfolge,

14) Zum Unglück zog beinahe eine jede veränderte Regierungsfolge in Kurpfalz auch eine Umwälzung des vorher angenommenen Religionssystems nach sich, wodurch zärtlichen und gewissenhaften Gemütern nur die traurige Wahl übrig blieb, entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder unter einem drückenden Zwang darin zu leben. Ich weis nicht, ob es der Sanftmut der Regenten oder der beugsamen Gemütsart des Volkes muß zugeschrieben werden, daß man bei der heftigen Gährung, in welche Religionsstreitigkeiten den menschlichen Geist zu sezen pflegen,

ge, zog, wie in Kurpfalz eine jede veränderte Regierungsfolge gethan hat, auch die Annahm und Befolgung anderer Grundsäze nach sich, die, wie ein Geschichtskundiger gern gestehen wird, fast immer einen schädlichen Einfluß auf den Bevölkerungszustand eines Landes haben. Das regierende Haus war nun der katholischen Religion zugethan, und die Unterthanen waren, eine sehr geringe Anzahl ausgenommen, Protestanten. Durch den westphälischen Frieden und hallischen Rezeß war leztern zwar ihre Religionsverfassung und der ruhige Besiz ihrer Kirchen und Kirchengüter zugesichert. Unter der kurzen Regierung des Kurfürsten Philipp Wilhelms, als des ersten aus dem Neuburgischen Haus, kan man auch nicht sagen, daß namhafte Eingriffe in die, durch den Friedensschluß und hallischen Vertrag festgesezte Verfassung sein unternommen worden. Die wenig vorhandene Katholiken lebten mit den Protestanten in guter Eintracht und genossen beide des Schuzes einer, obwol unter fremden Bedrängnissen noch kämpfenden, doch gegen ihre Unterthanen wohlgesinnten Regierung. Zur bleibenden Ehre und zum unvergeßlichen Andenken des guten und auf deutsche Redlichkeit haltenden Kurfürsten sei es gesagt.

Sein unter dem 13ten Okt. 1685. in einem öffentlichen Ausschreiben seinen protestantischen Unterthanen gegebenes Wort, daß er sie bei ihren Gerechtsamen schüzen wolle, hat er bis auf seinen Tod unverbrüchlich gehal-

 ten;

pflegen, doch keine der grausamen und blutigen Schauspiele gesehen hat, die in andern Ländern so viele Schande über die Menschheit gebracht haben. Doch ist nicht zu läugnen, daß der Bevölkerungszustand des Landes auch in ältern Zeiten, bei einer jeden Veränderung des Religionssystems augenscheinlich gelitten habe, wenn man nur die erste Gründung der Reformation ausnimt, die als eine Wirkung des sehnsuchtvollen Verlangens des Volkes noch einem gereinigten Gottesdienst, und nicht eines besondern Eifers der damaligen Kurfürsten, sowohl der stärkern Bevölkerung als dem Wohlstand des Landes ausnehmend vortheilhaft war.

ten; die während seiner Regierung noch in dem ganzen Lande zerstreuten französische Truppen verbranten zwar viele Kirchen der Protestanten, und räumten andere die sie stehen liessen, den Katholiken ein; aber der tugendhafte Fürst versprach seinen klagenden Unterthanen alle diese durch Gewalt der Waffen erlittene Beeinträchtigungen wieder gut zu machen, sobald es in seiner Macht stünde. Er konte aber seine grosmütige Zusage nicht erfüllen. Schon den 2ten Okt. 1690 beraubte der Tod die treue Kurpfälzer dieses ihres geliebten und mit Recht beweinten Landesvaters.

Unter der Regierung seines Sohnes und Kurnachfolgers Johann Wilhelm wurden andere Maasregeln befolget. Das heilige Gesez der Wahrheit gebietet dem Geschichtschreiber die Sache vorzustellen, wie der Augenschein und unverwerfliche Urkunden sie rechtfertigen. Ohne also der Ehrfurcht zu nahe zu treten, die man dem Andenken eines in verschiedener Rücksicht preiswürdigen Fürsten schuldig ist, muß ich sagen, daß der Anfang der Religionsbedrückungen, wodurch der Bevölkerungszustand des Landes bisher den empfindlichsten Stoß erlitten hat, in die sonst gelinde Regierung dieses [15]) Kurfürsten fält. Dem Kurfürsten Johann Wilhelm fehlete es weder an Güte des Herzens, noch an Geschmak für Wissenschaften und schöne Künste. Von diesen fürstlichen Eigenschaften hat er unverdächtige [16]) Denkmäler hinterlassen.

Unglück

15) Der Kurfürst Ludwig und der Administrator Kasimir hatten zwar auch grosse Religionsveränderungen vorgenommen. Sie waren aber weder durch Friedensschlüsse noch besondere Verträge an die Einrichtung ihrer Vorfahren gebunden, wie Kurfürst Joh. Wilhelm. Obgleich bei unparteiischen Männern mehr der unglückliche Geist ihrer Zeit, als die ihnen zukommende Macht ihre wilkürliche Eingriffe in die Gerechtsame ihres Volkes entschuldigen muß.

16) Das Münzkabinet zu Manheim, die vielen herrlichen Statüen nach den größten Meisterstücken der Kunst in

Rom

Unglüklicherweise umgaben ihn unverständige Eiferer, die, wie sie selbst den unphilosophischen Wahn hegten, daß Menschen ihre angenommene Meinungen so leicht als ihre Kleider änderten, auch das gute und religiöse Herz des Fürsten überreden mogten: Die Veränderung der Religionsverfassung eines Landes und Volkes, können ohne schädliche Folgen für dies Land und Volk zu haben, in das Werk gesezt werden. Daß der Kurfürst in diesen Gedanken gestanden, beweisen alle öffentliche Ausschreiben, die unter seiner Regierung ausgegangen sind. Fast ein jeder neuer Befehl sezte der Religionsverfassung und den dahin einschlagenden Freiheiten und Befugnissen seiner protestantischen Unterthanen engere Schranken. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung fingen die Emigrationen der Protestanten an, die, ob sie gleich einen und eben denselbigen Grund hatten, doch durch verschiedene Veranlassungen bewirkt wurden. In dem weitläuftigen Oberamt Germersheim hatten die französischen Truppen während den Unruhen des Krieges, sich der meisten protestantischen Kirchen bemächtigt, dieselbige katholischen Geistlichen eingeräumt, auch die Einwoner vieler Flecken und Dörfer durch schreckliche Drohungen und grausame Beängstigungen die katholische Religion anzunehmen gezwungen. Nach erfolgtem Frieden wolten diese armen Leute wieder zu ihrer väterlichen Religion und ihrem Gottesdienst zurückkehren. Nun bediente sich die kurpfälzische Regierung der berufenen Rißwickischen Klausel, den Protestanten dieser Gegenden nicht nur ihre entrissenen Kirchen und Gefälle vorzuenthalten, sondern auch über die abgefallenen Neu-

 bekehrten,

Rom und Florenz geformet das Universitätsgebäude zu Heidelberg, die mit vielem Geschmack aufgeführte St. Jakobskirche daselbst sind Denkmäler von der Achtung, welche Kurfürst Joh. Wilhelm für Wissenschaften und Künste trug, so wie die grosse Sorgfalt, seine durch den Krieg erschöpften Unterthanen mit keinen neuen Beschwerden zu beladen, die Güte seines Herzens beweiset.

bekehrten, wie man sie nante, die härtesten Verfolgungen und äusserste Drangsalen zu verhängen. Manche Familien wurden dadurch bewogen, ihre väterliche Wohnsize an diesen fruchtbaren Ufern des Rheinstroms zu verlassen, und Schuz und Sicherheit in fremden Ländern zu suchen. Diese erste Emigration geschah in den Jahren 1698. 1699 und 1700 und ist mehr durch die [17]) Unmenschlichkeit der Verfolger als die Menge der Ausgewanderten merkwürdig. Er blieb aber auch nicht dabei: Schon unter dem 20sten Juny 1698. ließ die kurpfälzische Regierung eine Verordnung ergehen, daß keine um der Religion willen aus Frankreich Vertriebene in den kurpfälzischen Landen solten aufgenommen werden, welche Verordnung unter dem 5ten März 1699 dahin erweitert und geschärfet wurde, daß diejenige Flüchtlinge, welche seit langer Zeit in Kurpfalz wohnten, der ihnen bisher gestatteten Freiheit, eigene Pfarrer und einen Gottesdienst in ihrer Sprache zu haben, solten beraubet werden. Diejenigen aber, welche sich ohnlängst niedergelassen, das Land wieder räumen solten. Diese Verordnung gab Anlaß zu einer andern Emigration aus den fürnehmsten Städten des Landes, die doch kaum aus ihrer Asche hervorgestiegen, und

17) Man scheint sich die französische Bekehrungen unter dem damals regierenden Ludwig dem XIV. bei dem über die Protestanten des Oberamts Germersheim verhängten Gewaltthätigkeiten zum Muster genommen zu haben. Der Dechant Scharnauer zu Heidelberg reisete in dem Jahr 1700 mit einer Kompagnie Reuter von dem blauen Regiment in dem ganzen Oberamt Germersheim herum, plünderte und beraubte die Einwohner nach Wohlgefallen, trennte die Eltern von ihren Kindern, ließ einige der Standhaftigsten in die tiefsten Gefängnisse werfen, woraus sie für Hunger und Elend schon halb verschmachtet mit äusserster Mühe noch sind errettet worden. Zur Schande der Menschheit sind die Berichte und Klagschriften den Zustand dieser unglücklichen Verfolgten betreffend in Struvens Kurpfälzischen Kirchengeschichte aufbehalten worden.

und durch die sinreiche Industrie dieser Fremdlinge einen Vortheil hätten ziehen können, der sich auf Jahrhunderte würde erstreckt haben. Die unglückliche Flüchtlinge vertheilten sich in viele Fürstenthümer Deutschlands, und fürnemlich in die brandenburgischen Lande, wo sie mit beiden Armen aufgenommen, viele nüzliche Manufakturen errichteten, und nach dem Geständniß des grossen Königes, der ihre Nachkommen beherschet, den Grund zu der nachfolgenden Grösse und dem blühenden Wohlstande eines Landes legten, welches jezt eben so sehr die Bewunderung der Welt auf sich ziehet und verdienet, als es vor einigen Jahrhunderten ein geringes, in der Geschichte kaum bemerktes Aufsehen machte.

Den härtesten Stoß litt indessen die Bevölkerung des Landes durch eine während dieser noch unmerklich scheinenden Auswanderungen getroffene Verfügung, welche das ganze Land anging, und die traurigste Veranlassung gab, auf der einen Seite zu vielen und grossen Ungerechtigkeiten, auf der andern zu gehäßigen und feindseligen Gesinnungen gegen die, welche das Ruder der Geschäfte führten. Es wurde nemlich unter dem 23sten Okt. 1698. ein allgemeiner [18]) Befehl bekant gemacht, vermöge welchem der simultanische Gottesdienst in allen reformirten Kirchen des Landes eingeführet wurde. Die meisten Landgemeinen weigerten sich, in diese Gesez- und Vertragswidrige Beraubung ihrer Kirchen und Gefälle einzuwilligen. Durch die feste Entschliessung der Regierung, diesen Befehl durchzusezen, und die standhafte Verweigerung

18) In dem diesfals ausgegangnen Kurfürstlichen Edikt heißt es: Daß der Kurfürst, um allen Streitigkeiten und dem Mistrauen zwischen Unterthanen von verschiedener Religion vorzubeugen, sich zu diesem Schritt habe bewegen lassen. Wenn dieses wirklich die Absicht gewesen ist, muß man gestehen, daß kein Unschicklicheres und seltsameres Mittel dazu hätte gewählet werden können.

weigerung der Gemeinen, ihn anzunehmen, stieg die gegenseitige Erbitterung zu einem Grad, der das Herz eines jeden Patrioten mit Furcht und Schrecken erfüllen mußte. Militärische Exekutionen, Geld- und Gefängnißstrafen wurden zur Unterstüzung einer Verordnung angewandt, die in soviel gehäßigerem Licht erschien, als dadurch, wie die damaligen Protestanten glaubten, alle Sicherheit ihrer Religion aufgehoben wurde, die man ihnen noch vor kurzer Zeit so heilig zugesagt hatte. Feurige, der Unterdrückung noch nicht gewonte Gemüter wolten lieber ihr Vaterland verlassen, als den nagenden Gram haben, ihre gottesdienstlichen Freiheiten, theils auch bürgerlichen Befugnisse, durch solche gewaltthätige und unwiderstehliche Mittel kränken zu sehen. Hier fing die Hauptemigration an, die wegen ihrer almäligen und langsamen Fortschreitung nicht so sehr in die Augen fiel, durch ihre Dauer hingegen dem Lande eine so blutige Wunde versezet hat, daß sie die Zeit noch nicht hat heilen können.

Viele tausend Familien Landleute, und darunter stark begüterte, vertheilten sich in die verschiedenen Provinzen des deutschen Reichs, und die meisten begaben sich in die amerikanische Kolonien, und fürnemlich in die Provinz Pensilvanien, wo sie bisher ungebaute Wüsteneien bevölkert, und ihnen den Namen ihrer vaterländischen Gegenden mitgetheilet haben 19). Durch die im Jahr 1705 unter kurbrandenburgischer Vermittelung ausgestellete Religionsdeklaration ward zwar die Ruhe auf kurze Zeit hergestellet, und mit Verlust von $\frac{2}{7}$ Theil Kirchen und Gefällen wenigstens die Gewissensfreiheit der Einwoner, nach Absicht der hohen Kontrahenten, sicher gesezet. Aber dies Glück ward durch die nach und nach immer weiter gehende Ausschliessung der Protestanten von allen Landesbedienungen sehr verbittert. Adeliche und bürgerliche Familien,

19) Die Oerter und Gegenden in Pensilvanien, Heidelberg, Manheim, Frankenthal, Altzey, haben ihren Namen von den pfälzischen Flüchtlingen erhalten.

müssen, die vorher die höchsten Ehrenstellen und ansehnlichsten Posten des Landes bekleideten, wurden durch diese demütigende Ausschliessung genötiget, ihre Zuflucht nach fremden Ländern zu nehmen, um ihren Kindern eine Standesmäßige Versorgung zu verschaffen. Es scheinet, daß die damalige Regierung den Schaden, den die Bevölkerung des Landes durch die häufigen Auswanderungen litt, um so geringer achtete, als sich um diese Zeit wirklich schon viele Römischkatholische aus fremden Ländern in die Pfalz zogen. Da inzwischen die Stellen angesehener und blühender Familien mit solchen Männern besezet wurden, die mehrentheils von geringer Abkunft und schlechter Erziehung, dazu der Landesverfassung ganz unkundig waren, auch sich gemeiniglich mehr durch einen blinden Religionseifer, als durch Vernunft und Kentniß der Landesgeseze leiten liessen; so ist leicht zu erachten, wie wenig Vortheile der Landeswohlstand von diesem Ersaz zu erwarten hatte.

Den 8ten Juny 1716. starb Kurfürst Johann Wilhelm, ein ruhmwürdiger Regent, hätte er dem heftigen Eifer seiner Räthe und Geistlichkeit kein so mildes Gehör gegeben. Die Erleichterungen der öffentlichen Beschwerden, die er je zu Zeiten seinen Unterthanen angedeihen ließ, auch die 20) Wohlthätigkeit gegen die Kirche, der er zugethan war, mögen als Beweise seines von Natur guten und edelmütigen Karakters angesehen werden. Die Bedrängnisse, die den größten Theil seiner Unterthanen während seiner Regierung drükten, und der unersezliche Schaden, den seine eigenen Lande dadurch litten, kommen auf Rechnung des Geistes der Intoleranz, der

20) Die ehemalige Jesuiterkollegia zu Heidelberg und Neustadt, die Klöster der Kapuziner und Franziskaner zu Heidelberg, Bretten, Moßbach, Sinzheim, Alzey, Oppenheim, Neustadt und Lautern haben dem Kurfürsten Joh. Wilhelm ihre erste Stiftung zu verdanken.

das damalige traurige und unphilosophische Zeitalter beherschte.

Dem Kurfürsten Joh. Wilhelm folgte sein Bruder und Kurnachfolger Karl Philipp, welcher bisher als kaiserlicher Stadthalter der Grafschaft Tirol seinen Aufenthalt zu Inspruck gehabt hatte. Gelindigkeit gegen seine Unterthanen, und eine fast Gränzenlose Güte gegen seine Dienerschaft bezeichnen seine Regierung. Er erließ seinen Unterthanen die sogenanten Lizenten und das Stempelpapier, erlaubte auch den Protestanten des Oberamts Germersheim die bisher noch immer gehemte freie Uebung ihres Gottesdienstes. Indessen hatten diese vielversprechende Aeusserungen der gütigen und toleranten Gesinnungen des Kurfürsten die Wirkung nicht, welche man sich hätte davon versprechen sollen. Schon zog sich in der Stille ein furchtbares Gewitter auf, welches kurze Zeit hernach ausbrach, und den traurigsten Einfluß sowol auf den Bevölkerungszustand des Landes, als die Ruhe des grössesten Theils der Einwoner der Unterpfalz hatte. Unter dem 24sten April des Jahrs 1719. erging ein kurfürstlicher Befehl in das Land, wodurch der heidelbergische Katechismus, das Lehrbuch, dessen man sich seit der Kirchenerneuerung zum religiosen Unterricht der Jugend bedienet hatte, verboten ward. Noch in dem nemlichen Jahr wurde den Reformirten die Hauptkirche in Heidelberg zum heil. Geist auf eine gewaltthätige Weise entrissen. Die grossen und langen Unruhen, welche über diese beide den öffentlichen Verträgen und heiligsten Zusicherungen schnurstraks entgegenstehende Vorfälle entstanden sind, und die Protestanten mit den bängsten Ahndungen über ihr künftiges Schiksal erfülleten, sind alzubekant, als daß ich mich dabei aufhalten solte. Auch hat sie der jenaische Professor Struve in seiner pfälzischen Kirchengeschichte weitläufig erzählt, und mit den nötigen Urkunden belegt. Durch die warme Theilnemung, welche alle protestantischen Mächte in Europa an den Bedrängnis-

sen

sen ihrer unterdrückten Glaubensgenossen in Kurpfalz nahmen, und die starken und bündigen Vorstellungen, die dem Kurfürsten von allen Seiten übergeben worden, fürnehmlich aber durch die von dem damals regierenden König in Preussen ausgeübte Repressalien geschah es zwar, daß die Reformirten den freien Gebrauch ihres Lehrbuchs und die ihnen entrissene Hauptkirche wieder erhielten. So viele Ursache aber sie hatten, ihren grosmütigen Beschüzern für ihren uneigennüzigen Beistand den innigsten Dank abzustatten, so unglücklich waren doch die Folgen dieser Begebenheit für sie. Das Herz ihres Regenten war nun gänzlich von ihnen abgewandt, und die Landgemeinen wurden dem Mutwillen der über sie gewalthabenden Beamten fast ohne Einschränkung überlassen. Es ward Hofmaxime, eine Ehrenstelle als eine kurfürstliche Gnade anzusehen, wozu ein Protestant nur durch Verleugnung seiner väterlichen Religion Anspruch machen konte. Die kirchlichen Freiheiten, soviel durch die kurfürstliche Religionsdeklaration noch übrig gelassen blieben, waren den täglichen Anfällen, nicht nur der Amtleute, sondern auch der mehrentheils aus hergelaufenen Betlern zu Dorfschultheissen erhobenen Fremdlingen, den niedrigsten und pöbelhaftesten Seelen ausgesezet, konten oft nicht anders als durch langwierigen Kampf, Erlegung namhafter Geldstrafen, und Erduldung vieler Herzverwundender Kränkungen behauptet werden.

Eine andere Folge der Theilnehmung der protestantischen Mächte an dem betrübten Schiksale der unterdrükten Pfälzer und der Erbitterung des Hofes darüber, war die Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Heidelberg auf Manheim, von der man wol iezt mit Zuverläßigkeit behaupten kan, daß sie dem Lande mehr nüzlich als schädlich gewesen ist. Diesmal solte, wie es scheinet, eine sehr traurige Ursache eine angenehme und erspriesliche Wirkung hervorbringen, da der Zorn des Kurfürsten über die schuldlosen Bürger Heidelbergs Veranlassung zur

Erwei-

Erweiterung einer der schönsten und bestgelegensten Städte Deutschlands ward. Für Heidelberg war es freilich ein Unglück, welches jedoch anfänglich grösser schien, als es wirklich war. Diese Stadt hat eine so reizende Lage, so viele natürliche Vortheile, gesunde Luft, vortreflichen Wasser, Ueberfluß an Lebensmitteln, ist auch wegen des umgänglichen Wesens und der guten Sitten ihrer Einwoner ein so anmutiger Aufenthalt, daß es ihr nie an einer ihrem Umfang verhältnißmäßigen Volksmenge fehlen wird, dahingegen Manheim zu dieser Zeit ein Volks- und Nahrungsloser Ort, und die der Stadt umliegende Gegend ein öder todter Sumpf war, zu dessen Urbarmachung fürstlicher Aufwand erfodert wurde, wenn die Stadt je zu derjenigen Stufe von Schönheit, Grösse und Wohlstand kommen solte, die sie wirklich erreichet hat. Da sie übrigens fast in der Mitte des Landes liegt, und durch die beiden Hauptflüsse, den Neckar und Rhein, die sich vor ihren Mauern vereinigen, eine vortheilhafte Lage nicht nur zum auswärtigen Handel, sondern auch zur bequemen Herbeischaffung aller Lebensmittel hat, konte gar leicht vorhergesehen werden, daß, wenn sie zum beständigen Siz des Hofes und der so reichlich besezten Landeskollegien würde erhoben werden, sie bald zu einer beträchtlichen Grösse hinaufsteigen würde.

So vortheilhaft indessen die Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Heidelberg auf Manheim für die Unterpfalz war, eben so viele aber weit grössere Nachtheile für das Land führt, der noch immer fortwirkende Grund davon für die Einwoner mit sich, ich meine die Abneigung des Kurfürsten gegen seine protestantische Unterthanen, welche sie durch die treueste Ergebenheit, die sie gegen ihren die Religionsgefälle ausgenommen, so sanften und gütigen Regenten bezeigten, kaum zu mässigen vermochten. Durch die vorhin erwähnte, selten unterbrochene oft geschärfte Drangsale verlor sich in man-

chen Gemütern das einzige Labsal geplagter Sterblichen, die Hofnung besserer Zeiten. Die Auswanderung, welche in den ersten Jahren der Regierung Karl Philipps einigen Stilstand gewonnen hatte, nahm wieder ihren Anfang. Ich weis nicht, ob die pfälzische Kolonie zu Magdeburg in dieser Zeit erst, oder schon unter der vorigen Regierung ihren Anfang genommen habe, soviel ist indessen gewiß, daß diese Kolonie, wenn sie auch dieser für die Pfälzer so trübseligen Zeit nicht ihren Ursprung,[21]) doch ihre stärkste Vermehrung zu danken habe.

Die vielen pfälzischen Bauernfamilien, die sich in den brandenburgischen Dörfern niederliessen, und die fruchtbaren Hügel und Thäler ihres Vaterlandes mit jenen sandigten Ebenen vertauschten, sind größtentheils in dem Jahr 1719 und 20 ausgewandert. Diejenigen, die ihre Zuflucht zu ihren in Amerika bereits niedergelassenen Landesleuten nahmen, müssen noch eine grössere Anzahl ausgemacht haben, wenn man bedenkt, daß vor Anfang des Kriegs sich wirklich noch über 30 deutsche Refor-

21) In einem Lande, wo die Emigrationen von dem Anfang dieses Jahrhunderts bis auf die Regierung des gegenwärtigen Kurfürsten mit einiger Unterbrechung fast immer fort gedauert haben, ist es schwer, das eigentlichen Datum, wenn diese oder jene Kolonie fortgezogen ist, anzugeben. So viel ich indeß aus dem Munde glaubwürdiger Männer, die in den betrübten Jahren 1719 und 20 gelebet, gehöret habe, sind die Brandenburgischen Pfälzer Kolonisten mehrentheils diese Zeit ausgewandert. Darin bestärkt mich eine Bemerkung, die ein Rezensent in der allgemeinen deutschen Bibliothek Band 41. S. 182. gemacht hat. Den sehr vortheilhaften Kartoffelbau, sagt er, haben die pfälzischen Kolonisten in den preußischen Staaten eingeführet. Im Anfang dieses Jahrhunderts aber war der Kartoffelbau in der Pfalz noch an den allerwenigsten Orten bekannt, und grade vor den Jahren 1719 und 20 fing die Kultur dieses nützlichen Produkts erst an, algemeiner zu werden.

formirte Gemeinden in den amerikanischen Kolonien befunden haben, die sowol ihren Ursprung als eine starke Vermehrung den pfälzischen Flüchtigen zuschreiben. Es ist sonderbar, und wird einem jeden, der die Stärke der Religionsleidenschaft nicht kennet, unbegreiflich vorkommen, daß die kurpfälzische Regierung unter Karl Philipp eben so wenig Maaßregeln gegen die verderblichen Auswanderungen genommen habe, als unter dem Kurfürsten Johann Wilhelm. Die Räthe Johann Wilhelms haben wol fürnemlich auf den dadurch erleichterten Anwachs neuangekommener katholischen Unterthanen gesehen. Unter der Regierung des Kurfürsten *Karl Philipps* fiel dieser Grund größtentheils hinweg, indem das Land schon ziemlich mit Katholiken angefüllt war, welche, ob sie gleich meistentheils ohne Vermögen waren, doch durch die grossen Begünstigungen, die ihnen vor ihren protestantischen Mitbürgern zu Theil wurden, ihrer Religionspartei Ansehen gnug verschaften. Man solte daraus schliessen, daß die Verbitterung gegen die Protestanten, anstatt mit dem Lauf der Zeiten abzunehmen, sich wirklich verstärket habe, wozu der Widerstand, den das Kurfürstliche Ministerium bei Entreissung der heil. Geistkirche zu Heidelberg fand, das meiste mag beigetragen haben. Wenigstens wurden die Bedrängnisse von diesem Zeitpunkt an, von Tag zu Tag häufiger, die Klagen darüber, welche die vielen Ausgewanderten so sichtbar bestätigten, verbreiteten sich in ganz Deutschland. Alle evangelische Stände des deutschen Reichs beherzigten das Unglück, ihrer unter einem so gesezwidrigen Druck lebenden Glaubensgenossen, und sandten in der Person des Herrn von Reck [22]) einen eigenen Gesandten auf Manheim, der aber

22) Ein treflicher Mann, der bei Vertheidigung einer gerechten Sache, die zwar mit Gewalt angegriffen, nach geschehenem Angriff aber mit den Waffen der Spizfündigkeit, welche die damaligen pfälzischen Räthe aus den Jesuiten-

aber wenig ausrichtete, und unverrichteter Sache wieder fort zog. Doch geschah es dadurch, daß viele Klagen vor die Ohren des Kurfürsten kamen, die auf sein von Natur sanftes und menschenfreundliches Herz Eindruck machten. In dem Jahr 1720 wurde eine Kommission von Kurfürstlichen Räthen vermischter Religion niederge-sezet, welche alle Beschwerden untersuchen und abthun sollte. Weder die Absicht des Kurfürsten noch die Hofnung der Protestanten ward dadurch erreichet. Ausser dem Vortheil des Ansehens und der grösseren Gewalt, welche der katholische Theil bei dergleichen Kommissionen, die aus Landeseingesessenen Männern bestehen, zum voraus hat, wurden dieser Kommission solche Instruktionen gegeben, die alle gute Erwartungen der Protestanten vereitelten. Einige unbeträchtliche Neuerungen wurden abgethan, die Hauptbeschwerden aber blieben ganz unberührt. In den lezten Jahren der Regierung des Kurfürsten Karl Philipps schienen bessere und friedseligere Gesinnungen den bittern Verfolgungsgeist an dem kurpfälzischen Hof etwas verdrängt zu haben. Die sanftmütigen und liebenswerthen Tugenden des Kurfürsten ergriffen in dem Alter, worin das Feuer der Leidenschaft ohnehin der Stärke der Ueberlegung weichet, wieder die ihnen gebührende Herrschaft über die, diesem gütigen Fürsten eingepflanzte Abneigung gegen seine durch Verschiedenheit der Glaubensmeinungen von ihm getrennten Unterthanen. Von offenbaren Verfolgungen und groben Beinträchtigungen findet man wenige Spuren mehr. Indessen war den Protestanten unter dieser und der vorigen Regierung die gefährlichste

Jesuiterschulen gebracht hatten, solte gut gemacht werden, eben so grosse Geschicklichkeit als Muth bewies. Auch wegen der schmähligen Begegnisse, welchen sich dieser Mann, um die Ruhe anderer willen, aussezte, verdienet er ein bleibendes Ehrendenkmal in den Herzen aller protestantischen Pfälzer.

lichste Wunde beigebracht. Von einer durch die Friedensschlüsse und feierlichsten Verträge festgesezten Verfassung waren sie zu einem höchst wilkürlichen Zustand heruntergesunken, und mußten ihre Ruhe der bessern oder schlechteren Denkungsart eines jeden gewalthabenden Beamten anheimstellen. In der lezten Nacht des Jahrs 1743 starb Kurfürst Karl Philipp in einem hohen und beglückten Alter. Güte und Wohlwollen sind in seinem Karakter hervorstechender, als scharfer und tiefer Blick des Geistes. Wenn man bedenket, welch einen starken und mächtigen Einfluß die Jesuiten damals auf alle katholische Höfe und fürnemlich den kurpfälzischen hatten, und welche für die Ruhe der Menschen so schädliche Grundsäze sie öffentlich vertheidigten 23); wenn man überlegt, daß selbst der damals regierende Pabst Klemens der XI. in einem unter dem 12ten Dez. 1719. ausgegangenen Breve den gewaltthätigsten und gesezwidrigsten Schritt der Kurpfälzischen Regierung öffentlich gebilliget, und den Eifer des Kurfürsten zu weitern Eingriffen in die Religionsgerechtsame seiner Unterthanen aufgemuntert hat, so muß man gestehen, daß

23) Paul Ußleben, ein Jesuit zu Heidelberg, ließ den 30 Aug. in dem Jahr 1715 eine Dissertation ausgehen, worin er folgende Säze behauptete: Erstlich daß keine Rechtgläubige mit gutem Gewissen einen Umgang mit Kezern, worunter er die sogenanten Kalvinisten namentlich zählete, haben dürfte; 2tens daß diese Kezer aller Aemter und Ehrenstellen, ja des Lebens, könten beraubet werden; 3tens daß die Fürsten, welche von der Kirche erinnert sein, und dennoch die Kezer leben liessen, und die Kezereien aus ihren Landen auszurotten verabsäumeten, ihres Amtes entsezet, und ihre Herrschaften und Ländereien von andern katholischen Fürsten könten in Besiz genommen werden. Diese ungeheure und wütende Grundsäze wurden ohngeachtet der Protestation der protestantischen Professoren auf dem öffentlichen Lehrstul zu Heidelberg vertheidiget.

daß die Schuld der Religionsbedrückungen und dadurch verursachten Landsentvölkerung, mehr auf den unglückseligen Geist dieser Zeit, als auf den gütigen Kurfürsten fält, der, wenn man ihn seinem natürlichen Karakter überlassen hätte, den Strom seiner Wohlthätigkeit, woran sich nur ein Theil seiner Unterthanen laben konte, über sein ganzes Land würde ausgebreitet haben. Mit dem Kurfürsten Karl Philipp erlöschte die Hauptlinie des Hauses Neuburg und die Regierungsfolge ging in das Haus Sulzbach über. Schon lange waren die Augen der Pfälzer mit innigem Entzücken auf den einzigen Erben dieses Hauses, den jungen und hofnungsvollen Kurprinzen gerichtet, der sich seit dem Jahr 1734 an dem Kurpfälzischen Hof aufhielt. Durch die Wahl weiser und vortreflicher Männer, die in das Ministerium gezogen wurden, rechtfertigte Karl Theodor die angenehme Hofnung seiner Unterthanen. Viele zum Besten des Landes abzielende Verordnungen wurden bekant gemacht, die Anzahl der unter der vorigen Regierung überhäuften Hof- und Staatsbeamten wurde eingeschränkt, die Staatswirtschaft auf einen bessern Fuß gesezt, und dadurch in kurzer Zeit zwei unter der vorhergehenden Regierung verpfändete Oberämter wieder eingelöset. Die Bevölkerung des Landes nahm durch diese und andere weise Verfügungen augenscheinlich zu, und die Unterthanen fingen an, die Früchte einer erleuchteten und wohlthätigen Regierung zu geniessen. Es ist nicht mein Vorhaben, alle Vorfälle und Begebenheiten zu erzählen, wodurch Karl Theodors lange und glückliche Regierung dem Geschichtsliebhaber merkwürdig ist. Von jeztlebender Fürsten Tugenden zu reden kan bei dem grossen Misbrauch, den eigennüzige Gelehrte, mit diesem sonst edlen Unternehmen zu treiben sich erlauben, auch auf einen warheitsliebenden Mann den Verdacht der Schmeichelei werfen. Nur der Nachwelt, welche die Fehler in Ansehen stehender Männer, das Eigenthum der schwachen Menschheit, welches der Fürst mit

dem Privatmann gemein hat, freimütig beurtheilen darf, komt es zu, auch ihre ruhmwürdige Eigenschaften und erhabene Verdienste um das Wohl ihrer Völker in den verdienten Glanz zu sezen. Meinem Plan getreu, will ich nur einige Bemerkungen über den Bevölkerungszustand der Unterpfalz unter Karl Theodor und das Schicksal seiner protestantischen Unterthanen machen, so ferne lezteres mit ersterem verwebt und der fast immerwährende Grund des Steigens oder Fallens der Bevölkerung der Unterpfalz gewesen ist. Mit Wahrheit kan behauptet werden, daß der Staat unter Karl Theodor an Menschen, Nahrung und mancherlei nüzlichen Gewerben sehr stark zugenommen habe, obgleich die Wunden, welche die häufigen Auswanderungen dem Lande geschlagen haben, dadurch noch nicht zugeheilet sind. Undankbarkeit wäre es, die wohlthätige Quelle der vermehrten Volksmenge zu verkennen, und schiefer Blick des Geistes, sie nicht in der Weisheit und Güte des Regenten aufzusuchen. Karl Theodor kennet selbst den süssen Reiz der Wissenschaften, und hat richtige Begriffe von dem unauflöslichen Band, wodurch das Glück der Einwoner eines Landes, mit der Aufklärung dieses Landes in der genauesten Vereinigung stehet. Dieser erhabenen Denkungsart des sanften und leutseligen Fürsten und seinem Eifer für den Wachsthum und die Ausbreitung nüzlicher Kentnisse ist es zuzuschreiben, daß die schädliche Macht der finstern und menschenfeindlichen Bigotterie, wenigstens bei einem grossen Theil der in den erhabensten Ehrenstellen stehenden Kurfürstlichen Beamten merklich geschwächt, und die stärksten und traurigsten Wirkungen des Verfolgungsgeistes gehemmet sind. Die welche am Ruder des Staats sizen, machen sich kein Bedenken mehr, ihre Söhne auf protestantischen Akademien studiren zu lassen, und es kan kaum gesagt werden, wie viel der Duldungsgeist schon dadurch gewonnen hat, und wie manche Stralen eines wohlthätigen Lichtes sich hier und da in dem sonst dunklen Lande auszubreiten anfangen.

Es

Wären die alten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Religionsverwandten einmal beigelegt, und den gewalthabenden Magistratspersonen eine heilige und unverlezbare Beobachtung der zwischen Mitbürgern eines Staates verglichenen Religionsfreiheiten, Gerechtsame und Befugnisse auferleget, so ist kein Zweifel, das Land würde die Tage des blühenden Wohlstandes wieder sehen, dessen es sich vor den böhmischen Unruhen zu erfreuen gehabt hatte. Katholiken und Protestanten würden, als Bürger eines gemeinschaftlichen Vaterlandes, auch gemeinschaftlich zu dessen Wohl wirken, und die süssen Früchte einer religiosen und bürgerlichen Verträglichkeit geniessen. Indeß kan man nicht sagen, daß diese glückliche Zeiten schon gekommen sind. Menschliche Schwachheiten und Mangel des Muts bei sonst erleuchteten und wohldenkenden Männern, blinder Eifer und aberglaubische Bekehrungssucht bei andern, auch Eifersucht neu aufgekommener Familien gegen alte, wohl verdiente, aber vergessene Familien, mit welchen man die Schätze und die Gunst eines gütigen und wohlthätigen Fürsten nicht mehr gern theilen mögte; dieß sind wohl die vornemsten Ursachen, welche bis hieher, sowohl die Absicht eines weisen Regenten, als die gerechten Wünsche des grössesten Theils seiner Unterthanen vereitelt haben. Obgleich nicht öffentlich verfolget, leben doch die Protestanten der Unterpfalz unter einem noch immer empfindlichen Druck und haben sich nicht einmal der Freiheiten zu erfreuen, die ihnen unter Kurbrandenburgischer Vermittelung durch den Verlust von zwei Fünftheilen ihrer Kirchen und geistlichen Güter erkauft wurden. Von Aemtern und Ehrenstellen, die wenigen ausgenommen, welche ihre kirchliche Verfassung nothwendig macht, sind sie beinahe ganz ausgeschlossen 24).

24) Wie viele Unbequemlichkeiten diese Ausschliessung der Protestanten von den meisten Aemtern, in einem Lande mit sich führet, wo sie doch noch den weit zahlreichern Theil

Von den ihnen durch den Düsseldorfer Interimsvergleich zugetheilten Kirchen und Gefällen ist ihnen ein grosser Theil wieder entrissen worden, und das was noch übrig ist, stehet in den Händen eines, mit Räthen vermischter Religion besezten Kollegiums, welches zu einer solchen riesenmäßigen Grösse angewachsen ist, daß sein Unterhalt dem reformirten Theil fast mehr kostet, als die Erhaltung aller Kirchen und Schulen des Landes.

Es ist daher in dem Lande, welches die reichsten Stiftungen unter allen Ländern Deutschlands hat, nichts gewönlicheres, als der Anblick verfallener, den täglichen Umsturz drohender Kirchen und Schulgebäude armer Prediger, und mit Hunger kämpfender Schuldiener, welcher Anblick mit dem fürstlichen Aufwand des zur Besorgung dieser Bedürfnisse niedergesezten Kollegiums den allerseltsamsten Kontrast macht. Zum Unglück hat der reformirte Kirchen-

Theil ausmachen, ist nicht zu gedenken. In kleinen Städten oder Flecken, wo noch wenige Katholiken wonen, müssen sich angesehene und begüterte Männer, die je zu Zeiten aus der Klasse der Gelehrten sind, gefallen lassen, irgend einen hergelaufenen Bettelstudenten als ihre obrigkeitliche Person anzusehen, dessen einzige Empfehlung die Religion war. Ohngeachtet es nun auch einem weisen Mann empfindlich sein kan, in einer Abhänglichkeit von dem Stolz eines verdienstlosen Fremdlings zu stehen, ist dieses doch noch die allerunschädlichste Folge dieser Einrichtung. Die Versuchung, durch Bestechung und Ungerechtigkeit reich zu werden, ist unüberwindlich für einen solchen Mann, der sich durch eine so plözliche Verwandlung über viele, durch ihr Vermögen angesehene Familien erhaben siehet, und doch von den gewönlichen Einkünften seines Aemtgens kaum leben kan. Und wenn er denn durch seine Stelle berechtigt ist, über das Vermögen meiner hinterlassenen Waisen zu schalten. Ich bekenne, daß ich dies als die bitterste Kränkung ansehe, welcher pfälzische Protestanten, gewiß wider die Absicht ihres gütigen Regenten, noch an manchen Orten ausgesezet sind.

Kirchenrath, der diesen Mißbräuchen vorbeugen oder sie heben solte, und gegenwärtig aus manchen gelehrten und edeldenkenden Männern bestehet, das ihm bei dem Hof und der Landesregierung hiezu nötige gesezmäßige Ansehen längstens verloren. Einseitige Kommißionen von katholischen Regierungsräthen schlichten wider alle Landesverfassung die allerwichtigsten Streitigkeiten zwischen protestantischen und katholischen Gemeinden. Die Ehen der Protestanten werden zwar nicht mehr, wie unter den vorigen Regierungen öfters geschehen ist, durch Verweigerung der bürgerlichen Aufnahme verhindert, durch die Plackereien der Beamten hingegen und durch die bei Protestanten von beiden Konfeßionen, nach einer neuen Regierungsverordnung erfoderliche Kostspillige Art, Ehepakten 25) zu errichten, ungemein erschwert. Obgleich unter den Weltgeistlichen sich auch in der Pfalz hie und da aufgeklärte und wohldenkende Männer hervorthun, welche der gewönlich elenden und zur Schande des menschlichen Geschlechts gereichenden Bekehrungssucht entsagt haben, so fahren doch die Mönche an manchen Orten noch ohne Scheu fort, Misserhäter oder anderes liederliches Gesindel, welches sein Religionsbekentniß zur Vergütung seiner Verbrechen anbietet, unter der Begünstigung schwacher obrigkeitlichen Personen in Schuz zu nehmen. Die Hospitäler, heilige Zufluchtsörter unglücklicher Bür-

 ger,

25) Solche Ehepakten kosten 15 bis 20 fl. und sind nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten unumgänglich nothwendig, sondern auch zwischen Protestanten von beiden Konfessionen. Ob nun gleich manche Streitigkeiten dadurch verhütet werden, solten sie doch dem armen Handwerker und Taglöhner, der mehr auf seine Bequemlichkeit, als den geringen Unterschied der Religion siehet, nicht so sehr erschweret werden. Bei den vermischten Ehen der Katholiken mit Protestanten werden sie ohnehin zwecklos, indem die Gerichte zum Vortheil der herschenden Kirche schon bei Einrichtung der Ehepakten die Zwangsmittel zu ergreifen pflegen.

ger, sind in den meisten Landesstädten der protestantischen Verwaltung entrissen, und den Armen dieser Religion, wo nicht zugeschlossen, doch durch tausend Schwierigkeiten unzugänglich gemacht. Wie sehr viele Hindernisse diese traurige Lage der Protestanten in der Unterpfalz der grössern Bevölkerung und dem höheren Wohlstand des Landes entgegen sezen, und wie werth sie sind, von einem weisen und gütigen Regenten, der Philosoph und Menschenfreund ist, beherziget zu werden, ist leicht zu erachten. Da inzwischen die reformirte Geistlichkeit des Landes durch patriotische Gesinnungen belebet, ihre Beschwerde noch vor kurzer Zeit vor den Thron des Kurfürsten gebracht, auch, wie es verlautet, ein geneigtes Gehör gefunden hat, wil ich mich begnügen, mit einem kurzen Verzeichniß der ruhmwürdigen Stiftungen zu schliessen, wodurch Karl Theodor das Glück seines Landes und die Aufklärung seiner Unterthanen so weise als wohlthätig befördert hat. Die vorzüglichen Stiftungen, wodurch der Kurfürst das ruhmvolle Andenken seiner Liebe für Wissenschaften und Künste verewigt hat, sind die von ihm errichtete Akademie der Wissenschaften, die deutsche Geselschaft zu Manheim, die Kameralschule zu Lautern.

Die Akademie der Wissenschaften beschäftiget sich fürnemlich mit historischen und physikalischen Untersuchungen. Die schäzbaren Werke, worin sie ihre Untersuchungen bekant macht, liegen der Welt vor Augen. Die deutsche Geselschaft zu Manheim, welche der Kurfürst in dem Jahr 1775 gestiftet hat, trägt schon jezt vieles zur Verbesserung des Geschmacks der jungen Pfälzer bei, spornt edle Jünglinge an, sich auch in diesem, noch vor kurzer Zeit so düsteren Gegenden mit den Werken der besten Schriftsteller Deutschlands bekant zu machen, und die ruhmvolle Laufbahn zu betreten, worauf der Geist eben so viele neue und entzückende Aussichten entdeckt,

als

als das Herz erweitert, und zu den süssen Freuden der Menschenfreundschaft gebildet wird.

Die Kameralschule zu Lautern hat eine noch unmittelbarere Beziehung auf das Wohl des Landes. Sie ist sowol zur Bildung des künftigen Finanzbedienten, als zur Ausbreitung richtiger Einsichten in dem weiten Fach ökonomischer Kentnisse bestimmet.

Die sehr geschickten und fleißigen Lehrer dieses vortreflichen Instituts könten sich ein hohes Verdienst um die pfälzischen Staaten erwerben, wenn die weisen Befehle des Kurfürsten besser befolget, und alle Kameral- und Administrationsbedienungen nur mit Zöglingen dieser hohen Schule besezt würden. Gegenwärtig ist die Anzahl der Fremdlinge, die dieses wohlthätige Institut benuzen, weit beträchtlicher als der pfälzischen Jünglinge, und alte Vorurtheile behalten noch ihre Kraft gegen die beste und herlichste Einrichtung des gütigen Regenten. Zu diesen drei Stiftungen, welche Karl Theodor mit fürstlicher Freigebigkeit errichtet hat, kommen noch viele andere nüzliche Einrichtungen, welche seine Regierung verherlichen und einen redenden Beweis führen, wie sehr der Kurfürst Wissenschaften und Künste liebe. Darunter gehöret die Akademie der Zeichnungs- und Bildhauerkunst zu Manheim, die sowol der Pfalz, als dem übrigen Deutschland schon viele geschickte Künstler geschenkt hat, das anatomische Theater, wo freier Unterricht über die Zergliederungskunst gegeben wird, die neu aufgerichtete Hebammenschule zu Manheim, die herliche Bibliothek, deren innres Gehalt der äusern Pracht volkommen entspricht. Eine vortrefliche Gemäldesamlung, ein Antiquitätenkabinet, ein Kabinet der Naturgeschichte, welche, wie sie der Freigebigkeit des Kurfürsten ihren Ursprung zu danken, auch durch dieselbe schon einen ziemlichen hohen Grad der Vollkommenheit erreichet haben.

Man kan auch wol sagen, daß diese treflichen Anstalten des wohlthätigen Regenten ihres Endzwecks nicht verfehlen. Sie haben schon vieles zur Aufklärung desjenigen Theils der kurpfälzischen Unterthanen beigetragen, dem die Regierungssorgen vorzüglich anvertrauet sind, und eben dadurch das Unglück des übrigen, obwol zahlreichern, doch wegen Verschiedenheit der Religion noch unter dem Druck lebenden Theils, in vielen Stücken gemäßiget. Vielleicht sind auch noch hellere Zeiten zu erwarten, worin das Land von den finstern Ueberbleibseln der Bigotterie ganz gereiniget, die heiligen Rechte eines jeden Bürgers erkant, der weise und fromme Duldungsgeist algemein, und der Name Karl Theoders, auch als der Wiederhersteller der verlezten Religionsgerechtsame seiner Unterthanen, von allen Einwonern der Unterpfalz mit innigster Ehrfurcht und Dankbarkeit auf Kindeskinder wird gebracht werden. 26)

Durch diesen, obwol unvolkommnen doch getreuen und unparteiischen Abriß eines Theils der neuesten pfälzischen

26) Schon izo gibt es unter den Katholiken in Kurpfalz erleuchtete Männer, welche Patrioten genug sind, die Gewaltthätigkeiten, die noch von Zeit zu Zeit gegen die Protestanten statt finden, öffentlich zu misbilligen. Hr. Sambuck, Hofkaplan zu Manheim, hat sich in einer kleinen Schrift, die er unter dem Titel: „Etwas zur Beruhigung des guten Katholiken wegen den Religionsklagen des Hrn. Pastor Treuds" herausgab, auf die geläuterte vernünftige Religionsübung der Katholiken in Kurpfalz berufen. — Darauf antwortet ihm ein edler Gegner, ein Kurpfälzischer Katholik, mit sehr treffenden Zügen aus der neuesten Kurpfälzischen Religionsgeschichte: „Eine Religionsverfassung von so schönen Titeln verfolgt nicht, macht nicht gewaltsame Proseliten, sezt sie nicht in Zuchthäuser, sie katholisch zu peitschen, zwingt nicht den Eltern schwere Kostgelder für ihre Kinder ab, verheimlicht nicht die Befehle des Kurfürsten, sie heraus zu liefern. Siehe: Der gute Katholik durch Bibel und Vernunft mit Mut bewafnet.

schen Geschichte hoffe ich meine Leser in den Stand gesezt zu haben selbst zu beurtheilen, woher es komme, daß die blühende Unterpfalz bei der Regierung eines Fürsten, der für Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Handlung so viel und vieleicht mehr gethan, als von wenigen deutschen Fürsten mag gerühmet werden, dennoch noch nicht zu demjenigen Grad der Bevölkerung und des Wohlstandes gelanget sei, der diesem Lande vor vielen andern erreichbar wäre, wenn nicht ein Zusammenfluß besonderer nachtheiligen Umstände schon lange zu seinem Unglück gewirket hätte.

Unter denen, welche dergleichen Aufsäze ihrer näheren Ueberlegung würdigen, findet sich je zu Zeiten auch ein Mann, welchen die Vorsehung auf einen Posten gestellt, worauf er das Glück von Tausenden befördern, und Unglück von Tausenden abwenden kan. Und wenn dann ein vaterländischer Patriot dadurch aufmerksam gemacht wird, eine neue Quelle des Segens für das Volk zu eröfnen, oder eine des Unsegens zu verstopfen, so geniesset der Verfasser des schönsten Lohns seiner Arbeit.

3.

Probe aus einem Gedichte: Die Fußreise.

Siehe, wir walleten eilend hinunter vom felsigen Gipfel
eines rauhen Gebirgs. Der Wind kam stürmend von Norden,
trieb ein dunkles Wetter. Es schwebte furchtbar herüber,
dann ergoß sich's in wütenden Hagel. So fliehet den Sieger
ängstlich ein Heer; das kan nicht sich wenden, und stehen, und kämpfen:
ach! von Verzweiflung gegeiselt, zerstört's nur, worüber sein Fuß eilt.
Aber grauser ergoß sich die Wolk' und heulte der Sturmwind.

 Schloß

Schloßen durchkreuzten, mit Schnee sich wirbelnd, im nackten den Walde;
hier und da nur rasselten kleine Gesträuche, die, niedrig,
ihre dürren Blätter behielten vom Schlage des Hagels,
und vom Sturmwind. Auch uns verschonten nicht Hagel und Sturmwind.
Ach, wir starten vom Frost. Die windzerzausete Locke
legte flatternd sich oft an unsre Wange. Nur mühsam
schüzten wir unser Auge, vorm Dräun des tobenden Hagels,
mit der deckenden Hand und mit dem hangenden Hute.

Aber stiller ward nun das Wetter. Nur einzele Schloßen
senkten noch sich nieder von keinem Sturme verwehet.
Endlich sahn wir auch sie nicht mehr. Wir standen entathmet,
blickten keuchend empor zum himmelbelasteten Felsen.
Siehe, da riß er, ihm spielend, entzwei die gräßliche Wolke,
die, als herüber sie eilte, sein moosiger Scheitel berührte,
sandte, voll Stolzes, das Eine Theil dahin, das Andere dorthin.
Und die Eine dieser auf immer Geschiedenen wallte
über dem tiefen Thale, nach dessen Dörflein wir lechzten.
Und wir blickten hinunter, dann aufwärts wieder zur Wolke,
wieder ins duldende Thal. Der wolkenentstürzende Hagel
wütete furchtbar, wie vorhin mit Schnee gewirbelt, und füllte
nun, wie Nebel, das Thal, daß nicht mehr zu sehen das Thal war.
Aber nur wenig Minuten, da zog sie langsam vorüber,
und der Duft, der von ihr zur Erde nieder sich senkte,
wurde dünner! — noch dünner! — jezt wich er der mächtigern Sonne.

Doch dem fernen Gange der Wolk' entströmten noch immer
lange, dunkle Streifen von sturmbeflügeltem Hagel.

Und wir dachten uns plözlich den zitternden Alten, *) den Knaben,
der ihn leitete, dachten uns sie, bestürmet vom Wetter,
und, sich sträubend mit Ohnmacht, ach! nun, nun sinken dem Wetter.
Wehe! riefen wir aus, wenn, gestüzt auf den leitenden Knaben,
der mit sorgsamer, tröstender Unschuld zum Alten empor sah,
unter dem Alleszerschmetternden, schleicht der zitternde Alte!
Wehe! trift ihn sein Grim im Rauschen des Sturms und der Schloßen,
mangeln die Kräft' ihm, und sinkt er, und kan er nicht weiter, und hilft ihm
weiter der Stab nicht, nicht weiter des Knaben ängstliches Wimmern!
Weh' ihm, litt er so sehr! Wir fühlten ganz izt dein Elend!
Siehe, wir schwimmen zwar noch in des Lebens brausender, hoher,
überströmender Fülle! Die unverweichlichte Jugend
goß uns von trozendem Erz die Gebeine! Wir sanken dem Zorne
deiner nicht, Wolk'! Uns sichert Gesundheit mit schüzendem Schilde!
Unbesieget vom Kampfe, hebt unser Fuß sich noch vorwärts.
Aber wie schüttelt uns dennoch der klappernde Frost! Der Ermattung
Fessel umstricket die Knie, und kürzet die lässigern Schritte!
Sähen das Dörflein wir nicht, wir würden doch endlich erliegen! —
Armer Greis, was schüzet nun dich? — Er zitterte keuchend,
als die Sonne sein starres Blut noch weckte zum Kreislauf;
zagend wankte sein Fuß da; mit Mühe hob er das Auge,
seines Gottes Sonne zu sehn: denn das lastende Alter
krümt' ihm den Nacken. — Er trugs mit so gedüldiger Stille! —

Weist

*) Der in dem vorhergehenden Buche vorkomt.

Weist du noch, Kopp *), er trugs mit so geduldiger Stille!
Ach, er murte nicht! Lächelnd bemerket er unser Mitleid,
als wir standen, und dankbar emfing er die herzliche Gabe;
scheidend segnet' er uns! Mir deucht, da thränte sein Aug ihm! —
Schöpfer, Erhalter des Lebens, hat nun ihn dein Wetter befallen,
mangeln die Kräft' ihm, und sinkt er, und kan er nicht weiter, und hilft ihm
weiter der Stab nicht, nicht weiter des Knaben ängstliches Wimmern,
faßt ihn der Sturm mit eisernem Arm, und schleudert ihn nieder,
daß sein entsilbertes Haupt zerschellen die klingenden Schloßen;
starrt die Hand des Knaben vom Frost, die vergebens sich mühet,
aufzuhelfen dem Vater seiner wartenden Mutter:
ach, so erbarme dich ihrer, o du, der Stärke dem Schwachen
giebt, der, winkend, der Wolke, vorüber zu wandeln gebietet,
der du bewahrest das Alter, und schüzest die strauchelnde Jugend!

Heitre Bläu' unterwölbte nun ganz den unendlichen Himmel,
und die Segenstralende stand, und lächelte Wonne.
Ihrem mächtigen Lächeln versiegten die thauenden Schloßen
in die empfangende Erd'. Es erquikte mit inniger, milder
Wärme das Blut, es schien die weite Natur zu erquicken:
alles prangt', und es hielt die Luft den kleinsten Athem.

Und wir freuten uns des Schauspiels, so sehr wir's vermochten.
Doch ach! uns nagte der Hunger am Eingeweide. Die Lippen

waren

*) Der Gefährte des Dichters auf dieser Fußreise.

waren zusammengewachsen vom Durste. Die schlotternden Kniee
knickten entkräftet vom eilenden Niedersteigen des Berges.
Und wir lagerten uns. Der Jagdtasch' entholten wir gierig
Brod und Wurst. In der Flasche befand sich noch köstlicher Rheinwein,
und wir tranken zuerst, wie Wandrer pflegen, und assen
weidlich, ruhten uns aus, und sahen die Schöne der Gegend,
assen, ruhten und sahen, indeß die Sonn' uns erwärmte.

Tiefe Stille schwieg rings. Man glaubte die Stille zu hören.
Nichts, was athmet, war sichtbar: kein Mensch, kein nährendes Vieh nicht;
unerreichbar von menschlichen Blicken sang izt die Lerche.
Alles übrige war geflüchtet vorm Wetter in Hütten
oder in Ställe; das Wild und die Vögel in sichrere Wälder.
Und die Erde trank einsam feiernd, mit durstigen Zügen,
noch die alles erwärmenden, alles befruchtenden Stralen;
noch lags rings umher in stummer Ruhe; noch störte
diese Stille kein Säuseln, wie's etwa, vom Abend her, leise
wiegt das Aestchen, leise kühlt des Wanderers Stirne,
leise beugt die Spize des wankenden Grases. Des Grases
Spize bog izt kein Säuseln; sie bog nur der hangende Tropfen,
dem die herlichen Farben des Himmelsbogens entblizten.
Und wir lagen gestreckt. Doch auf dem stüzenden Arme
ruhte das sinnende Haupt. Wir sahen, bewunderten, schwiegen.
Keiner redete, Keiner wolte des Andern Emfindung
stören. Jeder kehrte den forschenden Blick in sich selber,
fühlte sich grösser und besser, und fühlte die schmelzende Sele
unbewölket und alumfassend so wie der Himmel.
Und, unhörbar dem Ohre, vernahm ich, empfand ich das Wehen
ach! des Geistes Gottes, der segnend über der Erde schweb-

schwebte, liebend über mir Freudeschauerndem schwebte,
der mich immer leitete, warnte, kräftigte, schüzte,
und mich nun mit hohem Vorschmack des Himmels erquickte.
Denn ich fühlte mich näher der Gottheit, die Gottheit mir näher,
ach! ich fühlte nun innig das Band, das Wesen an Wesen
Welten an Welten verknüpft! ich fühlte mit stillem Entzücken,
wie der beseligten Schöpfung unendliche Kette, die Hinauf
aller Himmel herab, vom weltenzertrümmernden Seraf,
bis zum kleinsten Insekt, aus Gottes Rechte sich senket!
wie ein jegliches Glied sich freuet des Daseins! wie neidlos,
wie genügsam, wie freudig ein jegliches zu den höhern,
zu den erkenntnißbeglücktern Mitgeschöpfen emporschaut!
wie wir wachsen, und wachsen! wie Gott uns immer des Heiles,
auch geschaffen zu sein, erhabnere Wonnen gewähret!
O, ich fand es so leicht zu sterben! Des Grabes Gedanke
schreckte mich nun nicht! Ich fühlte mich näher der Gottheit, die Gottheit
fühlt' ich mir näher! Das Sterben — es war nur ein sanftes Entschlummern,
ach! ein herliches, erdenschüttelndes, grosses Erwachen,
wo wir erfahren, und höher und reiner schmecken, wie Gott ist!
Ach, wie sehnt' ich mich nun hinüber! Mir dünkte die Welt zwar
reizend, aber unendlich reizender noch die Fülle
jenes Lebens, nach der mein Herz um so heißer gedürstet,
als es deinen Abglanz hier völlig, Urschönheit empfunden!
Und mein Herz zerfloß in entzücktem Danke, mein Geist stieg
unbeschwert von dem Joche der Sinlichkeit, auf zu dem Meere,
das sich da droben ergeußt, und alles mit Leben und Segen,
alles, alles mit albarmherziger Liebe beströmet,
alles, alles dereinst erhöht, und näher versammelt!
Ach, wie lebhaft emfand ich der Menschheit Wonn' und die Hoheit,

die die Religion uns armen Gefallenen schenkte!
All mein Wesen löset' in Liebe sich auf, in Liebe
hielt es, wie Gott, das ganze Geschlecht der Brüder umschlossen.
Aber dennoch pochte gewaltsam mein Herz nicht; es drängte
zu den brennenden Wangen das Blut nicht; es rannen nicht Thränen,
die mir oft rinnen, damit sie die Glut der Wangen verzehre.
Ach! es schlichen sich andre, sanftere, süßere Thränen
mir ins Auge, schlichen die blässere Wange herunter.
Und ich lies sie! Ich konte die Thränen der Rürung nicht trocknen.
Denn ich fand mich so wohl! so erhaben! so ruhig! so heiter!

Jesus Christus, mein Herr und mein Gott! Dein absehendes Auge
hat mich oft erblicket, zerfleischt den Busen, die Augen
wund vom Weinen, entmarkt vom Kummer die müden Gebeine.
Aber du halfst mir tragen die Bürden des Lebens: ich schaute
weinend nach dir, wie du mehr noch littest, und starbst, und erstandest,
uns zu retten, und uns mit deinem Geiste zu trösten.
Und ich fühlte den Trost. Ich fühlte, was, jenseits des Grabes,
du mir Herlichs erworben, und ward gestärket und ruhig. —
Jesus Christus, mein Herr und mein Gott! wenn künftig der Leiden
Prüfung mich läutert, um mich Vertraun und Weisheit zu lehren;
wenn der Tod einst mich ruft in seine düstre Behausung,
und verspricht nur so lang uns die schauererzwingende Herberg,
bis der Schnee und der Regen des Himmels mich Armen verwittern,
und der heulende Sturmwind hierhin und dahin und dorthin mein

mein veraschtes Gebein verwirbelt; wenn also der Menschheit
Leiden mich treffen, der Menschheit grausestes Schrecken
mich fasset:
ach! so träufl', Unendlicher, der du schmälig auf Erden
littest, herschest im Himmel, so träufl' alsdann jene Ruhe
nieder auf mich, mit der ich die schöne Stille des Thales,
und die schönere Still' in meinem Inneren wahrnahm!

Aber mählig verlor sich die Still' aus der Gegend, und
mählig
kehrete lautes Leben ins Thal, in die Luft, auf die Höhen.
Vieles regte sich, Vielem enttönten die jubelnden Stimmen
und sie wurden zum herlichen, wildvermischten Konzerte.
Ruhig folget' indessen der Pflüger dem lockernden Pfluge;
ruhig streute der Sämann den brodverheissenden Samen,
abgemessenes Schrits, in den willigen Acker; und emsig
schwung die Hand' eines Mädchens die mondgestaltete Sichel,
daß sie den Kühen daheim das milchende Futter verschaffe.
Und wir standen nun auf, und schauten rund um. Da
drüben
beugte sich links das Thal, geklemt in waldige Berge,
die ein tiefer Schatten am Ende mit Mitternacht schwärzte.
Und bevor wir zum Dörflein hinunter wanderten, eilten
nach dem düstern Thale wir noch. Wir sezten uns endlich
an den schroffen Abhang von einem besonneten Hügel.
Staunend sahn wir umher. Rings war die grauvolle Ge-
gend
ach, so wild! so schauerlich schön! Denn öde, zerflößte,
felsenfusende, Felsen gen Himmel tragende Berge
engten das schweigende Thal. Die Wiese des schweigenden
Thales
schmiegte zwischen ihnen sich ruhig. So windet der Weise,
lebt er verkant und gedrängt, erhoben von göttlicher Demut,
sich durchs kalte Gewühl der ehrsuchttaumelnden Großen,
und er findet in sich, was diese nimmer erstreben.

Aber

Aber ferner von uns erhob ein Berg sich vor andern
himmelan. Von Alter war grau sein felsiger Schädel,
und schon war ihm von Alter gesunken sein Haupt. Es hing ihm
wackelnd, so däucht mir's, und drohend über der zagenden Tiefe.
Siehe, rief ich ihm zu, noch stehst du dem Winde! noch beutst du
dies dein Haupt den Wolken! Du duldest sie, wallen sie friedsam,
dir die Stirne zu kühlen, die jedes Jahrhundert mit Einer
Runzel beackert. Doch ziehen sie donnernd und blizend herüber,
läßt du die tobende Wut an deiner Stirne zerschellen.
Aber nicht lange, so nahet dein Tod! so sinkst du, wie Helden
sinken! so trümmert der Fall von deiner ertrozeten Höhe
ringsum alles, und alles wimmert des lastenden Sturzes.
Weh', ist dir der grosse Tag des Todes gekommen,
und dir sendet der Herr einen Sturm, der gegen dich brausend
herfährt, und dich ergreift, als wärest du, Greis, noch ein Knäblein,
und du wankest, als wärst du ein wiegegeschaukeltes Knäblein!
Wehe, tausendfältiges, ländererschütterndes Wehe,
tobet dann noch ein grimmerer Sturm in deinem Geweide,
daß du dich krümmest, und fieberhaft bebest, bis endlich der Sturm sich
seinen Behältern entreißt, und brüllend sich Luft macht, und brüllend
mit dem Bruder sich draußen vereint, und wütend dich stürzet,
wie ein rasender Sohn die würget, die einst in dem Leib ihn
sorgsam getragen, und einst mit Schmerzen zur Welt ihn geboren!
Sinkest du also, o du, der lange den mächtigsten Stürmen
stand, wie wirst du so furchtbar wanken! bersten! krachen!
stürzen! zerschmettern die Tiefe! wie werden des Wiederhalls Donner

bergher jauchzen, daß du, der Beneidete! sankest! wir werden
in den jammernden Trümmern die Stürme wühlen, und spottend
ihren Staub zur Säule kräuseln, und wieder zerstreuen!

Wie wir so sizen, versenkt in schaudernde Träume, wird plözlich
diesseits der Rücken des Berges besäet mit Schafen, die jenseits,
unentdekt von uns, geweidet hatten. Dem Hirten
dünkte hier gut sein. Die Schafe zerstreuten sich *hierhin und dahin*.
Und sie frassen begierig der würzigen Kräuter. Hoch oben
hingen kletternd die Ziegen am Felsen. Es schwindelt dem Felsen
ob der eignen überhangenden Höh' — und sie rissen
sorglos an seinem Gesträuch. Die immer flutendern Lüfte
rauften ihnen den wehenden Bart, die hangenden Euter
schleiften sie mühsam von Spize zu Spize des Felsens, und rissen
sorglos an seinem Gesträuch. Noch weideten unten die Schafe.
Mitten darunter — auch ihn verbarg nicht vorm Wetter das Strauchwerk! —
stand, sich sonnend der Schäfer, gelehnt auf die ruhende Schippe.
Manchmal grub er, die Last der Langeweile zu leichtern,
Erdenschollen, und schleuderte weit sie weg, und wenn sich
seine Schafe zu sehr verirrten, pfif er sein Zeichen,
und der Schäferhund lief im Kreis, und trieb sie zusammen.

Aber wir horchten nun ganz dem Getös eines Wassers, das seitwärts
kreischend erschol. Wir folgten dem immer lautern Getöse.
Plözlich standen wir stil. Denn unter der Wanderer Füssen
tobt' es brausend. Hervor aus des Berges finsterm Geklüfte stürzt

stürzt' ein heischer jauchzender Bach. Er hatte die Felsen
mächtig zerrissen, und mächtig zerrissen das Thal, sich zum
Bette.
Da, wo schäumend sein Sturz am heftigsten wütete, lagen
schlanke Buchen quer über den Bach, und grünten noch immer
ach! und breiteten über den Bach vol Traurens die Aeste.
Kan ichs beschreiben, mit welcher Wehmut, mit welcher Erschütrung,
ach, mit welcher unnenbarn Emfindung, mein Aug' erst verweilte,
auf den Armen, und dann das felsenmalmende Stürzen,
und den reissenden Lauf der drehenden Wellen verfolgte!
Voller süsser, schmerzlicher, hoher Begeisterung rief ich:

Warum sankt ihr so tief? Ihr sankt zum Triumfe des
Baches!
Sieh, er hat euch im stolzen, zerstörenden Taumel ergriffen,
und euch niedergestürzt, auf daß er sich freue des Falles,
wie sich Tirannen erfreun, die freie Völker bejochen!
Warum seid ihr nicht hoch empor gewachsen, und standet
gegen das Flutengewühl, wie gegen die Stürme des Himmels?
Warum ließt ihr euch nicht vom Stolzen die Füße benezen?
Eurer spottet er jezt! Ihr liegt! Der staunende Waller
sieht euch liegend, und braucht euch mit wiegendem Schritt'
zum Stege.
Unter zerschmetterten Aesten vernimt er das Rauschen
rasender Fluten. Ihn jammert, und doch entzückt ihn der
Anblick!

Lange noch nährten wir uns an diesem Anblick. Doch
endlich
dachten wir wieder ans Dörflein. Allein wir waren so müde!
ach, so sauer dünkt uns das Aufstehn! so sauer das Wandern!
Aber nun erhuben wir uns. Wir tranken noch Einmal,
schnürten die Jagdtasche zu, und schlenderten läßig zur Herberg.
Lange schlenderten wir; Doch endlich empfing uns des Thales

Dörflein mit lautem Gebell der Hunde. Wir schlurften *)
ermattet
Dürftige Hütten vorbei, und standen vor Einer der Hütten.
Armut! Armut! wie füllst du, bei deinem Anblick, die
Sele,
daß, der nie dich gekant, mit Wehmut und drängendem Mit-
leid u. s. w.

Fr. Wilh. Jung.

4.

Ist es gut, daß die engländischen nordamerikanischen Kolonien unabhängig werden?

beantwortet
von
einem Europäer.

Die Beantwortung der Frage: Ob es gut sei, daß die nordamerikanischen Kolonien der Engländer von ihnen unabhängig werden? dürfte in dem gegenwärtigen Zeitpunkt wol nicht überflüßig und unwichtig sein. Gestritten wird genug darüber, und bis jezt sind die Meinungen noch so getheilt, als über irgend eine streitige Sache in der Welt. Eigentlich zerfält jene Frage in zwo andere, nemlich die erste: Ist es für die Nordamerikaner an sich, in sofern sie einen eigenen Staat ausmachen, gut, daß sie unabhängig von England sind? Die zwote: Ist es für Europa und im Ganzen gut, daß Nordamerika unabhängig werde?

Ueber die erste Frage, deren Beantwortung ich hier nicht eigentlich zur Absicht habe, kan ich mich ganz kurz

*) schlurfen, ein Provinzialwort, um das Getöse schwerer und besonders eisenbeschlagener Stiefeln zu bezeichnen.

kurz erklären. Man müßte von dem, was den Menschen ihren Zustand auf der Welt vorzüglich angenehm macht, was wirklichen Wohlstand, wirkliche Glückseligkeit in ihr bürgerliches Leben bringt, sehr verkehrte Begriffe haben, wenn man nicht gerade zu gestehen wolte; Ja! für die Nordamerikaner, die bisher in einer ihnen lästig gewesenen Dependenz von England gestanden haben, ist es gut und in vieler Absicht sehr vortheilhaft, daß sie unabhängig, oder wie man es nennet, frei werden. Nur müßte man freilich, wie es sich leicht von selbst versteht, auch dabei als gewis voraussezen, daß die von den Kolonien eingeführte Regierungsform auf die Dauer für das Volk sanfter, und in jeder Betrachtung glücklicher sein werde, als es ihre bisherige Verfassung in der Abhängigkeit von England gewesen ist. Denn solte das nicht sein, solte von dem Glück, das man sich jezt für die dreizehn vereinigten Provinzen in der Einbildung so vorzüglich gros vorstellt, künftig etwas abgehen; geschähe es, daß unter der neuen republikanischen Verfassung der Nordamerikaner sich in Zukunft andere eben so grosse, oder gar vieleicht noch grössere Mängel hervorthäten, als die bisherigen waren, worüber sie sich unter dem von England ihnen aufgelegtem Joche beschwerten: so würden sie sich durch ihre Losreissung von der brittischen Regierung nicht besser, sondern schlechter gesezt haben.

Ich wil mich jezt auf keine Untersuchung der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser unternommenen, mit Hülfe von Frankreich und Spanien glücklich genug fortgeführten, aber doch noch nicht ganz geendigten Losreissung einlassen. Wenn Einige die Gründe derselben nicht erheblich finden, so wird von andern geantwortet: „Es sei für den, der kein Amerikaner und kein Engländer ist, sehr schwer, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, weil ihm die Verhältnisse der Kolonien gegen das Mutterland, die Privilegien und Rechte jener gegen dieses, und dieses gegen jene, in ihrem Grunde oder Un-

grunde nicht genugsam bekant sind. Das Faktum, das nun seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa an sich ziehet, muß nach den besondern zwischen England und Nordamerika subsistirenden Konstitutionen, nicht nach fremden beurtheilt werden. Die Rechte des Volks in Nordamerika bei der brittischen Regierungsform, sind von denen, die wir andern Europäer, zumal in monarchischen Staaten, gegen unsere Regenten haben, so weit entfernt, daß wir mit jener ihren Beschwerden nicht wol simpathisiren können, weil wir weit grössere ohne Klagen, aber konstitutionsmäßig, dulden. Selbst französische und spanische Kolonien in Amerika oder anderswo können weit mehr eingeschränkt, weit härter gedruckt werden, als die englischen von dem Mutterlande beschränkt und gedrückt worden sind, ohne daß sie damit ein publicistisches Recht zum Widerstande bekommen, weil ihre Verfassung die Drückung rechtfertigt, welches bei den englischen vieleicht nicht der Fal ist. — " Ich wil dies alles zugestehen. Allein die Privilegien oder Chartres der englischen Kolonisten, die von der einen Seite so, von der andern anders ausgelegt werden, mögen sein, welche sie wollen, mögen noch so sehr auf besondere Konstitutionen der englischen Regierungsform beruhen: so bleibt doch soviel wahr, worin selbst alle Parteien in England einig sind, daß die Nordamerikaner Pflichten gegen ihr Mutterland zu erfüllen hatten. Das Mutterland hatte dagegen ebenfals Verbindlichkeiten gegen seine Kolonien. Man nehme also den strittigen Saz einmal als wahr an, das Mutterland hätte gegen die Kolonisten nicht alles, was es ihnen schuldig war, erfült; wird doch alsdenn nicht immer erst die Frage sein: Ob die Rechte des amerikanischen Volks nach der englischen Konstitution in diesem Fal es rechtfertigen, daß es dem Mutterlande gewaltsam entsage? Die Entscheidung darüber hängt von Untersuchungen ab, welche,

wie schon gesagt, nicht zu meinem eigentlichen Zweck dienen.

Nach dem Urtheil dererjenigen, die in dem gegenwärtigen Streit zwischen England und Nordamerika, auf der Seite der Kolonisten stehen, scheint es ihnen sogar in der Natur der Dinge zu liegen, daß ein solches Land, wie Nordamerika, welches alle Anlagen zu einem grossen unabhängigen Staat hat, nicht ewig von einer Insul dependent bleibe, und blos den Zweck einer Kolonie, der weiter unten bestimmt werden sol, erfülle. Sie glauben, die Losreissung der Nordamerikaner von England würde auf alle Fälle sobald erfolgt sein, als Amerika dazu die gehörige Bevölkerung und günstige Konjunkturen gehabt hätte. Nur die Fehler und despotischen Absichten des vorigen englischen Ministeriums hätten das, was sonst vieleicht ein Jahrhundert später geschehen wäre, um ein Jahrhundert früher hervorgebracht. — Auch dies kan sehr wahr sein. Aber was hat denn mehrere Jahrhunderte durch die übrigen amerikanischen und ostindischen Kolonien an Europa gehalten? Was hält die vielen Nazionen von Asien an das rußische Reich? und was bindet entfernte grosse Provinzen an eine entlegene Monarchie? wie wir alle Tage sehen. Oder solte es mit den amerikanischen Kolonien der Engländer anders gehen, wie denn alles in der Welt der Veränderung unterworfen ist so mußte man es, meines Erachtens, von Seiten Englands durch weislich genommene Maasregeln dahin nicht, oder doch so spät als möglich, kommen lassen.

Viel Engländer und Deutsche, die es mit ihnen halten, haben den Amerikanern Undankbarkeit gegen ihr Mutterland vorgeworfen. Ihre Gegner haben geantwortet: Dankbarkeit sei blos eine Tugend unter Privatleuten, aber keine politische unter Staaten oder verschiedenen Theilen eines Staats. England, sagen sie, mußte Amerika, und Amerika England schüzen, so lange

 sie

sie zu einem Staat gehörten. England bekam für sei-
nen den Kolonien geleisteten Schuz genug bezahlt; we-
nigstens mußte es diese Bezahlung nicht in Vernichtung
der Rechte seiner Mitbürger suchen, wie es doch gethan
oder zu thun gestrebt hat. — Sei es doch dahin ge-
stelt, ob Dankbarkeit politische Tugend sein könne. Be-
weise liessen sich wol dafür anführen. Da mir so eben
ein englisches Zeitungsblat vom 4ten Junius 1782. in die
Hände fällt, so sehe ich, daß man in Irland doch Dank-
barkeit auch als politische Tugend anerkennt. „Der
Hof, heißt es daselbst, hat von Dublin die Nachricht er-
halten, daß das Haus der Gemeinen des *irländischen*
Parlaments über die getroffene Verfügung des *englischen*
Parlaments, in Absicht der irländischen Angelegenheiten,
aus Dankbarkeit die Entschliessung gefaßt hätte, 100000
Pf. zu bewilligen, um dafür 20000 Matrosen zum Dienst
der englischen Flotte zu werben.„

Ganz neu sind die Auftritte in Nordamerika, von
denen wir Europäer seit einigen Jahren so neugierige
Zuschauer abgeben, nun freilich wol nicht. Es haben sich
schon eher Pflanzstädte von ihrem Mutterlande losgeris-
sen. Rom und Karthago geben hier ein auffallendes
Beispiel. Beide überflügelten nachher Staaten, von de-
nen sie zuvor Kolonien gewesen waren, jenes Alba longa,
dieses Phönizien; so vieler griechischen Kolonien, der
Pflanzstädte von Groß Griechenland und den übrigen Thei-
len von Italien, jezt nicht zu gedenken. Auch in neuern
Zeiten hat es Empörungen entlegener Provinzen eines
grossen Reichs gegen dessen gemeinschaftlichen Oberherrn
gegeben, die aber ihren ersten Grund in ganz andern Ur-
sachen hatten, als diejenigen sind, welche Nordamerika ge-
gen ihr Mutterland aufsäzig gemacht haben. In persön-
lichen Absichten der Statthalter lag der Grund bei Hel-
vetien, in Religionsverfolgungen bei den vereinigten Nie-
derlanden. Aber daß ganze Kolonien und volkreiche
Provinzen sich mit solchem Erfolge, mit so vereinigter

Kraft

Kraft, blos darum gegen das Mutterland empört und von ihm losgerissen hätten, wie jezt die Nordamerikaner von England, weil dieses gewisse öffentliche Abgaben verlangte, neue Auflagen und Einschränkungen des Handels machte, die jene für widerrechtlich hielten; davon ist mir wenigstens kein Beispiel aus der neuern Geschichte bekant. Und wer wird mit Grunde leugnen, daß gerade die jezige Losreissung der amerikanischen Kolonien, was auch ihre Emissarien in Frankreich und Holland von erlittenen Bedrückungen sprechen mögen — mehr für die Gelindigkeit der englischen Regierung, als wider sie beweise. Hätten die Engländer von jeher ihre Kolonien, in den Schranken gehalten, in welche Frankreich, Spanien, Portugal, Holland und mehrere europäische Mächte ihre west- und ostindischen Pflanzstädte und Provinzen gesezt haben, würden sie alsdenn jezt wol an eine so gewaltsame Empörung haben denken können?

Die gegenwärtigen innerlichen Kräfte haben also die brittischen Kolonisten unter der sanften, sie bisher beschirmenden und mit dem größten Aufwande sie unterstüzenden Oberherschaft Englands sammeln können; Kräfte, ohne welche es ihnen unmöglich gewesen wäre, dem Mutterlande gänzlich zu entsagen. Betrachtet man den ganzen Vorgang aus diesem Gesichtspunkt, so dünkt mir die jezige Empörung wahre Undankbarkeit der Nordamerikaner, und zugleich ein Beweis von begangenen grossen Regierungsfehlern der Engländer zu sein. Die überal zweifelhafte Beschaffenheit der Privilegien, welche die Kolonien für sich anführen, England aber bestreitet; eine gesunde Politik, die Natur der Sache, und das Beispiel aller übrigen europäischen Mächte, hätte die Engländer schon vor vielen Jahren die Vorsichtigkeit lehren sollen, ein wachsames Auge auf ihre Kolonien zu haben, und sie gleich ihren amerikanischen andern Kronen unterworfenen Brüdern, in der gehörigen Abhängigkeit zu erhalten. Denn es ist nicht möglich, sich Mutterland und

Kolonien zu denken, ohne daß die lezteren von dem ersteren dependent sind, und um so stärker von ihnen abhangen, je grösser die Entfernung zwischen beiden ist *).

Daß indessen die vereinigten nordamerikanischen Provinzen sich künftig zu einem höheren Grade des äusserlichen Wohlstandes, als sie unter der englischen Botmässigkeit genossen, erheben werden, daran läßt sich keinen Augenblick zweifeln. Die Masse der menschlichen Glückseligkeit kan und wird vieleicht im Ganzen durch den gethanen Schritt der Nordamerikaner gewinnen, wenn nemlich der Kongreß das algemeine Wohl des Volks zum beständigen grossen Zweck seiner einzurichtenden Regierungsform machen wird. Aber in der gegenwärtigen lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts solte ich glauben, wäre man auch darüber wol einig, daß kein Unterthan befugt sei, sich darum gegen seine rechtmäßige Landeshoheit aufzulehnen, weil er vieleicht unter einer andern Regierungsform etwas glücklicher und bequemer leben kan. Denn was sol aus der Welt werden, was sol den Völkern am Ende ungestörte Ruhe, Wohlfart und Sicherheit gewähren, wenn jede Nazion um gegründeter oder ungegründeter Beschwerden willen, dazu ihr die Regierung des Landes Anlaß gibt, berechtiget sein sol, sich mit den Waffen in der Hand ihr zu widersezen, und das wahre oder vermeinte Joch gewaltsam abzuschütteln? Da wird der innerlichen Kriege und Befehdungen in allen Staaten kein Ende sein.

Wer wolte es nicht als einen Vorzug unserer Zeiten erkennen und sich darüber freuen, daß gutgesinnte patriotische Schriftsteller die Regenten freimüthig an ihre Pflichten erinnern, und sie die leider! oft so sehr verkanten Rechte der Menschheit besser kennen lehren. Allein, wer kan es

*) Robertsons Geschichte von Amerika, 2 Theil, Kap. 1.

es billigen, wenn auch unter uns junge rüstige Skribenten aufstehen, die ihre Feder wider unsere Fürsten in Galle tauchen, und über jede Auflage, jede gemachte Landesverordnung, die das Unglück hat, ihrer Weisheit zu misfallen, mit der größten Unbescheidenheit herfahren. Man merkt es diesen jungen Männern an, das Blut kocht ihnen in den Adern. Zum Kopf und Herzen möcht' es herausbrausen, so gewaltig ist es in Gährung. Ihnen eckelt vor jedem landesherlichen Gesez, dem ein Mensch von freier Seele sich unterwerfen, vor jeder bürgerlichen Ordnung, in die ein Genie, das seine Kräfte fühlt, sich fügen sol. Daher ihr Enthusiasmus für Eigenthum und Volksfreiheit. — Als wenn nicht auch freie Völker sich manche schwere Auflage müßten gefallen lassen, die jeder Misvergnügte für Beraubung seines Eigenthums erklären könte. — Daher die Grille, es sei wol billig, daß sie auch an der Gesezgebenden Macht Theil hätten, und sich keine Einrichtungen im Lande dürften gefallen lassen, als die, zu denen sie selbst ihre Beistimmung gegeben hätten. Da nun die Regenten mit ihren Ministern sie wol vor der Hand noch nicht mit zu ihren Berathschlagungen ziehen möchten, so müssen diese dafür ihren vollen Unmuth entgelten. Jeder Fürst, der seine Unterthanen in Ansehung der Abgaben nicht nach ihrem Sinn taxirt, ist ein Usurpateur; jeder Minister, der auf die Seite des Herrn tritt, ein niedriger Sklave und Frohndiener. Sie lassen nicht undeutlich merken, das Volk würde wohl daran thun, wenn es den Herrn samt dem Diener, ohne viel Federlesens zu machen, absezte. Es käme nur darauf an, daß Unterthanen da wären, die Lust zum Aufruhr hätten, ich glaube, sie sezten sich an ihre Spize und fingen die Revolution an. Solche Leute schicken sich so wenig in Republiken als in Monarchien. Sie gehören überal hin, wo es innerlichen Krieg und Aufruhr gibt. Und da es dessen an irgend einem Ort immer geben wird, so mögen sie auf der weiten Erde von einer Zone zur andern

dern herum wandern. Sie werden doch irgendwo Gelegenheit finden, ihre grossen Projekte auszuführen, und ihr feuriges Blut für erkämpfte Volksfreiheit mit patriotischem Heldenmuth zu versprizen. Ein kaltblütigerer Mann, der über Regierungsverfassungen, über das, was daran gut oder nicht gut, besser oder schlechter ist, über Freiheit und Sklaverei eines Volks, über Geseze, Ordnung und Glückseligkeit der Menschen in verschiedenen Staaten, über die Rechte der Fürsten und der Unterthanen auch nachgedacht hat, kan solchen politischen Schwärmern, deren flüchtiges Jugendfeuer noch erst mit den Jahren mehr gedämpft werden muß, nichts zu sagen haben. Es sind schöne, prächtig klingende Worte, wenn einer der neuesten Schriftsteller dieser Art sagt: „O ihr — die ihr euch auch nicht einmal ingeheim mehr gegen Tirannei aufzulehnen getrauet, geschweige offenbar; wann werdet ihr euch erheben zu dem Gefühl der Würde eines freien Mannes, der sich Theil der gesezgebenden Macht fühlt.*)" Aber gewissen Leuten ist die kleinste Einschränkung, die eine sonst noch so weise billige Regierung macht, Tirannei, und Gesezlosigkeit Freiheit. Drücke der erste, zweite, dritte Aristokrat das Volk wie er wolle; begeh' er noch so viel grosse und kleine Tiranneien; Er sei nur kein Monarch, so ist er ihnen, wie der unwürdigste Demagog, doch ein ehrwürdiger Mann.

Allein ich höre auch Männer von Einsicht, und wirklich edelmütiger Denkungsart sagen: Die Unabhängigkeit von Amerika sei hauptsächlich darum *nicht* blos für die Kolonien, sondern auch für das menschliche Geschlecht vortheilhaft, weil sie ihm einen neuen Zufluchtsort gibt, wohin Freiheit und Wohlstand sich vor dem Druck und dem Despotismus der übrigen Erde retten können.

*) Ueber Nordamerika und Demokratie. Kopenhagen 1782. S. 34.

nen. Sie halten dafür, wenn die Menschen freier, und dadurch auch besser, aufgeklärter und glücklicher werden, so sei dies Interesse so groß, daß die politischen Vortheile anderer Staaten, die dadurch verloren gingen, ihm immer aufgeopfert werden müßten. Auch von der Rückwirkung Amerikas auf Europa würde man sich die gute Wirkung versprechen können, daß die europäischen Regierungen sanfter werden müßten, um die Emigration zu hindern. — Ich habe zu viel Hochachtung für die Männer, die sich von der jezigen Revolution in Amerika so grosse Hofnungen machen, und nehme an der guten Sache selbst, die man sich davon verspricht, weil es die Sache der Menschheit ist, selbst zu viel Antheil, als daß ich mich nicht vorläufig, ehe ich auf die Untersuchung meiner zwoten Hauptfrage komme, mit ein Paar Worten darüber erklären solte.

Das menschliche Geschlecht kan warlich kein grösseres Interesse haben, als algemeinere Aufklärung und dadurch zu bewirkende sittliche Besserung desselben. Ich weis auch, wie genau diese mit der politischen Verfassung eines Volks zusammen hängt, wie eines ins andere eingreift, wie viel Einfluß die Regierungsform in das aufgeklärter und besser werden einer Nation hat, wie Sklaverei von Seiten des Volks und Despotismus des Regenten solches im hohen Grade verhindert, hingegen Freiheit und milder Zepter des Fürsten es befördert. Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, zunehmende Aufklärung des Volks gedeiet nur da, wo Freiheit zu denken ist, wo jeder ohne Besorgniß, an seinem bürgerlichen Glück dadurch zu leiden, die Warheit nach eigener Einsicht untersuchen, und das Resultat seiner Untersuchungen öffentlich bekant machen darf. Aber dies kan unter jedem Himmelsstrich, bei jeder Regierungsverfassung, in der kein abergläubischer Despot das Ruder führt, geschehen. Wir kennen ja Monarchien in Europa, wo mehr Aufklärung, mehr

Dul-

Duldungsgeist und Freiheit zu Denken herscht, als in Freistaaten. Ist sie im Preußischen oder in Holland grösser? Mich dünkt, dies kan keine Frage sein. Um noch mehr Aufklärung unter die Nordamerikaner zu bringen, dürfen sie also wol nicht erst von England unabhängig werden. Was ihnen etwa noch an Aufklärung fehlt, das wird sich bei ihrer ferneren Verbindung mit dem Mutterlande von selbst finden, wie es sich bei andern Nazionen gefunden hat, die in manchem Betracht gerade nicht dem mildesten Zepter unterworfen sind. Und was die sittliche Besserung oder Verschlimmerung der Menschen angeht? Nun dazu tragen vielerlei Umstände das ihrige bei, von denen man jezt noch nicht weis, wie es künftig in Nordamerika beschaffen sein möchte. Es ist möglich, daß die Sitten des Volks gebessert, es ist aber auch möglich, daß sie in dem Maaße verschlimmert werden, wie sie es ausser Amerika sind. Es wird dabei viel auf ihre künftige Oberhäupter ankommen, denn Oberhäupter müssen die Kolonien doch ein für allemal haben.

Aber dies bei Seite gesezt. Ich habe nur die Möglichkeit, daß das menschliche Geschlecht im Ganzen, durch das, was in jenem Welttheil vorgeht, einen Zuwachs von Glückseligkeit erhalten möchte, nur das Vielleicht davon, angenommen, weil die Unmöglichkeit nicht zu beweisen ist. Aber wirkliche Erfarungen hat man, so viel ich weis, noch nie gehabt, daß in irgend einem gewesenen oder noch vorhandenem Staate, sich alle Menschen, auch nur die größte Anzahl derselben, glücklich gepriesen hätten. Ein bloßes Ideal ist es höchstens, das man sich von algemeiner Zufriedenheit eines Volks mit seinem Zustande macht. Jede Regierungsform hat ihre Misvergnügte, die über Bedrückung klagen. Und so wird es denn auch in Nordamerika gehen und gehen müssen, weil in dieser sublunarischen Welt nichts Volkommenes sein kan. Da, wo blos Geseze regieren, ist der Mensch eigentlich

lich frei; und diese regieren doch bereits in manchen Staaten und Republiken, selbst in Ländern, wo ein Gerechtigkeit liebender Monarch auf dem Thron sizet, wo also Zufluchtsörter für Freiheit und Wohlstand schon vorhanden sind, die Nordamerika nie volkommener bei sich haben wird. Aber man frage in allen republikanischen Staaten, selbst in England, wo für die Rechte der Bürger am meisten gesorgt, und vieleicht die bestmöglichste Regierungsform für den Staat und die darin wohnende Menschen befindlich ist, man frage doch da nach, ob alles mit der Regierungsverfassung zufrieden sei, jedes unter den etablirten Gesezen sich glücklich finde? — und die Menge der Misvergnügten wird meine Behauptung rechtfertigen.

Ueberhaupt ist, so viel ich die Welt kenne, das Verlangen nach politischer Freiheit, bei den allerwenigsten, ich möchte sagen niemals, die Triebfeder zu Emigrationen, sondern blos Mangel an Unterhalt, oder Aussichten zum Gewin grösserer Reichthümer sind es gewesen. Daß Gewissenszwang, intolerante Religionsbedrückung grosse Auswanderungen des Volks veranlassen können, haben wir an den französischen Flüchtlingen unter Ludwig dem Vierzehnten, und an den Salzburgern gesehen; aber die gehören hier nicht her. Seit einigen Jahren wandern eine Menge Kolonisten aus Schwaben, aus der Pfalz, aus der Schweiz und andern Ländern nach Westpreussen. Diese Leute gehen zum Theil aus einem republikanischen und freien Staat in einen monarchischen über. Ein Gleiches geschieht täglich bei Rußland, wo viel Menschen aus fremden Ländern hingehen. Was zieht diese Leute aus ihrer Heimat weg, und nach einem andern Ort hin? Lediglich der Mangel an Unterhalt, und Hofnung zum Gewin, nicht Begierde politische Freiheit zu geniessen, die sie weder kennen, noch suchen. Ich habe selbst mehrere von diesen Leuten gesprochen, und um die Ursache ihrer Auswanderung befragt. Sie antworteten, was ich eben

gesagt habe. Einzelne Köpfe, die jeden Zwang hassen, und sich ausser ihrem Vaterlande von lauter Wohlstand, von lauter glückseliger Freiheit träumen lassen; einzelne Familien, denen diese oder jene Verfassung in einem Lande misfällt, oder nicht nach ihrem Sinn ist, mögen von Zeit zu Zeit ihren Aufenthalt anderswo nehmen. Aber wo sind Beispiele, daß, um politischer Freiheit willen, Menschen mit Weib und Kind aus ihrem Vaterlande gewandert wären?

Auch die Rückwirkung der künftigen Regierungsform in Amerika auf mehr sanftere Regierungen in Europa, die ich, dem menschlichen Geschlecht zum Besten, von Herzen wünsche, scheint mir noch manchen Bedenklichkeiten unterworfen zu sein. Wenn mein Prinzipium gegründet ist, daß nicht Mangel an politischer Freiheit, sondern Mangel an Unterhalt oder Hofnung zum Gewin, sie sei nun wahr oder eingebildet, Auswanderungen verursacht, so wird jene gehofte Rückwirkung sehr zweifelhaft. Man gebe, zum Beispiel, dem schlesischen und westphälischen Spinner und Weber alle erdenkliche politische Freiheit; man lasse ihn gar keine Abgaben erlegen. Sobald er sein Garn oder seine Leinewand nicht verkaufen, und zwar nicht so verkaufen kan, daß er Nahrung und Unterhalt dabei findet, so wandert er fort, und ginge der Weg zu einem türkischen Kadi. Von solchen Leuten rede ich hier blos. Einzelne Privatpersonen, die von ihren Zinsen leben und ein Land verlassen, sind selten. Die mögen gehen, wohin sie wollen, sie bereichern und entreichern einen Staat im eigentlichen Verstande nicht. Arbeitende Hände, und die Mittel, selbige zu vervielfältigen, machen einen Staat mächtig und verhelfen die darin wohnenden Menschen zu Glück und Wohlstand. Sobald Amerika deren mehr haben wird, wird auch ihr Glück und Wohlstand schnell wachsen. Aber Europa wird meines Erachtens sehr dabei verlieren.

Dies

Dies leitet mich dann auf die Untersuchung der zwoen, für mich wichtigsten, Frage: Ist es für Europa, ür den ganzen übrigen Theil der bewonten Erde, gut, daß Nordamerika unabhängig von England werde?

Wer nur einigermaßen Kentniß von Handlung und Fabriken, und den damit verknüpften Vortheilen hat, wird sich nicht entbrechen können, so, wie die erste Frage mit Ja! beantwortet worden, diese geradezu mit Nein! zu beantworten. Alle Verhältnisse zwischen Mutterland und Kolonien beruhen auf dem einzigen wahren Grundsaze, daß das Erstere den Lezteren Kunst- und Fabrikwaaren, und diese jenem ihre rohen Landesprodukte verkaufen. Wo man von diesem Grundsaz abgehet, da ist es Ausnahme von der Regel. Und alsdann hat das Verhältniß zwischen Mutterland und Kolonie keinen dauerhaften Bestand. Die Entsagung der Abhängigkeit dieser von jenem muß bald darauf folgen. Hieraus fliesset von selbst, daß den Kolonien, wenn sie ihrem Mutterlande nuzbar bleiben und ihren Endzweck gegen dasselbe erfüllen sollen, ganz freie Handlung und Anlegung von Manufakturen nicht unbedingt nachgelassen werden kan. Die eigentliche Kette, wodurch jene an dieses gebunden sind, würde sonst zerrissen, und gar kein wesentlicher Grund vorhanden sein, warum die Kolonien nicht gleich ihrem Mutterlande entsagen solten. Denn was den Schuz betrift, den Mutterländer ihren Kolonisten gegen fremde Nazionen leisten, so sehen wir an Nordamerika, daß Bündnisse mit andern Mächten diesen vermeinten Schuz sehr gut ersezen.

Ueberhaupt muß eben das Regulativ, das im Kleinen zwischen Städten und dem platten Lande in wohleingerichteten Staaten gilt, wo der Regel nach Ackerbau hier, und Handwerker dort getrieben werden, im Grossen zwischen Mutterland und Kolonien gelten. Fabriken und Künste müssen im Mutterlande, Hervorbringung und Verfolkommung — nicht Verarbeitung roher Produkte, muß

in den Kolonien sein. Wer von der Warheit dieses Sazes nicht überzeugt ist, oder durch Nachdenken und Lesen nicht davon überzeugt wird, für den ist meine Abhandlung nicht geschrieben. Das zwischen England und seinen Kolonien so lang bestandene richtige Verhältniß hat auch bisher, wenige Produkte ausgenommen, immer auf diesem System beruhet. Die Nordamerikaner nahmen sogar — was sonst nicht einmal nach dem angenommenen Prinzip nothwendig war — einige ihrer Konsumtionsartikel, z. B. rafinirten Zucker, aus England, ob sie gleich den rohen Zucker bei sich bauen *).

Der Anbau und die Ausfuhr der Nordamerikaner hat unter der brittischen Regierung bestanden in Waizen, Reis, Fische, Nuzholz, Taback, Talch, Hanf, Leinsaamen, Indigo, Eisen, Krapp, Pelzwerk, rohe Seide u. s. w. **). Dagegen haben ihnen die Engländer zugeführt Tücher, wollene Waaren, Eisenwaaren, Leinwand, Seidenwaaren, Klinklangerien u. dergl. Wein, Oel, Früchte 2c. haben die Kolonisten selbst aus Portugal und Spanien gegen ihre Produkte holen können. Jedoch mußten sie vorher damit nach England, um dort ihre Rückladungen anzugeben, und die Abgaben davon zu erlegen, auch sich visitiren lassen, ob sie nicht etwa verbotene Fabrikwaaren mitgenommen hätten. Andere, den westindischen Inseln eigene rohe Produkte zur Konsumtion, konten sie sich aus diesen Inseln durch Umtausch gegen ihren Ueberfluß von Korn, Vieh u. s. w. selbst holen. Alles dies bringt das richtige und zugleich billige Verhältniß zwischen Mutterland und Kolonie natürlicher Weise mit sich.

Wenn Nordamerika nunmehr ein freier, unabhängiger Staat wird und bleibt, so ist der natürliche Erfolg, daß es am ersten auf die Verarbeitung seiner Produkte denken wird. Man mag auch in einzelnen Fällen noch i

nid

*) Politisches Journal. Dezember 1781. S. 451—45

**) Pol. Journal und Sinapius v. 1781.

viel dagegen einwenden, so ist und bleibt es doch eine ewige Warheit, daß dadurch der innere Wohlstand eines Staats am geschwindesten befördert, am dauerhaftesten erhalten wird. Und diese Warheit wird der Kongreß, mit allen vernünftigen Amerikanern, bald einsehen, oder sieht ihn vielmehr izt schon ein. Besondere Anwendung davon findet um so mehr bei den Artikeln statt, wovon die erste Materie roh ausgeführt, und dann verarbeitet in denselben Staat wieder eingeführet wird. Z. B. bei Leinewand, da die Kolonisten vielen Leinsaamen; bei Segeltuch, da sie Hanf; bei Eisenwaaren, da sie rohes Eisen; bei wollenen Waaren, da sie schon Schaafe ausführen. — Die Nordamerikaner werden, bei zugestandener anerkanter Unabhängigkeit, gleich für ihr eigen Bedürfniß Manufakturen anlegen, und so, wie ihre Bevölkerung zunimt, werden sie weiter gehen. Sie werden also zuerst die bisher in Europa aus ihren Produkten verfertigte Waaren für sich selbst, und dann für ihre Nachbaren fabriziren. Europa, welches den amerikanischen Taback, Reis, Indigo, Zucker und andere Artikel immer nötig, den vereinigten Provinzen aber wenig mehr zuzuführen hat, wird denselben in der Folge auf das empfindlichste zinsbar werden; denn Europa bedarf von den Produkten Amerikas mehr, hingegen braucht dieses von denen aus unserm Welttheil wenige oder gar keine. Man muß sich gewiß sehr wundern, und gewissermaaßen mit Mitleiden gewahr werden, wie manche Schriftsteller, die sonst gute Sachen über Nordamerika geschrieben haben, dergleichen in verschiedenen periodischen Schriften, besonders in dem Jahrgange des politischen Journals von 1781 vorkommen, über die für Europa, dessen Handel und Fabriken äusserst nachtheilige Folgen der amerikanischen Independenz, so ganz verblendet sind, oder doch scheinen wollen. Aber wozu verleitet nicht die Anhängigkeit an ein einmal angenommenes System.

Gemeiniglich wenden diejenigen, welche die Warheit von diesen notwendig zu erwartenden Folgen empfinden, dagegen ein: Daß erstlich die europäischen Staaten durch einen freien direkten Handel mit Nordamerika, welcher bis izt blos durch England getrieben worden, sehr gewinnen müßten; und zweitens, daß die Nordamerikaner beim Anbau ihrer Produkte mehr Vortheil, als bei Fabrizirung und Verarbeitung derselben finden, und sich also um Manufakturen nicht sehr bekümmern würden.

Jenes hat allerdings beim ersten Anblick einen blendenden Schein für alle Staaten, welche bisher nicht mit den Nordamerikanern handeln durften. Aber ich frage: Worin sol dieser Handel bestehen, wenn Nordamerika die europäischen Fabrik- und Manufakturwaaren nicht mehr braucht? Was sind es für Artikel, die die dreizehn Provinzen nicht entweder schon haben, oder doch bald nach dem Frieden haben werden? Alle Ostseeprodukte, als Nuzholz, Getraide, Hanf, Theer, Pech, Eisen u. s. w. haben sie selbst. Manufakturen von Leinewand, Wolle und Seide werden sie natürlicher Weise selbst anlegen, und haben mit einigen schon den Anfang gemacht. Es bleibt den Europäern also Wein und Oel ihnen zuzuführen übrig. Auf wie lange, wird die Zeit lehren. — Dagegen braucht Europa Taback, Reis, Indigo, und andere wichtige Artikel notwendig von den Amerikanern. Es wird also eine schöne Handlung für unsern Welttheil sein, wenn wir unser baares Geld nach Amerika senden, um von dort mehr gedachte Produkte zu holen; denn mehr als für baares Geld ihnen abzukaufen, wird den Europäern, und besonders den diesseis des Kanals gelegenen Ländern zu diesem Handel nicht übrig bleiben, oder die Nordamerikaner müßten keine Regierungskunst verstehen.

Ich denke nicht, daß ich mir vieleicht eine zu vortheilhafte Vorstellung von der Fruchtbarkeit des amerikanischen Bodens mache. Einige wollen, sie sei nicht mehr

so

so groß, als bei der ersten Urbarmachung, wie Raynal in der Revolution d'Amerique. Die erste Aufbrechung eines vorher gar nicht bearbeiteten Bodens (Terre vierge) gewährt freilich zuweilen eine ausserordentliche Fruchtbarkeit, wie man auch in einzelnen Fällen in Europa siehet. Das vorherige gänzliche Ruhen der Erde, das verbrante Holz oder Gras, das darauf stand, tragen dazu bei, und dieser erste ausserordentliche Trieb zum Fruchthervorbringen läßt in der Folge, wenn jene Ursachen wegfallen, etwas nach. Allein, wenn das Land sonst gut ist, und in einer gemäßigten Zone, wie die brittischen Kolonien, liegt, so bleibt es immer fruchtbar, und muß es nach dem natürlichen Laufe der Dinge bleiben. Dies beweiset auch Amerika seit zweihundert Jahren, und länger.

Man wil uns ferner überreden, daß die Amerikaner aus dem Anbau ihrer rohen Produkte mehr Vortheil, als aus deren Verarbeitung ziehen, mithin keine Manufakturen anlegen würden. Allein diese Voraussezung scheint mir in der That so wenig überdacht, daß sie kaum widerlegt zu werden verdienet. — Die Kolonisten haben die Erfarung von den Vortheilen der Manufakturen noch nicht, theils, weil sie selbige bisher wegen des Mutterlandes nicht haben durften, theils weil es ihnen noch an arbeitenden Händen mangelte. Künftig werden sie sie schon bekommen. Ich bitte einen jeden unbefangenen Kenner einer gesunden Staatsverfassung, mit Uebersicht alles dessen, was die nordamerikanischen Länder hervorbringen können, einmal reiflich zu erwegen, wie lange es dann wohl anhalten sol, daß die dreizehn Provinzen immer mehr rohe Produkte erzeugen, wenn ihre Bevölkerung durch den natürlichen Lauf der Dinge, und durch europäische Auswanderungen, woran es nicht fehlen wird, wird ansehnlich zugenommen haben? Wohin sollen denn diese Produkte am Ende alle gehen? Und auf was kan die Regierung wol natürlicher fallen, als darauf, daß sie

durch Verfeinerung und Verarbeitung derselben den möglichsten Vortheil für den Staat daraus zu ziehen suchen? Warlich ein überlegender Europäer kan in der Unabhängigkeit von Nordamerika nichts, als traurige Folgen für unsern alten Welttheil erblicken.

Die Warheit hiervon ist auch bei einigem Nachdenken so klar, daß selbst die amerikanischen Emissarien an den europäischen Höfen sie empfinden, und, um den Eindruck davon zu schwächen, sich schon zum voraus darüber rechtfertigen. In der Erklärung *), welche Herr Adams zu Anfange des Jahrs 1781 im Haag gethan hat, heißt es gegen das Ende desselben: „Es ist zu hoffen, daß die übrigen Seemächte dem Beispiel Ihro Hochmögenden folgen werden. Die Furcht, daß die Unabhängigkeit dem Handel in der Ostsee Abbruch thun werde, ist ganz ungegründet. Fracht und Assekuranz für Reisen übers Weltmeer sind so hoch, und Arbeit sind so theuer, daß Theer, Pech, Bauholz niemals von da nach Europa so wohlfeil wird können gebracht werden, als von den an der Ostsee wohnenden Nazionen. Was Hanf, Tauwerk und Segeltuch betrift, so werden Jahrhunderte vorbei gehen, ehe Amerika so viel liefert, als zu seiner eigenen Konsumtion nötig ist; und zwar deswegen, weil diese Artikel aus Holland, ja selbst aus Petersburg und Archangel weit wohlfeiler kommen, als sie in Amerika selbst hervorgebracht und fabrizirt werden können. Der Grund, daß andere Kolonien dem Beispiele der Nordamerikaner in Absicht der Unabhängigkeit folgen werden, ist auch nicht brauchbar. Die Mächte, welche die stärkste Besitzungen jenseit des Meers haben, sind gegen England im Kriege begriffen, und haben diese Folgen nicht zu fürchten. Auch werden die übrigen europäischen Mächte dem Beispiel Englands nicht folgen, und das ganze System der Regierungsform ihrer Kolo-

*) S. dieselbe nebst einem interessanten Kommentar, von einem englisch gesinnten Schriftsteller im vierten Theil der Dohmischen Materialien &c. S. 299 &c.

kolonien ändern, und sie gänzlich unterdrücken wollen.“ So weit Hr. Adams. — Kan man wol etwas stärkeres zum Beweis der Warheit, daß die nordamerikanische Unabhängigkeit für Europa äusserst nachtheilig sein wird, fordern? Und Hr. Adams übergeht doch viele wirkliche Thatsachen. Es sind schon seit verschiedenen Jahren Stabholz, Hanf, und andere Artikel in ziemlicher Quantität aus Amerika nach Europa gebracht worden.

Ohne sich einer übertriebenen Furcht vor der Zukunft auszusezen, kan und muß man leider! in diesen traurigen Aussichten für das Wohl von Europa noch weiter gehen. Der Handel des ganzen Norden von unserm Welttheil betreift 1) die rohen Produkte der Ostsee, als Getraide, Nuzholz, Eisen, Hanf, Theer, Pech, Potasche u. s. w. 2) den Manufakturhandel von ganz Deutschland, und den angränzenden Provinzen.

Ersterer, der Ostseehandel, ist bei erfolgter Freiheit der Nordamerikaner, was die Seehäfen von Frankreich, Spanien, Portugal und das mittelländische Meer, also den hauptsächlichsten Theil betrift, gleich ganz verloren. Die Fahrt zwischen Nordamerika und Spanien ist, alles erwogen, was Herr Adams sagt, weniger gefährlich, ist in kurzer Zeit, und, was das meiste ist, das ganze Jahr durch offen. Dagegen sind die vorzüglichsten Ausfuhrhäfen der Ostsee fünf bis sechs Monat im Jahr durchaus verschlossen. Die Fahrt von Riga oder Petersburg nach Portugal und Spanien ist, wegen der kurzen Wellen der Ostsee gewiß mit mehr Gefahr verknüpft, als die von Boston, Charlestown und Neuyork nach eben diesen Ländern in Europa. *) — Zwar wil man den Häfen von

*) Nach dem vorhin angeführten Schriftsteller (s. Hr. Dohms Material, IV, 331,) beträgt die Assekuranz von der Ostsee bis nach Frankreich und Spanien, das ganze Jahr im Durchschnitt 8 Prozent, dagegen von England und Frankreich bis Nordamerika 4 Prozent, und

von Nordamerika keine grosse Vorzüge vor den Ostseehäfen zugestehen. Einer meiner Freunde, mit dem ich darüber sprach, berief sich unter andern auf das Schreiben eines Anspacher Feldmedikus in Meusels hist. Litter. 1781. *) Das mag alles wohl sein. Aber mein Prinzip bei Vergleichung der Seehäfen von Nordamerika und der Ostseehäfen beruhet auf unumstößlicher Warheit. Die Häfen der Ostsee nemlich, liegen alle zwischen dem 50sten bis 60sten Grade Norderbreite; die von Nordamerika, als Charlestown, Chesapeak, Delaware, Neuyork zwischen dem 35sten bis 40sten Grad, oder noch unter dem 35sten. Durch Erfarungen weis man, daß wegen der grossen Wälder und Landseen in Amerika unter dem 50sten Grade dieselbe Kälte ist, die auf unserer Halbkugel unter dem 60sten Grade herscht. Und dies in Rechnung gebracht, bleibt der Unterschied von Nordamerika gegen Süden, in Vergleichung mit den Ostseehäfen noch immer 10 Grad. Dieser Unterschied ist so groß, daß er bei der bisherigen Erfarung, nach welcher zu allen Jahrszeiten Schiffe aus den nordamerikanischen Häfen abgehen, und in selbige anlangen, die Richtigkeit meiner Meinung darthut; nemlich: Die Fahrt von dort nach Spanien, Frankreich, Portugal sei länger, wo nicht immer offen, die von der Ostsee aber in eben diese Länder einen grossen Theil des Jahrs hindurch verschlossen. Auch die Naturprodukte von Nordamerika beweisen meine Behauptung. Und

wenn

und von der westlichen Küste Englands, von Schottland und Irland nur 2½ bis 2 Proc.

*) VII, S. 77. Nach demselben waren in dem zwar ausserordentlich kalten Winter 1780 der East- und North-River stark gefroren, von Neuyork nach Staaten- und Long-Island giengen Schlitten mit Lasten, sogar 12 pfündiges Geschütz. Auch der Delaware war bey Philadelphia so gefroren, daß man Feste auf demselben halten konnte. Auch die Flüsse in Virginien unter 37 Gr. N. Br. waren gefroren, und in Carolina und Georgien unter 33 Gr. so wie die Chesapeak-Bay voll Eis. —

wenn die Wälder daselbst erst ausgehauen, und die Landseen durch Kanäle niedriger gemacht sind, so wird es noch wärmer werden.

Die Aussichten bei dem Manufakturhandel sind, wenn Amerika independent wird, für Europa nicht viel besser, als die vorerwähnten. Die Nordamerikaner, die gewis sehr bald und vielleicht noch in diesem Jahrhundert einen mächtigen Staat ausmachen werden, werden damit anfangen, daß sie alle Manufakturen, besonders Leinewandfabriken errichten. Sie werden ihre eigene rohe Seide zum Nachtheil von Frankreich verarbeiten, und nicht weniger auf wollene Fabriken denken, da sie schon Schaafe ausführen. Ihr rohes Eisen wird gewis nicht mehr in Europa verarbeitet, und ihnen dann so wieder zugeführt werden.*) Sie werden ihren Ueberfluß mit grosser Bequemlichkeit bei ihren Nachbaren in Amerika absezen können. Der Kontrebandehandel, der bis vor kurzem noch zum Nachtheil des spanischen Leinwandhandels aus Westindien, besonders aus St. Eustache, nach den spanischen Besizungen getrieben wurde, wird gleich ganz der ihrige werden. Der ganze schlesische Leinewandhandel nach Spanien, und von da weiter, wird sehr in Abnahme kommen. Unser Welttheil wird also nicht allein seinen eigenen Produktenhandel von der Ostsee nach dem südlichen Europa, sondern auch seinen Manufakturhandel nach Amerika, wenn gleich nicht mit einmal ganz, doch gewis zum Theil, und in der Folge je länger je mehr verlieren.

So wie der Handel und die Fabriken mit allen Vortheilen davon in Europa abnehmen werden, so werden sie in Amerika wachsen. Die Schiffahrt der vereinigten amerikanischen Staaten wird die europäische herunterdrücken. Die Emigration, besonders von Fabrikanten aus

 unserm

*) [illegible]

unserm Welttheil nach den dreizehn Provinzen wird über hand nehmen. Die Balanz des Handels wird auf die Seite von Amerika kommen. Europa kan hernach nicht anders als die Produkte der neuen Welt, die es haben muß, für baar Geld kaufen. Und so wird Amerika durch die Ausfuhr von Produkten, Manufakturwaaren, und die damit verknüpfte Vergrösserung ihrer Schiffahrt, dem Handel in der alten Welt die veränderte Richtung und den Stoß im Grossen geben, den die Venetianer, durch den Weg nach Ostindien um das Kap, im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erlitten haben.

Man muß wirklich erstaunen, daß der französische Hof die Unabhängigkeit der Nordamerikaner so übereilt früh anerkannt, und es so sehr unterstüzt hat, ohne die Folgen davon zu beherzigen. Wenn dieser Hof freilich auf weiter nichts dabei gesehen hat, als auf die Gelegenheit, seinem vermeinten natürlichen Feinde, den Engländern, zu schaden, so ist für den Augenblick auch nichts dagegen zu sagen. Aber wenn Frankreich und Spanien bedenken, welche Aufmunterung das Beispiel der brittischen Kolonien für die ihrigen zu einem gleichen Schritt ist, und dazu nehmen, daß alsdenn, wenn Nordamerika mächtig genug sein wird, Frankreichs Hülfe so wenig als seiner und anderer Reiche Manufakturwaaren weiter zu bedürfen, bei veränderter Lage der dreizehn Provinzen auch veränderte Staatssisteme entstehen: so könte unser Zeitalter es noch erleben, daß die Nordamerikaner den Europäern ihre westindischen Inseln und andere Etablissements wegnähmen, oder angränzende Provinzen samt den Inseln in ihre Konföderation gezogen hätten, ehe man in Europa noch einmal wüßte, daß Amerika dergleichen Willens sei.

Das Madriter Ministerium scheinet bei aller Zudringlichkeit des französischen Hofes sein ganzes Sistem anzunehmen, doch das Bedenkliche davon zu empfinden, und

hat

hat auch wol deshalb die Nordamerikaner noch nicht förmlich für unabhängig erklärt. Holland, auf welches die Stimme von Versailles mehr Eindruck macht, wo der Krieg mit England dem Amsterdammer Kaufmann den Kopf etwas benebelt zu haben scheint, hat auch bereits die Unabhängigkeit der Nordamerikaner anerkant. Man mußte sich um so mehr darüber wundern, daß sie es thaten, da vernünftige Patrioten, wie Herr Lüzac in Leiden, und andere, ihre Mitbürger von diesem Schritt abgerathen und bewiesen haben, daß diese Anerkennung den vereinigten Niederlanden sehr nachtheilig sei. Was ist wol gewisser, um nur eines anzuführen, als daß Holland, welches durch den Zwischenhandel der Ostseeprodukte mit Südeuropa sehr gewonnen hat, diesen Handel jezo verlieren muß. Da aber Frankreich in dem Besiz vom Kap in Afrika, von St. Eustache, Domerari und Essequebo in Amerika, auch durch die Aufhebung des Barrieretraktats, bei dem guten Vernehmen zwischen den Höfen von Wien und Versailles, noch mehr von leztern abhängig ist, so lässet sich diese Anhänglichkeit an das französische Sistem einigermaßen begreifen.

Ich glaube es ziemlich klar gemacht zu haben, wie sehr das Interesse unserer europäischen Staaten dabei verlieren werde, wenn Amerika mit der erkämpften Independenz zu seinem völligen Zweck kömmt. Selbst der einsichtsvolle Freund, dessen ich schon einmal gedacht, einer unserer besten historischen und Finanzschriftsteller, dem ich meine Gedanken darüber, wie ich sie hier entwickelt habe, mittheilte, konte nicht in Abrede sein, daß wol einmal eine Zeit kommen dürfte, wo Amerika sich selbst versorgen und einen für Europa nachtheiligen Handel führen könne. „Nur, meinte er, dieser Zeitpunkt wäre noch auf ganze Jahrhunderte von uns entfernt. Frankreich hätte daher nicht Unrecht gethan, daß es eine so entfernte Begebenheit noch nicht mit in seinen jezigen Plan gebracht,

son-

sondern sich vielmehr bei dem gegenwärtigen Seekrieg die Schwächung seines übermächtigen Nebenbuhlers, die Herstellung und Freiheit seiner Marine zum Zweck gemacht hätte. So lange Amerika nicht noch eine vier bis sechsmal grössere Bevölkerung als jezo hätte, würde die weit angenehmere Kultur des Landes den Manufakturen vorgezogen werden. Die Aufhebung des englischen Monopols sei zunächst eine wohlthätige Folge für ganz Europa, ausser England. Unsere Manufakturen und Handel würden sich heben. Die europäischen Fabriken wären zu weit vor den amerikanischen voraus, als daß sie von diesen sobald solten eingeholt werden. Unsere Fabrikwaaren also, nebst Wein, Oel ꝛc. würden noch lange hinreichen, uns die unentbehrlichen amerikanischen Produkte zu verschaffen. Und so wie deren Konsumtion stärker würde, würden sie auch durch die Konkurrenz aller europäischen Nazionen wohlfeiler werden. In wiefern der innere europäische Handel, als zwischen der Ostsee und den Seemächten, durch den künftigen amerikanischen gestört werden dürfte, beruhete auf Umständen, die man nicht vorhersehen könte. Solte z. B. Amerika keine französischen Manufakturwaaren nehmen, so würde Frankreich lieber seine Schifsbedürfnisse aus der Ostsee gegen selbige vertauschen, und deshalb Verordnungen machen, so wie England die portugiesischen Weine den französischen vorzöge, weil es diese nicht wie jene gegen seine Manufakturen erhalten könte. Die Konkurrenz der Schifsbedürfnisse würde übrigens für alle Seemächte ein grosser Vortheil sein, durch die Konkurrenz der Nordamerikaner weniger abhängig von den Ostseenazionen zu werden."

Da dieser Gelehrte, den ich eben habe reden lassen, mit mir ganz verschiedener Meinung ist, so mögen unparteiische Kenner der Sache zwischen uns entscheiden. Ich glaube immer, daß die Folgen der nordamerikanischen Independenz noch in diesem achtzehnten Jahrhundert, beson-

sonders für Nordeuropa, sehr fühlbar werden dürften. Sehen wir denn nicht an Rußland und Preussen, was in einem halben Jahrhundert aus einem Staate werden kann? Warum solte denn Nordamerika bei wenigern Hindernissen und einem glücklicheren Klima, als Rußland und Preussen hat, mehrere Jahrhunderte zum Anwachs seiner Macht nötig haben? Eben darum halte ich auch gewis dafür, daß Frankreich mit der mächtigen Hülfe, die es den dreizehn vereinigten Provinzen geleistet hat, einen sehr grossen Fehler begangen, und ganz wider sein eigenes künftiges Interesse gehandelt habe. Auf allen Seiten, nur nicht auf dieser, konte es seinen Nebenbuhler zu schwächen suchen.

„Amerika solte die angenehme Landeskultur den Manufakturen vorziehen?„ Ich zweifele, daß das Angenehme der Landeskultur dabei in Rechnung kommen werde. Die Einwoner eines Staats ergreifen jedesmal, wenn es von ihrer Freiheit abhängt, den Nahrungszweig, bei dem sie am meisten verdienen. — Die wohlthätigen Folgen für ganz Europa von der Aufhebung des englischen Monopols, gebe ich vor der Hand für den ersten Anfang zu. Aber nur auf eine kurze Zeit; nicht fünf Jahr — hernach werden die Folgen desto schlimmer sein. Die Herren *** in **, gewis geschickte, nicht kurzsichtige Kaufleute, behaupten, daß die Nordamerikaner schon jezo ihren Wollenfabriken schaden, der Absaz der Waaren sich vermindere, und die Wolle zum grossen Nachtheil des Landmanns im Preise herunter gehen müsse. Der Grund liegt darin: Die Engländer überschwemmen Deutschland mit solchen Artikeln Waare, die sonst in ihre Kolonien gingen. Die Kolonien nehmen selbige jezt von Frankreich, oder begnügen sich notgedrungen so damit, wie sie solche, zwar noch ziemlich roh, von sich selbst haben können.

„Und

„Und die Konkurrenz der Europäer in Nordamerika?„ Wenn mich nicht alles betrügt, so könte diese die amerikanischen Produkte eher theurer als wohlfeiler machen. Wo mehr Abnehmer sich an der ersten Quelle melden, da ist dies der gewönliche Erfolg. Und je mehr die Konsumtion davon zunimmt, desto schlimmer ist es. — Wie schnell Manufakturen und Fabriken in grosse Aufnahme gebracht werden können, beweiset das schon angeführte Exempel von Rußland und Preussen. Dies dünkt mich, kan immer die Einwendung: „Amerika wird uns Europäer darin sobald nicht einholen, wir sind ihnen gar zu weit vor" am besten widerlegen. Was *Katharina* und Friedrich haben leisten können, wird der Kongreß doch auch vermögen.

„Wer kan denn aber zufällige Umstände vorhersehen, die dem europäischen inneren Handel nachtheilig werden möchten?„ Wie? diese Umstände liessen sich nicht vorhersehen? Ich dächte so gewis als die Venetianer vorhersehen konten, daß ihr Handel mit Gewürz über die Levante verloren sein würde, sobald man einen bequemern Weg hätte, die Waare zu bekommen. — Das angezogene Beispiel von England und Portugal, solte sich das wol auf den künftigen Handel zwischen Frankreich und Nordamerika anwenden lassen? Portugal braucht Manufakturwaaren. Entweder von den Engländern oder Franzosen muß es sie nehmen, denn es hat selbst wenig, oder gar keine. Die Regierung von Portugal gibt den englischen Waaren den Vorzug, weil England dagegen die Weine von Portugal nimt, die Frankreich nicht brauchen kan. Dies ist wol etwas sehr natürliches. Aber ganz anders ist der Fal mit Frankreich und Nordamerika und den Ostseeländern. Wenn Nordamerika keiner Art von Manufakturwaaren, selbst nicht französischer, in der Folge mehr bedarf, die Ostseeländer aber leztere gebrauchen: so wird Frankreich ihnen die Ostseeprodukte

des-

deswegen nicht theurer bezahlen, als die Amerikaner demselben eben diese Produkte liefern können. Eben die Konkurrenz der Schifsbedürfnisse, da es Produkte sind, bei deren Hervorbringung die Natur fast alles allein thut, und die Kultur beinahe nichts thun kan, finde ich ganz und gar nicht gut. Sie muß für Nordeuropa höchst nachtheilig werden, und den nordamerikanischen Ländern um so mehr zum Besten dienen, da diese Länder durch ihre Lage schon soviel vor Nordeuropa voraus haben.

Ich kan es nicht für gewis ausgeben, aber man behauptet, daß Frankreich seinen gemachten Fehler schon einsehe, und wünsche, es möchte England auf einer andern Seite, als durch eine Verbindung mit den brittischen Kolonien angegriffen haben; daß es aber nicht mehr Zeit sei zurückzutreten. Denn wären die Nordamerikaner auf diesen Fal genötiget, England um Friede zu bitten, so würden sie sich in kurzem mit dem alten, ihre Religion, Sitten und Sprache habenden Mutterlande vereinigen, und an Frankreich rächen. Behielten sie aber jezt, ohne die französische Hülfe doch die Oberhand, so wäre für Frankreich durch dessen jezigen Zurückzug nichts gewonnen. Diese Betrachtung kan sehr wahr sein, aber sie kömt um einige Jahre zu spät.

Könte es überal mit der Gerechtigkeit bestehen; (wovon einige behaupten, daß solches mit Gewisheit weder zu bejahen noch zu verneinen stünde) wolte Frankreich seinen eigenen Vortheil auf etwas länger, als den gegenwärtigen kizelnden Augenblick berechnen, und das Beste von ganz Europa erwegen: so möchte vieleicht mancher aus unserm alten Welttheil wünschen, daß irgend ein kühner Minister der Höfe von Versailles oder London den Vorschlag thäte, die Nordamerikaner, welche England nicht behaupten kan, und Frankreich nicht unabhängig werden lassen solte, unter sich zu theilen, um der-

gestalt

gestalt den blühenden Handlungs- und Fabrikenzustand von Europa noch ferner zu erhalten. Ich sage nicht, daß ich einen solchen Vorschlag billigen und an sich recht finden würde; denn aus welchem Rechtsgrunde solte sich eine solche Theilung wol rechtfertigen lassen? Aber in Beziehung auf das Ganze scheint es, als ob allen Theilen am besten damit geholfen sein würde, als ob es unter zweien Uebeln das kleinste wäre. England und Frankreich würden denn nicht bei sich und in ganz Europa so viele Manufakturen, und die damit verbundene Handlung zu Grunde gehen sehen; Frankreich, Spanien, Portugal und Holland nicht Gefahr laufen, mit der Zeit auch ihre amerikanischen Besizungen zu verlieren. Die Nordamerikaner könten bei Erzeugung von Reis, Tabak, Zucker u. s. w. in ihrem gesegneten Himmelstrich sehr glücklich sein, ohne daß ein grosser Theil von Europa durch das amerikanische Sistem, bei einem minder ergiebigen Klima, in Verfal von Industrie gesezt, und entvölkert werden dürfte. Und beide Welttheile würden alsdenn, ohne daß einer dabei zu leiden hätte, lange eines gegenseitigen Wohlstandes geniessen können.

Wenn ein Europäer, mit diesen Gedanken wil ich schliessen, aus warmen Patriotismus, für seine und seiner Nachkommen Glückseligkeit wünscht, daß das realisirt werden möchte, was unsern alten Welttheil aus der kritischen Lage, in die er durch Amerikas Unabhängigkeit gewis über kurz oder lang kommen muß, retten kan, ist es ihm zu verargen? Ist es eines rechtschaffenen Kosmopoliten unwürdig, daß er es wünscht? Ich denke nicht. Wenn man aber wiederum von der andern Seite spricht: Ein solcher Wunsch ist durchaus eigennüzig und parteiisch, ist nicht der Wunsch eines Kosmopoliten, der auf das algemeine Beste der Menschheit sieht, und nicht blos eines durch wilkührliche Gränzen bestimten Theils der Erde. Wer hat denn Europa das Recht vermacht, zu ent-

ewigen Zeiten über den neuen, weit grösseren Welttheil zu herschen, und ihm im Glück und Wohlstande stets vorzugehen? Laßt die europäischen Völker auswandern, so viel sie wollen; laßt Künste und Wissenschaften, Handel und Wandel, die ja durch kein Recht der Verjährung an Europa gebunden sind, nach Amerika verpflanzt werden, und den grösseren Wohlstand des menschlichen Geschlechts sich einmal dorthin ziehen. Was liegt denn daran, wo unsere Nachkommen ihr Glück finden? Wenn sie es nur irgendwo auf der Erde gut haben. Vieleicht hat die ewig weise Vorsehung, die schon von Zeit zu Zeit viel grosse Umkehrungen mit den Reichen dieser Welt vorgenommen hat, beschlossen, daß nun Amerika werden sol, was Europa so lange gewesen ist. — Wenn man aus diesem Ton spricht: so ziehe ich mich mit Bescheidenheit zurück, hülle mich in meine Unschuld ein, wünsche nichts, und unterwerfe mich gern den unwiderstehlichen Anordnungen dessen, der über Länder und Völker von seinem unsichtbaren Thron gebietet.

B. U—t.

5.

Balthasar Quinnes Klage, als Chodowiecky todt gesagt wurde.

Er stirbt? Ihr Musen weinet alle!
Denn ich, ich kan nicht mehr.
Auf unserm grossen Erdenballe
lebt nun kein Mann, wie Er!

Zum erstenmal ist Er gestorben,
und mir zum erstenmal
ein köstlicher Roman verdorben
von starker Bogenzahl!

Was wird der Herr Verleger sagen?
Was? Ohne Kupferstich
verkauft in unsern Kindertagen
kein Tomes und kein Siegfried sich!

Ach, Dankel, der wackre Stecher
brach uns so manchen Stil!
Was sind wir nun, wir schlimmen Schächer?
Der schlimmern Kritler Spiel!

Die Alten vor Homerus Zeiten
vergoldeten dem Stier,
den sie zum Götterschmause weihten,
sein Horn mit vieler Zier.

So kränzte dieser Schmuckerfinder
den Schreiber ohne Hirn:
Und klebte manchem armen Sünder
ein Bildlein vor die Stirn!

Und Er, ach Er ist nun gestorben?
So sey mein Dintefaß,
das mir sein Griffel noch erworben,
dann drin und draussen naß!

Euch wein' ich, klingende Dukaten!
Ihr tönt ins Saitenspiel,
wie Gläserklang zum Sontagsbraten,
wie Paukenschlag am Ziel!

Euch wein' ich, zaubernde Dukaten!
Ihr schuft mein kleines Haus,
ihr herscht in unsern grossen Staaten,
und jagt Verdienst heraus.

Euch wein' ich, zaubernde Dukaten!
Ihr gabt mir, Ihr, ein Weib,

zehn Freunde wohl, und hundert Pathen,
und tausend Zeitvertreib.

Ach, euch bewein' ich, goldne Köpfe
von Ludwig oder Fritz!
Ja, sonder euch sind wir nur Tröpfe
und mit euch lauter Witz.

Mit ihm, mit ihm seyd ihr verschwunden!
Denn ohne seine Kunst
Erscheint mein Werklein, wie geschunden,
und fährt dahin, wie Dunst.

Auf, ihr Apostel unsrer Erde,
erweckt mir diesen Mann!
Sprecht euer unerhörtes: Werde!
Das Hügel ebnen kann.

Wie? Nimt in diesen kühlen Tagen
das Wunderwirken ab?
Apostel, schließet meinen Magen:
jezt schlossen sie sein Grab!

S — r.

6.

Auch etwas über Strasburg von einem Strasburger.

Brief an **

Sie, und jeder der Ruhm; auch jeder, der nur Ruf, oder Namen hat, den Misverstand, oder wirkliches Verdienst vor andere hingestelt haben, alle diese wissen es aus Erfarung, daß die, von denen viel gesprochen wird, gerade auch die sind, über die, und gegen die man gelegentlich manches zu erinnern weis. Aus diesen und ei-

nigen andern guten Gründen habe ich mich entschlossen, nie ein berühmter Mann zu werden. Hätte ich aber einen Freund, der dies täuschende Traumbild, oder den es verfolgte, so würde ich mir, im Fal man ihn dem Publikum in einem falschen Licht darstellte, und schiefen Urtheilen Preis gäbe, es zur Pflicht und zur Freude machen, (besonders weil, wie mir Schriftsteller versichert haben, ein einziger Tadel mehr schmerzt, als hundert Lobsprüche nicht wohlthun), den Leumund meines Freundes zu vertheidigen, und seinen Angreifer, nebst dem Publikum, so viel möglich zurechte zu weisen.. Ich habe einen solchen Freund, M. H.! er hat mir von meiner Wiege an viel Gutes erwiesen; er thut es noch auf diese Stunde; freilich ist er über mein Lob, so wie über den Tadel einiger unrecht berichteten Personen erhaben; aber deswegen halte ich es doch immer für meine Schuldigkeit, das meinige zu thun, um auch nicht einmal bei mir selbst den Verdacht der Gleichgültigkeit, oder des Undanks zu tragen. Dieser Freund, dessen Vertheidigung ich jezt übernehme, ist — mein Vaterland. Nicht das Siegslied des Harmalius und Aristogiten, aber die Umarmung einiger Mitbürger, die Belehrung und vielleicht hinten nach der Dank einiger Leser, wer weis? etwa der schäzbaren Männer selbst, gegen die ich zu Felde ziehe, dies ist die Belohnung, die ich mir wünsche.. Im Zirkel meiner vertrauten Freunde, worin wir die verschiedenen litterarischen Neuigkeiten kosten (und auch mehr thun, als kosten, wenn es wirklich Neuigkeiten sind) ist uns schon noch mehrere male die Art aufgefallen, mit welcher seit einiger Zeit über unser armes Strasburg geurtheilt wird. Nun haben wir bemerkt, daß diese Urtheile von Seiten einer übertriebenen Gefälligkeit gesündigt hätten; und das ist auch recht; aber das Gegentheil haben wir sehr oft angetroffen; und das ist unrecht! Worin mag wol der Grund dieser scharfen Behandlungsart liegen, mit der wir heimgesucht werden? In der

Un-

nde der Sache, oder in geflissentlicher Entstellung
ben? Das leztere gewis nicht. Wir glauben von
nd nichts arges, bis wir es zu glauben gezwungen
ein Fal, der hier nicht im geringsten statt hat;
as Erste. Ein Reisender, bei der gewönlichen Kürze
ufenthalts, bei den gewönlichen zufälligen Bekant-
n, kan auch wirklich, so sehr er für sich im Stand
nzelne Dinge mit tiefem Blick zu verfolgen, vom
en nicht leicht mehr, als einseitige, von der Ober-
durch lückenvolle Induktion, oder unsichere Sa-
ufgenommene Kentnisse erhalten; und seine Erzä-
würden daher unter der Aufschrift von Vermu-
n immer mehr gewinnen, als durch das Geräusch
reisten und doch falschen Behauptungen. Es kam
daher poßierlich vor, als wir im Allerlei lasen,
kam nach Strasburg, stieg auf das Münster, und
denn — wieder zur Stadt hinaus." Viel Glück auf
Weg, lieber bunter Allerleimann! aber warum eil-
Sie denn so! Sie sahen ja vom Münster herab so
grosse Menge von Menschen und Häusern; fühlten
denn gar keinen Drang, einige derselben näher ken-
u lernen! Gewönlich kan man doch von Menschen
nn erst urtheilen, wenn man sich die vorläufige Mühe
en, ihre Bekantschaft zu machen, ihre Reden und Tha-
elbst zu prüfen. Doch Sie sind hier vieleicht nicht
l Autor, als Samler; denn wenn ich Sie recht ken-
so haben Sie nicht blos vom Münster auf uns her-
esehen, sondern uns auch eines adäquateren Umgangs
irdigt, so wie wir von unserer Seite uns Freude dar-
gemacht haben, Sie, wie wir es gern gegen jeden
ern Fremden thun, nicht blos höflich, sondern auch
ndschaftlich zu empfangen. Im Allerlei steht uns
das Münster im Wege, welches allein den hochfliegen-
Reisenden anlockte; im Karl von Burgheim ist es
ilia und das Ulmer Mädchen. Das ist unglücklich
uns! aber in Warheit, wir sind ja an diesen Vor-

 fällen

fällen allen höchst unschuldig; sie müssen freilich stark auf den guten Karl gewirkt haben, weil er seinem eigenen Geständniß nach in Strasburg gar nichts vernünftiges denken konte; und fast mögte ich sagen: er beweiset dies auch durch die Art, wie er das hiesige Wesen beurtheilt. „Du siehest hier den ganzen Tag nichts, als eine Menge junger Müßiggänger aus allen Gegenden von Deutschland, die grossenteils entweder liederlich oder Gecken werden.“ Die Reihe trift diesmal die Deutschen selbst, und ich muß es ihnen überlassen, ihrem Landsmann den gehörigen Dank für diesen sententiösen alles ebnenden und gleichenden Spruch *abzustatten*. Aber nun lenkt er zu uns ein, „das hiesige Volk macht eine ganz besondere Figur.“ Karl komt erst aus seiner Heimat; und nun macht alles auf ihn einen ganz besondern Eindruck. Daß eine grosse Stadt und eine Grenzstadt anders aussehn, als ein mittelländisches Städtchen, das muß Hr. v. Burgheim der Natur der Dinge nicht übel nehmen, und wenn er in der Folge noch weiter in der Welt herumreisen wird, so wird er sich *auch* noch besser an manche Figuren gewönen, solten es auch nicht die Figuren seines Kirchsprengels sein. „Jezt weis man nicht, sol man sie zu der deutschen oder französischen Nazion rechnen.“ Besage jeder Landkarte und jedes Geschichtbuches sind es Deutsche unter französischer Botmäßigkeit. Kan es nun denn so unerwartet sein, daß die eigentümliche Züge beider Nazionen hier sehr oft, und zuweilen noch etwas hart ineinander fliessen? „Entweder haben sie schon durch Heiraten in französischen Familien einen französischen Anstrich bekommen“ dieser Fal ist noch zur Zeit sehr selten, wie ich Hr. Karln versichern kan; „oder sie affektiren doch den Franzosen; und das steht gar selten gut“ da hat er volkommen recht; Affektation läßt nie gut; das ist dies- und jenseits des Rheins wahr. „Da kanst du in Geselschaften kommen, wo man halb deutsch und halb französisch spricht, und wovon du am Ende gar

nichts

nichts verstehst“ vieleicht weil die Fräulein Schwester, an welche der Brief gerichtet ist, sich mehr mit ihrer Muttersprache, als mit der französischen abgegeben haben, obgleich dies von einem so wohl erzogenen Frauenzimmer kaum zu vermuten ist; denn leider ist die französische Sprache noch immer —— doch ich wil dem ohnehin so tief gebeugten Bardenvolk nicht aufs neue blutige Thränen erpressen, und sie in das Paradise lost der deutschen Sprachmonarchie, und welches hauptsächlich zu beweinen, der alten deutschen Wildheit erinnern. „Moden kanst du hier sehen so viel du wilst.“ Es scheint fast, als trauete er seinem Urtheil über Strasburg selbst nicht genug, und wolte seine Frl. Schwester, durch diese empfehlende Anmerkung, gleichfals zu einer Reise hieher einladen. Zu dem Ende folgt nun eine genauere Spezifikation des Galanteriehandels alhier, „alles was vor vier oder fünf Tagen zu Paris getragen worden, wird hier augenblicklich nachgeschnizelt.“ Da man von Paris nach Deutschland und dem Norden über Strasburg zu gehen pflegt, so kan es wol nicht leicht anders sein, als daß der Kourier einen Theil der Puppen, die dann weiter spediret werden, hier zuerst abseze. Ist Burgheim eifersüchtig darauf! sie werden ja zeitig genug auch in seine Heimat gelangen. Er wird es unterdessen selbst an den Federbüschen gesehen haben. In Strasburg waren sie ihm neu; sie schienen ihm wie Büsche von Schlittenpferden; wie gros werden sie ihm erst vorgekommen sein, als er mit seinem Reisejournal wieder zu Hause angelangt ist? Denn es ging mit den Federbüschen, wie mit allen, von dem Ort ihrer Entstehung sich entfernenden Moden, wie mit dem Schneeballen, wie mit dem Ruhm, der Verläumdung u.s.w. crescit eundo! Und diese Vergrösserung ist, deucht mich, in den Regeln der Perspektiv gegründet; in der Entfernung scheint auch ein Schlittenpferdsbusch nicht viel grösser als eine gewönliche Hutfeder, wie man sie auf deutschen Universitäten sieht. In's Ohr wil ich hier unserm

Reisenden sagen, daß die Federbüsche doch ursprünglich nicht von Paris, sondern aus der Kaisersstadt gekommen sein. „Was die Sitsamkeit betrift, da sind unsere Mädchen Engel gegen die Strasburgerinnen.„ Cela passe raillerie! Der Herr v. Burgheim hat eine sehr ausdrucksvolle Manier; er malet mit einem Zug, eben die hieher reisenden Deutschen, (ausgenommen, wie billig ihn und den Hrn. von Braunwald) und jezt — die Strasburgerinnen! Wenn nun zufälliger Weise die beiden Herren Barone in der Nähe einer Kaserne ihr Absteigquartier genommen hätten, wenn sie bei trübem Sinn und ähnlicher Witterung von ihrem Fenster herab etliche trunkene Soldaten mit einem gleichen Pendant von Weibsleuten erblickt hätten, gäbe dies ihnen ein Recht, den Stab über die Strasburgerinnen überhaupt zu brechen? Ich denke nicht; und wenn sie denn gleich darauf selbsten gestehen, daß sie den größten Theil ihrer Zeit zu Hause zubringen und miteinander phantasiren, so beruhigen sie uns selbst wieder; wir wollen denn ihrem Winke folgen, und dies alles für ein Phantasiegemälde, auch für eine Karrikatur, wenn sie wollen, für einen Versuch in schwarzer Kunst halten, aber niemals für ein Porträt. Die nun folgende Stelle wünschte ich von ganzem Herzen weg; sie ist so wenig in der Wahrheit gegründet, als ein Kostume eines Briefs, den man an ein Frauenzimmer, an eine Schwester schreibt, die man hochschäzt: „Manche hiesige Mütter verhandeln ihre kaum mannbare Töchter nach Paris, und Strasburg bevölkert einen grossen Theil der parisischen Bordelle.„ Hätten die Herren, denen ich es mitten durch ihre üble Laune ansehe, daß sie brave Leute sind, etwas französische Politur gehabt, so würden sie hier ihrem derben Stil mehr Biegsamkeit und Sitsamkeit gegeben haben; und dann hätten sie bei dem Vortheil ihres guten Herzens auch den Vortheil eines guten nicht beleidigenden Ausdrucks; ein Talent, welches jederman, vorzüglich aber einem Kavalier gar wol zu verzeihen ist. Sie solten es denn auch dieser Geschichte an-

ge-

gesehen haben, daß wenn sie je wahr ist, wofür ich nicht Bürge sein mögte, und sie selbst auch nicht, nach ihrem eigenen Geständniß, sie in die Klasse der Ungeheuer gehöre, von denen man nie auf den gewönlichen Lauf der Dinge, nie auf den Karakter von 40,000 Menschen schliessen könne. Falsch ist auch, was sie von der dankbaren Bevölkerung der hiesigen Hospitäler u.s.w. anmerken. Dies alles sind Lehnbedientennachrichten, die man freilich wohlfeil erhält, und wodurch man sich entschädigt, wenn man unbelebt oder mürrisch genug ist, um in guten Häusern nicht selbst nähere Nachrichten davon einziehen zu können. Dies mag freilich der Fal mehrerer Reisenden sein. So beurtheilte Smollet die französischen Hôtels aus dem französischen Garküchen; aber Sie wissen auch, meine Herren, wie Yorick, und andere den Smelfungus in Empfang genommen haben; und wenn zuweilen aus Uebereilung einige Deutsche die französische Nazion aus den Peruquenmachern, die sie bedienen, oder einigen Landstreichern, die sie betrügen, zu silhouettiren belieben, so zeigen ihnen ihre vernünftigern Landsleute selbst, wie jung und unreif dies geschlossen sei. Was sol denn nun das Pathos in dem Ausruf, den gleich darauf der geärgerte Karl heraus gurgelt? „Man kan sich oft kaum enthalten, solchen Eltern nicht zu fluchen, und den größten Theil des menschlichen Geschlechts zu verabscheuen.“ Wie, wenn ich sagte: Man kan sich oft kaum enthalten, solche Beurtheiler — in die pythagorische Schule zu wünschen und sie zu Wasser und Schweigen zu verurtheilen; doch ich erblicke in dem Augenblick die Charité, von der Sie bei den hiesigen Hospitälern sprechen, und wil unsere Herren mit nichten davon ausschliessen.

Dies waren so ohngefehr die Bemerkungen unserer Abendgesellschaft über den Panegyrikus, den ohn' all unser Bitten Hr. von Burgheim über uns aussprach. — Wolten Sie es nun erlauben, schäzbarer und mir von ganzem Herzen werther Verfasser der Geschichte Karls von Burgheim, daß ich mit Ihnen selbst

(denn des bisher gesagten sollen Sie sich nicht sehr anneh-
men) noch einige Minuten in der Sprache mich unterhal-
te, die, wie ich weis, Ihnen, so wie mir, die will-
kommenste ist. Sie sind einer von den Schriftstellern, bei
dem Vergnügen nur untergeordneter Zweck ist, und Ihre
Absicht, Sitten zu verbessern, leuchtet aus allen Briefen
hervor; auch aus diesen selbst, mit denen ich nicht ganz
zufrieden bin; und solch einem Manne ist es der Mühe
wert, Zweifel vorzulegen. Im Fal ihr ganzer Tadel nicht
blos dramatisch zu betrachten ist, sondern auch historisch
behandelt werden darf, und dazu scheinen Sie durch den
Ton Ihrer Briefe die Leser selbst einzuladen, so darf ich
denn kaum zweifeln, daß Sie als ein Mann von Ueberle-
gung und zartem Gefühl, nicht eher dergleichen rauhe Aus-
sprüche wagen, — bis Ihnen zu solch einem Bannstral
eine volzählige Induktion und langwierige genaue Beobach-
tung ein gegründetes Recht geben; denn sonst, wissen Sie
wol, ist üble Nachrede, die man schreibt, im geringsten
nicht löblicher, als die, welche man spricht; und doch ver-
rathen Ihre beiden Briefe einen sehr ins Kurze gezogenen
Aufenthalt bei uns; leere Deklamation sol doch Ihr Brief
auch nicht sein, — hart und zuversichtlich ist er genug. — —
Wir treffen in einem sehr engen Passe zusammen! Doch da
ich hier zu Hause bin, so erfodert die Höflichkeit, daß ich
Ihnen ausweiche. Nur erlauben Sie mir, indem wir vor
einander vorbei gehen, ein Wort noch. Es mußte Ihnen
notwendiger Weise manches hier auffallen, manches auch
mit sehr gutem Grunde misfallen, und bei dem Anblick einer
gewissen Gattung von Weibsleuten (die zwar hier nicht
häufiger, aber eben auch nicht seltener, als jezo leider! in den
meisten grossen Städten angetroffen werden) mußte Sie ein
edler Unwille durchglühen, und das Verächtlichste unter al-
lem Verächtlichen konte nicht anders als Ihr Herz bluten
machen. Ich umarme Sie wegen ihres tugendhaften Zorns,
und wünsche ihn allen meinen Landsleuten, und vorzüglich
allen Fremden, die denn doch vieleicht, im Ganzen genom-
men,

men, die Pest, die im Finstern schleichet, noch mehr als die Eingebornen selbst, begünstigen. Und nun einmal im Affekt, können sie freilich keine andere, als die Sprache des Affekts, die überfliessende Sprache sprechen; aber Ihre Schilderungen sind denn auch eben deswegen im eigentlichsten Sinn genommen, nicht mehr gerecht, nicht mehr passend. Warum kehren sie den Blick gar nie auf die andere Seite des Gemäldes? Verzweifeln Sie denn völlig an allem Guten bei uns! Ihr Karl freut sich so sehr nach Zürich zu Lavatern zu kommen: aber dieser fromme Mann (ich behalte Ihr Beiwort, weil ich es für wahr, und für das erste unter allen halte) — gewiß, er wird dem gutdenkenden Jüngling gesagt haben: Sie haben das üble in Strasburg gesehen, und haben es als junger Mensch gesehen, dessen Auge zum Glück noch nicht an diesen Anblick gewönt ist; aber Uebertreibung bleibt immer ein Fehler. So was werden Sie doch nicht drucken lassen? Denken Sie, wie manche Redliche Sie dadurch mit dem Haufen der Verworfenen höchst übereilt vermengen, wie manchen Vater Sie durch solch einen unbestimten algemeinen Ausspruch in die größte Unruhe stürzen würden! Ihrer Natur nach drängt sich mit ihrer Schminke die Verführung immer voran; die Rechtschaffenheit hüllt sich in ihren bescheidenen Schleier, und freut sich in der Stille Gutes zu thun. Eben daher sehen Sie, wie schief die gewönliche Art zu urtheilen sei, die denn doch die Meisten für die einzig wahre halten, da man über alle Gegenstände richtet, so wie sie sich uns darstellen. Ich bin auch, und zu mehreren Malen in Strasburg gewesen, aber ich denke nicht, wie Sie, mit Abscheu an das Strasburgische Wesen, nenne ihre Jünglinge nicht Müssiggänger und ihre Frauenzimmer nicht Dinger. Ich bin gewont zuzuhören und zu schweigen, wenn Lavater redet. Nun zum Beschluß noch ein Wort von mir an Sie. Sie wonen nicht so weit von hier. Kommen Sie noch einmal hieher; und haben Sie Zutrauen zu mir, so nehmen sie mich zu ihrem Begleiter an. Wir wollen verschiedene Leute aus allen Ständen, auch einen Theil des Weibervolks mit einander besuchen.

chen. Vielleicht nehmen Sie alsdann eine kleine Revision Ihres Urtheils vor, und wenn Sie mich hernach fragen, ob denn gar keiner ihrer Vorwürfe gegründet sei, so werde ich Sie an die Eltern erinnern, welche die Unarten ihrer Kinder viel besser kennen, als der Nachbar, der darüber klagt, und sie auch in der Stille viel nachdrüklicher darüber zu Rede sezen, aber die auch eben deswegen unbestimte Angriffe, die öffentlich auf sie gemacht werden, und die ihnen wirklich nicht gelten solten, mit allem Mut der Liebe zurück zu treiben bemüht sind.

Leben Sie wohl.

7.
An Herr Aloys Blumauer.
1782.

Ein deutscher Druck der Hand, Freund! sei mein Dank
für deinen launigen Gesang. *)
Zufrieden mit dem Beifal edler Seelen,
sol heuchlerische Misgunst dich nicht quälen;
verhöhn des Aberglaubens Zischen, Joseph sizt
nun auf dem Throne, der die Warheit schüzt;
die Heuchelei, die Hölle in dem Herzen,
den Himmel auf dem Munde, mag in deinen Scherzen
Verbrechen finden; sie mag boshaftdum
das Pferd von Troja mit dem Pabste Roms vergleichen,
ein Blick von Joseph wird der Misgunst Nacht verscheuchen,
ein Blick von ihm macht selbst die Bosheit stum.
Kühn kanst du, Freund, der Warheit treu, bekennen,
daß manches Glied von unsrer heil'gen Klerisei
gerade, wie dein Eremit aus Argos, sei:
allein des Pabstes Ankunft Troja's Pferd zu nennen,
fiel niemals dir, nur unserm Pöbel bei;
er frage nur, wie alt dein Pferd von Troja sei,
und sieh, er wird erröthend dir bekennen,

daß

*) D. M. Aug. 1782. S. 171.

daß dein Gedanke nicht so neu,
und daß nicht du, nur er Pasquins Trompete sei.
Das Roß von Troja brachte nur Verderben,
und Unheil in die Stadt; entfernt von List,
kam Pius nur Theresens Erben,
der vieler Völker Vater ist;
der dir, Verfolger Christ! zur Strafe
die Juden wieder Menschen werden hieß;
der, seiner Kirche Sohn, nicht Sklave,
Betrogne Mädchen aus dem Kerker riß,
und Mönche, für die Welt verloren,
zu Bürgern machte, halb der Menschheit Grab
vertilgte; Böhmens Volke, freigeboren,
die seine stolzen Herrn, die Freiheit wieder gab;
der, wie einst Gott, die Menschen nach dem Werke,
nicht nach dem Glauben mißt,
als Pabst dich, Joseph, segnen, deiner Reiche Stärke
als Fürst bewundern, und als Fürst und Christ
dich um dein Volk beneiden; so kam Pius, kehrte
auch so nach Rom zurück, und lehrte
selbst Schwache nun, daß Rom für einen Staat,
wo Nestor Kaunitz wacht, nichts Fürchterliches hat;
der Pöbel, welcher rasend ihm entgegen eilte,
ist selber Schuld, daß Pius seine Gläubige
mit Segen und volkomnem Ablaß tödtete, *)
da der Apostel ehmals ohne Ablaß heilte,
und, wie man sagt, auch Wunder wirkte; doch, mein Freund!
Der fromme Pius, dem, als Fürst und Pabst, vereint
der Weise mit dem Pöbel, huldigte,
gleicht dem trojan'schen Rosse wenig,
so wenig, als der Braut, die ein wollüst'ger König **)
gleich weit von Plato's Pinsel, als von Plato's Lust
entfernt,

*) Bey den häufigen Segensprechungen verwundeten sich verschiedene Leute, und ein schwangeres Weib blieb todt auf dem Kampfplaz. Beweis, das Segensprechen auch ein Gegenstand der Polizey sey.
**) Salomo's hohes Lied.

entfernt, mit voller Ziegeneuterbrust
mit einer Nase, wie ein Thurm, und einem Leibe,
wie eine Ceder hoch, uns schilderte,
die liebe Mutter Kirche, der, wie jedem Weibe,
man etwas Eigensin ganz leicht verzeihen kan;
und giebt es ja was Aehnliches, das man
von deinem Roß' und unsrer Kirche sagen kan,
so ist es dies: Sie hegt, gleich deinem Rosse,
der Schurken viel in ihrem Schoosse.

Joseph v. Retzer.

Verschiedene Leute, vermutlich dem Hrn. Blumauer zu schaden verbreiteten das Gerücht, daß die Abentheuer des frommen Helden Aeneas ein Pasquil auf Pius dem Sechsten sey. Die Sache ward untersucht, und man fand, daß Blumauer schon zwey Monate bevor, als Pius der Sechste nach Wien kam, über Pius Aeneas gelacht habe. Die Parodie war also höchstens nur eine prophetische Satire.

8.

Das Schweigen.

Lust! ach, Lust! ich stehe hier auf Kolen;
denn zu Winkel trieb ein Schwäzer mich.
Er flog izt, den Pabst nach Wien zu holen,
und ficht nun mit Rodney ritterlich.

Trippelnd steh' ich da, wil ihm entwischen;
doch mein Leidensmaas ist noch nicht vol:
denn nun sucht er etwas aufzutischen,
das mich mehr als jenes laben sol.

Und er spricht — mir fuhr's durch alle Glieder! —
von der armen Dichtkunst; preiset, ach!
mir in Einem Athem Bürgers Lieder
und den Leipz'ger Musenalmanach; *)

Dessen

*) Das kleinste Licht unter seinen Brüdern.

Deklamirt, um ganz mein Herz zu spalten,
eine Nänie auf Leßings Tod —
O, der Jammer ist nicht auszuhalten!
Rette mich, wer kan, aus dieser Not!

Schweigen, Schweigen! Edle Göttin, eile
und entseze mein bestürmtes Ohr!
Dann such' ich den besten meiner Pfeile
aus dem Liederköcher dir hervor.

Ha! die Spize deines goldnen Stäbchens
rühret schon das kecke Zünglein an!
Sieh, wie nun des vielberedten Knäbchens
Plappermühle gleich verstummen kan.

Tausend Dank dir, Himmelstochter! Wehe
dem, der Weihrauch dir zu streun vergißt,
der nicht sieht, wie ich ganz klärlich sehe,
welche Wohlthat du so Vielen bist.

Fromme Dumheit, die den Mund versiegelt,
weil ihm blanker Unsin sonst entfährt,
wird, von dir gehätschelt und umflügelt,
obendrein als Denkerin verehrt.

Mancher Ritter aus dem Schelmenorden,
der durch dich als Ehrenman noch gilt,
wäre längst ein Schmuck des Galgens worden,
hätt' ihn nicht dein Mantel noch umhült.

Deiner freundschaftlichen Hut empfelen
Freudenmädchen ihren Jungfernkranz;
und dann steht er, wenn auch Blätter felen,
vor der Welt im schönsten Blütenglanz.

Braucht dich nicht der Windsak, der dort pralet,
und einher mit Stolz des Pfauen trit,
oft als baare Münze, und bezalet
manchen alten Freundschaftsdienst damit? —

Doch genug auf heut von deiner Ehre!
Ich bin nun des Ruhmposaunens sat.

Hat

Hat dies Liedchen dir behagt, so höre,
was dein Sklav noch auf dem Herzen hat.
Wilst du dir die Welt noch mehr verbinden:
o so hilf uns, wann der Seelenhirt,
welcher liebreich seiner Heerde Sünden
strafen sol, zum blinden Eifrer wird;
Wann er dümmer, als sein dümstes Schäfchen,
eine trokne Kanzelrede hält,
so daß man almählich in ein Schläfchen,
wie berauscht von süssem Mohnsaft, fält.
Hilf, wann ernsthaft, wie der Sachsenspiegel,
der Jurist beim frohen Gastmahl spricht,
und der Wizling seiner Lippen Siegel,
uns mit Aberwiz zu quälen, bricht!
Hilf uns, wann der finstre Stubenschwizer,
im galanten Ton zu reden, strebt,
und der süsse Höfling derbe Schnizer
ins Gespräch von schönen Künsten webt!
Kurz, wer hinter des Verstandes Rücken
seine Zunge braucht, und macht's zu bunt,
dem, Patronin, gieb von freien Stücken
flugs ein Notabene auf den Mund!
Und mir selbst auch, wann ich schneller schwaze,
als die Ueberlegung folgen mag,
oder stumpf und mat die Leier kraze,
wie ein Versler vom gemeinen Schlag.
Doch, soll deine Warnung Früchte tragen,
so kom nicht als Kritiker vermumt. —
Denn was braucht ein freier Man zu fragen:
ob ein Kritler lächelt, oder brumt?

Langbein.

Gedruckt in Ifens Buchdruckerei zu Weissenfels.

Möge dann Gothas Herr dem Maler werden, was vormals
andgraf Hermann von Thüringen Eschilbachen gewesen!

J. J. Bodmer.

2.

Ueber die Sitte der Weihnachtsgeschenke.

1781.

Es war eine schöne Sitte bey den Römern, daß sie in
en Tagen, die sie dem Andenken der goldnen Zeit widme-
en, in welcher, wie sie meinten, Saturnus geherscht hät-
e, allen Unterschied der Stände aufhuben, und die Knech-
e einer völligen, zwar kurzen, aber jährlich wieder kom-
nenden, Freiheit geniessen liessen. Und doch, so schön
ie war, hatte diese Feierlichkeit etwas trauriges; sie er-
nnerte lebhaft an den Verlust der goldnen Zeit, das Brod
er Dienstbarkeit und die Fessel schienen nach Verlauf eini-
ger Tage dem Elenden, der zu ihnen zurückkehren mußte,
ur desto härter.

Unsre Väter haben uns nicht diese, aber eine andre
Sitte hinterlassen, welche schön und rührend ist: eine Art
es häuslichen und doch algemeinen Gottesdienstes, welcher
em gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Va-
er der Kinder ist; dem gefallen muß, der die Kindlein
erzte, und selber ein Kind ward.

Gesegnet sei der Mann, der diese Sitte erfand, der
uerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder sei-
es Hauses versamlete, den kleinsten erzählte, daß der
Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre,
ie grösseren an diese Warheit mit Rührung erinnerte,
nen sagte, die ganze Christenheit freue sich, sie sollen
ch auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und

 sie

sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkten, aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe!

Es ist eine der süssesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, dem ganzen Hause feierte. An dem Tage liessen meine Eltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die lezte Magd mußte sich freuen, denn es herschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser aller!“

Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nazion, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns.

Gern geh ich auf den Christmarkt die Abende der Christwoche, und besuche die erleuchteten Buden, welche vol von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen, wiewol sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren.

Aber welch ein Anblick, wann nun die süsse Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!

Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahrszeit, Aepfel, Nüsse und Rosinen, verbergen und erleuchten, die schönen Puppen und Reuter und Schlitten und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnizt die Flucht nach Egypten, oder die Hirten, oder die Weisen von Morgenland mit dem schönen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeuget von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unsrer Väter.

Man

Mancher schon Erwachsne, deß die Welt begehret ihn zu sichten wie den Waizen, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der kleinen gemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läst eine Thräne nieder fallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der lieget in Mariens Schooß
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein!
Kyrieleis!

Es gehört zum Charakter unsers Jahrzehends, das Herzliche aus der Religion verbannen und sie ihrer eigenthümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen.

Mancher unsrer izigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkentniß desjenigen abziehen wollen, der da sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein solcher kennet das Herz des Menschen nicht! Es kan nicht zu früh sich den süssesten und edelsten Eindrücken öfnen. Es bleibt nicht so rein, wie es in der Kindheit ist, nicht so empfänglich.

Solte jemand sich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, so wisse dieser jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlasse, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Wonne der ganzen Christenheit am heiligen Abend überlassen zu können.

Das ist meine Freude! Das ist mein Stolz! Ich schäme mich dessen nicht, auf daß nicht einst das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, sich mein schäme, wenn es wieder komt mit vielen tausend Engeln, in der Herlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

3.

Zuverlässige Nachricht

vom neuesten Zustande der Russischen Bergwerke.

Aufgesetzt im Jahr 1781. *)

Unter den Goldbergwerken des Russischen Reichs ist am längsten aber auch zugleich mit dem geringsten Vortheil dasjenige bearbeitet, welches nordwärts von St. Petersburg zwischen dem weissen Meer und dem See Onega liegt, und Wretzkoe Pudniak heißt. Es wurde im Jahr 1744 entdeckt und hat bis zum Jahr 1768, da man aufhörte es zu bearbeiten, nicht mehr als 120 Mark Gold, und ohngefehr 10,000 Pud sehr reiches Kupfererz geliefert. Die Kosten haben bis dahin 80,000 Rubel betragen. Im Jahr 1772 fieng man von neuem an, dieses Werk zu bearbeiten, wovon es ohngefehr die Kosten theils in Golde, theils in Kupfer bezahlt. Die jährliche Ausbeute an Golde beträgt nicht über 12 Mark, wovon das Pfund über 200 Rubel kostet.

Die Goldminen in der Gegend von Kathrinenburg sind weit neuer, und in einem blühenden Zustande, der noch eine sehr lange Dauer verspricht. Es sind hier drey Seifenwerke angelegt. An Golde sind diese Bergwerke eigentlich zwar sehr arm; die Bearbeitung derselben, und

*) Wäre es mir erlaubt, den Verfasser dieses wichtigen Aufsazes zu nennen, so würde man eingestehn, daß er das Beiwort: zuverlässig mit größtem Recht verdiene. Da es aber ausdrücklich verboten ist, den Verf. zu nennen, so kann ich nur versichern, daß er von dem Gegenstande vorzüglich unterrichtet, und ein Mann ist, dessen grosse und ausgebreitete Einsichten, so wie sein scharfsinniger Beobachtungsgeist durch klassische Schriften schon längst dem Publikum bewährt sind. Der Aufsaz ist übrigens ursprünglich französisch geschrieben, und von mir aus der Handschrift übersezt worden. D.

nd das Aussortiren erfodert über 1200 Arbeiter. Indessen bezahlen sie die Kosten sehr gut, und liefern jährlich ber 200, bis 240 oder 260 Pfund Goldstaub.

Die wichtigsten Bergwerke im ganzen Reich sind ie von Kolivan, zwischen den Flüssen Irtisch und Obi. ʼin Schmiedeknecht, Demidoff, der, um einer Strafe, iit der er bedroht war, zu entgehen, in diese Gegenden on Sibirien floh, entdeckte diese Minen, und erhielt, a er diese Entdeckung anzeigte, nicht nur Verzeihung seies Vergehens, sondern auch das Eigenthum sehr vieler ʼisen- und Kupferminen, welche ihm unermeßliche Reichümer erwarben. Seine Söhne und Enkel sind jezt baonisirt, und gehören zu den reichsten Partikuliers im ande. Im Jahr 1728 fieng die Bearbeitung an, und ieng zuerst allein auf Kupfer. Im Jahr 1748 wurden uerst die Reichthümer dieser Gegend in Gold und Silber,*) er Regierung angezeigt, welche sich derselben sofort benächtigte, und die ganze Ausbeute dieses russischen Peru, ließt seit der Zeit in die besondere Kasse der Kaiserin. Nach Verhältniß der zugenommenen Betreibung dieser Bergwerke sind fünf Schmelzhütten angelegt, und das Produkt davon ist von 1749 bis 1762 jährlich zwischen 2 bis 400 Pud Silber gewesen; von 1763 bis 1769, 4 — 800 Pud, und in den neuesten Jahren 1000 bis 1200. (Ein Pud hat 40 Pfund, 13½ Unze das Pfund gerechnet.)

Das Silber wird aus den Kolivanschen Gruben beinahe gediegen herausgebracht, und hält auf 100 Pfund, über drei Pfund Gold. Die Scheidung desselben geschieht zu Petersburg. Von 1749 bis 1771 hat die ganze Ausbeute betragen 10,000 Pud, die ohngefehr

*) Welche Demidoff schon lange vorher kannte, nach Herrn Büschings Bemerkung Erdbeschr. I. 1124. wo man auch schon sehr genaue und mit den hier gelieferten, in den Hauptsachen zusammenstimmende Nachrichten findet.

318 Pud Gold geliefert haben. Von 1771 ist das jährliche Produkt goldhaltigen Silbers ohngefehr 1000 bis 1100 Pud gewesen; das leztere Jahr hat nur 800 Pud gegeben, weil man in den Schmelzhütten bauen müssen. Die Mine vom Schlanganberge ist jezt die erheblichste; sie liefert jährlich beynahe eine Million Pud von Erzen aller Art, und enthält noch wohl für 20 — 30 Jahre gleichen Vorrath. — Alle hiesige Werke beschäftigen an 4000 Berg- und Hüttenleute, und 40,000 Bauern aus den Distrikten Tomsk, Kusnezk, welche jezt mit einem Theile des Gebiets von Tara und Krasnojarsk das neue Gouvernement von Barnaul ausmachen. Die Bauern werden zum Holzfällen, zum Anfahren und Zubereiten der Kohlen gebraucht. Es wird ihnen diese Arbeit an ihrer Kopfsteuer abgerechnet, welche die Bergkasse der allgemeinen Staatskasse ersezt. Seit 1766 kan diese Bergkasse alle ihre Zahlungen mit sibirischer Münze machen, welche zu Nischnei- (Nieder) Susun, aus dem bey der Scheidung des Silbers übrig gebliebenen Kupfer geprägt wird. Diese Münze darf disseits Tobolsk nicht kursiren, es sollen jährlich in derselben für 250,000 Rubel dieses Kupfers, welches noch etwas weniges Gold und Silber hält, *) vermünzt werden. Da sich aber in den lezten Jahren die Ausgaben sehr vermehrt haben, hat man sich genöthigt gesehn, bis zu 300,000 Rubel und drüber fortzugehn. Man bestreitet

*) Herr Büsching (Erdbeschr. I, 1125) bemerkt, daß in den ersten 30,000 Pud Kupfer, welche man auf diese Art vermünzet, noch 2½ Pud Silber, und auf drei Pud Gold verstekt gewesen wären, dessen Seigerung man nicht vortheilhaft genug fand, und daher auf diese Idee kam. Ein Pud dieses Kupfers, sezt er hinzu, müsse für 16 Rubel Kupfer, und für 8 Rubel 65 Kopeken güldisch Silber enthalten. Auf jedes Pud werden 35 Kop. Kupfer geschlagen, so, daß aus demselben für 25 Rubel Kupfermünze nach dem innern Werth geprägt werden.

reitet mit diesem Gelde alle Bergwerksarbeiten, die
opfsteuer der Bauern, welche zu den Bergwerksarbeiten
:braucht werden, und selbst den Transport des Silbers
is Tobolsk. Die ganze Ausbeute von Gold und Silber
t daher reiner Gewin, welcher durch die Vermünzung
och um $\frac{1}{3}$ vergrössert wird.

Die Blei- und Silberbergwerke zu Nortschinsk
nd weit älter, als die vorigen, und gehören dem Staat.
Sie wurden 1704 zuerst bearbeitet aber bald wieder ver-
ssen, weil sie nur geringen Vorth il gaben. Man kan
: dagegen jezt als eine sehr beträchtliche Revenue der Krone
nsehn, und die Menge der neuen Adern, welche man
nmer entdeckt, macht sie fast unerschöpflich. Es befinden
h bei denselben sechs Schmelzhütten. Die Ausbeute ist
om Anfang an, folgende gewesen:

on 1704 bis	721 —	118 Pud	12 Pf.	27	Solotn.	Blicksilber.	
— 1721 —	1731 —	37 —	18 —	27	—	—	—
— 1731 —	1741 —	33 —	13 —	32	—	—	—
— 1741 —	1751 —	391 —	17 —	2	—	—	—
— 1751 —	1761 —	1090 —	31 —	40	—	—	—
— 1761 —	1771 —	3156 —	7 —	39	—	—	—
— 1771 —	—	418 —	13 —	46	—	—	—
— 1772 —	—	405	—	—	—	—	—

Seit dieser Zeit hat die jährliche Ausbeute zwischen
00 und 400 Pud betragen. Im Jahr 1772 betrug
as ganze Produkt dieser Werke 5650 Pud, 33 Pf. 21
Solotniks an Silber, von dem man auf jedes tausend
fund 12½ Pf. Gold rechnete. Das nertschirskische Blei
ird fast ganz zu den Schmelzhütten in Kolivan gebraucht,
o es an Blei fehlt. Das Silber hat von 1760, 10
is 16 Kopecken der Solotnik gekostet. Die in den Ner-
chinskischen Bergwerken gebrauchte Arbeiter bestehn aus
ohngefehr 1900 freien Bergleuten, welche, wie zu Kali-
on, wie Rekruten ausgehoben werden; 1000 bis 1800
Gefangenen, und ohngefehr 11,000 Bauern, welche zum
Holzfällen und zum Anbau einiger Ländereyen, die zum

Unterhalt der Magazine nötig sind, gebraucht werden.

Von Kupfer- und Eisenbergwerken hat sich die Krone nur wenig vorbehalten. Die meisten auf öffentliche Kosten angelegte Schmelzhütten sind nachher für einen sehr geringen Preiß an Privatpersonen überlassen worden. Die noch übrigen Kaiserlichen Schmelzhütten sind folgende:

Die von Olonez liefern jährlich etwa 8 bis 10,000 Pud Eisen, zu Kanonen, Bomben und Kugeln verarbeitet, und 15,000 in Stangen von sehr mittelmäßiger Güte. Die längs dem Uralischen Gebürge angelegten Schmelzhütten sind weit beträchtlicher und liefern den größten Theil des bey der Flotte, der Armee und andern öffentlichen Arbeiten gebrauchten Eisens. Sie beschäftigen über 1700 Berg- und Hüttenleute, und 43,000 Bauern, welche in den Wäldern für ihre Kopfsteuer arbeiten. Sieben Hütten und Eisenhämmer liefern jährlich 400,000 Pud und drüber vortrefliches Eisen, und in einer Hütte gewinnt man auch noch ein hundert Pud Kupfer des Jahrs.

Eine Hütte bei Kathrinenburg, zu Kamierskoy, ist wegen der Kanonengiesserei berühmt. Sie liefert jährlich auf 93000 Pud, geschmolzenes, und über 8000 Pud verarbeitetes Eisen. Die Hütte von Pyschmenskoi giebt 17,000. Die südwärts von Moskau angelegte Schmelzhütten sind wenig beträchtlich.

Einige der Krone noch übrige Schmelzhütten in den Uralischen Gebürgen liefern jährlich 12 bis 1400 Pud Kupfer.

Zu Kathrinenburg sind noch verschiedene Fabriken für kaiserl. Rechnung, und eben daselbst befindet sich auch das kaiserl. Oberbergamt, von welchem alle Berg- und Hüttenetablissements in den uralischen Gebürgen abhangen. In der dasigen Münze werden jährlich für 2 Millionen Rubel Kupfer vermünzet, und sie wäre im Stande auf 2½ Mill. zu liefern. Aus einem Pud werden 16 Rubel

bel gepräget, welches der Krone 5 Rubel 69½ Kop. kostet. Privatpersonen haben in den Uralischen Gebürgen auf 105 Werke, von denen 56 bloß auf Eisen, 37 auf Kupfer, die übrigen auf beides arbeiten. Die Zahl der in denselben arbeitenden Unterthanen der Eigentümer beträgt 54,000, und die Zahl der Bauern, welche gleichfals für die Kopfsteuer, die von den Eigenthümern an die Krone bezahlt wird, arbeiten, beläuft sich auf 41,000. Das ganze Produkt dieser Werke betrug im J. 1772. 130,169 Pud Kupfer, und 4 Millionen 558,118 in den Hütten zu gut gemachtes Eisen, von dem, wenn es verarbeitet wird, etwas weniger als ein Drittel abgeht.

Der Staat erhält von diesen und allen andern Werken der Art in der Gegend von Moskau und Tula, von denen ich keine genaue Angaben liefern kan:

1) 4 Kopecken vom Pud Eisen, wenn es aus den Hütten kömt.

2) 5 Kopecken bei der Ausfuhr vom Pud des verarbeiteten Eisens.

3) Hundert Rubel von jedem Ofen, wo das Eisen geschmolzen wird. Diese Auflage wurde während des Krieges verdoppelt.

4) Von allem Kupfer den Zehnten.

5) Der Eigenthümer war bisher verpflichtet, ¾ des gewonnenen Kupfers der Krone für den geringen Preis von ½ Rubel das Pud zu verkaufen. Vom übrigen konte er nach Gefallen disponiren, wenn er nicht auch es freiwillig der Krone überlassen wolte, in welchem Falle er 6½ Rubel für das Pud erhielt. Zu Moskau und Petersburg wurde dieses Kupfer für 11 Rubel das Pud verkauft. Im vorigen Jahre (1780) führten die Engländer eine beträchtliche Menge Kupfer aus, welches sie in Petersburg für 10 Rubel erkauften. Dieses gab die Veranlassung zu dem Edikt, durch welches die freie Disposition der Eigentümer nunmehr auf die Hälfte ausgedehnt ist.

Im

Im Julius 1782. ist eine sehr merkwürdige das Bergwerkswesen betreffende Ukase erschienen. Durch dieselbe ist allen Eigentümern erlaubt, auf alle Arten von Erzen, die auf ihren Grundstücken entdeckt werden, für ihre Rechnung gegen eine mäßige Abgabe an die Krone arbeiten zu lassen, da bisher alle Gold- und Silberbergwerke ausschließlich der Krone gehörten. Wahrscheinlich wird dieses noch wichtige Entdeckungen von den reichen Metallen verursachen, und eine grössere Bevölkerung von Sibirien bewirken; aber vieleicht könte eben dieses zur Entvölkerung der europäischen innern Provinzen des Reichs beitragen, und also eine Verminderung des Ackerbaues zur Folge haben. —

4.

Die Gruft der Fürsten.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
ehmals die Gözen dieser Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichsten Schimmer
des blassen Tods erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsnacht, wie faules Holz.
Wie matt die grossen Silberschilde funkeln,
Des Fürsten lezter Stolz!

Entsezen packt den Wandrer hier beim Haare,
gießt Schauer über seine Haut,
wo Eitelkeit, gelehnt an einer Baare,
aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Kein Zehentritt stört seine Ruh.

Kein Donner spricht mit schreckenvollerm Grimme:
o Mensch, wie klein bist du!

Denn, ach! hier liegt der edle Fürst, der gute
zum Völker=Segen einst gesandt,
wie der, den Gott zur Nazionen=Ruthe
im Zorn zusammenband!

An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
doch kalte Thränen, nur von Stein,
und lachend grub vielleicht ein welscher Meister
sie einst in Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
die ehmals hoch herab gedroht,
der Menschheit Schrecken, denn an ihrem Nicken
hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand hinweggewelkt zum Knochen,
die oft mit kaltem Federzug
den Weisen, der am Throne laut gesprochen,
in harte Fesseln schlug. *)

Zur morschen Ripp' ist nun die Brust geworden
einst eingehüllt in Goldgewand,
an der ein Stern und ein entweihter Orden,
wie zween Kometen, stand.

Vertrocknet und verfault sind die Kanäle,
wo geiles Blut wie Feuer floß,
das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
wie in den Körper, goß.

Sprecht,

*) Hier ist des Verfassers Schicksal berührt, aber sein Name werde hier nicht genannt.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
nun Schmeichelein ins taube Ohr!
beräuchert das durchlauchtige Gerippe
mit Weihrauch, wie zuvor!

Es steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
und wiehert keine Zoten mehr,
damit beschminkte Zofen ihn befächeln,
schamlos und frech, wie er.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
die Schrecken der Religion,
und gottgeschafne, beßre Menschen hielten
für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
der unsre Schulden niederschreibt,
durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger
und Jagdhorn übertäubt;

Die Hunde nur, und Pferd' und geile Dirnen
mit Gnade lohnten, und Genie
und Tugend darben liessen (denn das Zürnen
der Geister schreckte sie!)

Die liegen nun in dieser Schauergrotte
mit Staub und Würmern überdeckt!
Wie stumm! Wie ruhmlos! noch von keinem Gotte
zum Leben auferweckt!

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
ihr Schaaren, die sie arm gemacht!
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
kein Wütrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
die Nachts das Wild vom Acker scheucht!

An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
der matt vorüber keucht!

Hier weine nicht der bleiche Waisenknabe,
dem ein Tirann den Vater nahm!
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe
vom fremden Solde lahm,

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen!
Seid menschlicher! erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
der Donner zum Gericht,

Wo Todesengel nach Tirannen greifen,
wann sie im Zorn der Richter weckt,
und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
der flammend sie bedeckt! —

Ihr aber, beßre Fürsten, schlummert süße
im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
gehüllt in Blumenduft!

Jauchzt nur entgegen jenem grossen Tage,
der aller Fürsten Thaten wiegt!
Wie Sternenklang tönt eure Fürstenwage,
drauf eure Tugend liegt.

Ach! unterm Lispeln eurer frohen Brüder,
(ihr habt sie satt und froh gemacht!)
Wird eure volle Schaale sinken nieder,
wann ihr zum Lohn' erwacht!

Wie wird's euch sein, wann ihr am Sonnenthrone
des Richters Stimme wandeln hört:
Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone!
Ihr seid zu herschen werth!

---

5. Exzerpte

5.

Exzerpte aus meinem Reisejournal nach Holland.

Vollständige Nachrichten von dem neuesten Zustande der schönen Litteratur in Holland lassen sich freilich, wenn ich auch darum gereiset wäre, in 3 bis 4 Wochen nicht sammeln. Auch bin ich der Sprache nicht mächtig genug, um gründlich davon urtheilen zu können. Mir deucht, ihre Poesie ist ungefähr das, was die unsrige vor 40 bis 50 Jahren war. Juffrow Becker Wedewe Wolf in Beemster hat im Schönaichischen Geschmacke einen Germanikus gedichtet, und von Alphen giebt vermischte Gedichte heraus, die man vieleicht mit unsers Brockes Gedichten vergleichen kan. Von eben diesem Alphen habe ich mit Vergnügen Kinderlieder gesehen, ganz in Weissens Tone, auch grossentheils dem Deutschen nachgeahmt. Die Naivetät, die der Karakter solcher Lieder ist, scheint der holländischen Sprache eigen zu sein. Ueberhaupt wär es schon der Mühe wert, daß ein deutscher Sprachkundiger in die Tiefen der holländischen Sprache eindränge. Er würde da manches altdeutsches Wort finden, das wir uns mit Nuzen wieder zueignen und dafür den oft geborgten fremden Ausdruck verbannen könten. Mir fält nur gleich ein, daß wir im deutschen kein Wort für einen mit Bäumen besezten Spaziergang haben, und daher das französische nicht einst bestimmte Wort Allee gebrauchen. Die Holländer bedienen sich hier des altdeutschen Worts laan, welches den Begrif eines Baumganges ganz und allein ausdrückt. Die Engländer haben es von ihnen entlehnt. Warum wollen wir es nicht herstellen?

In der niewe Kerk zu Amsterdam ist vor einigen Jahren dem ältern holländischen Dichter van der Von-

del

del ein simpels Ehrengedächtniß errichtet worden; eine marmorne Urne mit der Unterschrift: Vondel. — Wie viel schöner dies als das kleine bunte Epitaphium, welches der brave Kapitain Bentink errungen hat. Es ist in derselbigen Kirche.

In Delf sah ich neben des grossen Wilhelms Grabe mit grossem Vergnügen ein Monument, das im vorigen Jahre dem Hugo Grotius von dessen Verwandten gesezt ist. Eine schwarze Piramide, um die sich ein weisses Leichentuch schlinget. Vor ihr eine Urne mit einer Blumenkette umwunden. Zur Rechten en medaillon des Todten Bildniß, ruhend auf einem Buche und an die Urne gelehnt. Zur Linken, der Jüngling mit umgestürzter Fackel und dem Wonneblicke der Wehmut. Wie viel rührender er, als die Marschengel, welche gemeiniglich bei Schaaren die holländischen Monumente umheulen. Die Unterschrift Hugoni Grotio sacrum würde hingereichet haben. Man hat aber für gut gefunden, noch zwölf Hexameter von Petrus Burmannus secundus hinzuzufügen, die in gewaltigen Hyperbeln sein Lob posaunen, und auf seine Schriften anspielen. Ich denke, die Grotius nicht kennen, werden ihn hieraus nicht kennen lernen; und seine Vertraute würden mit mehr Zufriedenheit von dannen gehen, wenn sie allenfals nur die beiden lezten Zeilen läsen.

Grotius hic situs est. Tumulo discedite, quos non
Musarum et patriae servidus urit amor.

Ich bin in Gorcum gewesen, wirklich mit in der Absicht, um das Schloß Löwenstein, wo Grotius anderthalb Jahre gefangen gesessen, zu sehen. Er wäre weniger zu bedauern gewesen, wenn sein Zimmer ihm die herliche Aussicht nach der Maaß und den an beiden Ufern des schifbaren Flusses liegenden Städten Gorcum und Worcum gewähret hätte. Allein ein Gitterfenster, den bringet vom innern Schloßplaze schwaches Licht in das

gar kleine Zimmer, was er bewont hat. Ich verzeih' es ihm, daß er troz dem Sokratischen Grundsaze und Vorbilde floh. Daß er aber seine Gattin zurück ließ, und sie der Wilkür solcher Richter, die er für ungerecht hielt, aussezte, ich weis nicht, ob das so verzeihlich war. Boerhavens Monument in einer Leidenschen Kirche mit der Inschrift: Salutifero Boerhavii genio sacrum: und der Devise: Sigillum veri simplex: stehet in van Switens Kommentar über Boerhavens Vorlesungen abgebildet: Ich führe es an, weil ich finde, daß in Björnstähls Reisen die Devise unrecht angegeben ist. Von ältern Monumenten schweig' ich, da sie, denk ich, schon sonst beschrieben sind. Doch mag hier noch eine holländische Inschrift stehen, die ich in einer Amsterdammer Kirche las und ihrer Kürze wegen abschrieb. Der Held ist Abr. van der Hulst, und das Sterbejahr 1666.

Hier rust hy, die niet rusten kon,
Eer hy den Vyandt overwon
Omhoog leeft hy in Vreugden
In Marmor door syn deugden.

Die Holländer sind jezt recht im Zuge, alle unsre deutsche Schriften zu übersezen. Ich sah sogar die Hand voll Menschenfreuden, die in ihrer neuen Tracht, wenigstens in Ansehung Papiers und Drucks, gewonnen hatten. Der Uebersezer der Lavaterschen Phisiognomik ins Holländische, wovon 3 Theile in 8 heraus sind, war ein Herr von Have, der jezt todt ist. Ob und von wem das Werk wird fortgesezt werden, weis ich nicht. Die Kupfer-Nachstiche sind eben so wenig gerathen, als die im ersten Essay der französischen Uebersezung befindlichen. Doch sol es bei leztern, mehr ein Fehler des Abdrucks als des Stichs sein, und der Uebersezer Hr. Renfner, Sekretär bei der preußischen Gesandschaft, versicherte mich, daß man die Kupfer des zweiten Essays, von denen er schon einige Abdrücke in Händen hatte, besser finden würde. Daß das französische Werk durch Lavaters neue Bear-

beitung eher ein neues Werk als eine Uebersezung zu nennen sei, ist schon bekant. Als neue Kupfer fielen mir Raynals Kopf und Heidegger als Leiche auf. Madame de la Fite, deren Enthusiasmus Renfnern hauptsächlich zu der schweren Unternehmung befeuert zu haben scheint, ist jezt in England; sie sieht aber die Bogen der Uebersezung vor dem Drucke nach. Es sind etwa 70 Exemplare der Phisiognomik nach Paris gegangen. A whimsical work! schreibt der Londoner Buchhändler, und ist wegen des Absazes bekümmert. Renfner hat auch Sulzers Reisen ins Französische übersezt, und Nikolais Versuch über den Tempelherrnorden liegt zum Drucke fertig. Hab' ich's recht verstanden, so hat er Lust, sich an Karl Ferdinern zu machen. Ich war bei Gosse, dem Verleger der Annalen des Linguet und sah aus einem Briefe des leztern, daß wir, seiner noch schwachen Gesundheitsumstände wegen erstlich im künftigen Jahre die Fortsezung der Annalen zu erwarten haben. In Leiden besuchte ich den Prof. Ruhnken, aus Stolpe gebürtig, der aber schon in seinem achtzehnten Jahre nach Holland gekommen ist, und seine Muttersprache ziemlich verlernt hat. Er zeigte mir seine neue Ausgabe der homerischen Hümne an Dämatär, woran nur noch ein Bogen fehlte, und die wir also nächstens zu erwarten haben. Er wußte von der Stolbergischen Uebersezung, hatte sie aber nicht gelesen. Eine marmorne Büste des Homer, die aus Griechenland gebracht und ihm geschenkt war, intereßirte mich sehr. Sie ist vortreflich erhalten, und nach Hemsterhuis Meinung wenigstens aus den Zeiten der Antonine. Den Prof. Sandifort, der die merkwürdigen Präparate des Albinus in seiner Verwahrung hat, fanden wir nicht so geneigt uns gefällig zu sein, unerachtet ein Arzt in unsrer Geselschaft war, der mit Kentniß der Sache sehen konte, und also gewissermassen ein Recht dazu hatte. Wir mußten uns mit vielen andern Reisenden trösten, die, wie wir nachher hörten, gleiche Schwierigkeiten erfuhren. Leiden ist

ist freilich noch die zahlreichste holländische Universität. Allein die Professoren klagen doch über das Collegium Illustre zu Amsterdam, welches sich herausnimt, die Studirenden so weit zu bringen, daß sie nur auf die Universität zu gehen brauchen, um zu promoviren. Gröningen erkranket sehr, seitdem die theologische Fakultät den Professor von der Mark von da weggebissen hat. Er ist jezt in Lingen, und unser Landsmann Schröder ersezet ihn wenig.

Im Haag, von da sich billig auch die Aufklärung verbreiten muß, habe ich das Vergnügen gehabt, einen Gottesacker ausser der Stadt zu sehen. Es ist schrecklich, wie die Holländer ihre Todten in den Kirchen häufen. Nur der ärmste Theil des Volks wird auf den Kirchhöfen beerdiget, und wenige Kirchen haben einst Höfe. Dieser Gottesacker beim Haag liegt auf dem Wege nach Schevelingen, und gehört einer geschlossenen Geselschaft von Personen, die sich zu dessen Anlage verbunden haben. Nicht weit von da haben auch die Juden ihren Begräbnisplaz. Der trostreiche Spruch Deut. 32. v. 39. „Ich kan tödten und lebendig machen" steht vor der Pforte geschrieben. Ueber dem Eingange des christlichen Gottesackers stehen die Worte: ter nafolginge (zur Nachfolge) und wie ich höre, nicht ohne Frucht. Schon hat ein Baron von Tuyl, von patriotischem Eifer beseelt, ein Stück Landes bei Utrecht zum Gottesacker hergegeben. Ob aber das Volk sein Vorurtheil sobald verlassen, und die Todten dieser ungeweihten Erde anvertrauen werde, das ist die Frage. Wenn wie hier das Interesse der Kirchen und ihrer Diener die Zerstreuung des Nebels verbeut, da weis man schon, wie schwer es der Philosophie wird, mit ihren Stralen durchzudringen. — Ich habe im Haag Herrn Hemsterhuis kennen lernen. Er scheint ein funfziger zu sein, und ist klein von Statur. Mit vieler Bereitwilligkeit führte er uns in des Prinzen Kabinet, das eine kostbare Samlung von antiken Statüen in Bronze

Bronze und Marmor, wie auch von geschnittenen Steinen, Cameen und Münzen enthält. Ich erinnere mich mit Vergnügen eines Herkules, etwa 5 Daumen hoch, und einer grösseren Göttin der Verschwiegenheit ohne Arme, mit dem Ringe um den Mund, beide von Bronze. Eine sonderbare Empfindung war es, unter den marmornen Köpfen des Brutus, Cicero, Vitellius und andrer Alten, die an sich schöne und redende Bildsäule des Ignatius Lojala zu treffen. Solch ein Gesicht hat sicher das ganze Altertum nicht hervorgebracht und die Welt würde sich besser befinden, wenn es die Natur auch nie wieder bildete. Die Bibliothek des Prinzen besteht nur etwa aus 12000 Bänden, doch schien mir das Fach der Geschichte ziemlich vollständig zu sein. Der Bibliothekar Mr. Joncourt, der selbst eine Geschichte der vereinigten Niederlande geschrieben hat, war so gütig, sich uns einen ganzen Morgen zu widmen, und zeigte unter andern das mit Mönchsschrift geschriebene und von Gold- und farbigen Gemälden glänzende Handgebetbuch Marien v. Medicis. Noch merkwürdiger ist eine Uebersezung des Curtius in Folio, die Karln dem Kühnen überreichet und durchweg mit Malereien verzieret ist. Gleich vorn hat sich der Uebersezer selbst vorgestellet, wie er mit gebogenen Rücken sein Buch dem Herzoge darreichet. Nachher sieht man das Lager Alexanders mit Kanonen umpflanzet. Man sieht Alexandern, wie er nackend aus dem Flusse steiget und wie ihm sein Leibarzt Philipp mit aufgehobenem Finger die Unvorsichtigkeit des Badens vorhält u. s. w. Alles in herlichen Farben geklexet, die sich vortreflich erhalten haben. Lieber wandelte ich freilich unter den Ruinen von Palmyra und Balbek und wagte mich unter Hamiltons Leitung kühn in die phlegräischen Felder. Dieser herliche Führer stellte mir auch die hetruszischen Vasen in aller ihrer Schönheit dar, und ich muß sagen, das sie weit meine Erwartung übertrafen. Die Gemäldesamlung, die seit einigen Jahren

einen vortheilhaftern Plaz erhalten hat, ist nicht groß, aber es sind ausgesuchte Stücke und Originalien meist von niederländischen Meistern. Rubens, van Dyk, van der Werf, Wouvermann, Potter, das sind die Namen, die man am meisten höret. Gleich beim Eingang in's grössere Zimmer zeigt sich sehr vortheilhaft ein grosses Schlachtstück von Wouvermann. Es ist hinreissend schön. Man glaubt sich in dem Gewirre der Feldschlacht und nimt wechselsweise Theil an der Wut der Krieger und der Verzweiflung der Sterbenden. Doch ich bin bei weitem nicht Kenner genug, um die Feder in der Hand mit kritischem Blicke das Zimmer weiter durchzugehen. Aber das Kabinet kan ich nicht verlassen, ohne den Manen van der Werfs den schuldigen Tribut zu opfern. Lange hab' ich und mit innigem Vergnügen vor seiner Flucht Josephs und Mariens geweilt und nachgefühlet, was er hat malen wollen. Die Ergebung in den Willen Gottes ist in dem himlischen Gesichte Mariens wunderbar ausgedruckt. Das Kind Jesus schläft in ihren Armen. Sie fasset die Hand Josephs, der über die Wege Gottes in Gedanken verloren, langsam folget, und, wenn ich sagen darf, fast ein wenig zu kümmerlich gebildet ist.

Der reformirte Prediger, Professor Barkey aus Bremen, welcher durch seine bibliothecam Hagansam in der gelehrten Welt bekant ist, wird alt und harthörig. Er ist sonst der treuherzigste und beste Mann von der Welt, der sich ausserordentlich über unsern Besuch freute. Der alte Mann betrauerte den Verlust seines einzigen Sohnes, der Prediger zu Bentheim gewesen ist. Zudem hat er bei der lezten Synode Verdruß gehabt. Man hat einige in seine Bibliothek aufgenommene Stücke die Censur nicht passiren lassen wollen. Die Professoren sind sonst in Holland der Censur nicht unterworfen. Weil der Professor aber bei ihm nur ein Titel, so ist er mit diesem Vorwande nicht durchgekommen.

men. Er hat daher die Bibliothek aufgegeben und sie seinem Schwiegersohn dem Professor Berg zu Duisburg übertragen, der sie unter seiner Mitwirkung fortsezt. Es war eben Synode im Haag und mir stieß in allen Gassen ein Schwarzrock mit ungepudertem Haar und der unerbittlichen Miene der Verdammung auf. Ich glaubte, in Jedem einen Hoffstedte zu sehen, der mit kalter Unempfindlichkeit die größten Männer des Altertums lästert und sie zur Hölle verweiset. Wie ist es möglich, daß die schreckliche Brut des Gomarus in einem Lande der Freiheit hat siegen können? Aber freilich war auch die Zeit dieses Sieges kritisch genug für die holländische Freiheit. Das dortrechtische Concilium liesse sich füglich mit dem sogenannten Rumpparlement zu Cromwells Zeiten vergleichen. Ich erkundigte mich vergebens nach Nozemann dem guten arminianischen Geistlichen und mutigen Widersezer der hoffstedtischen Abscheulichkeiten. Es kante niemand den Edeln. Vielleicht unterredet er sich schon in bessern Welten mit Sokrates, Melanchthon und Arminius, und betet mit ihnen zu Gott für ihre Verfolger. Gewiß, ihn empfingen bei seiner Ankunft mit frohem Getümmel die Schaaren seliger Geister, und jauchzten ihm, wie sie Abdieln jauchzten:

> Servant of god, well done! well hast thou fought
> the better fight, who single hast maintain'd
> the cause of truth &c.
>
> Milton VI. 29.

Mit Vergnügen hörte ich zu Amsterdam in der schönen lutherischen Rotonda den Pastor Mutzenbecher predigen. Sein lebhafter, angenehmer Vortrag würde mich zur nähern Bekantschaft mit ihm aufgemuntert haben, wenn ich nicht ohnedem das Schreiben eines Freundes an ihn abzugeben gehabt hätte. Ich fand einen lieben Mann, dessen grosses sanftes Auge gleich Zutrauen erwecket, und der, nicht mit Geschäften überhäuft, im Schooß seiner

Familie ein glückliches Leben zu führen scheint. Die deutsche Litteratur ist ihm nicht fremd geworden, und er trägt als Direktor einer deutschen Lesegesellschaft viel zu derselben Verbreitung in Holland bei.

Ich habe den Gottesdienst vieler Sekten besucht. Ich war bei den Mennoniten, wo ich viel Andacht anzutreffen glaubte. Ich war in Zeist, einem sehr angenehmen herrenhuthischen Dorfe, ein Stündchen von Utrecht, und wohnte der öffentlichen Betstunde bei, die alle Abend um 7 Uhr gehalten wird. Der Gesang war sanft und erbaulich: aber minder gefiel mir des Geistlichen Rede, die ganz im Bogatzkischen Tone war. Endlich besuchte ich in Amsterdam die Quäkerversamlung. Sie bestand mit Inbegrif zweier Kinder aus 10 Personen, die, nachdem sie eine Stunde lang die Augen verkehrt, sich die Stirne gerieben, und geseufzt hatten, ohne Sang und Klang wieder auseinander gingen. Es hatte sich keiner vom Geiste Gottes getrieben gewähnet zu reden. Ich muß sagen, weniger bin ich von keinem Gottesdienste erbauet gewesen. Wie gerne hätt' ich die Gefühle der Leute ergründet! Wie gerne hätt' ich gewußt, ob es wahre oder verstellte Empfindungen sind, die sie in Bewegung sezten! Ach! klagte ich mit Milton:

Neither man, nor angel can discern
Hypocrisy, the only evil, thal walks
Invisible (except to god atone)
By his permissive will trough heav'n and earth.

In Harlem habe ich einen recht angenehmen Tag zugebracht. Die erste Probe des Laurenz Costerschen Drucks, welche Herr Endscheve zeigt, hat mich zwar nicht sehr interessiret, und ich mögte um vieles nicht bestreiten, daß das Ave Maria auf Pergament mit beweglichen Buchstaben gedruckt sei. Aber die Gegenden um der Stadt sind so angenehm, wie man sie irgend in Holland findet. Das Harlemmer Holz, welches unmittelbar

bar an die Stadt stößt, ist ein ziemlich grosser Park, der nicht übertrieben regelmässig angelegt, auch nicht verschnizelt ist. Die Wirtshäuser sind bei Sommertagen immer voll von Amsterdammern, die sich hier belustigen. An einer andern Seite der Stadt näher den Dünen der Nordsee liegt das reizende Dorf Blumenthal, das durch seine Bleichereien bekannt ist. Einen der Bleicher Herrn Byfoet, zu dem uns ein Freund aus Amsterdam führte, lernten wir als einen gastfreien, artigen Mann kennen, der sich ein Vergnügen daraus machte, uns die Wasch- und Bleichanstalten zu zeigen und einen Begrif von dem Umfang derselben zu machen. So eine Bleicherei (und es gibt deren bei Harlem 8 Leinen- und 8 Garnbleichen, die nicht beträchtlich unterschieden sind) erfodert 40 Weibs- und 15 Mannspersonen. Mehrenteils sind es Munsterländer, die im März hinkommen und im Oktober wieder heimgehen. Solch ein Weibsbild kan, nachdem sie Fertigkeit besizet, wöchentlich drittehalb bis viertehalb Gulden verdienen. Es ist ein sonderbarer Anblick, in einem langen Zimmer eine Reihe von 40 Personen mit Waschen beschäftigt zu sehen. Auf einem erhabenen Stule sizet die Hausfrau und führet die Aufsicht. Die Leute beköstigen sich selbst und leben größtenteils von dem, was sie von Hause mitbringen. Die Vortreflichkeit des Geräths, die Güte der Seife, der Pottasche und des Blaus machen, verbunden mit der Behandlung, die Vorzüge der Harlemmer Bleichereien aus. Ich habe amerikanische Pottasche gesehen, die so weiß wie Kreide war. Herr Byfoet versicherte mich daß er allein für saure Milch jährlich 2500 fl. bezahle.

Eine zweitägige Reise nach Nordholland, die ich in Geselschaft einiger Freunde unternahm, hat mir viel Vergnügen gemacht. Wir gingen um 6 Uhr Morgens mit dem ordinären Schiffe, das alle Stunden abgehet, nach Buykslоot über, heuerten da anf zwei Tage ein Fuhrwerk, das freilich sehr theuer ist, (wir mußten 13 Fl.

 für

für den Tag bezahlen) und gingen nach dem sonderbaren Dorfe Broek. Man sieht sich beim Eingang nach einer Fußmatte und einem Quispeldor um: So sauber ist alles. Der Reisende, dessen Briefe über Holland im Museum vom vorigen Jahre stehen, hat die Pedanterie der Leute richtig genug beschrieben. Das finde ich aber nicht bemerket, daß die Hauptthüre jedes Hauses nur zum Staat da ist, und blos bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen oder andern Feierlichkeiten gebrauchet wird. Wer dies nicht weis, begreift nicht, warum die Thürschwellen so hoch sind, daß man nicht ohne Beschwerde hinauf kommen kan. Wenn an jenen feierlichen Tagen werden zierliche lakirte Tritte zum Einsteigen angesezet, und alle Tage schleichen die Bewoner durch versteckte Nebenthüren in ihren Puppenschrank. Von Broek giengs auf Purmerent, wo wir mit Mühe über's Markt durch die gehäuften Käse drungen. Die Fahrt durch den Purmer und den Beemster ist angenehm. Es sind zwei ausgetrocknete Stücke Landes oder Polder, die mit geraden, breiten Alleen durchschnitten sind, und nichts als Wiesen, des fettesten Viehes voll, zeigen. Mich freute auf jeder dieser Wiesen an der Ecke einen kleinen Busch zu finden, der dem Viehe in der Mittagshitze Schatten gewähret. Es wäre gewiß nützlich, wenn dies in unsern kahlen Marschen nachgeahmet würde. Des Nachmittags kamen wir in Hoorn an der Südersee. Man kan die Stadt wegen ihrer Lage und der breiten, geraden Gassen schön nennen. Aber wir fanden sie für einen Seeort todt. Hier ist der Hauptsiz der mannigfaltigen Fabriken, die seit einigen Jahren auf Veranlassung der Harlemmer Gesellschaft zur Verbesserung der Manufakturen &c. angelegt sind. Obgleich man große Kosten angewendet hat, so will es doch nicht recht damit fort. Manches Angefangene ist daher wieder in Stecken gerathen. Die Wollenmanufakturen und die Tapetenmalereien und Druckereien scheinen noch am besten zu gedeihen. Es

fehlet an Händen zu arbeiten. Der Trieb zur See zu gehen, ist zu algemein. Wenn der Bursch 14 bis 15 Jahre alt ist, hat er keine Ruhe mehr in der Stube Wolle zu spinnen, und keine Prämien können ihn halten. Des folgenden Tages fuhren wir über Sardam nach Amsterdam zurück. Die Heimreise machten wir von da über Zwoll, wo wir einen angenehmen Nachmittag im Kranenburger Park zubrachten. In Aßen, dem Hauptorte in der Landschaft Drente, sahen wir den großen Kanal, den die Landschaft von da bis zur Swartsluis an der Südersee 12 Stunden lang hat schießen lassen, und der jezt seiner Vollendung nahe ist. Er hat durchgängig eine Breite von 40 Fuß, und dienet hauptsächlich den Drentern zu Verfahrung des Torfes, der so häufig in ihrem Lande gegraben wird. Am Ufer des Hafens zu Aßen, bei welchem sie jezt zu graben sind, erhoben sich schon verschiedene neue Häuser, und man hatte durchgängig die Hofnung, daß die verwendeten grossen Kosten gut angeleget seien. Es ist erstaunlich, wie wenig die Holländer das Geld achten, sobald es auf große, Vortheil versprechende Unternehmungen ankomt. Das ist der Geist des Staats, und hiedurch ist er geworden, was er ist. Wenn man so aller Orten den aufgethürmten oder in die Erde versenkten Raub aus allen Welttheilen siehet, so begreift man nicht, wie menschlicher Fleiß und Betrieb das alles in Zeit von zwei Jahrhunderten hat zu Stande bringen können. Denket man weiter, und sieht, wie das Land selbst den Wellen geraubet ist, und wie der Ozean ohne Aufhören mit Toben sein Eigentum zurückfodert, so wird das Erstaunen noch grösser. „Ich sehe, “ sagt Goldsmith, „ich sehe in der Tiefe, wo versunken Holland liegt, seine geduldigen Söhne vor mir stehen, geschäftig, da, wo der weite Ozean sich gegen das Land lehnt, die kommende Flut zu hemmen, und der hohen Dämme künstliche Zier zu erheben: Ich sehe den festverbundenen Wall mit langsamer Emsigkeit fortwachsen. Er verbreitet seine langen

Arme

Arme mitten durchs Toben der Wasser, schöpfet hervor ein Reich, und bemächtigt des Ufers sich. Der ausgeschlossene Ozean hebt über die Höhe sein Haupt, und sieh, unter ihm lächelt eine amphibische Welt. Träge Kanäle, gelb geblümte Thäler, Weidenbeschattete Ufer, gleitende Segel, gedrängte Jahrmärkte, angebaute Gefilde, eine neue Schöpfung entstieg seinem Reiche. "

So wie der Geist des Staats, so des einzelnen Bürgers. Der Mann im ewigen Schlafrocke, der karg lebet, und keinem Freunde zu essen beut, gibt mit Freuden seine Tausende zu Befrachtung eines Schiffes, und gibt, wenn jene verloren sind, mit gleicher Entschlossenheit die folgenden Tausende, um die erstern wieder zu gewinnen. „Des Menschen höchstes Glück ist es nicht Reichtum! Reichtum bewundern mit Recht Götter und Menschen." Dies sind die lezten Worte, die Euripides seinem Bellerophon in den Mund legt. Ganz Athen ward aufgebracht, als Bellorophon sie aussprach. Der Dichter sollte sogleich zur Stadt hinaus. Nur mit Mühe beredete er die Zuschauer, das Ende des Stückes abzuwarten, wo der Lobredner des Reichtums elendiglich ums Leben komt. — Ein Holländischer Euripides würde solch eine Begegnung nicht zu befürchten, sondern die Freude gehabt haben zu sehen, wie ein Jeder besorgt, daß ihm sein Reichtum anzusehen sein mögte, bescheiden auf seine schwarze Weste und Beinkleider niedergeblickt hätte. Denn Geld — Geld ist hier die Losung. Unde habet, nemo quaerit, sed oportet habere. Wahr ist es. Freiheit — Freiheit ist nur da, wo Reichtum ist.

Reichtum (sagt Pindar so schön)

Reichtum, so ihn der Tugenden Gefolge ziert,
Ist ein fördernd Mittel schöner Thaten,
Und erhebt den kühnen Flug
Hoch empor zu jeder Vortreflichkeit;

Ei

Ein rund um sich stralender Stern
Dem Helden ein leuchtender Glanz. —

Anders gesagt: Reichtum ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Schade, daß die Holländer sich den Diener über den Kopf wachsen lassen, daß das Mittel ihnen zum Endzweck wird! Und so ist Freiheitsliebe bei ihnen nur Bestreben, in Frieden handeln und reich werden zu können. Ich habe viel Stolz unter ihnen gefunden, der sehr dadurch genährt wird, daß sie selten aus ihrem Sumpfe hervorkommen, und die Welt sehen. Die Klasse der neugierigen Reisenden ist ihnen eine Thorheit. Man wird oft gefragt, was für Geschäfte man mache? und ich schämte mich fast zu antworten, daß ich reißte, um zu sehen, to kyken? sagen sie verwundrungsvol, und gehen ihres Weges. Daher auch das Einseitige, die Einförmigkeit in ihrem Karakter und Geschmack, daher so manches Vorurtheil, daher der Mangel an Geselligkeit und ausgebreiteten Kentnissen; daher —

Ah! les amours dans ce climat
Ont ils les manieres plus douces?
Ce sont des especes de mousses,
Toujours pendus a quelque mât.

Ich weis nicht, ob Dorat Recht hat, und ich hüte mich wol, über das schöne Geschlecht zu urtheilen, das ich so wenig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Das Weibsvolk von einer niedern Klasse aber hat mir gar nicht gefallen. Es ist was freches und wildes in ihren Gesichtern. Gleich wild und ausgelassen ist auch ihre Freude. Es war mir ein häßlicher Anblick, bei Spaziergängen alle Augenblicke einem Wagen mit trunkenen Bachantinnen zu begegnen, die aus vollem Halse unzüchtige Lieder sangen. Was sag' ich, singen. Ihr Gesang ist eintöniges Geheul. Dazu ist ihr Anzug so wenig vortheilhaft wie möglich, und wenn ja ein erträgliches Gesicht den übeln Eindruck auslöschen will, so stößt man

sich

sich an den grossen Schönpflastern, die das bischen Ra- gar vertilgen. Horrent, horrent in maculas, sing Statius, von Tigern nicht, von ihnen.

Kurz, Temple hat wohl Recht: „Es ist ein Land wo man mehr zu bemerken, als zu verlangen findet, wo man lieber zu reisen, als zu leben Lust hat.“ Und auch nur Einmal gefällt eine Reise durch diese ewige Fläche. Nicht so — gewiß nicht so mit dem andern, weit ärmern, und darum nicht minder glücklichen Freistaate, den Europa an ihrem Busen nähret. Ach! werd' ich sie noch sehen, die Fluren Helvetiens, die romantischen Ufer des Bieler Sees, und dich, einsames Eiland, wo der verfolgte Weise von Genf kurze aber selige Ruhe genoß? — Ich — gieng ich ja wieder, um mich zu zerstreuen, nach Holland, ich eilte gerade den Dünen der Nordsee zu, und verlöre mich in deine Schatten, o Sorgflict *)! Es waren glückliche Tage, die ich, an der Hand der Natur und der Freundschaft, in deinen Gebüschen, in deinen Thälern verlebte. Nicht in einem Garten, man ist dort in einer angenehmen Landschaft. Früh lag ich und spät am waldumkränzten See im Schatten zweier Klagweiden, deren hangende Häupter sich spiegeln im See. Leise Winde, geschwängert mit dem Blütenduft des nahen Orangenwaldes, rauschten sanft in die Weiden, und das fernere Tosen des Nordmeers, oft wiegt' es den Geist in süsse Vergessenheit des Elends, oft erhöht' es die Wonne der Wehmut. Ach! ich konte weinen — weinen kan ich hier. — Kom, mein Sophiechen, küsse die Thränen, die willkomnen Thränen von den Wangen deines Vaters! Armes Kind! sie fliessen um deine Mutter. Du kantest sie nicht.

*) Der Gräfl. Bentinkische Landsiz zwischen Haag und Schevelingen.

6. Ges-

6.

Gefühle des Christen.

Im Jun. 1782.

Du siehst, o Gott! wie tief ich fehle.
Zu dir erheb' ich meine Seele
und flehe dich um Tugendkraft.
Mut, Liebe, Wahrheit, innre Stärke
sind deiner Gnade beste Werke.
Sprich Ja, so bin ich tugendhaft.

Wie leicht der beste Wille weichet,
die Lust den Taumelbecher reichet,
das Herz empöret und betrügt!
Süß angelockt von Zaubersinnen,
wie kan ich der Gefahr entrinnen,
wenn nicht in mir die Gnade siegt?

Was sind wir ohne Gott? Wir wandern
von einem Irlicht zu dem andern.
Oft stürzt der Pfad tief mit uns ein
in Klüfte, wo Gewissensplagen,
Neid, Rach' und Haß das Herz zernagen
bei stolzer Lüge trübem Schein.

Wie kindisch uns Trugschlüsse blenden!
Gemütsruh fliehet; wir verschwenden
den Schaz, und haschen Flittergold.
Durch Glanz und Macht und eitles Loben
wird wahre Tugend nicht erhoben;
die Liebe Gottes ist ihr Sold!

Ich forsche, zweifle, denke, schwanke,
bis, abgemattet, der Gedanke
sich stammelnd selbst fragt: was ist wahr?

Da

Da flieh' ich zu dir, Gott! o Sonne
der Wahrheit! finde Licht und Wonne;
und alles ist dem Auge klar.

Wann Unglück stürmt, in trüben Tagen
Gram an der Seel' und Sorge nagen,
was heilet dich, o blutend Herz?
Der Trost in Jammer komt von oben.
Auf Schwingen des Gebets erhoben,
seufz' ich zu Gott; weg ist der Schmerz!

Nie zittr' ich, wann in finsterm Grausen
die Donner rollen, Wellen brausen:
Gott ist Polarstern in der Nacht.
Sein Hafen ist mir immer offen,
wo, nach so wildem Sturm und Hoffen,
mir ewig Morgenröte lacht.

O güldne Quelle glühnder Liebe!
ich schöpf' in dir so reine Triebe;
Gott, ich bin oft so glücklich hier!
Nur du kanst Glück und Dasein geben,
und dir entsprühten Liebe, Leben
für Welten, Engel, Mensch und Thier!

Geselligkeit erhöht die Freuden,
ergözt das Herz, ist Trost in Leiden;
Gott knüpft der Freundschaft edles Band.
Wohl dem, der ihren Werth erfahren,
der, wie im Glück, so in Gefahren,
ein andres Ich im Freunde fand!

Ich seh des Gatten reine Triebe,
der Gattin treue, keusche Liebe;
wie vieles hat da Gott gewährt!
Wie sie sich wechselsweis beglücken,

der Mutter Brust bei süssen Blicken
so hold den zarten Säugling nährt!

Gott hat zum Wohlthun uns erweichet.
Ich seh, wie Menschenherz ihm gleichet,
der Reiche mild auf Arme blickt,
des Mitleids sanfte Thräne fliesset,
die Bruderliebe sich ergiesset,
Elende tröstet und erquickt;

Seh, wie die Sonne Wärme stralet
und jede bunte Blume malet,
wann dort auf grüner Aue mir
die Lüftchen wehen, Vögel singen,
die Blütendüfte zu mir dringen;
Dank sei dann dir, o Schöpfer, dir!

Gib, daß ich mich zu dir erhebe,
Unendlicher! Ich staune, bebe!
Ich sehe da mit Einem Blick
Menschheit Jahrtausend' in dir leben,
seh Stern' und Welten in dir schweben!
Was bin ich? Staub und Augenblick!

Ich seh in heilig tiefer Hülle
der Sünde Fluch, der Gnade Fülle!
Ich seh verschmähetes Gebot!
seh Menschen ins Verderben rennen,
Verbrecher in dem Abgrund brennen!
Wer rettet? Christus, Mensch und Gott!

Er führet in den Glanz der Wahrheit.
Da thront entzückend schöne Klarheit,
da fühlt der Geist sich fesselfrei,
in Seligkeiten ewig blühend.

Gib, daß ich, unauslöschlich glühend,
für dich, o Gott, ganz Liebe sey!

Karl von Dalberg.

7.

Fortsezung der Gedanken über den Zustand der Künste in Sachsen, bei Gelegenheit der Ausstellung vom Jahr 1782.

Von einem andern Verfasser.

Dritter Brief.

Dresden den 21. April 178

Ich eile also, Ihnen, mein bester Freund, von der hiesigen akademischen Ausstellung dieses Jahrs einige Nachricht zu geben, da Sie nicht selbst, wie im vorigen Jahre, sie mit eignen Augen haben betrachten können. Ich rechne aber bei meiner unbedeutenden Beschreibung sehr auf Ihre Nachsicht.

Ich vermißte diesmal das Vergnügen, mit Ihnen in den Zimmern der Akademie herumzuschleichen, sehr. Ich hatte, wie mirs vorkam, weniger Vergnügen an den guten Werken der Kunst, weil ich es mit Niemanden theilen konte; und die mittelmäßigen und schlechten von solchen Künstlern, welche Ruf vor sich haben, oder wenigstens haben wollen, gaben mir nicht den scherzhaften Anlaß zu kritisiren, wie ich es gegen Sie thun konte. In der That muß man sich sehr hüten, nur merken zu lassen, daß man mehr auf die eine, oder die andre Seite der ersten Künstler hänge, wenn man Ruhe haben will; und von diesen sind allenfals nur ein paar auszunehmen.

Doch Sie kennen ja die innere Verfassung, die herrlichen Kabalen, welche unter einigen von ihnen, die [illegible]

oft die besten Freunde zu sein scheinen, herschen, nunmehr so gut, als ich. Ich schweige also davon, und wende mich nun zu den Werken der Kunst, welche bei der lezten Ausstellung zu sehen waren.

Der Professor Schenau hat dies Jahr die Direktion und folglich auch die Besorgung der Ausstellung. Man erblickte von ihm, gleich beim Eintritt in das Hauptzimmer, ein Gemälde, welches eine gute Wirkung that. Es war fleißig gemalt, hatte ein lebhaftes Kolorit und viel Figuren von verschiedenem Alter und von verschiedener Kleidung. Von dem Inhalte dieses Gemäldes, welches ein Ideal von einer Familie zu sein scheint, läßt sich, dünkt mich, folgende Erklärung geben. Eine junge Dame, in weissen Atlas gekleidet, die als die Hauptfigur vorgestellt ist, lieset stehend einen Brief, vermutlich von freudigem und erwünschten Inhalt. Alle übrige Personen nehmen den lebhaftesten Antheil daran, auch sogar ein junges Kind. Im Grunde des Zimmers ist in erhabener Arbeit Sachsen vorgestellt, welches von der Hofnung gekrönt wird. Der ganze Gegenstand dieses Gemäldes hat viel angenehmes, auch die Behandlung des Pinsels viel Vorzügliches und Gefälliges: nur Schade, daß das Verhältniß der Figuren nicht das richtigste ist. Die Dame, welche den Brief lieset, scheint, gegen die übrigen genommen, von riesenmäßiger Grösse zu sein. Auch sind die Charakter in den Gesichtern nicht glücklich genug ausgedrückt.

Das andere Gemälde, welches von diesem Künstler in ovaler Form noch zu sehen war, hatte für das Auge ebenfals viel Gefälliges, sowol von Seiten des Gegenstandes, als des Kolorits und der Behandlung, oder Bearbeitung. Ich kan Ihnen aber nur eine ganz unbestimmte Erklärung davon machen. Es stellt einen Jüngling vor, lebensgroß, bis auf den halben Leib. Er hält den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, und mit der andern Hand hält er einen weissen Flor in die Höhe, wor-

unter ein ganz junges schlafendes Kind zu sehen ist. Nun wissen Sie, daß nach der gewöhnlichen Auslegung, eine Figur, die den Finger auf den Mund legt, für die Verschwiegenheit gehalten wird. Aber diese soll hier nicht vorkommen, sondern es soll andeuten, daß man still sein solle, um das Kind nicht aufzuwecken. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir, wie auch andern, dieses Gemälde wohl gefallen hat. Allein Schenau hat in kleinern Figuren ungleich mehr Verdienst. Die Zeichnung und der Ausdruck in den Gesichtern ist passender; und er ist seiner Sache im Kleinen gewisser, als im Grossen.

Von dem Professor Casanova sah man ein Gemälde, welches die Venus vorstellt, die den Kupido bei dem Kinn faßt, um ihm, wegen eines seiner glücklich abgeschossnen Pfeile, zu liebkosen. Die Figuren sind lebensgroß bis auf den halben Leib. Dieses Stück misfiel algemein, und es läßt sich in der That nicht begreifen, wie es möglich ist, daß Casanova in der Einbildung stehen kan, ein vortrefliches Stück geliefert zu haben. Es ist weder Zeichnung, noch Kolorit, noch sonst etwas Gefälliges darin. Die Venus gleicht einem Weibe vom gemeinsten Stande. Die hart angezeigten Muskeln, wenn sie auch richtig gezeichnet sind, würden passender sein für ein Weib, welches von Kindheit an schwere Arbeit verrichtet hat. Kupido hat in seinem Gesichte zu viel Wildes; er scheint von der Venus gewürgt und nicht geliebkoset zu werden; und dieses ist so auffallend, daß man eine Anschauerin von geringem Stande sagen hörte: Seht doch die grausame Mutter, die ihr Kind erwürgt. So schlecht auch die Zeichnung ist, so ist das Kolorit noch viel schlechter. Man darf wohl behaupten, es sei zu befürchten, daß Casanova, wenn er solche Gemälde auszustellen fortfährt, durch sein Beispiel mehr schaden als nuzen werde. Noch gibt es einige Personen, welche versichern, daß er ein grosser Zeichner sei. Aber andre fragen, wann er sich als ein grosser Zeichner bewiesen habe? In Dresden ist nicht ein

inzige Zeichnung bekant, welche er seit seinem Hiersein emacht hätte, als etwa einige nach Gips und Marmor. war soll er vor zwanzig Jahren eine ganz beträchtliche eichnung nach Raphael gemacht haben. Aber man wirft eilich die Frage auf: wo sind die Zeichnungen, die er ch eigner Erfindung gemacht hätte?

Graff hatte vier Gemälde ausgestellt. Auf dem ossen, etwa vier Ellen hohen waren drei tanzende Figu- n weiß gekleidet und mit Blumen geziert; es soll den ngern Grafen Los nebst seiner Schwester, und die junge äfin Hoym vorstellen. Der Künstler wolte, wie ge- t wurde, dieses Gemälde nicht gern ausstellen, weil es h nicht ganz fertig, und einige Farben ganz eingeschla- n waren. Man konte es also auch nicht gut sehen und rtheilen: indessen ließ es erwarten, daß es nach gänz- er Vollendung vortreflich ausfallen würde.

Das andre Gemälde war das Bildniß der Gräfin hall, welches das Verdienst der genauesten Gleichheit en soll. Diese Gräfin ist sizend vorgestellt, bis auf die e, und den rechten Arm auf den Tisch lehnend. Die- Bildniß scheint mir eines von den vorzüglichsten, die ie von Graff gesehen habe.

Die übrigen zwei, die Bildnisse Bodmers und Sa- on Geßners in Zürich, waren beide gut, und muß- den Beifall des Kenners erhalten. Bodmer scheint einmal gemalt zu sein, und Geßner ist auf das fleißig- usgearbeitet. Wenn ich ja etwas erinnern dürfte, so de es dieses sein, daß ich das Kolorit etwas zu bräun- inde. Uebrigens hat sonst Graff die Natur stets sehr nachgeahmt.

Zingg hatte drei grosse Zeichnungen nach der Natur estellt. Eine davon ist grösser, als ich jemals eine ihm gesehen habe. In dem Mittelgrunde befinden auf einem Berge viele Fülsten und Tannenbäume, r diesem Grunde ein etwas zerfallenes Schloß, und r diesem noch verschiedene Berge; auf dem Vorder-

grunde aber ein grosser Eichbaum und einige wandernde Figuren. Alles ist leicht und mit viel Bestimtheit behandelt, und hat eine gute Verbindung des Lichts und Schattens: nur wünschte ich der ganzen Zeichnung etwas mehr Kraft.

Die zwote Zeichnung sol ganz nach der Natur, und ohnweit Schandau aufgenommen sein. Sie stellt einen durchbrochnen Felsen vor, durch dessen Ofnung man entfernte Berge siehet. Auf dem Vordergrunde befinden sich verschiedene Menschen und Vieh. Diese Zeichnung ist sehr fleißig ausgearbeitet, und thut eine gute Wirkung; auch die verschiedenen Arten von Bäumen haben einen wahren und bestimmten Ausdruck. Nur scheint mir das Vieh in dieser mit mehr Deutlichkeit und Bestimtheit behandelt zu sein. Beide Zeichnungen sind mit der Feder leicht umrissen, und vermittelst des Pinsels mit Tusche ausgearbeitet. Diese Manier gefält mir am besten.

Die dritte Zeichnung ist ein Prospekt von dem Schloß Weesenstein zwo Meilen von Dresden. Dieses Schloß steht mitten im Thal auf einem Felsen. Die Berge welche es umringen, sind von beträchtlicher Höhe. Diese kolorirte Zeichnung ist mit viel Natur und Geschmack ausgeführt, und ungeachtet des vielen und richtigen Details ohne Härte und Steifheit.

Vom Professor Canale sah man einen Kupferstich von seiner Erfindung, welcher den Kopf des heiligen Petrus vorstellt. Dieser Künstler wolte in den Haaren die Manier des Massoe nachahmen; allein sie ist übel gerathen; das Ganze sieht einem mühsamen Gekrizel ähnlich, und ist ohne Gefühl gemacht. Für jezige Zeit möchte wol dieser Kupferstich ganz unnüz sein.

Stölzel hatte zwo Zeichnungen geliefert. Eine war nach Pêne mit schwarzer Kreide gezeichnet. Diese Zeichnung beweiset, daß dieser Künstler viel Gefühl hat. Da

es

andere ist nach einem Gemälde von Schenau. Ausser diesen waren noch vier kleine Kupferstiche, drei nach Zeichnungen von Schenau, welche ganz artig waren, und ein Porträt, welches zu nachläßig gearbeitet war, zu sehen.

Klengel hatte drei kopirte Gemälde nach Dietrich, Berghem und Both ausgestellt. Das nach Dietrich schien mir das vorzüglichste zu sein; nur wünschte ich das Vieh darin mit feinerem Gefühl ausgearbeitet. Ausser diesen Gemälden sah man auch verschiedene Zeichnungen von ihm, welche alle mit Feuer und Freiheit gemacht waren. Alle waren mit der Sepia oder braunen Tusche mit dem Pinsel gezeichnet. Eine davon war besonders groß und schön. Hie und da hätte ich ein wenig mehr Wahrheit und Natur hineingewünscht. Es ist wirklich Schade, daß dieser geschickte Künstler seine vorige bessere Manier verlassen hat.

Von Rosa aus Wien, welcher vormals Professor bei der kurfürstl. Akademie war, sah man eine Landschaft. Auf dem Vordergrunde befand sich verschiedenes Vieh, im Mittelgrunde ein Berg mit einer Ruine und einem herabstürzenden Wasserfal, und in der Entfernung verschiedene Berge. Dieses Gemälde hat in der Zusammensezung nicht genug Verbindung, und das Kolorit davon ist zu grau.

Seydelmann zeigte sich mit zwo grossen schönen Zeichnungen. Eine war la Notte nach dem berühmten Gemälde des Correggio, und die andere die Hälfte der so sehr beliebten Magdalena nach Battoni. Diese Originale sind bekantlich in der kurfürstl. Bildergallerie. Beide Nachahmungen waren mit erstaunlichem Fleiß und vieler Reinlichkeit gearbeitet, und mußten gefallen. Sie waren blos mit dem Pinsel, mit der sogenanten Sepia verfertiget, weder gewaschen, noch schraffirt sondern mit ganz kurzen Strichen gearbeitet, welches das Ansehn hat,

als wäre alles punktirt. Was ich etwa daran auszuzeigen hätte, wäre etwas Unrichtigkeit in den Händen, und etwas schwere Behandlung in den dunklen Theilen des Correggio.

Von der Madame Weidemüller sah man ein Blumenstück auf Glas gemalt, worin man zwar Fleiß aber zu wenig Natur erblickte.

Holzer hatte ein Landhaus, nebst dem Grundriß davon ausgestellt.

Weinlich hat eine kolorirte Zeichnung zu einer Verzierung eines grossen Saals ausgestellt, welche ganz im antiken Geschmack war, oder, wenn Sie lieber wollen, in dem Geschmack der bekanten Logen von Raphael. Die Haupteintheilung, wie auch die einzelnen angebrachten Verzierungen schienen mir mit viel Geschmack geordnet zu sein; aber es gibt bis jezt noch zu wenig Kenner und Liebhaber zu solchen Verzierungen.

Schuricht zeigte sich mit einer grossen getuschten Zeichnung, welche das Inwendige eines Tempels vorstellte, dessen Kuppel in der Mitte von freistehenden ionischen Säulen getragen wird, und in welcher auf dem Altar ein heiliges Feuer brennt, um welches Priester und andere Figuren herumstehen. Alles wird von dem Feuer des Altars beleuchtet. Diese Zeichnung hat in der That viel Schönes: nur Schade, daß die Beleuchtung keine gute Wirkung thut, welches doch wahrscheinlich dabei die Hauptabsicht gewesen ist.

Von Vogel sah man ein Gemälde, worauf sich zwei Knaben nicht gar halb lebensgroß, bis auf die Knie gemalt befanden. Dieses Bild hat mir ungemein wohl gefallen. Dieser junge Künstler hat ein vorzügliches glückliches Gefühl, und verdient die Achtung der Kunstkenner. Ausserdem hatte er auch noch eine Zeichnung

nung ausgestellt, worin er den Raphael nachgeahmt hatte; allein diese gefiel mir weniger.

Von Wahl war ein Familienstück zu sehen, welches den Feldzeugmeister Graf von Brühl nebst seiner Gemalin und seinen Kindern vorstellt. Die Komposition, wie auch das Kolorit schien mir ganz gut zu sein, aber die Behandlung der Ausarbeitung etwas schwach.

Mamsell Friedrich hatte zwei Blumenstücke und ein Fruchtstück ausgehängt. Alle drei waren mit grossem Fleiß bearbeitet. Diese Künstlerin hat in meinen Augen viel Verdienste. Alles, was sie macht ist wahr und natürlich: nur Schade, daß die Zusammensezung und Haltung nicht so gut ist.

Von Klas waren fünf Landschaften da. Zwei davon gefielen mir vorzüglich. Es waren Prospekte von einem alten Schloß ohnweit Waldheim, welches auf einem hohen Felsen steht, an dessen Fuß ein Wasser vorbeifließt. Das Kolorit, wie auch die Behandlung ist gut. Ich betrachtete diese Stücke mit Vergnügen, und doch wünschte ich, daß der Vordergrund etwas kräftiger gehalten wäre, und daß die Bäume einen leichtern und bestimtern Karakter hätten.

Lenz hatte einige artige Porträte nach der Natur ausgestellt. Ohne Zweifel wird sich dieser Künstler damit empfohlen haben.

Von Bock sah man eine liegende Venus in Lebensgrösse. Diese Arbeit war ganz unter dem Mittelmäßigen. Die Landschaft bei diesem Stück ist gut; aber sie schien mir nicht von seiner Hand zu sein. Ausser diesem hatte er noch ein paar nach der Natur gemalte Porträte.

Der Jude Levi hatte einen lebensgrossen Narziß gemalt, welcher auch ganz unter dem Mittelmäßigen war. Aber die Landschaft oder vielmehr die Bäume

und Gesträuche waren noch schlechter. Ich weis nicht, ob ich auch noch seiner Magdalena nach Battoni erwehnen soll. Er und Bock sind, wie Sie sich noch erinnern werden, Schüler des Professor Casanova.

Ich könte Ihnen noch eine Anzahl von verschiedenen Gemälden angehender Künstler, worunter sich auch gute Kopien befanden, angeben; aber ich übergehe sie, weil sie Sie nicht sehr intereßiren würden. Auch die Miniaturgemälde wil ich übergehen, unter welchen sich verschiedene artige befanden. Dafür aber muß ich noch dreier Künstler Erwänung thun, von welchen ich noch niemals etwas bei der Ausstellung gesehen habe.

Der erste hievon ist der Pastelmaler Schenk, welcher drei Porträte ausgestellt hatte, nemlich der jungen Gräfin Marcollini, des preußischen Legationsraths Gregori, und des Hofchirurgus Scharon. Jederman gesteht, daß sie ähnlich sind; aber die Kunst daran bedeutet nicht viel. Die junge Gräfin, ein Kind von den Jahren, ist um den Mund herum so blau, als hätte sie einen Bart. Alle drei Porträte sind kalt und steif, und die Haare haben das Ansehn, als wenn sie von Drath gemacht wären. Ich habe von diesem Künstler kleine Porträte gesehen, welche ganz artig waren; aber die grossen scheinen ihm nicht zu glücken.

Theil ist Dekorations- und Theatermaler. Er hatte verschiedene grosse Studien, die er in Italien gemacht, ausgestellt, worunter sich auch ein Amphitheater mit Corpusfarben befand. Alle diese Arbeiten waren mit Geist und Gefühl verfertiget. Ein darunter befindliches Gefängniß hat mir vorzüglich gefallen. Diese Zeichnung war mit der Feder umrissen und mit dem Pinsel ausgearbeitet. Man darf von diesem Künstler mit Recht noch viel Gutes erwarten.

Von Weisse, welcher sich in Cassel aufhält und jährliche Besoldung genießt, war ein Kupferstich da, näm-

lich

lich das Porträt der Landgräfin von Hessencassel nach Tischbein; aber ich habe reinere und bessere Arbeiten von ihm gesehen. Dies sind die drei Künstler, von welchen ich sagte, daß ich noch nichts von ihnen bei der Ausstellung wahrgenommen hätte.

Zeichnungen waren in grosser Anzal da, und in der That viel gute darunter, aber leider! nur wenige von eigener guter Erfindung und nach der Natur. Troll, Günther und Laurin, Schüler von Zingg, haben darin einigen Vorzug, weil ihre Zeichnungen nach der Natur sind. Senf hatte zwar auch eine Zeichnung nach der Natur, allein seine Manier ist zu wild und unbestimmt. Ueberhaupt sehen viele junge Künstler nur darauf, daß sie bei der Ausstellung mehr scheinen wollen, als sie gelernt haben. Auf diese Art verdirbt sich manches junge Genie, verliebt sich ins Kopiren und wird sich alsdann keine grosse Mühe mehr geben, selbst etwas hervorzubringen, weil es glaubt, auf diese Weise mehrern und schnellern Beifall zu erhalten. Ich hege für eine gute Zeichnung nach einem vorzüglichen Gemälde alle mögliche Hochachtung, aber eine eigne Arbeit von einem glücklichen Genie ist mir viel lieber. — Vergleichen Sie einmal den Wert einer guten Zeichnung nach einem Gemälde mit einem guten Gemälde nach einer Zeichnung oder Kupferstich, ob nicht beide gleiche Verdienste haben. Ich behaupte sogar, daß derjenige, welcher nach einem guten Kupferstich ein gutes Gemälde verfertigt, einen Vorzug hat. Wie lächerlich oder auffallend würde es seyn, wenn bei einer Akademie die Schüler nach Kupferstichen oder Zeichnungen, Gemälde verfertigen wollten; und dieses könte leicht geschehen, wenn einer damit aufträte, welcher von einigen vornehmen Personen beschüzt würde. Es bleibt aber wol immer wahr: Erfindung macht den Künstler groß.

Von

Von Dresdner Bildhauerarbeit kan ich Ihnen gar nichts melden, denn seit des Professors Knöfflers Tode ist dieser Zweig der Kunst ganz unbearbeitet.

Unter den jungen Kupferstechern hatten Schulze, Krüger und Raspe verschiedene gute Blätter geliefert. Auch Laurin und Günther geben durch ihre Probeabdrücke von Landschaften viel Hofnung von sich.

Ich komme nun auf die Leipziger Akademie, von der sich in der That immer viel Gutes sagen läßt.

Von dem Direcktor und Professor Oeser war ein Gemälde zugegen, welches die Ruhe in Egypten vorstellte. Die Idee ist ganz neu. Das Kind ist auf dem Schooße der Mutter unter freiem Himmel entschlummert, und Joseph hat hinter ihnen seinen Mantel an zwei Bäumen befestiget, daß sie vor der Luft sicher sind. Er scheint seinen Esel versorgt zu haben und ist zur Familie zurückgekehrt, und besieht mit frommen Wohlgefallen das schlafende Kind. Dieses Gemälde ist in grossem historischen Stil, und das Kolorit ist klar und kräftig. Man erkennt darin gleich beim ersten Anblick Oesers Geist und Hand.

Von Mechau sah man zwei Landschaften im grossen Stil komponirt. Die eine wird von der Morgensonne beleuchtet, und die andere von der niedergehenden Sonne. Ich wünschte beiden, so viel Gutes sie auch besonders in den Fernen haben, mehr Verbindung der Farben und überhaupt mehr Kraft. Die Staffirung hingegen hat viel Schönes. Dieser Künstler wünscht Original zu seyn, und das ist bei jedem rühmlich, der Talente dazu hat. Er will die Natur so vorstellen, wie er sie zu fühlen glaubt; das ist sehr gut. Allein er wird doch noch seine Zuflucht zu Malereien von den vorzüglichsten Meistern nehmen, und beobachten müssen, durch was für Kunstmittel sie die Natur nachgeahmt haben. Es

wäre

wäre wirklich sehr Schade, wenn dieser Künstler seine so vorzüglichen Talente nicht gehörig benuzte.

Unter den Zeichnungen zeichneten sich einige von Rathe, Wiese und Reinhardt aus, welche Schüler von Oeser sind. Rathe hatte verschiedene grosse ausgestellt, worunter einige viel gute Parthien hatten. Von Wiese sah man eine recht artige wilde kolorirte Landschaft angenehm behandelt. Die von Reinhardt waren auch nicht ohne Verdienst, aber seinem vorjährigen Ausstellungsstück kamen sie bei weitem nicht bei. Dieser junge Künstler scheint viel Talent und Feuer zu haben; aber um deswillen ist ihm Fleiß und gute Leitung notwendig, wenn er das werden sol, was er verspricht.

Von Habersang, dem Lehrer in der Architektur, war eine prospektivische Zeichnung da, die nicht ohne Verdienst war. Stieglitz zeigt in seinen Zeichnungen ebenfalls viel Anlage.

Von Kupferstichen liefert die Leipziger Akademie gewöhnlich das Beste, was bei der Ausstellung in diesem Fach gesehen zu werden verdient.

Von Bause sah man die Porträte des Professor Forsters, des Hofrath Wielands und des Hofrath Böhme, beide nach Graf. Sie sind alle drei vortreflich, und doch wünschte ich dem leztern etwas mehr Kraft und Wärme.

Geyser hatte ein artiges Portrait vom Leibmedikus Zimmermann in Hannover und viele Vignetten geliefert. Ich brauche Ihnen von beiden Künstlern nichts weiter zu sagen; Sie kennen ja ihre verhältnißmäßigen Verdienste hinlänglich.

Der Bildhauer Schlegel hatte auch ein paar Werke seiner Kunst ausgestellt. Das eine war ein Mannskopf in erhabener Arbeit und in einem feinen gelblichten Steine, das andre ein Frauenzimmerkopf, auch erhaben.

Lezte-

Lezterer schien von Gips mit einer Lichtgrauen Farbe überzogen zu seyn.

Dies wäre das merkwürdigste, was ich Ihnen von der Leipziger Akademie berichten kan. Von Meißner Porzellan war diesmal nicht viel da. Es waren blos einzelne Stücke zu einem Kaffee- und Theeservize, theils mit Prospekten von Dresden, theils mit Figuren bemalt, und für Porzellan vorzüglich gut. Ausserdem sah man auch noch einige kleine Figuren.

Nun noch etwas, mein werther Freund, das nicht vergessen zu werden verdient. Krüger, Kammerdiener des Grafen von Kalemberg, hatte den Kurfürsten zu Pferde in Wachs pussiret. Diese Arbeit enthält sehr viel Fleiß und auch in der That viel Gutes.

Hier, mein Freund, haben Sie Alles, was ich Ihnen von der diesjährigen Ausstellung melden konte. Ich bin bei manchen Werken geschwind vorübergegangen, weil Sie vorm Jahre die meisten hinlänglich haben kennen lernen. Lassen Sie mich bald etwas von Ihnen lesen, damit ich weiß, wie Sie damit zufrieden sind; wenigstens werden Sie es mehr mit den Nachrichten, als mit meiner Einkleidung seyn. Leben Sie wohl.

8.

Fortsezung und Schluß der Rabnerischen Fabeln.

(vergl. den Augustmonat des D. M. von diesem Jahr S. 163 — 171.)

Es freut mich, L. B. daß meine Vermutung gegründet, und Ihnen sowol als ihren Freunden die Fabeln des ehrlichen alten Rabners neu und werth gewesen; Hier sind die

die übrigen versprochnen, und selbst mit diesen ist das Gute des Büchleins noch lange nicht erschöpft. Besser indeß, daß man in einer Zitrone ein paar Tropfen ungenüzt läßt, als daß man sie bis zum Eckel auspreßt. Wer Nachlese noch halten will, dem sey es gern verstattet. Ich glaube das Meinige nun gethan zu haben.

Die Fliege und das Johanniswürmgen. *)

Ein Johanniswürmgen, von einem Knaben verfolgt, rettete sich mühsam in eine Wandrize, wohin auch eine Fliege, um da zu übernachten, gekrochen war. Ihr klagte das Würmgen sein Unglück, daß es allenthalben ohne die geringste Schuld verfolgt werde.

Nicht du wirst verfolgt, war deren Antwort: sondern deine Güter. Wilst du sicher seyn, so leuchte nicht! — Ein guter Rath; den aber jenes nicht annahm, und auch daher des andern Abends gefangen ward, in ein Gläschen gesezt ward, und elendiglich verhungern mußte.

So ward Verfolgung und Kerker das Loos von Manchem, der gern leuchten wolte im Staate.

Die beraubten Tugenden. **)

Von Anbegin der Welt war ein ewiger Streit zwischen den Tugenden und Lastern. Einst kam es zur förmlichen Schlacht; und die Tugenden hielten sich so tapfer, daß ihre Gegnerinnen endlich voll Schmach und Wunden die Flucht ergreifen mußten. Da aber auch die Sieger sich in diesem Streite mit Staub und Feindes Blute sehr besudelt hatten, fanden sie für rathsam ihre Kleider zu waschen, und sich selbst im nächsten Strome

*) Im Original die 10te Fabel, mit der Ueberschrift: Bene, qui latuit, bene vixit.

**) Dort die 19te. Ueberschrieben: Psychomachia.

me *) zu baden. Indem sie aber dies lezte thaten, und ihre Kleider an der Sonne trockneten, kamen heimlich die Laster geschlichen, entwendeten diese Gewänder, und betrügen noch jezt in der Tugenden Kleidern die Menschen, daß nur wenige sie von ihren Siegerinnen zu unterscheiden vermögen.

Der Brunnen des Ruhms **).

Einem ehrlichen Deutschen dürstete nach Ruhme. Um seinen Durst zu löschen ging er zu einem eignen Brunnen in seinem Hofe; fand aber dessen Wasser so faul und stinkend, daß er es selbst nicht nur nicht geniessen konte, sondern auch seine Nachbarn sich über den Geruch beschwerten, der durch Umrührung dieses Brunnens entstanden ist. Er eilte daher zu seinen guten Freunden; aber auch deren Brunnen war so trübe und schleimicht, daß er auch daraus zu trinken nicht vermochte. Endlich, von Durst gezwungen, ging er vor seines Feindes Thüre, sah sich zwar anfangs mit vielen Scheltworten empfangen, gelangte aber nach vielen Verweigerungen, doch zur Erlaubniß schöpfen zu dürfen; und dies Wasser fand er klar und lieblich, zwar tief und mühsam heraufzuholen, aber gesund und kühlend.

Eigen Lob stinkt, verdächtig ist der Ruhm, den Freunde uns ertheilen; aber der vom Feind' errungne, sei er immer schwer! Sein Wert ersezt es reichlich wieder.

Das Veilchen und die Tulpen. ***)

Ein Veilchen hatte sich von ohngefehr unter einigen Tulipen eingeschlichen, und blühte lieblich zu ihren Füssen.

Doch

*) Nach dem gewöhnlichen theologischen Hange, läßt Rabner diesen Fluß den Jordan sein.

**) Meines Bedünkens nach, eine der besten Erzählungen; im Original die 24te und Fons laudis überschrieben.

***) Im Rabner selbst die 92te Fabel, und im Register Humiliora saepe utiliora angegeben. Die Erfindung ist

Doch diese verachteten es, weil ihm nicht allein die Schönheit, sondern auch der hohe Stengel von ihnen fehle, so, daß es jedermann darniedertreten könne. Lang' ertrug diesen Spott das Veilchen; endlich gab es ihnen zur Antwort: Auch der Diamant ist klein, und doch kostbarer als ein grosser Fels. Das Gold wächst in den tiefsten Oertern, und ist doch besser, als der Gipfel der Cedern. Mein niedriges Blümchen ähnelt der Farbe des Himmels, wenn er am schönsten ist. Mein Geruch ist unvergleichlich, und ein köstlicher Sirup wird aus mir bereitet, da ihr blos das Auge reizt, unnüz für jeden andern Sinn.

Die Bäume. *)

Die Fruchtbäume, stolz auf ihre süssen Erzeugnisse, wolten keine unfruchtbaren neben sich leiden, belegten sie mit dem schimpflichen Namen Unkraut, und drohten, bei den Menschen eine Bittschrift einzugeben, daß alle unfruchtbare Bäume umgehauen, und fruchtbare an deren Statt gepflanzt werden möchten. Aber jene behaupteten, dem Menschen noch nüzlicher zu sein. Von unserm Holze, sagten sie, baut er Häuser und Schiffe; macht tausenderlei Hausrath, und wärmt sich im Winter. Warlich, dann würd' er gern euer Obst, so schön es auch ist, fahren lassen, wenn er dafür unter freiem Himmel liegen und erfrieren solte; und euch selbst würde das Loos des Umhauens treffen.

Hoffart und Verachtung. **)

Hoffart und Verachtung waren zwei Erzfeinde, die durch keinerlei Mittel ausgesöhnt werden konten, sondern, wo

oft schon da; aber die Antwort des Veilchens hat in der Diktion meines Erachtens nach, grosse Schönheiten.

*) Die 95te Fabel, unter der Anzeige: Utrisque opus est.

**) Die 69te Fabel, im Original mit der nicht ganz passend scheinenden Ueberschrift: Jupiter litium depector.

me *) zu baden:
ihre Kleider an [illegible]
die Laster geschlich[illegible]
betrügen noch je[illegible]
schen, daß wir w[illegible]
terscheiden vermög[illegible]

Der [illegible]

Einem ehrli[illegible]
seinen Durst zu lö[illegible]
in seinem Hofe; [illegible]
kend, daß er es sel[illegible]
auch seine Nachb[illegible]
der durch Umrüh[illegible]
eilte daher zu [illegible]
Brunnen war [illegible]
aus zu trinken [illegible]
zwungen, ging [illegible]
anfangs mit [illegible]
aber nach vi[illegible]
schöpfen zu [illegible]
lieblich, zw[illegible]
sund und [illegible]
Eige[illegible]
Freunde u[illegible]
sei er im[illegible]
wieder.

Ei[illegible]
Tulipen [illegible]

*) [illegible]
**) [illegible]
*** [illegible]

[illegible]

Das [illegible]

Ein Apothecker [illegible] Nardenwaßer durch [illegible] zu giessen, daß es nicht [illegible] — „Warum sollt' ich erst [illegible], und es eben dadurch [illegible] ein Glas mit engem Hals' [illegible] zu tröpfeln oder zu [illegible] zu sein, Stromweise [illegible] des engen Halses wegen [illegible] und das übrige alles ward auf [illegible]

Knaben sind Gläser mit [illegible], auch übereilter [illegible] [illegible] auf einmal [illegible] alles daneben schütten.

Der Apfelbaum und der [illegible]

Ein Apfelbaum trug lange Jahre [illegible] hohen Alters wegen, [illegible] verdorrete, die [illegible] zum Untergang sich neigte, [illegible]

*) Die 56te Fabel: [illegible] Dichter selbst ein [illegible] Schullehre [illegible]
**) Die 7te im Original.

— Endlich aber entstand im
r durch tägliches Wachsthum den
ift entzog, da entfiel dem Baum
g, und er erstarb bald darauf

vom Ersterben eines Staats, als
ierige Männer bei ihm die höchste
iftigen Schwämmen gleich, die
r an sich ziehn.

und die Tauben. *)

nst den schönen sittsamen Gang der
Verlangen nach ihm, bat die Tau=
en, und erbot sich zum Gegendienst
Kaz' und Marder ihnen nachstell=
waren es zufrieden, und gaben sich
. Doch kaum war sie einige Tage
hule gegangen; kaum hatte sie nur ein
e sezen gelernt, als sie schon alles erlernt
, davon flog, und ihren Lehrmeistern mit
Daher jener lächerliche Gang der Elster,
drei ordentlichen Schritten wieder zu hü=

geht es allen Schülern, die aus thörichter
von Volkommenheit zur Unzeit ihre Meister

Das Kalb und das Kind. **)

Zugochse sah ein Kalb nach eignem Belieben im
d Hofe herumspringen, immittelst des Haus=
d in Windeln eingewickelt weinte. Er pries das
Glückseligkeit seines Stammes, und schloß auf die
s Herrn zum Kalbe, und auf dessen Haß gegen

 sein

Die 131e. Picarum disciplina benant.

Aus der Mitte der 41ten Fabel, die, ich weis nicht
warum? zwei Erzählungen enthält, genommen.

wo sie einander erblickten, in blutigen Hader zusammen geriethen. Da kein menschliches Gericht ihre Streitigkeiten schlichten konte, so foderte endlich Jupiter sie vor seinen Thron, und da er aus ihren bittern Klagen auf unversöhnlichen Haß schloß, so ließ er den Vulkan rufen, und befahl ihm, diese beiden Zänker mit demantnen Ketten zusammen zu schmieden, damit sie durch dies Band entweder Friede zu halten lernten, oder wenigstens des Streites müde würden. Zwar geschah beides nicht; aber noch hält ihre Kette.

Das Nardenwasser. *)

Ein Apotheker befahl einem seiner Diener, ein köstliches Nardenwasser durch den Trichter in ein gläsernes Gefäß zu giessen, daß es nicht seinen Geruch verliehre. – „Warum sollt' ich erst viele Zeit mit dem Trichter verderben, und es eben dadurch verriechen lassen?“ dachte dieser, nahm ein Glas mit engem Hals' und weitem Bauch', und goß statt zu tröpfeln oder zu trichtern, um desto baldiger fertig zu sein, Stromweise dies Wasser aufs Glas. Aber eben des engen Halses wegen kamen nur wenige Tropfen hinein, und das übrige alles ward auf die Erde verschüttet.

Knaben sind Gläser mit engen Hälsen. Nicht Faulheit allein, auch übereilter Fleis kan sie verderben. Alle Wissenschaften auf einmal ihnen einflössen wollen, heißt fast alles daneben schütten.

Der Apfelbaum und der Schwam. **)

Ein Apfelbaum trug lange Jahre gut' und schöne Früchte, obgleich hohen Alters wegen, seine Kräfte abnahmen, der Gipfel verdorrete, die Aeste mit Moos bewuchsen, und alles zum Untergang sich neigte, doch sproßten mit jedem Jahre

*) Die 56te Fabel: Non vi, sed saepe cadendo. Da der Dichter selbst ein Schulmann war, so hat er auch der Schullehre verschiedne Fabeln geweiht.

**) Die 7te im Original.

neue Schößlinge hervor. — Endlich aber entstand im Gipfel ein Schwam, der durch tägliches Wachsthum den untersten Aesten allen Saft entzog, da entfiel dem Baum alle Hofnung zur Genesung, und er erstarb bald darauf bis an die Wurzeln.

Kein sichrer Zeichen vom Ersterben eines Staats, als wenn unwürdige, geldgierige Männer bei ihm die höchste Gewalt erlangen, und giftigen Schwämmen gleich, die Säfte der andern Glieder an sich ziehn.

Die Elster und die Tauben. *)

Als die Elster einst den schönen sittsamen Gang der Tauben sah, trug sie Verlangen nach ihm, bat die Tauben, sie zu unterrichten, und erbot sich zum Gegendienst sie zu warnen, wenn Kaz' und Marder ihnen nachstellten. Die Tauben waren es zufrieden, und gaben sich alle mögliche Mühe. Doch kaum war sie einige Tage zu ihnen in die Schule gegangen; kaum hatte sie nur ein wenig die Schritte sezen gelernt, als sie schon alles erlernt zu haben glaubte, davon flog, und ihren Lehrmeistern mit Undank lohnte. Daher jener lächerliche Gang der Elster, die nach zwei, drei ordentlichen Schritten wieder zu hüpfen anfängt.

Und so geht es allen Schülern, die aus thörichter Einbildung von Volkommenheit zur Unzeit ihre Meister verlassen.

Das Kalb und das Kind. **)

Ein Zugochse sah ein Kalb nach eignem Belieben im Stall und Hofe herumspringen, immittelst des Hauswirts Kind in Windeln eingewickelt weinte. Er pries daher die Glückseligkeit seines Stammes, und schloß auf die Liebe des Herrn zum Kalbe, und auf dessen Haß gegen sein

*) Die 13te. Picarum disciplina benant.

**) Aus der Mitte der 41ten Fabel, die, ich weis nicht warum? zwei Erzählungen enthält, genommen.

sein eignes Kind. — „O du Thor, rief ein Roß ihm zu: auf dein Kalb warten, so wie es erwachsen, Joch und Peitschen; auf den Knaben hingegen Freiheit und Herschaft.“ Allzusorglose Zucht macht ein schwächliches und unglückliches Alter.

Die Schule der Armut. *)

Die Armut hatte schon seit vielen Jahren um Beförderung angehalten, doch ward sie aller Orten vergessen, weil es ihr an Geschenken gebrach. Um endlich sich des Hungers zu erwehren, errichtete sie eine Schule, und unterwieß ihre Schüler mit größtem Fleisse in Gebet, Arbeit, Gehorsam, Demut und vielen nüzlichen Künsten. Bald drauf ward in der nemlichen Stadt, eine starke Räuber- Betrüger- und Bettlerrotte eingezogen, und alle diese bekanten im Verhör, daß sie ihre Unthaten von ihrer Lehrerin, der Armut, erlernt hätten. Man hielt ihr daher diese Aussage vor, in der gewissen Meinung, daß sie solche läugnen würde. Aber zu aller Verwundrung gestand sie, daß sie allerdings dergleichen Sache denen lehre, welchen sie ihrer Faulheit wegen nichts bessers beibringen könne. Ihre Lehre, sagte sie, sei zwar ein Wezstein, der aber nur Stahl schleife, hölzerne Messer und bleierne Dolche hingegen nicht zu schärfen vermöge.

Der Widehopf und die Vögel. **)

Als der Adler einst einen Reichstag der Vögel ausschrieb, erschien unter andern auch der Widehopf, der durch seine natürliche Fontange, bunte Federn, und daher eingebildeten Schönheit den Vorzug allen andern streitig machen wolte. Wirklich verwunderten diese sich von ferne über die Schönheit seines Gefieders, aber als er nahe kam,

*) Im Original die 47te. Schola paupertalis.
**) Die 93te mit der Ueberschrift: Rara est concordia formae atque pudicitiae. Wörtlich, beinah buchstäblich, abgeschrieben.

kam, wolt' ihn, seines unleidlichen Gestanks willen, niemand neben sich leiden, und er ward allein gelassen.

Das Bild eines schönen aber unzüchtigen Frauenzimmers, die man zwar von ferne lobt, die aber kein Verständiger zur Ehegefährtin begehrt, weil ihr böser Leumund allenthalben ausbricht.

Der zu früh ausgeflogne Sperling. *)

Unter einem Dache hatten Schwalben genistet; eines dieser Nester nahmen Sperlinge im Besiz, und brüteten alda. Als die Aeltesten von solchen flicke geworden und ausflogen, dauchte die Zeit auch dem Jüngsten zu lang; er wagte sich daher, in Abwesenheit seiner Eltern, aus dem Neste, fiel aber zu Boden, und ward von Knaben erhascht, die einen Faden am Fuß ihm banden, und hin und her ihn spottend schleiften. Erst spät riß er sich loß; riß sich los mit Verlust eines Flügels, und ward mühsam in einem Strauche von den Alten ernährt.

Eine Warnung für Schüler, die vor der Zeit der Lehr' entlaufen, und dann Stümper auf Lebenslang verbleiben.

Der Lappländer und der Sämann. **)

Die Lappen, wie bekant, erbauen der Kälte wegen weder Feld- noch Gartenfrucht: Getrocknete Fische und Brod aus Wurzeln sind ihre vornemste Nahrungsmittel. Einer aus diesem Volke kam einst in ein milderes Land, sah einen Bauer mit grosser Mühe sein Getraide ausdreschen, wurfeln und säubern, wunderte sich darüber, und schwieg. Aber als er eben denselben bald nachher das nemliche Getraide Händevol wieder in die Erde werfen sah, da brach er in ein lautes Gelächter, meinend: der der Mann sei unsinnig, daß er seine Müh' und seine Kosten so

*) Die 88te. Schola patientiae Gymnasium.
**) Die 16te Fabel: Beneficiorum sementis.

so vergeblich in die Erde streue. Erst nach langen Bewei-
sen glaubt' er, daß künftig eine Zeit kommen könte, wo
reichliche Früchte ihn belohnten.

Diesem unerfahrnen Fremdling sind die Geizigen
gleich, die es für große Thorheit achten, seine Güter den
Armen mitzutheilen, und sich auch nicht jener zukünftigen
Erndte erinnern.

Der schmeichelhafte Hund. *)

Ein Hund, der mit seinem Herrn in ferne Lande
reißte, verlor solchen; der Hunger drängte ihn; er suchte
einen neuen Versorger, und beschloß, um ihn leich-
ter zu finden, mit jedem, der ihm begegne, freundlich zu
thun, und mit dem Schwanze ihm zu schmeicheln. Zu-
erst nahm ihn ein Bauer mit; aber kaum sah er, wie be-
kant sein Fremdling gegen alle Nachbarn thue, als er mit
Prügeln ihn fortjagte. Er folgte nun einem Bürger,
aber auch dieser litt seiner unzeitlichen Freundlichkeit ha-
ber ihn nur wenige Tage. Endlich kam er nach Hofe.
Der Ueberfluß guter Speisen alda beliebt' ihn gar sehr;
zwar mußte er sich anfangs greulich mit den großen schon
im Besiz seienden Hofhunden herumbeissen; aber doch ward
er endlich gelitten.

Und wo hätt' er auch anders sollen gelitten werden,
als bei diesem Vaterheerde des Müssiggangs und der Schmei-
chelei, wo aber freilich die, die dort hausen wollen, erst-
lich viel leiden müssen!

Die Flüsse und das Meer. **)

Die Flüsse beschwerten sich einst unter einander, daß
sie nun schon seit vielen hundert Jahren ihr Wasser in das
Meer

*) Die 26te Fabel: Canis adulator. Plan freilich nicht,
aber desto wahrhafter!

**) Die 48te Fabel im Original, überschrieben: Fluviorum
Rebellio.

unersätliche Meer ergossen hätten, ohne daß es davon voller werde, wohl aber oft mit grossem Ungestüm ihren Ausfall zurückhalte; und beschlossen einstimmig, künftig ihr Wasser für sich zu behalten. Wirklich richteten sie ihren Vorsaz auch ins Werk, aber gar bald sahen sie, wie thöricht sie gehandelt; denn die unbeweglichen Gewässer wurden nicht nur stinkend, sondern da das Meer auch ihre Quellen nun zurück behielt, vertrockneten sie ganz. Thätigkeit erhält; Stillstand tödtet. Von dem Urquell der Welt empfingen wir unsre Kräfte; sie zum Nuzen der Welt verwenden, heißt sich selber nüzen.

Folgende Fabel ist freilich eigentlich nicht Fabel, aber doch wenigstens Erzälung, zwischen welchen beiden Arten man in den damaligen Zeiten noch wenig Unterschied machte.

Der ungeduldige Schullehrer.*)

Ein sonst nicht ungeschickter Mann nahm ein Schulamt an; da es ihm aber an der nötigen Sanftmuth fehlte, behandelte er seine Schüler, bei dem kleinsten Versehn, oft sehr hart, und entschuldigte seinen Zorn dann mit der Knaben Bosheit, die einer scharfen Zucht bedürfe. Um ihn hierinnen auf andern Weg zu bringen, erzält' ihm einst sein Freund: Ein berümter Lautenist habe einst seine Kunst vor einer grossen Geselschaft sollen hören lassen. Er habe das Instrument daher wirklich in die Hand genommen, und zu stimmen angefangen; da aber dies etwas lange sich verzogen und die gegenwärtigen Bekanten desfals mit ihm gescherzt hätten, hab' er im Grimm die Laute hingeworfen, daß alle Saiten abgesprungen, und doch auf sie, die Saiten, die Schuld gescho-

*) Die 88ste Fabel, Schola patientiae Gymnasium. Einer ihrer Fehler ist auch freilich die allzugrosse Aehnlichkeit mit der 62sten, die ich schon bei der ersten Probe, unter dem Titel: die Kinderzucht, mitgetheilt habe.

schoben, als ob keine Harmonie sich in sie bringen lasse. — „Der Kerl ist nicht klug gewesen“ rief der Schulherr aus; aber er ward nicht wenig beschämt, als sein Freund die Anwendung auf ihn selber machte.

Alle diese vorstehenden Fabeln passen, wie mich dünkt, auf jedes Zeitalter. Bei den paar nachstehenden muß man bedenken, daß sie zu einer noch sehr theologischen Epoche, und von einem Theologen geschrieben. In der zweiten ist die Erfindung wenn auch nicht original, doch wenigstens immer ebentheuerlich.

Die Sabbatsentweihung.*)

Ein Vornehmer von Adel — so erzält' einst ein Hofprediger seinem Fürsten, der oft den Sontag zu Lustbarkeiten bestimmte — Ein vornehmer von Adel hatte sieben schöne Stuben in seinem Schlosse. Sechs davon räumt' er seinem Sohne ein, und behielt nur die hinterste für sich, um da in Ruhe Gott dienen zu können; Und doch, so oft der Sohn fremde Gäste bekam, legt' er sie in dies siebende Zimmer, und machte durch solche dem Vater so viel Verdruß, daß er endlich in die Gesindestube sich flüchten mußte. Was halten wol Ew. Durchl. von einem solchen Sohne?

„Daß der Vater den undankbaren Burschen aus dem Hause stoßen solte, und daß ich ihn, wenn ich ihn kennte, in meinem Lande nicht leiden würde.„

„Wenn aber Gott selbst dies Urtheil auch fällen wolte, wo würden Ew Durchl. bleiben? Hat er uns nicht sechs Tage zu unsrer Bequemlichkeit eingeräumt, und nur einen zu seinem Dienste ausgezogen? Warum nimmt man ihm das Seinige, und läßt ihm kaum zwei Stunden?“

Warlich, eine dreuste Erwiederung! Aber der Fürst fühlte sich beschämt und gefangen; ließ auch von nun an den Sontag in Ehren.

Ut-

*) Die 100ste Fabel. Profanatio Sabbathi.

Ursachen des Unsegens. *)

Ein reicher Mann klagte seinem frommen Seelsorger einst: daß seine Nahrung täglich abnähme, und er, wohin er auch blicke, nichts als Verlust und Schaden spüre. Der Prediger, da man seinen Rath begehrte, war wilfährig dazu, verlangte aber, daß der Fragende erst seine Baarschaft ihm zeige. Nicht ganz willig, doch Schaam halber that der Reiche dies; führt ihn in seine Schlafkammer, und schloß einen grossen Kasten, angefüllt mit Geld' ihm auf. Kaum war dies geschehen, als beide mit Erstaunen sahen, daß viele Dreier und Groschen weit ihren Mund aufthaten, und ganze Thaler verschluckten, ohne davon mehr zuzunehmen, als Pharaonis magr Kühe bei Verschlingung der fettern — „Dies sind, sprach der Prediger, die unrecht erworbnen Pfennige; sondere sie von den rechtmäßigen, und gieb, mit Zachäus, dem wieder, den du betrogen, so wird dein Reichthum täglich sich mehren!„ — Ein Rath der befolgt ward, und eintraf.

Bald drauf erzälte dies der Reiche einem seiner Freunde, der zwar frei von unrecht erworbnem Gute war, doch aber klagte: daß weder ihm noch seinen Kindern die reichlichst angerichteten Mahlzeiten gedeien wolten. Auch dieser Klagende wandte sich an den frommen Priester, der sich, um die Ursache zu erforschen, auf den andern Tag dort selbst zu Gaste lud. Der Tisch ward ganz mit Speisen beladen; aber man sezte sich ohne Gebet nieder, und stand ohne Danksagung auf. Die ganze Mahlzeit über sah der Geistliche oft starr in einen Winkel, und fragte endlich: „Wie viel ihrer denn hier bei Tische säßen?„ Der Wirth zählte, und antwortete: Sieben. — „Wer ist denn aber, erwiederte er, jener achte dort im Winkel, der so unersätlich frißt, daß er auch den

*) Die 90ste im Original, im Verzeichnis mit der Ueberschrift: male parta, male dilabuntur.

Kindern das ihrige vom Teller nimt? Sicher ist es kein anderer als der Fluch Gottes, dessen unergründlichen Rachen niemand füllen kan.—" Befahl darauf, die Güter Gottes mit Dank zu empfahen, und half auch diesem Hause durch seinen Rathschlag auf.

Ich bitte noch als die meisten meiner Leser um Verzeihung, daß ich sie mit so unmodischen Gegenständen, als Tischgebet und Verhütung des ungerechten Pfennigs sind, langweile; die Schuld davon liegt ganz auf der Denkungsart des Zeitalters, in dem Rabner lebte. Wenigstens lernt man daraus, daß gewisse heutige Gewonheiten von gutem Adel sind, weil man ihren Ursprung schon vor dem jeztlaufenden Jahrhundert auffindet. — Ueberhaupt mag es nun genug von diesem Fabulisten sein, wenn ich nur noch angeführt haben werde, daß auch satirische Laune, das so reichliche Erbtheil seines Enkels ihm nicht fremd gewesen sein müsse. Man trift in seinen nüzlichen Lehrgedichten auf manche Spur derselben, und z. B. die 85ste Fabel ist es ganz: denn da um die damalige Zeit die berüfnen Reunionskammern Ludewig XIV. viel Streit und Unheil verursachten, so wird der Monat Februar in seiner Klage gegen Juli und August, die zwei Tag' ihm weggenommen, an die Reunionskammer zu Mez verwiesen; woven der ganze römische Kalender grosses Unheil besorgt. Dixi.

Meißner.

9.

Ueber eine wichtige litterarische Streitigkeit auf der Universität zu Caen in Normandie.

Sie wissen es, liebster B. aus unsern vormaligen Unterredungen zu Göttingen, deren Andenken mir immer so

süß ist, und noch mehr es sein wird, wenn ich glauben darf, daß auch Sie nicht ganz ohne Vergnügen an jene Abende zurückdenken. — Sie erinnern sich also, daß ich oft mir die Freiheit genommen, die Trans-Rhenanischen Franken gegen manche ihrer alten Mitbrüder zu vertheidigen, welche, wie mir vorkam, des ursprünglichen Familienbunds uneingedenk, mit etwas zu viel Wärme und Nachdruck, die Vorzüge ihres Kirchsprengels fühlten. Freilich ist dies besser, als die Weltbürgerei, welche die beiden Pole umfaßt, um mit philosophischer Gleichgültigkeit ihre Mitbürger und Freunde vergessen zu können: aber ist es auch besser, als jene edle und billige Denkungsart, die ich bei so vielen verehrungswürdigen Deutschen, und ich kan sagen, bei den aufgeklärtesten, immer, angetroffen habe: da man sein Vaterland mit unpartheiischem Auge würdigt, und die Vorliebe gegen dasselbe, durch das vorzügliche Bestreben, ihm nach Vermögen zu nüzen, beweißt, aber auch der übrigen Menschheit mit wahrer Menschenfreude volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt! In der Religion, so wie in der Litteratur habe ich es von jeher für ein schlechtes Verdienst gehalten, wenn man, statt zu ebnen, zu erweitern, zu verbinden, den Weg immer holprichter zu machen, und neue Scheidewände aufzuführen oder fortzubauen bemüht ist.

— — — Summus utrinque
Inde furor vulgo, quod numina vicinorum
Odit uterque locus — —

Aber allerdings ist es auch hier fester, die Grenzlinie immer genau im Auge zu haben. Vieleicht bin auch ich, wie so viele andre, aus Gerechtigkeitsliebe zuweilen wirklich ungerecht geworden. In diesem zu besorgenden Falle wil ich der Unparteilichkeit ein Opfer bringen, und in die Archive des deutschen Museums folgende Erzälung niederlegen, die allenfals von meinem Wunsche, jedem pflichtmäßig das seine zu geben, ein Zeuge sein kan.

Die

Die philosophische Fakultät auf der hohen Schule zu Caen ist vor kurzem in eine Art von bürgerlichem Kriege verwickelt worden. Man schrieb von beiden Seiten, vertheidigte sich, lies die Vertheidigungen drucken, brachte die Sache vor den akademischen Senat, und endlich selbst vor das Parlament zu Rouen, welches einen richterlichen Spruch darüber ergehen lies; und diese Sache betrift — das Diktiren in den Lehrstunden der Professoren. Ich wil Ihnen diesen wichtigen Verfal nach dem Leitfaden der Causes celebres T. LXXIX: mittheilen, doch muß ich aus Liebe für Sie diesen Leitfaden abkürzen, denn er hat mich durch volle achzig Seiten hindurch geleitet. Wenn Sie nicht jezo schon ungeduldig gierig auf den Ausgang sind, so erlauben Sie mir nur noch, Einleitungsweise, Sie zu benachrichtigen, daß auf allen französischen Universitäten die Sitte herscht, die auch noch nicht von allen deutschen verbannt ist, und über die ich hier nicht zu urteilen habe: Der Professor diktirt: und die Hälfte seines Unterrichts ist Schreibstunde, die andere Hälfte Erklärung. Es war doch einstens in Paris scharf verboten, zu diktiren; und bis in das Jahr 1452 mußte jeder angehende Lehrer schwören, es nicht zu thun, so wie lange Zeit jeder Lehrer und jeder Schüler zu Wien auf die unbefleckte Empfängnis Mariä schwören mußte. Allein beides ist abgeschaft worden, doch jenes mit dem Vorbehalten, daß unter Strafe der Exkommunikation kein Professor die Hefte eines andern abschreiben, sondern sie selbst verfertigen mußte, wie sie dieses bei Crevier oder ausführlicher noch dokumentirt bei Buläus nachsehen können.

Zu Caen war eben die hergebrachte Gewonheit. Die Artisten (les artiens d. h. die doctores artium, oder die Philosophen) diktirten und — diktiren! Zween unruhige Professoren, wahre Friedens- und Gesellschaftsstörer — Adam und Duchemin mit Namen — verfielen auf den unbegreiflichen Einfall, ihre Hefte lieber drucken zu lassen, als

als so viele Zeit mit dem unnüzen diktiren zu verschwenden. Der leztere sezte im Jahr 1778 sein vermessenes Vorhaben ins Werk,

nobis viventibus et in terram inspicientibus,

wie Ulysses in der lateinischen Uebersezung des Homers sich ausdrückt, welche ohne Zweifel auch manchmal ist vordiktirt worden (so wie sie gewiß noch von manchem, dem man es ansieht, ohne daß ers sich will merken lassen, in der Stille nachgelesen wird.) Sie sehen, daß man nicht Dämme genug aufführen könne, um dem überal einreissenden Strome der Neuerungssucht Einhalt zu thun. Die Herren Adam und Duchemin wurden, wie billig, verklagt. Sie gaben eine Schulschrift heraus, die, auf mich wenigstens, noch mehr Eindruck gemacht hätte, wenn sie, weniger ängstlich, schwache wie starke Gründe zusammengeraft hätten. Ich lege Ihnen, mit Uebergehung der minder erheblichen oder blos lokalen Umstände, das Wesentliche derselben hier vor, und zweifle kaum, daß Sie nicht unterwegs zu mancher Anwendung mögen versucht werden. Was ist leichter, sagen die Neuerer von Caen, als Hefte aus Heften zusammenzuschreiben, und sie dann mit gehöriger Langenweile vorzudiktiren! Aber ehrt das den Lehrer? Frommt das der Jugend? Eins so viel als das andere! Das ist wahr, es befördert den ewigen Kreislauf verjährter Irthümer, verwahrt den Lehrer vor Milzsucht und den Jüngling vor Erschlaffung, läßt die Bathologia nicht aussterben, und zeigt uns auch jezo noch, was die scholastische Philosophie im 15ten Jahrhunderte war. Man kan seine Hefte verbessern! Man verbessert sie auch, so wie man einen alten Bedienten bessert, an dessen Fehler man nun gewöhnt ist, und die man endlich gar nicht mehr gewahr wird. Man ändert in Kleinigkeiten, sezt ein Wort für das andere, aber das Ganze umzuschaffen, hat man nicht Mut genug. Ein Professor hingegen, der das Herz hat, seine Hefte herauszugeben (sein Compendium drucken zu lassen) ist ein Vater, der sein Kind in

die grosse Welt führt, und dem daran gelegen ist, daß es darin mit Ehren erscheine. Sehet den Mann, der diktirt! Er komt in den Hörsaal, sezt gemächlich sich nieder; spricht selbst vor, oder redet durch den Mund eines Schülers, den er neben sich stellt. Während der Zeit kan er mit aller Bequemlichkeit gähnen und schlafen, dann wird disputirt, und geendigt! Weit mehr Mühe, aber auch weit mehr Ehre und Vortheil wartet auf den Dozenten, der durch seinen gedruckten Cursus im Angesichte der ganzen Welt lehrt. Wie behutsam muß er sein in Sachen, so wie im Ausdruck! Die besten Schriftsteller in seinem Fache müssen vor ihm liegen, und er muß selbst denken, wenn er nicht blos vor Schülern, sondern auch vor Kennern bestehen will! So arbeiteten Dagoumer, Duhamel, Pourchot zu Paris: Estius, Sylvius zu Löwen und Douai, Potier zu Orleans u. s. w. Es erscheinen auch täglich so viel antiphilosophische Schriften; soll denn die Warheit allein nicht gedruckt werden? Freilich, wer das thun will, der darf seine übrige Zeit nicht im Kramladen, noch am Spieltische zubringen; und bloße Titelkentniß der Bücher, so wie die gründlichsten Apophtegmen über die Kochkunst lassen selbst alsdenn noch etwas zu wünschen übrig. Wer Talente entwickeln, wer wirklich der Vater seiner Schüler sein, und auch seinem Vaterlande Ehre machen will, der muß weder Nachtwachen, noch fehlersuchende Kritik scheuen. . . . .

Man wendet uns ein, daß bei solcher Publizität der Hefte, jeder Dorfpfarrer und Vikarius seinen Neffen und Bauerknaben Vorlesungen darüber halten, und so die Jugend von der Universität abziehen könte. Aber die gedruckten klassischen Schriften in den übrigen Fakultäten, haben den Lehrern derselben noch niemals Abbruch gethan, und dieses Argument solte überhaupt wol zu viel beweisen, und ein algemeines Veto auf alle Pressen legen. Auch wissen wir es aus eigner Erfarung, daß ein mit Sorgfalt geschriebener Lehrbegrif der Philosophie, wenn er durch den

Druck

Druck in Jedermanns Hände komt, die Anzahl der Studirenden bei uns auf keine Weise verringert. Wir haben wißbegierige Jünglinge in unsern Hörsälen gesehen, die aus wahrem Eifer für die Wissenschaften, sich mit nichts als Philosophie, mit Wasser und Brod, während ihres Cursus genährt haben. Wer uns also wegen unserm gewagtem Schritte tadelt, hat keinen andern Ausweg, als einen Befehl von den Obern auszuwirken, daß die Professoren nicht mehr studiren, und junge Leute nicht mehr gründlich sich unterrichten sollen: gründlich sagen wir; denn dieser Zweck wird nicht durch den Schlendrian des Diktirens erhalten: bei langsamem Vorkäuen der Paragraphen wird in vieler Zeit doch nur wenig gefördert, und eilt der Lehrer, so sind Fehler und Lücken in den Heften unvermeidlich. Man denke sich nun noch die häufig vorkommende Fälle hinzu, daß ein Zuhörer krank wird, daß er verreisen muß; oder den ganz gewöhnlichen Fall, daß er seine papierne Gelehrsamkeit verlegt oder verliert. Nun muß er Nächte durch schreiben, und aus einer schon schlechten Handschrift eine progeniem vitiosiorem noch machen, oder er bezahlt einen Kopisten, oder er wählt den allerkürzesten Weg, thut von allem dem nichts, entsagt den Cahiers, und folglich dem Gradus, der ohne sie nicht erlangt wird *). Der Lehrer hingegen, der Vorlesungen über gedruckte Cahiers hält, hilft eben dadurch allen diesen Unbequemlichkeiten ab, gewinnt täglich mehrere Viertelstunden, und kan in gleichem Zeitraum mit dem Diktater, über wichtige Gegenstände weiter sich ausbreiten, examiniren und Disputirübungen anstellen; so können denn die Zuhörer,

*) Alle Jahre müssen die Cahiers vor die Censoren gebracht werden, welche sie dann mit einer Ale durchstechen, um das Herumleihen, oder Unterschieben für den folgenden Annum scholasticum durch dieses Merkmaal zu verhindern. Diese ganze Schreibstube von philosophischen homologirten Inventarien muß dann vor dem Examen noch einmal in ihrem ganzen Umfang vorgewiesen werden.

hörer, als eben so viele zu einem freundschaftlichen Mahle geladene Gäste, mit einer weit gesünderen und zugleich auch schmackhafteren Kost versorgt werden, als auf die andere Art. Und wenn es denn wahr ist, daß die Philosophie ein höchstschäzbares Viatikum für den denkenden Menschen ist, warum wolten wir es ihm dann nicht so gut darreichen, als es nur immer in unserm Vermögen stehet! Wir wissen es, daß das Diktiren zu einer gewissen Zeit auf der Universität zu Paris und dadurch im ganzen Königreiche eingeführt worden; aber wenn man die nähere Veranlassung dieses Gebrauchs genauer aufsuchen will, so wird man uns fernerhin ihn nicht mehr als einen Schutzgrund entgegen sezen. Man kennt die Universalmonarchie, welche Aristoteles in allen Schulen, bis auf das vorige Jahrhundert behauptet hat. Man las, und exponirte, und paraphrasirte theils seine Bücher selbst, theils die unzähligen Summen, Isagogen und Kommentarien über dieselben. Des Cartes erschien, und erschütterte das peripatetische Reich bis in seiner Grundfeste. Die Schulregenten erblaßten, ergrimmten, schrien, und brachten nicht nur das lateinische Quartier von Paris, sondern selbst den Hof und das Parlament in Bewegung. Der Herzog von Montausier gab dem gelehrten Bischof von Avranches, dem berümten Huet den Auftrag, die Cartesianische Philosophie förmlich zu widerlegen; und Lamoignon, der erste Präsident des Parlaments, würde gezwungen worden sein, der Schaar der Aristoteliker nachzugeben, wenn ihm nicht Boileau durch sein Arrêt burlesque wäre zu Hülfe gekommen. Die gute Sache siegte endlich, und die alte Pedanterei wurde durch die Waffen des Ernstes und des Scherzes zu Boden geschlagen. Nun mußte man freilich auf eine neue Methode bedacht sein. Jeder mußte selbst Hand anlegen, den Stagiriten mit Descartes, diesen mit Gassendi, alle mit seinen eigenen Meditationen zusammenhalten, und das Resultat davon seinen Schülern vortragen. Hierdurch wurde auf Zeitlang das Diktiren

aller-

allerdings gerechtfertigt, wenigstens fand es in dieser Revolution seine Entschuldigung; aber wollen wir nun aufs neue dem Fortschritt der Erkentniß durch geschworne Hefte im Wege stehen? Wollen wir immer hinter unserm Jahrhunderte bleiben? Soll das Beispiel anderer Universitäten z. B. derer in England, und den österreichischen Staaten für uns gänzlich verloren sein? Symmachus hat Recht: Sera et contu meliosa est emendatio senectutis; aber trift das zweite Beiwort die Hartnäckigkeit der einen nicht eben so stark, als die zudringliche Verbesserungssucht der andern, die wir uns nie haben, nie wollen zu Schulden kommen lassen? — —

Dies schien mir das hervorstechendste in der Schuzschrift der Herren Adam und Duchemin zu sein. Der jezige Herausgeber der Causes celebres Desessart, ein etwas wortreicher Mann, hat diesmal die Pflichten der Unparteilichkeit nicht erfüllt, die man mit so vielem Grunde von einem Journalisten, und einem Rechtsgelehrten erwarten kan. Seine Darstellung ist sichtbarlich zum Nachtheil der angeführten Gelehrten, und er reihet ihre Säze so glücklich zusammen, daß sie sehr oft auf eine Ungereimtheit hinauslaufen. Desto lauter ist sein Posaunenton, mit dem er die Vertheidigung der Fakultät und des Diktirens verkündiget. Der Anfang dieser Apologie wird Ihnen schwerlich besonders behagen; aber vieleicht lesen sie mit mehr Aufmerksamkeit das Ende derselben. So notwendig ist es doch, beide Parteien ganz anzuhören! . .

Die benannten Professoren haben ohne Erlaubniß ihrer Fakultät und ohne ihr nur einmal Nachricht von ihrem Unternehmen zu geben, ihre Hefte drucken lassen, und sind dadurch schon strafbar. Sie handeln gegen den algemein eingeführten Gebrauch des ganzen Königreichs, und namentlich gegen die Gewonheiten der Universität zu Paris, nach deren Muster die zu Caen gestiftet, mit ihr affitiirt und bisher im Besiz des Diktirens gewesen ist. Will man

in solchen Dingen etwas ändern, so muß das ganze Korps die Aenderung einmüthig begehren; sonst ist jede Bewegung nicht Eifer, sondern Aufruhr. Auch hat sich die Universität zu Paris, deren Gutachten man sich hierüber erbeten, ausdrücklich für das Diktiren erklärt; die Formel: *Scriptis et auribus*, die in den Attestaten der Studirenden vorkommen muß, sezt die Sache ausser allen Zweifel: man würde auch deswegen zu Paris diejenigen Studenten, die ohne dieses Attestat und ohne Cahiers erscheinen solten, niemals zu den akademischen Würden befördern. Ein Professor der Physik zu Angers ließ es vor einigen Jahren sich einfallen, seine Cahiers in französischer Sprache zu diktiren. Es wurde ihm aber sogleich von dem Rektor Magnif. untersagt, und die Zeit, während welcher er in der Vulgarsprache diktirt, wurde als ungültig betrachtet, um den Gradum zu erhalten. Selbst das Parlament von Paris, vor welches diese Rechtssache gebracht wurde, änderte den Spruch nicht, sondern ließ der Universität die völlige Freiheit, bei ihrem Urtheil zu verbleiben, aber aus Liebe für die Studenten, die in diesen Kurs gefallen waren, den leztern Artikel wieder aufzuheben. Die philosophische Fakultät zu Nantes, die Universitäten von Rheims, Orleans, Poitiers, Valence, die gleichfals befragt würden, bezeugten gleichfals die Notwendigkeit zu diktiren, und erklärten sich gegen jede Neuerung dieser Art. Gleichen Grundsäzen bleibt auch die Universität zu Nancy getreu. In Toulouse wolte ein angesehener und in grossen Aemtern stehender Mann das Diktiren abschaffen. Er hatte schon verschiedene Professoren gewonnen; aber die algemeine Universitätsversamlung verwarf diesen Anschlag mit Unwillen, und seit der Zeit wird auch zu Toulose wieder ordentlich diktirt. Freilich hat diese Methode auch ihre Abänderungen erlitten. Im zehnten Jahrhundert war Aristoteles der Wegweiser, im eilften wurde er schon das Orakel aller Studirenden. Man las und erklärte seinen Text, bald aber verlor er sich unter den Erklärungen.

klärungen, welche den Schülern diktirt wurden. Peter von Blois zog die Textualerklärung wieder vor, und hielt das Diktiren für nichts besseres, als ein Mittel, halbe und Wortgelehrte zu bilden. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren die Professoren getheilt; die einen hielten fortlaufende, zusammenhängende Vorlesungen oder Reden: die andern diktirten. Die ersteren behielten die Oberhand, so daß man eine Zeitlang nur in den Feiertagen diktiren durfte. Hundert Jahre darauf wurde die oft benähmte Methode durch den Kardinal D'Estouteville den Reformator der parisischen Universität, aufs neue begünstigt, und selbst Ramus, der durch seine Beredsamkeit die schwierigen Truppen wieder unter den Gehorsam des Prinzen von Condé, und des Admirals Coligny zurückzuführen wußte, Ramus vermogte nicht, diese Regel wieder abzustellen Und verdiente denn das Diktiren diesen Triumph! ja es verdiente ihn: denn ohne diese Lehrart würden wir noch jezo in der Leibeigenschaft des Aristoteles sein; wenigstens würde die gesunde Philosophie nicht so glückliche Fortschritte gemacht haben, wenn die Lehrer nicht wären zu eigenen Erklärungen gezwungen gewesen, durch die Pflicht, jedes Jahr das Resultat ihrer Lektüren und Meditazionen ihren Zuhörern in die Feder zu diktiren.

Welcher Lehrer könte auch Stirne genug haben, nach Verlauf von einem oder zweien Jahren, die er in seiner akademischen Laufbahn durchlebt hat, sogleich sein Kompendium drucken zu lassen! Wer dazu Unerschrockenheit genug hat, der sagt zugleich: „Es bleibt mir eben nicht mehr vieles nachzulesen und zu durchdenken, zu berichtigen und zu ergänzen übrig: denn sonst würde ich mich freilich der Gefahr aussezen, zu der Menge von übereilten, unreifen und mangelhaften Grundrissen, Einleitungen und Systemen, auch eines unter meinem Namen hinzuzufügen, welches ich nach der peremptorischen Abschrift des Drucks nicht verbessern, und nicht mehr zurücknehmen kan." Und

doch solte jeder Docent dem Künstler gleichen, der jeden Tag vor seinen Leinwand sich hinstellt, hier etwas und dort etwas an dem Gemälde verwischt, ändert, hinzusezt, bis er es durch unermüdete Sorgfalt zum Meisterstücke hinaufgearbeitet hat. (Ich mögte gern, lieber Freund, einige Gedankenstriche hieher sezen, wenn sie nicht jezo eben so sehr in Abgang gekommen wären, als das lange und unrühmliche Zaudern mit dem Druck der Kompendien. Lassen sie uns also die Vertheidigung des Diktirens vollends aushören.)

Wenn unsere jungen Leute, fährt der Rector zu Bayeux im Namen der Fakultät fort, den Schülern des Sokrates, Plato, Aristoteles glichen, so würde ein gedruckter Leitfaden zu Vorlesungen nicht nur unschädlich, sondern zugleich eine wichtige Zeitersparniß seyn. Man würde immer mit erfoderlicher Aufmerksamkeit zuhören, die Zweifel in lehrreichen Konferenzen vortragen, das Ganze übersehen, das Beste behalten, aber können dies die meisten, oder wollen sie es nur? ohne die Notwendigkeit des Nachschreibens würden die Hörsäle oder die Köpfe oft öde bleiben. Der blosse mündliche Vortrag geräth dem Lehrer nicht immer; und macht selten bleibenden Eindruck auf eine unruhige Menge. Jener überläßt den Diskurs dem Zufall, und diese der Vergessenheit. Und ist denn die Zeit und Mühe des Diktirens wirklich so ganz überflüssig, als man es oft zu sagen pflegt? Weis man denn nicht, daß der junge Mensch die von ihm eigenhändig geschriebene Hefte mit ganz anderer Theilnehmung ansieht, als ein fremdes ihm vorgelegtes Lehrbuch? Jene betrachtet er als sein eignes Werk; er bewahrt sie sorgfältiger, studirt sie mit mehr Freude, und prägt sie dem Gedächtniß mit mehr Leichtigkeit ein. So ist denn das Diktiren eine nicht so völlig lächerliche Operation, als es die Encyclopädie unter dem Worte Etude, und auch Hr. Abbe Batteux behaupten. Jene fodert denn doch ein Lehrbuch, das in seiner Art volkommen sein, das von mehreren geschickten

Män-

Männern zusammengetragen, von der Regierung gebilligt, und in allen Schulanstalten eingeführt sei. Dies Lehrbuch haben wir noch nicht. Das neue Elementarwerk für die Französischen Kriegsschulen, und die Lesmethode, welche mehrere Bischöfe in ihren Seminarien eingeführt haben, können nicht auf den öffentlichen Unterricht angewandt werden, wie er auf einer Universität muß gegeben werden, wo die Lehrlinge nicht können gezwungen, und doch immer müssen in Athem gehalten werden. Sobald man hier von der Strenge nachläßt, so sinkt der Fleis bei Lehrern und Zuhörern; mit jenen nehmen auch diese ab; die verringerte Anzahl der Studirenden verringert den Nacheifer, welcher mit der Zunahme oder Abnahme der Jünglinge, die eine hohe Schule besuchen, selbst zu = oder abnimt. Alsdenn werden die Obern nachsichtig, die Untergebenen träg; die Statuten vernachlässigt; die Prüfungen sind mehr nicht als ein Spiel; und wer auch dieses nicht wagen wil, erhält ohne Mühe Dispens; der Doktorhut wird ein Handlungszweig, und der Konventsaal eine Zalstube. Bald wird auch in Landschulen, in Marktflecken, und warum denn nicht endlich auf Dörfern jeder Halbgelehrte ein Professor sein wollen, und seine Schule in eine Akademie verwandeln. Die Eltern, welche die Unkosten scheuen, oder ihre Kinder gern in der Nähe behalten, werden mit Freuden ihre Söhne dem neuen Pädagogen zuführen. Die philosophischen Fakultäten werden an Zuhörern arm; sie sind die Pflanzschulen der übrigen, und so werden sie denn alle nach und nach kränkeln, und dahin sterben. . . Die Professoren sollen diktiren! — Das Parlament zu Rouen bestätigte diesen Ausspruch der philosophischen Fakultät zu Caen; die Unkosten wurden getheilt, ausgenommen die Expedizion des Arrets selbst, welches die Herren Adam und Duchemin auf ihre Rechnung erheben mußten.

Ich hatte mir vorgenommen, jezt, da die beiden Parteien abgetreten sind, über diesen Vorfal noch ein

Wort mit Ihnen allein zu sprechen. Aber warum solte ich Ihrem oder anderer Urtheile vorgreifen? Bei Anhörung dieser ausgezogenen Aktenstücke bieten sich jedem, der sehen wil, einige Reflexionen so natürlich an, daß es doch wol überflüssig wäre, sie in terminis terminantibus, wie Cicero nicht sagte, aber Lombardus spricht, noch ausführlich hieher zu sezen. „Ich lese die Philosophie über Feder, malgré clameur de Haro und die theologischen Responsa, bringe die grössere Hälfte meines Diskurses zu Papier, habe das Ganze in Cahiers geordnet, die Meinungen und die wichtigsten Stellen anderer Philosophen hinzugesezt. Dies sind denn auch Cahiers, die ich freilich immer, und gar nicht aus Bescheidenheit, verbessern muß. Wer wil, liest sie oder schreibt sie für sich ab. Jeden Hauptabschnit widerhole ich in einem freundschaftlichen Examen, und finde dieses eben so unentbehrlich als angenehm. Nach dem Examen die Disputirübung, und nach geendigten Vorlesungen Lake, Malebranche, oder sonst ein Klassiker dieses Fachs, den wir zusammenhängend excerpiren, und mit einander durchgehen. Gesezt, ich oder ein anderer suchten nach bestem Vermögen diesen Plan zu befolgen thäten wir wol so übel daran! Ich wünschte, daß hierüber im deutschen Museum von einem erfahrnen Manne eine Antwort ertheilt würde, die wenig algemeine Betrachtungen und viele Erfahrungen enthielte.

Bl . . .

Strasburg.

10.

Kentniß englischer Schriftsteller vom deutschen Staatsrecht.

Im Critical Review for August 1782. p. 158. wird folgende neue Schrift angezeigt:

A po-

A *political Survey of de Sacred Roman Empire*, including the Titles and Dignitier of Electors, etc. by *John Talbat Dillon*, Knight of de Equestrian Order and *free Baron of the sacred Roman Empire*. Nach der Anzeige enthält dieses Werk unter andern auch eine Nachricht of de different *Colleges of de Empire*, und als solche Reichskollegia werden angegeben: Der Reichstag, die güldene Bulle und die obersten Gerichtshöfe. Ob dieser kaum glaubliche Verstoß vom Verfasser oder Anzeiger herrühre, weiß ich nicht, aber Deutschland glaub ich, hat doch unter allen Sudlern von Autoren und Recensenten keinen Ignoranten, der fähig wäre, die Habeas Corpus-Akte für ein Kollegium zu halten. Und solche Dinge vom H. R. Reich lehrt in England ein Reichsfreier Ritter!

D.

11.

1. Auf die Zerstörung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar, 14. Sept. 1782.

Stolz war ihr Manövre, — das muß man bekennen,
Sie kamen, und sahn — sich standhaft verbrennen.

2. Auf die scharfe Begrüssung des Grafen von Artois zu Algeziras, 15. Sept. 1782.

Mit Kugeln begrüssen sie den Freund,
Mit Pulver vermutlich den Feind.
Warum? das läßt sich leicht ermessen:
Sie haben die Brillen in Cadix vergessen.

3. Auf den Vertheidiger Gibraltars.

Wie Kronions Adler von dem Felsensize
Schleudert er, zerstörend, seine Blize.

Während Millionen Augen auf den Helden schaun,
Legt mit Lorbeern er den Grund zu Elliottown.

12.
Auszüge aus Briefen.

I.

Schafhausen, den 18 Okt. 1782.

Daß ich, der fleißigste Ihrer Korrespondenten, dießmal so spät antworte, werden Sie mir gewis verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß mir Ihr Brief nach Stuttgard nachgeschickt ward, und wenn ich Ihnen von den dortigen Feierlichkeiten eins und das andre erzähle. Viel wird es zwar nicht sein, weil die Zeitungen mir schon das meiste, was ich schreiben könte, weggenommen haben, und alles — sich nicht schreiben läßt.

Der Großfürst hat zwar nicht das, was man Majestät nennt, aber destomehr Einnehmendes in seinem Gesichte, welches auch in den genauesten Kupferstichen, womit diese Gegenden von Wien aus überschwemmt sind, sehr gemishandelt worden, besonders in dem untern Theil der Nase und der Oberlippe. Er spricht fertig Deutsch und Französisch, zeiget Kentnisse, und sucht sich von allem selbst zu unterrichten. Er ist gegen Jedermann äusserst herablassend, leutselig und auch in Kleinigkeiten zuvorkommend. Ich selbst sah, wie er den auf seinen Wagen stehenden Pagen bei der Hand faßte, damit er nicht falle, als der Weg einen kleinen Hügel herabging. Zu Mömpelgard ritt er Morgens mit einem Stalknecht spaziren, in dessen Tasche er ein Tobaksrohr bemerkte. „Schmaucht Ihr, Freund?„ fragte er den Knecht, welcher darüber erschrak und die Pfeife verbergen wolte. „Nein! Nein! so war's

nicht

nicht gemeint. Stopft nur und raucht! Es ist heut kühles Wetter.„ Der Knecht mußte also rauchen, und als er fertig war: „nun steckt mir auch eine an!“ und er rauchte auch. Seine Bedienten hingegen, wenn sie einen Fehler begehen, soll er zuweilen auf altrußisch behandeln. Einen derselben, der bei ihm verleumdet worden, verabschiedete er in Paris, und nun lassen ihn die andern inkognito mitreisen, bis der günstige Augenblick der Verantwortung komt. Im Speisen und, da er früh wieder aufzustehen gewont ist, Schlafengehen beobachtet er eine gewisse Zeit, und läßt weder durch Hoffeste noch durch sonst etwas sich in seiner Ordnung stören. Seine Gemalin liebt er zärtlich, und nach ihr vornemlich seine Schwäger, Ludwig von Wirtemberg und Peter von Holstein. In dem Herzog liebt und ehrt er den Oheim, und wird dagegen von ihm auch ungemein geschäzt. Er folgt gern seiner Laune, und zieht das stille häusliche Vergnügen jeder Feierlichkeit des Hofes vor, dessen Prunk er überhaupt nicht lieben soll. Aus Soldaten soll er sich nicht sonderlich viel machen, doch gefielen ihm die Wirtembergischen so, daß er sich von einigen Regimentern Abbildungen geben lies. Die Pferde liebt er mehr, und vorzüglich hat er Gefallen an der Jagd, doch nicht auf eine blutdürstige Art, wie er denn bei der grossen Jagd, die für ihn eine Stunde von Stuttgard angestellt wurde, nicht zugab, daß man Ein Stück Wild tödtete, und, nachdem alle durch den See ihm vorbeigetrieben waren, der ganzen Heerde Leben und Freiheit erbat.

Seine Gemalin liebt die Pracht etwas mehr, vorzüglich Opern und Tanz. Sie weis sich Grazie und Ansehen zu geben, ist aber nichts weniger als stolz, so ließ sie es z. B. nicht geschehen, als ihr die Prinzeßin von F...rg die Hand küssen wolte, sondern bot ihr freundlich die Wange. Auch sie ist menschenfreundlich und liebreich, welches überhaupt der Karakterzug des wirtembergischen Hauses ist, wodurch solches aller Herzen gewinnt.

Während Millionen Augen auf den Helden [illegible]
Legt mit Lorbeern er den Grund zu [illegible]

12.

Auszüge aus Briefen.

I.

Schafhausen, den 18 [illegible]

Daß ich, der fleißigste Ihrer Korrespondenten [illegible] so spät antworte, werden Sie mir gewiß verzeihen, [illegible] ich Ihnen sage, daß mir Ihr Brief nach [illegible] geschickt ward, und wenn ich Ihnen von den [illegible] Feierlichkeiten eins und das andre erzähle. [illegible] zwar nicht sein, weil die Zeitungen mir schon [illegible] was ich schreiben könnte, weggenommen haben, [illegible] — sich nicht schreiben läßt.

Der Großfürst hat zwar nicht das, was man [illegible] stät nennt, aber [illegible] Einnehmendes in seinem [illegible] te, welches auch in den genauesten Kupferstichen [illegible] diese Gegenden von Wien aus [illegible] gemißhandelt worden, besonders in dem [illegible] Nase und der Oberlippe. Er spricht fertig [illegible] Französisch, zeiget Kenntnisse, und sucht sich [illegible] zu unterrichten. Er ist gegen Jedermann [illegible] lassend leutselig und auch in Kleinigkeiten [illegible] Ich [illegible], wie er den auf seinem [illegible] Pagen bei der Hand faßte, damit er nicht [illegible] Weg einen kleinen Hügel herabging. Zu [illegible] ritt er Morgens mit einem Stallknecht spazieren, [illegible] Tasche er ein Tabaksrohr bemerkte. „Schmaucht [illegible] Freund!“ fragte er den Knecht, welcher [illegible] und die Pfeife verbergen wollte. „Nein! [illegible]

…rt sehen kan. Nach
…scher Garten mit
…ten so vorzüglich
… Was darin
…nisches Bad über
…chschlängelt; ei-
… hier bald dort
…ner Hütte und
Cestius neben
Ueberbleibseln
…ner römischen
…uelle mit drei
das Wirts-
…ause; die
… man einige
…len; drei
Jupiters;
…den Ruinen
…daneben die
…haus in ei-
…ein Floren-
…Wirtemberg;
…Noskee von
…n umgeben;
…e; um diese
… worin über
Bäume und
gezogen wer-
…Garten, wel-
cher

…en ausländischen
…ne und Gesträu-
… auf dem hochgr.
daselbst im freien
…o. Stuttgard 12.
… ist linneisch, und
die

Es ist wirklich eine der stärksten und sicher die reizendste Fürstenfamilie. Die Prinzen strozen von Gesundheit, und die Prinzeßinnen sind die ersten Schönheiten Europens. Die Glücklichste ist Friderike von Holstein, Sie und ihr Gemahl lieben sich wie Bürgerleute.

Den Herzog reut aller Aufwand nicht, welchen er gemacht, vielmehr ist er sehr vergnügt über die freundschaftliche Erwiederung der Bemühungen, die er für seine Gäste angewandt, und die sich überhaupt auf alle Fremde und auf jeden Umstand erstreckten. So hatte er z. B. eine griechische Kapelle zurichten lassen; die großfürstlichen Zimmer waren garnirt, wie die, welche Paul und Marie zu Petershof bewonen, und beim Eintritt in das Land wurden sie von einem benachbarten, der Sprache kundigen Prediger rußisch bewilkomnet. Weil der Grosfürst sich alles Gedräng verbeten hatte, durfte ausser den fürstlichen Personen, niemand nach Hohenheim kommen; hingegen ließ der Herzog es gleich am Tage nach der Abreise seiner Familie jedem Fremden zeigen.

Unter den vornehmen Gästen hat besonders eine Dame von hoher Abkunft, die sich im allerstrengsten Inkognito hielt, die Aufmerksamkeit des Publikums sehr beschäftigt....

Stuttgard ist, seitdem ich die Stadt zum leztenmale gesehen (und das ist noch nicht viel über ein Jahr) sehr verschönert worden, besonders in der Gegend des Schlosses. Der Plaz vor demselben ist, wie schon seit 40 Jahren der Plan war, endlich ganz geräumt und mit einem schönen Baßin geziert, und längs diesem Plaze, dem Schloß und der Akademie ein grosser Spaziergang angelegt worden.

Hohenheim ist, wie Sie wissen, der Ort, wo der Herzog in Geselschaft der Gräfin die Zeit, die ihm von Geschäften übrig bleibt, mit der Landökonomie zubringt. Die Meierei mit den dazu gehörigen Ländereien ist auch das

das vollkommenste, was man in der Art sehen kan. Nach dieser zeichnet sich ein sogenanter englischer Garten mit einem Dörfchen aus, der dem Grosfürsten so vorzüglich gefiel, daß er zum zweitenmal hinausfuhr. Was darin besonders in die Augen fällt, ist: ein römisches Bad über dem Bach, welcher die ganze Anlage durchschlängelt; eine römische Stadtmauer, von der sich bald hier bald dort Ueberreste zeigen; ein alter Thurm mit einer Hütte und einem Kuhstall; das Grabmal des Cajus Cestius neben einem Bauerhause; ein Zirkelbau in den Ueberbleibseln eines Vestatempels; die Gallerie bei einer römischen Wasserleitung; Neros Grabmaal; eine Quelle mit drei Statuen; das Billard in einem Heuschober; das Wirtshaus an den Resten von Neros goldnem Hause; die Milchkammer mit Majolika geziert, worunter man einige Stücke zeigt, die von Rafaels Hand sein sollen; drei Säulen von dem Tempel des donnernden Jupiters; ein Konzertsaal und eine Bauernhütte in den Ruinen eines Tempels der Cybele gebaut; daneben die Fortsezung der Wasserleitung; ein Schäferhaus in einem Holzstoß; Gefängniß der Inquisition; ein Florentempel; Bildsäule Herzogs Eberhard I. von Wirtemberg; eine Schweizerhütte; ein Rathshaus; eine Moskee von einem Gärtchen für Gold- und Silberfasanen umgeben; die Bibliothek der Gräfin in einer Kölerhütte; um diese herum der sogenante amerikanische Garten, worin über 700 ausländischer zum Theil sehr seltener Bäume und Gesträuche mit ihren Arten und Abarten gezogen werden; *) neben diesem der wirtembergische Garten, welcher

*) S. Systematisches Verzeichniß derjenigen ausländischen grösten theils nordamerikanischen Bäume und Gesträuche welche in dem amerikanischen Garten auf dem hochgr. Guth Hohenheim befindlich sind, und daselbst im freien Grund den Winter ausdauern, 1780. Stuttgard 12. Das franz. gegenüber. Die Ordnung ist linneisch, und die

cher alles enthält, was man in Wirtemberg aus dem Pflanzenreich finden konte; der Feigengarten; Ueberbleibsel von den gewölbten Gängen des Emilius Lepidus; Reste von Diokletians Bädern; eine Mühle neben einem Saale von Mahagoniholz, auf welchem ein Gärtchen mit einem Springbrunnen angelegt ist; das Wachthaus über einer natürlichen Grotte; der Sybillentempel auf der Sibillenhöle; eine gothische Kapelle mit gemalten Fenstern; das Pfarrhaus mit Eichenrinde überzogen; eine Einsiedlerhütte; endlich der grosse Wasserfal über einem Tufsteinfelsen, und unter demselben Katakomben und die Quelle der Arethuse.

Der Gräfin liebster Aufenthalt ist die Kölerhütte. Hier unterhält sie sich mit den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern, und hat auch dem Herzog Geschmack an ihnen beigebracht, da er sonst durch seine Erziehung gestimt, den Franzosen günstiger war. In dem die Bibliothek umgebenden Garten sollen Deutschen, die sich durch Grösse, Verdienst, oder Unglück ausgezeichnet haben, Denkmäler errichtet werden. Bestimt dazu sind bereits Kaiser Karl der Große; Herz. Christoph von Wirtemberg, Luther, Melanchton, Franz von Sickingen; Valentin Andreä, Herz. Ernst v. Gotha, Keppler, Leibniz, Haller, Klopstock, Lambert und Pfarrer Hahn. Der Kabinetszeichner Azel, ehemaliger Eleve der Militärakademie, hat schon von einigen Entwürfe gemacht, und ich theile Ihnen mit, was ich davon erfahren habe. Hallers Denkmaal: die Urne mit seinem Medaillon, woran eine Leier gelehnt ist, rechts die Philosophie, welche die zur linken stehende Natur entschleiert. Klopstocks: auf einer Piramide seine Urne, über welcher ein gen Himmel blickender Adler ruhet. An der Piramide hängt die Re-

li-

die Zahl der vorhandenen Bäume und Sträuche 718. die durch die im Anhang aufgeführten in dem wirtembergischen Garten aufbehaltenen auf 850 erhöht wird.
A. d. H.

ligion seine Harfe, vor ihr kniet mit zerbrochenen Ketten Abbadonna, welcher mit der einen Hand ein Kruzifir hält, mit der andern auf den Medaillon zeigt. Die Inschrift: Gratiam cecinit Terris et Inferis. Hahns: eine Eule (das Bild des Tiefsinns und Minervens Vogel. Sie liebt zwar das Besondere, aber nur, weil die Natur sie so gestimt hat, und wird sie darum verkant, so duldet sie es). Auf einem volkommenen Würfel....

II.

Karlsruhe, den 23. Okt. 1782.

...... Die Akademisten zu Stuttgard sind nach verschiedenen Rücksichten in verschiedene Abtheilungen geordnet, worunter jene nach Sitten und Wissenschaft natürlich die vorzüglichsten sind. Gegenwärtig sind dieser Abtheilungen 23. Von denselben besteht

die erste aus = = =	11 Zöglingen,
die zweite enthält =	20
die dritte = = =	5
die vierte = = =	7
die fünfte = = =	5
die sechste = = =	12
die siebende = = =	10
die achte = = =	12
die neunte = = =	16
die zehnte = = =	16
die eilfte = = =	12
die zwölfte = = =	18
die dreizehnte = =	15
die vierzehnte = =	5
die funfzehnte = =	23
die sechszehnte = =	24
die siebzehnte = =	23
die achtzehnte = =	23
die neunzehnte =	22

die

die zwanzigste	22
die ein und zwanzigste	19
die zwei u. zwanzigste	15
die drei u. zwanzigste	11
	344

Die Chevaliers sind in die erste, zweite, dritte, siebende und neunte Abtheilung zerstreut. Von Grafen befinden sich 22 hier, von denen der noch minorenne Graf von Isenburg Philippseich der vornemste ist. Edelleute und Freiherrn sind 160 und 162 Bürgerliche. Nach jenen Abtheilungen kommen noch zwei, eine von 24, die andere von 22 Personen, worin die Künstler, Musici, Akteurs und Tänzer begriffen sind, daß also zu Ende des Septembers die Zahl der Eleven sich auf 390 belaufen hat...

Das Chaußéewesen im Wirtembergischen steht unter einer Her- und Landschaftlichen Deputation, welche gegen 3 Kr. vom Gulden die Gebühr der Paßirenden durch ihre Beständer quartaliter sich liefern läßt. Von Jakobi 1781 bis 1782 betrug die ganze Summe 15,700 Fl. Hievon sind etwa 450 Fl. als der halbe Ertrag von 2 gemeinschaftlichen Stazionen und dann obiger Rabat des zwanzigsten Theiles mit 800 Fl. abzuziehen, daß also noch ungefähr 14,500 Fl. in die Kasse fliessen. Die Chausseestazionen sind dermalen: Wangen, Oberetlingen, Plochingen, Ebersbach, Göppingen, gemeinschaftlich von da zur Ulmer Grenze, Stuttgard, Degersloch, Waldenbuch, Lustnau, Bläsibad bei Tübingen, Osterdingen, Kantstatter Prag, Kantstatt, Waiblingen, Endersbach, Hebsack, Schorndorf, Lorch, Ludwigsburg, Eezburg, Bietigheim, Brücke alda, Laufen, Schwieberdingen, Enzwechingen, Illingen gemeinschaftl. von da bis Mülacker, Liemzingen, Knitlingen, Balingen, Königsbronn, Schnaitheim, Heidenheim, Herbrechtingen, Hermaringen, Tuttlingen...

Die

Die Göppinger haben nur an Gebäuden 395,000 fl. verloren. Um diese herzustellen zahlt jedes 100 fl. vom Werth der assekurirten Häuser 50 Kr. in 3 Terminen, die so keine Häuser in der Brandassekurazionsanstalt haben, ausserdem noch ein Gewisses ....

Die Straßburger Gelehrte und Kunstnachrichten, nach denen Sie fragen, existiren erst seit Anfang dieses Jahres, und haben hauptsächlich die Absicht, Deutschland und Frankreich bekanter mit einander zu machen. Seit einem Vierteljahr ist auch eine neue Quartalsschrift: Wirtembergisches Repertorium, erschienen. Das neueste Produkt Schwabens ist ein philosophischer Almanach auf das Jahr 1783. von Wekhrlin. — Fuldas Geschichtskarte ist zur Hälfte fertig. Nach Neujahr soll sie ganz ausgegeben werden. — —

III.

Basel, den 30sten Oktob. 1782.

.... Die Oper les Fêtes Thessaliennes *) wurde gleich nach der Ankunft des Großfürsten den 12ten Sept. zu Stuttgard italienisch aufgeführt, zu welchem Ende Sr. Verazi sie aus dem französischen Original übersezt hat. Weil das Stück ganz Allegorie auf die hohe Versamlung ist, so wird Joseph II. als König Amphyktion von Thermopylä, Katharine II. als Königin Basine von Scythien vorgestellt. Die handelnden Personen sind Herzog Karl, als Fürst Thessalus von Thessalien, Paul und Marie, als Agathyrsis und Athenais von Scythien, Elisabeth, als Asterie, Verlobte eines Anverwandten von Amphyktion, Friedrich von Wirtemberg als Prinz Sagill, seine Gemahlin als Apollonide von Mazedonien, und um den Obermeister der Thessalischen Zauberer Aristander

*) Opera- Ballet- Allegorique imaginé et composé en François par Mr. *Uriot*, Prof. de litt. franç. à l'université Caroline. Mit der Ital. Uebers. zur Seite. Stoutgard. 4.

stander auch zu allegorisiren, stellte man sich in ihm den Hn. Uriot selber vor. Dieser mag sich über die Erfindung aller dieser Namen weidlich gefreut haben: und hätte er's nur dabei bewenden lassen! Er hat, wie Sie gleich sehen werden, häßlich gezaubert. In der ersten Szene machen sich die Fürsten wechselsweise die größten Komplimente, und gehen; in der zweiten wird getanzt und gesungen; in der dritten fragt Thessalus, womit er seinen Gast unterhalten soll? und weil Sagill versichert, Agathyrsis wünsche den Kampf der Titanen gegen den Souverain des Dieux zu sehen, so eilt Thessalus mit einem: dazu kan Rath werden! fort, um sogleich Anstalt zu machen, und wird deswegen von Sagill, Apollonide und Asterie in der vierten Szene gar sehr gelobt. In der fünften ruft Aristander, der von der ganzen Sache noch nichts wittert, zum Zeitvertreibe seine Untergebenen, Gespenster u. s. w. zusammen, bekomt einen unerwarteten Besuch von Thessalus, wird auch mit diesem des Handels gleich einig, und präparirt sich nun mit seinen Kameraden, bis sich Agathyrsis und Athenais umgekleidet haben, welche in der 9ten Szene ihre Ungeduld den Olymp zu sehen kaum mehr zurückhalten können. Bis sie diese befriedigen, wozu wir sie in einem Konversationswagen abfahren lassen wollen, machen Uriot, Aristander und Konsorten in der 10ten und 11ten Szene so viel Beschwörungen und die Titanen hinter dem innern Vorhang einen solchen Lerm, daß man nichts als ein neues Ballet vermuten darf, und es wird auch wirklich in der 12ten Szene, den Einwohnern von Larissa (Stuttgard) zu gefallen, weil sich diese nicht satt daran sehen und hören können, das beliebte Ballet: la Guerre de Titans contre Jupiter! abermals gegeben. Unter lauter Tanzen und Singen machen dabei die Titanen dem armen Jupiter so bange, daß ihm in wörtlichsten Verstande der Dampf zur Stirne herausfährt, und da sie es endlich gar zu bunt treiben, ihm immer näher kommen, und die andern Götter alle durch-

gehen,

gehen, so nimt er den Kopf, welcher ihm gewaltig brennt, in beide Hände, und drückt eine ganze Wolke von Dampf heraus, worin er sich sehr weislich versteckt, bis er wieder Mut gesammelt hat. Das muß Vulkan bemerkt haben, der ganz ungerufen wieder erscheinet, und mit der Axt gegen die Wolke einen so derben Streich thut, daß sie sich zertheilt, und man Jupitern wieder sehen kan, der nun ein sehr grimmiges Gesicht macht, und da Hr. Uriot die Titanen, wie vom Schrecken versteinert, stehen bleiben läßt, so wird es dem Gotte nicht sauer, einen nach dem andern zu Boden zu blizen, womit sich denn auch der ganze Spaß, wie eine Tragödie, endigt. Fragen Sie Hn. U. warum er den hinkenden Vulkan, den sogar Niemand erwartete, bemüht habe, so wird er es Ihnen schwerlich sagen können, oder wollen; also hören Sie es von mir. An der Gräfin Geburtstage wurde einst das ganze Ballet als erster Aufzug einer Oper, aufgeführt, wo Minerva, die Geselschafterin Jupiters, natürlich auch eine Allegorie abgeben mußte. Um nun diese, wie sich's gebührt, dem Jupiter aus dem schwangern Kopfe zu schaffen, muß Vulkan den bekanten Streich thun, welchen er aber, um des Theatergottes zu schonen, statt auf dessen Hirn, nur auf die Wolke thut, aus welcher Minerva hervorspringt, und gleich ihrem Vater wider seine ungezogene Vettern zur Hülfe kömt. Das hatte nun U. diesmal ausgestrichen, aber doch die Wolke und den Vulkan, als gar zu gute Erfindungen, beibehalten.

In der ersten Szene des zweiten Akts ist noch grosse Verwunderung über das sonderbare Spektakel. Sagill aber klärt alles auf, indem er seiner Geselschaft erzählt, daß Thessalien das Land der Zauberer sei (eine Allegorie auf die Operndirektion des Hn. U.) und Apollonide sezt hinzu, daß Thessalus sich der Zauberer bediene, um bei seinen Unterthanen Liebe zur Tugend und Abscheu vorm Laster zu erregen. Leider hat daran ihr Obermeister diesmal nicht gedacht! In der zweiten Szene läßt er Amorn

als Zauberer verkleidet erscheinen, welcher den Gästen sagt: Thessalus schicke ihn, um ihnen mit seinen Taschenspielerkünsten die Zeit zu vertreiben, und da verlangt Agathyrsis, damit wir wieder ein Ballet bekommen, der kleine Zauberer solle ihnen Tempe zeigen. „Sonst nichts? Ich kan noch mehr. Wißt, daß ich Amor bin! " Er pfeift — nein das thut Herr Uriot, während jener singt, und gleich präsentirt sich Tempe in der dritten Szene, wo die Schäfer nichts thun als tanzen und singen. Nachdem die Gäste dies lange genug angesehen, gehen sie fort, ohne sich beim Amor zu bedanken; oder ist dieser ohne Abschied verschwunden? Die Schäfer tanzen noch eine Contredanse et — tout le Monde se retire. („Gebt Acht! die ganze Welt wird sich schwenken! " sagte mir zu Hagenau ein Offizier, welcher sein Deutsch probiren wolte, und nur seine Kompagnie zu kommandiren hatte.) Nur noch eine kurze Weile Geduld. In der vierten Szene komt das beste vom ganzen Stück, und was mir in der That nicht schlecht deucht, das Lob Josephs aus Thessalus Munde, weil Verazi dem Original nicht treu blieb, so seze ich aus Uriots Text den Schluß her:

Que d'Amphiction la gloire
soit égale à ses bienfaits!
Et qu'au Temple de memoire
son nom se lise à jamais!
Sa puissance de la Grece
soutient, accroit la splendeur;
son Genie et sa sagesse
En assurent le bonheur.

In der fünften Szene verlangt Athenais, Thessalus soll sich von der alten Sybille wahrsagen lassen, was der Familie noch bevorstehe, und unterdeß dieser auf dem Wege zur Prophetin ist, rathen die Gäste, was die Sybille sagen werde, und hoffen lauter Gutes. In der -ten Szene bekommen wir die Höhle der Sybille und den heiligen

gen Dreifuß zu sehen, welchen sie der Delphischen Priesterin entwendet haben muß. Nun komt Thessalus, die Sybille will prophezeihen, kan aber nicht reden wegen der nahenden Gottheit, singt es also in 10 Zeilen, und am Ende komt Apollo leibhaftig, und sagt, er wolle diesmal selbst wahrsagen, man solle die Leute holen, und ein Opfer zurichten. Im Hui ist, in der 9ten Szene, alles in den Tempel des Pythischen Apollo versezt. Da wird erst geopfert, bis Apollo der Sybille und den Oberpriester seine Ordres ertheilt hat, und endlich fangen diese an drei Orakel zu geben, der Athenais: sie werde ihre Kinder nach dem Muster der Basine erziehen: dem Sagill und der Apollonide: ihre Nachkommen werden den Norden beherschen: und der Asterie: Amphyktion werde sie mit seinem Vetter verbinden. Apollo sagt selbst in der lezten Szene das Amen dazu, Thessalus und seine Gäste bedanken sich, und ein Ballet général macht dem ganzen Handel ein erwünschtes Ende.

Die Dekorazionen waren prächtig, die Musik vortreflich, Gesang und Aktion aber erbärmlich. Noch übler aber komt der Sachverständige in der Komödie weg, wo oft deutscher Text, italienische Musik, und französische Aktion in einer Arie auf das schrecklichste disharmoniren. — —

... Mlle. Sandmaier, eine der ersten Aktrizen aus der Ecole des Demoiselles, ist neulich mit dem gewesenen Hofkaplan Baumann, welcher deswegen dimittirt worden, weil er sie schon ein Vierteljahr vorher entführen wollen, davon gegangen; sie wurden aber zu Ettlingen angehalten und ausgeliefert. Ihr Schicksal ist noch unbestimt, obgleich B. wieder frei in Stuttgard herumgehen soll.

.... Der durch die Räuber so bekant gewordene Gardemedikus Schiller ist jezt bei der Manheimer Bühne. — —

IV.

Hamburg den 12ten Nov. 1782.

. . . . Wenn Ihnen die so eben erschienene kleine Schrift: Etwas das Lessing gesagt hat. Ein Kommentar zu den Reisen der Päbste nebst Betrachtungen eines Dritten. Berlin. 1782. auch ihres Vortrags und der philosophischen Ründung und Bestimmung der Gedanken wegen nicht gefiele, so müssen Sie doch den Mut ehren und lieben, mit dem der edle Verfasser die Rechtmässigkeit von dem Erfolg glänzender Handlungen zu trennen wagt, und, indem die halbe Welt blindlings klaticht, den Weisen einen Fingerzeig gibt. Haben Sie die Güte in Ihrem Museum ein Versehen anzuzeigen, welches bei dem Abdrucke dieser Schrift begangen worden ist, und wodurch eine der wichtigsten Stellen derselben ganz unverständlich wird. Es heißt nämlich S. 17: "herschende Gewalt, deren selbsteigene Erkentniß den Weg zur Glückseligkeit vorzeichnen und sie hineinzwingen durfte„ u. s. w. und es solte heissen: "herschende Gewalt, deren selbsteigene Erkentniß oder Wilkür allein jeder andern Erkentniß den Weg zur Einsicht, so wie jedem Triebe den Weg zur Glückseligkeit vorzeichnen und sie hineinzwingen durfte„ u. s. w. — —

Anzeigen.

1. Es ist dem Hrn. Hofrath Schlözer in Göttingen gefällig gewesen, in das dritte Heft seiner Staatsanzeigen S. 329 einen Aufsaz über die neuesten Finanzverbesserungen in Anspach und Bayreuth einzurücken, und dabei zu bemerken, daß er aus dem Lauenburgischen Kalender aufs Jahr 1783 entlehnt sey. Ohne Zweifel hat Hr. Schlözer die wahre Quelle nicht gekant, aus der sich dieser merkwürdige Aufsaz herschreibt; denn, hätte er gewußt, daß Hr. Kriegsrath Dohm in Berlin Verfasser dieses Aufsazes und daß derselbe im Deutschen Museum Nov. 1781 zuerst abgedruckt sei, so würde er, der erklärte Feind alles Nachdrucks, aus einer algemein gelesenen Monatschrift schwerlich diesen Aufsaz ent-

lehnt

lehnt, wenigstens, statt des Kalenders, die weit authentischere Quelle desselben angegeben haben. Der Herausgeber.

2. Schreiben des Hrn. Apoth. Andreä zu Hannover.

Meine Herren!

Mehr als vierzig Jahre sind es nun, daß ich den Anfang zu einer Samlung von Naturgeschöpfen, und besonders in der Erde einheimischen Körpern, (Stein- Salz- Metall- Arten und Versteinerungen) gemacht, die einst, wie ich wünschte, zu der Beschaffenheit gelangen möchte, daß sie mir einen Leitfaden zu einer gründlichen, und wo möglich, gründlichern Kenntniß dieser Art Körper, als sich aus Büchern ziehen läßt, gewährte. Mein Zweck also war gewiß nicht, nur das Ausserordentliche, das Seltene, das Glänzende aufzusuchen, um etwa demnächst Neugierige in Verwunderung zu sezen, und mich in dem kindischen Vergnügen zu berauschen, meine Schäze angestaunt zu sehen: sondern ich wolte lernen, und meine Samlung solte unterrichtend sein. Sie ist dies, (Mineralien anlangend), wie ich glaube, geworden, und ob sie gleich nicht frei (welche irgend andere aber ist das!) von Lücken ist, so hat sie doch, und zwar nicht wenige, ganze Reihen, unter sich verwandter, jezt noch in dem rohesten Zustande befindlicher, jezt ihrer möglichen Ausbildung oder sonstigen Vervollkommung allmählich sich nähernder, jezt wirklich zu derselben erhobener, endlich wieder von derselben herabsinkender oder herabgesunkener Körper, in einer so zusammenhangenden Stufenfolge aufzuweisen, daß sich darin der Gang der Natur auf dem Schaffungswege so vieler, oft verschieden scheinender und doch wesentlich zusammen gehörender Einzelheiten, — also ihre, durch jede Reihe von dem erstern zu dem leztern Gliede derselben stattfindende, fast unmerkliche, Fortschreitung so deutlich darzeiget, daß, wie mannigfaltigen Verlarvungen auch diese zahlreichen Körper fähig erscheinen, doch die unleugbare Verwandschaft, welche sie unter einander entweder haben oder nicht haben, so sinnlich mehrentheils und hell hervorleuchtet, als es beinahe unsere Wißbegierde nur wünschen mag. Und wie könnte dies in so fern wohl anders sein, da hier die Natur selbst redet, nicht durch den Mund fehlsamer Dolmetscher (wie wir doch alle mehr oder weniger sind) sich verkündigen läßt, nein, selbst ihr System vorträgt, ein System, gegen welches jedes noch so sinnreich zusammengewebte idealische zum höchsten nicht mehr, als etwa eines Malers Skize von einer weit ausgedehnten Landschaft ist, die er

durch Nebel oder aus zu grosser Ferne gesehen, mehr gemutmasset als gesehen hatte, dennoch, von seiner Einbildungskraft verführet, sich zu zeichnen anmaßte, und nun wohl getrichtig dargestellt zu haben, Andere überreden möchte. Gestanden sei es, daß auch ich ehemals, unter Umständen, wie des Malers, Skizen dieser Art, Systeme meine ich, seinsollende Natursysteme, zum Gebrauch für meine Samlung an den Tag gebracht, die damals wohl alle, meiner Meinung nach, recht artig waren: nur daß mir immer jedes Neuere besser, als das Aeltere gefiel, und da ich nun das Jüngstgebohrne, auf dessen zierliche Gestalt ich mir nicht wenig zu gute that, zur Richtschnur, um darnach meine Samlung zu ordnen, annahm, ich die traurige Erfahrung machen mußte, daß meine Samlung sich nicht zu meinem Systeme bequemen wolte. Wie fand ich da die gute Mutter Natur so widerspänstig! bald hie, bald da weigerte sie sich, sich das raisonnirte Joch auflegen zu lassen, und im Ganzen wolte sie noch weniger so gefällig sein, sich unter dasselbe zu schmiegen. Ja, ich muß es nur heraussagen, selbst mit andern, von fremden Vätern erzeugten Systemen, so sehr ich sie auch schäzte, und zum Theil noch schäze, ging es mir nicht glücklicher. Die Widerspänstige hatte Gründe für sich, die ich nicht zu widerlegen, nicht zu heben vermochte, und nicht genug für sie, mir schon gezeigt zu haben, daß sie mir nicht folgen wolte, ließ sie mich noch einsehen, daß sie es auch nicht konnte. Es schien mir daher das Rathsamste, wozu ich mich zu entschliessen hätte, der Versuch zu sein, ob ich nicht ihr folgen könnte. Mit aller Selbstverleugnung, und Beiseitesezung vorgefaßter Meinungen, schritt ich hierzu; spähete Ihr, so gut ich konnte, nach; fand Sie — man denke doch! — klüger als mich, und so warf ich nun, so weh es mir auch that, mein allerliebstes System ins Feuer. Jezt, statt wie vormahls, ihr meine mineralogischen Begriffe aufdringen zu wollen, fing ich nun an, sie aus ihr zu schöpfen: wenigstens ist es seither, sie nur aus ihr zu schöpfen, mein ernstlicher Vorsaz gewesen: mag ich immerhin hie oder da einen Misgrif gethan haben, der selbst verdienet, daß er auf die Rechnung, nicht sowohl meiner Zeitkürze, als meiner Stumpfsinnigkeit, geschrieben werde. Dem sei inzwischen wie ihm wolle: ich habe in dem Buche der Natur buchstabirt; ich habe darin zwar freilich nicht überall, aber doch hin und wieder zusammenlesen gelernt, und ich habe ein und andres darin so gelesen, wie ich es in andern Büchern nicht gelesen hatte. Es betrift dies (Erd- oder Stein-

Arten anlangend) insonderheit Geschlechte und Gattungen, deren manche von Alters her eine Trennung, welche die Natur nicht gut hieß, erlitten hatten, und die ich also in ihre Verwandschaftsrechte wieder einsezen mußte, wodurch denn beider Anzahl um ein beträchtliches verringert wurde. Eben hierdurch aber gewannen die Charakter der Bleibenden an Bestimtheit, und ich mache mir die Hoffnung, daß sie daran auch dadurch nicht verlohren haben werden, daß ich, anstatt sie in Definitionen zusammen zu drängen, ihnen Beschreibungen eingeräumt habe. Leichter zugleich war es nun auch, den wenigern Gattungen, die blieben, gute Trivialnamen beizusezen: ich meine solche, die nicht, wie bisher gewöhnlich, bald von dem Geburtsorte, bald von der Härte, bald von der Farbe, dem Schimmer — und dergl. unter sich so höchst verschiedenen, an sich gar zu schwankenden, zu willkürlichen Merkzeichen, sondern von Eigenschaften, und zwar solchen Eigenschaften, die eine einstimmigere Beziehung auf einander haben, entlehnt, also etwas mehr als ein leerer Schall sind, der mit gleichem Rechte von mehr als einer, eines und desselben Geschlechts, Gattung, in Anspruch genommen werden könte. Solche, zu der Unterscheidung der Gattungen von einander wirklich etwas beitragende Trivialnamen waren aber, bei der von einigen Mineralogen angenommenen ungeheuern Menge der Gattungen, bisher unmöglich; jezt haben sie mir selbst bei den Spielarten möglich geschienen, und meine ich, in der Auswahl auch dieser nicht ganz unglücklich gewesen zu sein.

Dies voraus erzählet, will ich nun kürzlich anzeigen, daß ich gesonnen bin, von dem, was meine Natursamlung enthält, eine systematische Beschreibung in Druck zu geben. Es wird diese Beschreibung in lateinischer Sprache sein: einer Sprache, die ich zwar gewiß nicht zierlich, wohl nicht einmal ganz fehlerlos schreibe, die ich aber darum gewählt habe, weil sich in derselben das Meiste hieher gehörige kürzer, als in unserer deutschen Sprache sagen lässet, welche leztere ich sonst, und zu Verhehlung meiner Schwäche in jener, allerdings vorgezogen haben würde. Ein Band in groß Quart auf Schreibpapier, solte von dieser meiner Arbeit zuerst hervortreten, welcher als der erste Theil der ganzen anzusehen sein, und bloß von den eigentlichen Erd- oder Stein-Arten, wie auch von den Salzen handeln würde. Gegen dreissig Kupfertafeln würden denselben begleiten, den Vorstellungen nicht solcher der beschriebenen Körper gewidmet, die etwa bloß durch hervorragende Schönheit sich empfehlen,

son-

sondern solcher, die mir des Naturforschers Aufmerksamkeit vorzüglich werth geschienen. Ich sehe es ein, der Stich so vieler Kupferplatten wird nicht geringe Kosten verursachen, und diese Kosten werden notwendig mein Buch vertheuern; indessen werde ich, als Autor, seiner möglichen Wohlfeilheit nicht im Wege stehen: hierauf kan man sich verlassen. Nur in wie fern man sich auch auf die Güte meiner Arbeit werde verlassen können, und ob man zu derselben so viel guten Glauben haben wollen und haben können werde, um durch vorläufige Unterschreibungen auf das Werk, seine Herausgabe zu befördern, darüber bin ich in Zweifel. Zu viel solches guten Glaubens und zu grosse Erwartung wünschte ich nicht einmal: ist doch das eine, wie das andre, dem Kredit eines Autors, selbst des lorbeerreichsten, gefährlich. Was also thun? Einen Antrag, einen öffentlichen Antrag zu Unterschreibungen zu wagen, dazu werde ich schwerlich den Mut haben. Sind Sie muthiger, meine Herren, und wollen Sie es unternehmen: ja, so ist es ganz natürlich, daß Sie zu einem glücklichen Erfolge meine guten Wünsche haben.

Da uns die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse des Herrn Andreä in der Naturgeschichte, und vorzüglich im Steinreiche, so wie dessen ganz vorzügliche Mineraliensamlung bekant ist; so unternehmen wir es mit Vergnügen, bei dem Publiko hierdurch anzufragen, ob es geneigt sei, uns durch eine hinlängliche Anzahl von Subskribenten in den Stand zu sezen, die Herausgabe dieses Werks ohne zu viele Gefahr zu übernehmen. Die Grösse des Werks kan nicht genau bestimmt werden; daher wollen wir die Subskription also festsezen, daß jeder Bogen Druck für 1 gr., jedes Kupfer in Quarto aber für 1½ gr. in Louis do'r à 5 Rthlr. den Herren Subskribenten überlassen werden soll; wobei wir es an typographischer Schönheit gewiß nicht werden fehlen lassen. Die Subskription bleibt bis zum 1sten März 1783. offen, und kan man bei dem Hrn. Verfasser und den sämtlichen Hrn. Kommissionärs der Verlagskasse subskribiren. Gegen Ostern kündigen wir an, ob das Werk erscheinen könne und liefern in diesem Falle den ersten Band auf Michaelis 1783.

Dessau, den 4ten Junii 1782.

Die Administratoren der Verlagsk. für Gelehrte u. Künstler.

Druckfehler im Oktober.

S. 385. Z. 14 für spricht — sprüht: S. 305 Z. 14 — pow'd — pour'd. S. 306 Z. 18 — Foster'd — 28 Tears — 29 nach o'erflow ...

Gedruckt in Ifens Buchdruckerei zu Weißenfels.